№ 87.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 1. November 1836.

Wiederherſtellung und Erweiterung der muſiviſchen Glasmalerei in Bayern von 1826 bis 1836.

Der Zeitpunkt ſelbſt, wo, nach langer Vergeſſenheit, ein vordem ſo reich entwickelter und ſo ſinnvoll angewendeter Kunſtzweig als in der Blüthezeit des deutſchen Bauſtyles die muſiviſche Glasmalerei es geweſen iſt, zuerſt wieder in einem großen Sinn und Maßſtabe zur Ausführung kommt, ſcheint beſſer als jeder ſpätere Moment dazu geſchickt, ein für allemal hiſtoriſch ins Reine zu bringen, wem das Verdienſt einer ſolchen Wiederherſtellung und Wiederbelebung weſentlich zuzurechnen ſey. Weiterhin, ſobald erſt einmal das, was hierin die Einen, mit Hingebung, mit unverdroſſenem, ausdauerndem Muthe, und nicht ohne den äußerſten Aufwand geiſtiger, ſo wie materieller Hülfsmittel für ſich erreicht haben, auch von Anderen benuzt und, möglicherweiſe mit ähnlichem Glücke angewendet wird, pflegt es gemeiniglich viel ſchwieriger zu ſeyn in der öffentlichen Meinung, über das Geſchichtliche eines ſolchen Vorgangs die richtige Anſicht nachträglich feſtzuſtellen. Bei zunehmender Schwierigkeit aber, ſpäter die bloßen Nachahmer von den eigentlichen Urhebern noch gehörig zu unterſcheiden, will es dann nicht immer gelingen, den Ruhm, etwas ſo Schönes und Löbliches neu begründet zu haben, zunächſt für diejenigen in Anſpruch zu nehmen, welche berechtigt ſind, darüber zu wachen, daß die Geſchichte eben dieſen Ruhm ihnen ungetrübt und ungeſchmälert bewahre. Für's Erſte freilich kann es wohl Niemand ſo leicht in den Sinn kommen, die unſicheren, und verhältnißmäßig geringfügigen Verſuche, wie ſie zur Wiederaufnahme der Glasmalerei hier oder da ſind gemacht worden, dem ſtaunenswürdigen Fortgange vergleichen zu wollen, womit während der lezten zehn Jahre in Bayern das Beſtreben iſt gekrönt worden, dieſe ſchöne Kunſt aus tiefem Verfalle aufzurichten und zu ihrer ehemaligen Höhe ſie wieder zu erheben. Nur wird zur nähern Beſtimmung eines ſolchen, vorerſt noch jede Vergleichung ausſchließenden Unterſchiedes vorausgeſezt, daß vorher die Frage ſchon entſchieden ſey, ob hierbei von einer Wiederentdeckung und eigentlichen Regeneration, die in der That dieſen Namen verdient, überall die Rede ſeyn könne: bis auf welchen Punkt die Kunſt des Glasmalens für die Welt wirklich ein Geheimniß geworden, das heißt in wie weit ſammt der Kenntniß der Mittel zu ihrer Handhabung auch das Princip ſelber, worauf ſie ihrem Weſen nach beruht, mit in Verluſt gerathen war. Nach einer unlängſt noch ziemlich allgemein verbreiteten Anſicht hätte man ſie allerdings als eine völlig erloſchen geweſene, durch den Abgang aller Erforderniſſe geraume Zeit lang geradezu unmöglich gewordene Kunſt ſich zu denken gehabt; eine Anſicht, mit welcher es, je nachdem die Sache damals aufgefaßt wurde, ganz ſeine Richtigkeit hatte, oder auch nicht. Auf einen Irrthum und einen Mißverſtand lief es freilich dabei hinaus, wenn zunächſt nur das Techniſche in's Auge gefaßt und hier der Vorſtellung Raum gegeben wurde, es ſey in dieſer äußerlichen Beziehung zur Wiedereinführung der Glasmalerei Alles und Jedes von Grund aus neu zu ſchaffen geweſen. Zugegeben, daß im Vergleiche zu dem Reichthume an Erfahrungen und techniſchen Vortheilen, welchen die früheren Zeiten hierin voraus hatten, die uns noch zu Gebote geſtandenen Mittel bis vor etwa zehn Jahren ganz unzulänglich geweſen wären: alles Weſentliche und Hauptſächliche hatte dennoch, theils durch die Praxis und mündliche Ueberlieferung, theils in ſchriftlichen Urkunden bis auf unſere Tage ſich erhalten. Das Bereiten der Schmelze, das Zurichten von Ueberfanggläſern, das Haltbarmachen aufgetragener Farben und ihrer Abſchattungen war, wenn auch nicht mit dem künſtleriſchen Sinne und in ungleich geringerer Vollſtändigkeit wie früher, doch unausgeſezt geübt worden. Zudem enthielten ſo viele aus den verſchiedenſten Epochen auf uns zugekommenen Glasgemälde die Mittel bei erneuerter Erfahrung und im Wege wiſſenſchaftlicher Analyſe des ganzen, zum Betriebe der Glasmalerei erforderlichen

Digitized by Google

Apparates, ſobald man ſeiner bedurfte, ſich bald wieder zu bemeiſtern. Schwieriger oder zweifelhafter Entdeckungen und Erfindungen bedurfte es alſo, wenigſtens nach dieſer einen Seite, keineswegs.

Ganz anders dagegen verhält es ſich, ſobald die höhern Bedingungen in Betracht kommen, woran, rein künſtleriſch, die Möglichkeit ihrer Wiederbelebung geknüpft war. Aus dieſem mehr geiſtigen Geſichtspunkte geſehen, war die Glasmalerei, nachdem auch ſie das Schickſal gehabt hatte, von ihrer Wurzel abgelöst worden zu ſeyn, allerdings ſo gut als völlig verloren gegangen und mußte ſo, als ein lange Zeit wüſte gelegenes und unzugänglich gewordenes Kunſtgebiet, recht eigentlich neu entdeckt und von Friſchem erſt wieder angebaut werden. Dazu hätte es aber niemals hingereicht, von der früheren, höchſt beſchränkt geweſenen Beurtheilung des Mittelalters und ſeiner Kunſtzuſtände ſo nur im Allgemeinen zurückgekommen zu ſeyn: es war hierbei, die Glasmalerei anlangend, erſt ein beſonderes Vorurtheil zu überwinden, woran, ſo lange man daſſelbe nicht beſeitigt hatte, alle Verſuche einer gründlichen Wiederherſtellung dieſes eigenthümlichen Kunſtzweiges unvermeidlich immer ſcheitern mußten. Faſt überall galt es nämlich für eine ausgemachte Sache, die ungemeine Farbenpracht, ſo wie den löblich frommen Sinn ihrer Darſtellungsweiſe abgerechnet, ſey doch immer das bei der ältern Glasmalerei befolgte Verfahren zum Nachtheile ihrer freien und vollſtändigen Entwickelung gewiſſen nicht zu beſtreitenden Unvollkommenheiten unterworfen geweſen, als unzertrennlich von der ſogenannten Kindheit der Kunſt und ihrer anfänglichen Unbeholfenheit; bei ihrer Erneuerung werde es demnach die Aufgabe ſeyn, zuvörderſt von dieſen zufälligen Beſchränkungen oder Mängeln ſie zu befreien; was in eben dem Maße zu erreichen wäre, als es gelänge, dem Zwange der muſiviſchen Behandlung ſich zu entwinden, künftighin mehr aus dem Ganzen zu arbeiten und zwar auf möglich groſſen Glastafeln nach rein maleriſchen Geſetzen in ſich ſelber vollendete Werke der Malerei zu Stande zu bringen. Als öffentlicher Vertreter dieſer Meinung hatte, unter Andern, noch im Jahr 1830, der berühmte franzöſiſche Chemiker Alexander Brongniart in einer der Pariſer Akademie vorgetragenen Abhandlung über neuere Glasmalerei, mit ungemeiner Naivetät den Beweis zu führen geſucht: den älteren Glasgemälden gebühre, wegen des in ihnen durchgängig befolgten, auf die Moſaikform beſchränkten Syſtemes, nur ſehr uneigentlich die Benennung der Glasmalerei; ſtreng genommen ſey es zuletzt nichts Anderes geweſen, als ein Malen mit gefärbten Glasſtücken; die ächte Kunſt und Methode des Glasmalens, welche erſt die Neuern ſich zu eigen gemacht hätten, beſtünde darin, auf weißes, durchſichtiges Glas die Zeichnung, die Farben, die Schattirungen, wie bei jedem andern Gemälde, frei mit dem Pinſel aufzutragen und dem auf dieſe Weiſe maleriſch durchgeführten Bilde ſodann durch Aufſchmelzen im Wege des Feuers erſt ſeine Feſtigkeit zu geben.

Während man in Frankreich, freilich nicht ohne den urſprünglichen Begriff der Sache von Grund aus umzuwälzen, noch dergeſtalt über Glasmalerei urtheilte, war mittlerweile die Zeit herangekommen, wo in dieſer Beziehung unter Deutſchen die ganz entgegengeſetzten Grundſätze Wurzel gefaßt hatten und glücklicherweiſe auch bereits praktiſch angewendet werden konnten. Ein ſo unermeßlicher Vorſprung, als für die Wiederherſtellung dieſes Kunſtzweiges dadurch hier war genommen worden — und zwar an der Stelle von Deutſchland, von welcher überhaupt für die Schickſale der neuern Kunſt ſo überaus folgenreiche Entſcheidungen ausgegangen ſind — konnte aber nur ein Ergebniß davon ſeyn, daß, anſtatt einer in die Luft gebauten Kunſtdoctrin zu folgen, auch in dieſem Falle die Geſchichte ſelber als eine untrügliche Führerin war zu Rathe gezogen und damit gleich von Hauſe aus der richtige Weg eingehalten worden. Auf dieſem geſchichtlich vorgezeichneten Wege, der bis zu den erſten Anfängen der Glasmalerei zurückführte, und von da an alle Stufen ihrer Entwicklung zu überſchauen geſtattete, lag nun zuvörderſt ihr unauflöslicher Bezug zu dem Bauweſen des Mittelalters, namentlich zu der vollendetern deutſchen Kirchenbaukunſt, mit allen ſeinen Folgerungen offen zu Tage. Dem ihr durch dieſes Verhältniß zur Baukunſt natürlich ſchon inwohnenden Charakter des Architektoniſchen — dies ergab ſich ſofort als die Summe dieſer Folgerungen — würde die Glasmalerei alſo unter keiner Bedingung jemals entſagen können, ohne damit ſogleich von ihrer Beſtimmung rein abzufallen. Eben ſo wird ſie in dieſer Eigenſchaft und wegen der beſondern Beſchränkungen, denen ſie dabei unterliegt, jederzeit nur in größern Maſſen und nur in die Ferne ihre volle Wirkung erreichen können. Sie verlangt deßhalb jezt eben ſo wie in allen frühern Zeiten zu ihrer Aufnahme, ganz unabweislich, Räume von beträchtlicher Ausdehnung und Höhe mit ausgedehnten Fenſteröffnungen, wo ſie, die eines einfallenden Lichtes bedarf, dem freien Lichtſtrome den Zugang verſchließt, um ihn um ſo mächtiger auf ſich einwirken zu laſſen. Unter ſolchen Umſtänden wird ſie am Ende doch nur in dem hohen Kirchenfenſter von deutſcher Bauart, als deſſen nothwendiger Verſchluß und unentbehrlich höchſte Zierde ſo recht an ihrem Platze ſeyn. Hier aber iſt es wieder durch den Ort und durch das Verhältniß zur ganzen Umgebung vorgeſchrieben, die darzuſtellenden Gegenſtände, zumal ſie von dem Stab- und Gitterwerk in den Fenſterfüllungen vielfach durchkreuzt werden, mit ſcharfen, weithin vernehmlichen Conturen förmlich einzuſäumen, ſollen nicht, aus ſo weiten Abſtänden geſehen, Farben und Formen gänzlich in einander verfließen; wie denn bei der

Digitized by Google

Configuration eines wohl ausgetheilten Glasfenſters jene häufigen Verbleiungen, wodurch die einzelnen Glasſtücke, die Umriſſe entlang, verbunden werden zur künſtleriſchen Gliederung des Ganzen mehr dienlich als ſtörend ſind. Und ſo iſt denn endlich auch jener einfach ernſte, allen falſchen Schein von ſich ausſchließende muſiviſche Vortrag, ſammt dem eigenthümlichen Style, den dieſer mit ſich bringt, als aus der Sache natürlich hervorgehend, hier ebenfalls zum Voraus und von ſelber ſchon gegeben. Dieſer ſchlichte Moſaikſtyl aber, weit entfernt, für die Glasmalerei eine ſie beengende Schranke zu ſeyn, iſt ihr vielmehr das Medium, wodurch ſie in ihrem Bereiche ſich erſt eben ſo frei, ſo kühn und unbefangen zu bewegen vermag, als es einer menſchlichen Kunſt überhaupt möglich wird. Dagegen mit andern Disciplinen der Malerei irrthümlicherweiſe auf die gleiche Linie geſtellt oder mehr für die Nähe berechnet, iſt ſie unvermögend, den Anforderungen maleriſcher Durchbildung und Vollendung in ähnlicher Weiſe wie die Werke der Oel- oder Fresco-Malerei zu genügen und wird ſie, ſo angewendet, kaum jemals darauf Anſpruch machen können, etwas mehr zu ſeyn, als eine bloße Transparentmalerei auf Glas. Deßhalb will ſie ſich auch für die Kunſtliebhaberei im Kleinen wenig oder gar nicht eignen; denn es findet ſich für den Privatgebrauch, in dem Gelaß und Gemache eines gewöhnlichen Wohn- oder Herrenhauſes, wo der freie Zutritt von Licht und Luft nicht fehlen darf, mit geringen Ausnahmen, gar keine rechte Stelle, welche ſie auf eine bequeme, kunſtgemäße Weiſe auszufüllen vermöchte.

Zu dieſer hiſtoriſch begründeten Anſicht von der ächten Disciplin der Glasmalerei gerade in dem Zeitpunkte zurückgekehrt zu ſeyn, wo es ſich darum handelte, ſie für ernſtere Zwecke wieder ins Leben zu rufen, war ohne Zweifel an ſich ſchon ein erſter, annähernder Schritt zu dem vorgeſteckten Ziele. Das wirkliche Erreichen dieſes Zieles hing aber, weit mehr als in den meiſten ähnlichen Fällen, davon ab, daß beſondere Umſtände und Verhältniſſe in erwünſchtem Einklange dabei zuſammen wirkten. Nur ein höherer, mächtig ausgerüſteter Wille, in welchem mit der Einſicht und mit der reinen Liebe zur Sache auch die Herrſchaft über die Mittel jeder Art ſich vereinigten, war nach menſchlicher Berechnung im Stande, ſo große und mannichfaltige Schwierigkeiten zu bewältigen, als die Natur des Gegenſtandes hier mit ſich brachte. Seiner Wahl mußten dann zugleich die tauglichen Werkzeuge ſich darbieten, um für das, was hier erſtrebt werden ſollte, ihre Miſſion als einen Auftrag von höherer Bedeutung zu überkommen. Hatten dieſe ſich gefunden, ſo galt es, um jeden Preis die Anſtrengungen, welche die Kunſt hierbei zur Erreichung ihrer beſondern Abſicht zu machen hatte, von allen techniſchen und materiellen Hinderniſſen möglichſt zu befreien. Dies war wieder nur zu erreichen, indem alle hiezu in Bewegung geſezten Kräfte einen Vereinigungspunkt ihrer Thätigkeit erhielten durch Gründung eines Kunſtinſtituts, das ausſchließend auf die Ausübung der Glasmalerei ſich bezog. Die Errichtung einer ſolchen Anſtalt aber ſollte unſere Zeit eben dem großgeſinnten Fürſten zu verdanken haben, deſſen Name ein Loſungswort ſeyn und bleiben wird, wo immer und ſo lange die treue, aufopfernde Pflege der ſchönen Künſte für eine der ganzen Menſchheit erwieſene Wohlthat gelten wird.

Den Anfang einer neuen Epoche der Glasmalerei bezeichnet ohne Frage jene erſte, für die Kathedrale von Regensburg unternommene Reihe von Glasmoſaiken.

Im Jahr 1826 hatte der König von Bayern verordnet, daß ein großer Theil der Fenſter dieſes Domes, welche ihres ehemaligen Schmuckes ſich beraubt ſahen, mit ganz neuen Glasgemälden ſollten ausgeſtattet und der Aufwand dazu aus ſeiner Cabinetskaſſe beſtritten werden. Gleich mit dieſer erſten Beſtimmung waren durch die Wahl ſowohl des Ortes als der Werkmeiſter, in deren Hände die Vollſtreckung gelegt wurde, alle gedenkbaren Bürgſchaften des Gelingens ſchon gegeben. Der neu zu belebende Kunſtzweig war damit unmittelbar auf ſeinen heimathlichen Boden und in das geiſtige Klima verſezt, worin allein er wahrhaft gedeihen konnte. Zugleich hätte es, um ſich gleich anfänglich gehörig zu orientiren, gar keine beſſere Anleitung und gründlichere Schule geben können, als die nahe Zuſammenſtellung dieſer erſten Verſuche, neben den noch erhaltenen Glasgemälden, denen ſie nach und nach ſich anreihten und neben denen ſie die Probe zu beſtehen hatten. Jenem erſten königlichen Beſchluſſe folgte dann eine Reihe von weitern Beſtimmungen, die für den glücklichen Fortgang nicht minder von entſcheidendem Einfluſſe ſeyn mußten. Zunächſt wurde der Betrieb der Glasmalerei in München mit der Porcellaine-Malerei daſelbſt, als einer in mancher Beziehung ihr verwandten Kunſttechnik, unter gleiche Obhut geſtellt. Dieſe Einrichtung war zwar an ſich nicht ſchlechterdings eine neue, indem auch die berühmte Porcellaine-Manufaktur von Sevres unweit Paris ſeit längerer Zeit angelegentlichſt mit Glasmalerei ſich befaßt hat; nur mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß man dort nur mit ſehr unvollſtändigen Mitteln ſich behelfen mußte und ſogar in Anſehung ſeines Bedarfes an farbigem Glaſe bisher mit dem ſich begnügt hat, was die einheimiſchen Glashütten zufällig etwa liefern konnten; wogegen in Bayern gleich vom erſten Anfange darauf war Bedacht genommen worden, durch ein zu dem Ende mit großen Koſten fundirtes und eigens eingerichtetes Glasſchmelzwerk den unmittelbaren und vollſten Beſitz des erforderlichen Materiales ſich zu ſichern. Auch ganz abgeſehen von allem Uebrigen mußte allein ſchon dieſe Einrichtung, da wo man ſie nicht verſäumt hatte,

Digitized by Google

ein durchgehends fühlbares Uebergewicht zu Wege bringen; wie ſie denn in der That für das ganze Vorhaben von unberechenbarem Nutzen geweſen iſt. Erſtlich ſchon einmal weil die Aechtheit einer Glasmoſaik und damit zugleich ihr innerer Gehalt erhöht wied in dem Maße, als man im Stande iſt, für alle Theile deſſelben das im Wege des Feuers gewonnene farbige Glas zur feſten Grundlage zu machen und die maleriſche Nachhülfe ſtreng nur auf das zu beſchränken braucht, was, freilich im weiteſten Sinne des Wortes, die Zeichnung angeht; weil ferner das Mehr oder Weniger in der Güte und Schönheit, in der Mächtigkeit und Fülle des verfügbaren Farbenmateriales bei der Glasmalerei um ſo mehr den Ausſchlag gibt, als überhaupt das Element der Farbe, hier viel unabhängiger von der Materie, in der Kraft ſeiner Lichtnatur, zu wirken beſtimmt iſt und dadurch zu ſeinem Gegenſtande geiſtig in einem ſo nahen Bezuge ſteht, daß ſchon an der Zurichtung, Läuterung und Erweiterung des bloßen Materiales die Kunſt ſelber den directeſten Antheil nehmen muß. Hiezu ward den in München im Dienſte ihres Königs bei der Glasmalerei bethätigten Künſtlern die reichlichſte Gelegenheit eröffnet, indem ſie eine Glashütte eigens zu ihrer Verfügung hatten und dieſe angewieſen war, ihnen auf jede Weiſe in die Hand zu arbeiten. Wie der Erfolg es gezeigt, war dies auch das einzige Mittel, beide, die künſtleriſchen und die techniſchen Beſtrebungen, mit und neben einander immer in der gleichen Höhe und Schwebung zu erhalten, was jederzeit geſchehen muß, wo die Kunſt nicht hinter ſich ſelber zurückbleiben ſoll. Durch unermüdliche Handreichung von der einen wie von der andern Seite war hiermit zugleich für den ſteten Zuwachs an Erfahrungen aller Art und, im Sinne beſonders der Kunſttechnik, auch für wirkliche Erfindung ein ſo unendliches Feld aufgethan, als das Gebiet der Farbe, in welchem man ſich dabei meiſtens bewegte, ein an ſich grenzenloſes iſt. Die Erfindungen, welche hier gemeint ſeyn können, betreffen indeſſen nicht ſowohl und nicht allermeiſt das Hervorbringen und Potenziren der einzelnen Hauptfarben und das Vermögen, ſie in der chemiſchen Verbindung des Glaſes und der Schmelz möglichſt ſicher und vollkommen darſtellen zu können. Nach Umſtänden kann es allerdings ſchon an ſich ein Vortheil und wirklicher Gewinn ſeyn, ein reines, höchſtes Roth, Blau, Gelb, Grün u. ſ. w. erzielt zu haben; denn in der Glasmalerei leidet die Farbe Gewalt: ſie verträgt in ihr nicht bloß die höchſte Steigerung, ſie nöthigt ſogar dazu und folgt hiebei im Ganzen einem Maßſtabe, welcher anderwärts kaum jemals anzuwenden iſt. Dennoch haben die allgemeinen Regeln und das höchſte Geſetz des Maleriſchen auch für ſie ihre Geltung, und bei einer guten Glasmoſaik iſt es, eben ſo wenig als in jedem andern Gemälde, der ſtarke Gehalt und das Hochgetriebene der Farbe, was dieſer in Beziehung auf die Kunſt und das Kunſtſchöne ihren Werth verleiht; willkommen kann zulezt auch hier eine Farbe nur ſeyn, je nachdem ſie durch die ihr eingeborne Stimmung, durch ihr glückliches Miſchungsverhältniß oder durch ihre Beziehung zu andern, neben ihr, ein Troſt und Labſal für das Menſchenauge zu ſeyn vermag; was indeſſen auch bei den gebrochenen oder Halbfarben, die ſich mehr nur als ein Vermittelndes verhalten, im vollſten Maße der Fall ſeyn kann. Und dieſe eben ſind es, welche bei Erneuerung der Glasmalerei die künſtleriſche Intelligenz und den Geiſt der Erfindung vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen mußten, nachdem früherhin alle Anſtrengungen meiſtens auf das Gewinnen ganzer, vollgeſättigter Farben gerichtet blieben. Jedes einzelne, an ſich noch ſo beſcheidene Reſultat, das in dieſer Richtung nach und nach war gewonnen worden, durfte an ſich ſchon für einen glücklichen Fund und, in Verbindung des Ganzen, für eine wirkliche Entdeckung gelten. Um wie viel mehr muß es jezt als eine unſchätzbare und allgemeine Bereicherung für die Kunſt erſcheinen, wenn nach einer kaum zehnjährigen Praxis die Glasmalerei in Bayern bereits über einen ſo umfaſſenden Cyclus von Farben* zu gebieten hat, daß ſie den höchſten künſtleriſchen Anforderungen zu entſprechen und das Mögliche zu leiſten vermag, auch wo ſie ſich etwa veranlaßt ſieht, über das Muſiviſche hinauszugehen. Denn verſuchsweiſe und zur Uebung ſind wirklich neben jenen großen und ernſten Arbeiten auch mehrere kleinere Malereien, in der Weiſe von Cabinetsſtücken, auf ganzen Glastafeln ausgeführt worden; und eine in München aus Glasgemälden dieſer Art, aber freilich aus bloßen Copien, beſtehende Privatſammlung verdankt ihre Celebrität hauptſächlich einigen in der königlichen Porcellaine-Manufaktur entſtandenen, ſehr gelungenen Nachbildungen nach van Eyk und Hemmeling.

Die erſten neun, für den Dom in Regensburg beſtimmten Fenſtergemälde, innerhalb 5 Jahren, von 1827 bis 1833, vollführt und zur Verherrlichung dieſes Heiligthums längſt ſchon an ihrem Orte aufgerichtet, bezeichnen eine erſte Stufenleiter, auf welcher, nach kurzen Schwankungen, dieſe wieder verjüngte Kunſt eilends von einer Höhe zur andern empor geſtiegen iſt. In einer zweiten Reihe muſiviſcher Glasgemälde, erſt ſpäter, aber ebenfalls im Auftrage des Königs begonnen, hat ſie nun bis dahin ſich erhoben, wo ſie dem Beſten und Würdigſten, was in dieſer Gattung die Vorzeit hervorgebracht hat, theils ſich gleichſtellen darf, theils ſogar den Preis ihm ſtreitig macht. Zu einem ſolchen Aufſchwunge war bei dieſen

* Die Farbenſcala der ſchon von der Glashütte her, zur Verwendung bloß für die Localtöne jederzeit vorräthigen Ueberfanggläſer, zählt nicht weniger als 50 — 60 Nummern.

Digitized by Google

ſpäter angeordneten Gemälden durch den außerordentlichen Umfang der Aufgabe und durch die Reichhaltigkeit des ihr zum Grunde liegenden Gedankens Raum die Fülle gegeben. Der Ort ihrer Beſtimmung iſt wieder eine Kirche altdeutſchen Styles, erſt ganz kürzlich in der Vorſtadt Au von München erbaut und bis auf den oberen Theil ihres Glockenthurmes wirklich der Vollendung nahe. Alle neunzehn Fenſter dieſer Kirche werden, in ihrer ganzen Ausdehnung von je 52 Schuh Höhe und 12 Schuh Breite, mehr oder minder reiche Glasmalereien, ebenfalls als ein königliches Weihgeſchenk, in ſich aufnehmen.

Der Inhalt ihrer bildlichen Darſtellungen umfaßt als Ein großes fortlaufendes Thema die Leiden und Freuden der Jungfrau Maria, nach deren Namen die Kirche benannt iſt. Es dürfte wohl ſchwer halten, aus früheren Zeiten, ſo überſchwänglich reich ſie auch an wichtigen kirchlichen Unternehmungen geweſen ſind, auch nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, wo, gleichzeitig mit dem Bau einer größern Kirche, für eine ſo reiche und vollſtändige Ausſtattung ihrer Fenſter wäre geſorgt, geſchweige denn, daß bei dem, was dort, meiſtens ſehr nach und nach, dafür geſchehen iſt, nach Einem Plane und Gedanken wäre zu Werke gegangen, in ganz übereinſtimmendem Style wäre gearbeitet worden und ſo das Ganze wie hier aus Einem Guß und Fluß entſtanden wäre. Die für Regensburg vorangegangenen Arbeiten hatten dazu als eine glückliche Vorübung und Vorſchule gedient. Die vollkommene Herrſchaft über den Stoff, welche man dort ſtufenweiſe hatte erlangen können, mußte dieſem ſpätern, größern Werke in allen möglichen Beziehungen zu Gute kommen. Von fünf in der Mariahilfkirche, für die Fenſter des hohen Chores beſtimmten Gemälden ſind ihrer vier ſeit geraumer Zeit ſchon ganz beendigt. Das fünfte wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen und dieſe erſte Abtheilung bis zur Einweihung der Kirche an Ort und Stelle ſich befinden. Die in dieſer ſpätern Reihenfolge durchgängig wahrzunehmenden Fortſchritte beziehen ſich zunächſt wohl auch auf die Farbe und Farbenwirkung, welche hier, ſinnlich und geiſtig noch um Vieles geſteigert, nun ſchon einem Punkte nahe gebracht iſt, von dem es ſich kaum vorſtellen läßt, daß irgend noch darüber könne hinausgegangen werden. Doch begreift dieſe Fortſchreitung ebenſowohl und noch weit mehr die Compoſition, die Durchdringung des Gegenſtandes und zumal das tiefere Eingehen und Sicheinleben in jenen hochſymboliſchen, kirchlich höchſten Styl, durch welchen es der Glasmalerei verliehen iſt, vermöge einer wunderbar kühnen und innigen Verbindung des Architektoniſchen, Bildlichen und Ornamentalen in eine Region ſich zu erheben, wo die Malerei ſonſt auf keinem andern Wege hinzugelangen vermag; und erſcheint, gerade in dieſer lezten und wichtigſten Beziehung, das erſt jüngſt beendigte Glasgemälde, welches den Tod der Maria zum hiſtoriſchen Inhalt hat, als ein wahrer Triumph der Glasmalerei und überhaupt als eines der ſchönſten Kunſtdenkmale neuerer Zeit. Auch darf es nicht befremden, daß inmitten ſo vieler andern Kunſtgegenſtände, welche in München die Bewunderung der Zeitgenoſſen erregen, beſonders dieſe Schöpfung neuer Glasmoſaiken eine unbedingte Theilnahme und allgemeinſte Anerkennung findet.

Bezeichnend für die Allgemeinheit dieſer Anerkennung iſt wohl der Umſtand, daß unter Ausländern und Nichtdeutſchen vornehmlich auch Künſtler und Kunſtkenner von franzöſiſcher Abkunft, die ſonſt Fremden nur ungern einen Vorzug einzuräumen pflegen, in dieſem Falle ſie nicht haben verſagen können. So iſt unter Andern erſt vor Kurzem der ſchon erwähnte franzöſiſche Gelehrte, Herr A. Brongniart, in ſeiner ſpeciellen Eigenſchaft als Vorſtand der Porcellaine-Manufaktur von Sevres, mit der ausdrücklichen Miſſion von Paris nach München gekommen, von dem Zuſtand und überwiegenden Flor der Glasmalerei in Bayern mit eigenen Augen ſich zu überzeugen und zu Gunſten ihres Betriebes in Frankreich alle Belehrungen zu ſchöpfen, welche man ihm zu geben geneigt ſeyn würde. Es liegt nun einmal nicht in der Art und Geſinnung der Deutſchen, mit ihrem Wiſſen und Können in irgend einer Weiſe zu hinterhalten; und ſo hat man ſich denn bewegen laſſen, einem ſo ausgezeichneten Reiſenden, zumal er dem, was er fand, die höchſte Gerechtigkeit widerfahren ließ und ſich ganz als Einer verhielt, der ſehen will, um zu lernen, mit allen Mitteln und Wegen vertraut zu machen, welche die Glasmalerei in München dahin geführt haben, wohin ſie gegenwärtig wirklich gediehen iſt. Wenn es auf den erſten Blick den Anſchein hat, als habe man durch eine ſolche weit getriebene Offenheit eines Vortheiles ſich begeben und, dem Auslande gegenüber, den deutſchen Ruhm bloßgeſtellt, ſo iſt dabei nicht zu überſehen, daß alle dergleichen mehr nur auf das Techniſche oder Materielle der Sache ſich beziehenden Mittheilungen und Enthüllungen denjenigen noch wenig fruchtet, die für jezt ſich ganz und gar nicht in der Lage befinden, einen vollſtändigen und richtigen Gebrauch davon zu machen; und noch mehr: daß es überhaupt außer der Willkühr des Menſchen liegt, an dem Baume der Kunſt dieſe oder jene Blüthe hervorzubringen oder irgend welche Frucht zu erzielen, ohne vorher den ganzen Stamm, von der Wurzel aus, ſammt allen Zweigen und Aeſten in eine geſunde und kräftige Pflege genommen zu haben. Die neuen Glasmalereien in München, welche in der jeztigen Kunſtwelt anderwärts auch nicht von Ferne ihres Gleichen haben, ſind allerdings an ſich ſchon eine wahre Erſcheinung in unſerer Zeit. Dieſe Erſcheinung iſt aber eben nichts Iſolirtes oder Zufälliges; ſie hängt vielmehr hier, an ihrem Orte, auf das Genaueſte zuſammen mit

Digitized by Google

einer allgemeinen, durch Einen und denſelben ſchöpferiſchen Geiſt unwiderſtehlich hervorgerufenen Erweckung und Erhebung der bildenden Künſte; und erſt in dieſem großen Zuſammenhange erhält ſie ihre höhere Bedeutung oder kann ſie wahrhaft begriffen und nach Verdienſt gewürdigt werden.

Mittheilungen aus einer unedirten Handſchrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels.

(Fortſetzung.)

Titi gibt unter ſeinen Werken in Rom St. Agoſtino vom Jahr 1470 an, ich zweifle aber, ob nach einer ſichern Nachricht. Andere haben für den Bau der Kirche das Jahr 1483 angegeben, welches auf der Façade geleſen wird. Da dieſes Jahr ſich aber wahrſcheinlich auf die Vollendung der Kirche bezieht, ſo wäre Titi's Angabe vielleicht nicht unrichtig und gäbe uns ſomit das chronologiſch erſte Werk des Pintelli.* — Die Sixtiniſche Capelle ward 1473 gebaut, wahrſcheinlich gleichzeitig auch die alte Vaticaniſche Bibliothek, da Platina ſchon im J. 1475 von Sixtus IV. zu deren Bibliothekar beſtimmt ward. Nach einer Angabe des Aldoinus in ſeinen Zuſätzen zum Ciaconius iſt im Kloſter Maria del Popolo folgende Inſchrift: Quae olim proh dolor! diruta fuere denuo tuo sancto presidio multorum pietate aliorumque sollicitudine fere universa in meliorem formam erecta sunt MDLXXIII Martii; er theilt ſie im Leben Sixtus IV. mit und muß ſie, man begreift nicht wie, auf dieſen Papſt bezogen haben. Einen ähnlichen Irrthum hat Titi: im Jahr 1499 ließ Sixtus IV. ſie (del Popolo) nach Zeichnung des B. Pintelli wieder bauen. Vaſari, bei dem man freilich auf chronologiſche Reihenfolge in ſeinen Aufzählungen nicht immer rechnen kann, führt dieſe Kirche früher als die übrigen, und vor dem Jubeljahr 1475 an; zwei Inſchriften aber über den Seitenthüren, Sixtus IV. P P — 1477 (denn ſo iſt wahrſcheinlich die nicht ganz deutliche Zahl zu leſen) dürften ſich auf die Vollendung der Kirche beziehen und Vaſari's Angabe beſtätigen; mehr aber als alles dies zwei große Inſchriftentafeln der Façade, von 1472, den Bau in die erſten Regierungsjahre Sixtus IV. hinausrücken. Das Jubeljahr 1475 verlangte Wiederherſtellung und Erneuerung mehrerer Kirchen und anderer Gebäude, von denen Ciaconius nach Platina einen ganzen Catalog entwirft. Die Hauptſachen aber, die noch jetzt einigermaßen geblieben, ſind die ſchon von Vaſari genannten: Sti. Apoſtoli, St. Pietro in Vincoli, St. Siſto; Wiederaufbau des, wie Vaſari angibt, im J. 1401 abgebrannten Hoſpitals St. Spirito* und Wiederherſtellung des nach Transtevere führenden und nach Papſt Sixtus genannten Ponte Sisto.** Platina meldet ferner noch, daß Sixtus für das Jubeljahr die Kirche Maria di Pace von Grund aus habe bauen laſſen; Titi nennt ſie Zeichnung des B. Pintelli, ohne die Jahreszahl zu beſtimmen. Die Kirche hat aber ſpäter ſo arge Erneuerungen erlitten, daß ſie hier nicht in Betracht kommen kann. — Dem Styl nach unbezweifelt von ihm, und unter Sixtus IV. ausgeführt, ungewiß aber in welchem Jahre, iſt Pietro in Montorio. Vaſari ſcheint hinter dem Berge zu halten, und mit der Sprache nicht heraus zu wollen, wenn er ſagt: „Viele verſichern, daß die Zeichnung der Kirche St. Pietro in Montorio in Rom von der Hand des Baccio ſey, aber ich kann mit Wahrheit nicht ſagen, gefunden zu haben, daß dem ſo ſey.“ Dieſe geheime Art ſich auszudrücken, iſt nicht leicht bei ihm zu finden, wo nicht perſönliche Beziehungen vorwalten; vielleicht hatte er Nachricht, daß die Kirche unter Leitung des Baccio, auch nach deſſen Zeichnung, von einem ſeiner beſten, uns unbekannten Schüler gebaut ſey. Ganz die obige Angabe verneinende Notizen konnte er nicht haben, einmal, weil der Styl hier entſcheidet, und dann, weil Vaſari ſie nicht hätte verſchweigen können. — Die Kirche St. Jacomo auf Piazza Navona, nach Vaſari auf Koſten der ſpaniſchen Nation gleichzeitig mit Pietro in Montorio (dieſe auf Koſten des Königs von Portugal) gegründet, iſt jetzt verlaſſen und in der obern Hälfte ſo übel zugerichtet, daß man die hier wiederholten ſchnörkelhaften Verzierungen von St. Agoſtino nur mit Mühe wieder erkennt, zeigt aber durchaus den Styl des Baccio und dürfte, wenn nicht unmittelbar, doch durch einen ſeiner Schüler, von ihm herrühren.

Außer dieſen, auch äußerlich mehr oder minder beglaubigten Werken, glaube ich noch folgende demſelben Architekten vindiciren zu dürfen: das Cortile des Kloſters St. Gregorio, hinter der rechten Colonnade von St. Peter,

* Ciaconius (Vita Sixti IV.) läßt die Kirche 1479 angefangen ſeyn, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, da Platina, ſonſt ſeine Quelle in Aufzählung dieſer Bauten, ihm in dieſer Angabe nicht vorangeht.

* Ciaconius und der Biograph bei Muratori erwähnen des Brandes nicht, wohl aber des Verfalls. — Das zweite Cortile hat noch Wappen Sixtus IV, und über Thüren und Fenſtern die Inſchrift: Sistus IV. fundavit.

** So auch Platina und Oldoinus in ſeinen Zuſätzen zum Ciaconius. — Sixtus legte ſelbſt den erſten Stein mit der Inſchrift: Sistus IV. Pont. Max. fieri fecit sub anno MCCCCLXXIII. Daß der Bau zunächſt auf das Jubeljahr Bezug hatte, beſagt die große Lapidarinſchrift von Marmor auf der Brücke ſelbſt, ſo daß nicht zu begreifen iſt, wie Ciaconius den Bau im J. 1482 aufführen konnte.

Digitized by Google

zwei offene Hallen, Bögen auf achteckigen Säulen, über einander; neu aber der zweite Stock über der Thüre; die mit Waffen, Trophäen u. dgl. geſchmückte Thüre links vor dem Hauptthore des Kloſters zu Grottaferrata, mit der Aufſchrift: Julius Cardinalis Ostiensis, und endlich die ſehr zierlich gearbeitete Thüre in der Straße, welche von der Kirche Maria ſopra Minerva auf's Capitol führt. * Verzierungen an Thüren und Fenſtern dürſten noch an vielen Stellen in Rom auf Mitwirkung des B. Pintelli ſchließen laſſen; Werke größeren Umfangs aber außer den genannten wohl wenige zu finden ſeyn.

* In den Edifices etc. de Rome.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barriere de l'Etoile zu Paris.

(Fortſetzung.)

Die vier Renommée's in den Giebelfeldern über dem großen Bogen zwiſchen den hiſtoriſchen Basreliefs unter dem Frieſe ſind von Pradier gearbeitet und vortrefflich vollendet zu nennen. Weit entfernt von jeder Affectirtheit, hat der Künſtler ſie ganz in den Formen gehalten, welche ſo grazlöſen, ſchwebenden weiblichen Geſtalten zukommen. Die vier Basreliefs, welche ſinnbildliche Darſtellungen von den Nord-, Süd-, Oſt- und Weſt-Armeen enthalten, ſind nicht beſonders ausgefallen und ihrem Gegenſtande nach ſehr ſchwer verſtändlich. Auch haben die Künſtler derſelben, die Herren Gérard, Boſio, Bolcher und Eſperſieux vielfachen Tadel erfahren und bittere Widerſacher gefunden.

Bei Gelegenheit dieſer Sculpturarbeiten am Triumphbogen iſt nämlich hier die alte Frage wieder angeregt worden, welche ſeit der Aufſtellung der Statue Napoleons auf der Vendomeſäule ziemlich in Vergeſſenheit gerathen war. So haben die franzöſiſchen Kritiker den Bildhauern der Arbeiten am Triumphbogen vorgeworfen, daß ſie bei den Verzierungen jenes Monumentes das Grundprincip jedes größeren Kunſtwerkes, die Einheit, verlezt hätten, wie dies früher auch ſchon bei der Vendomeſäule geſchehen ſey. Außerdem ſtellen ſie ſich böſe, daß man die vier Gruppen der Grundmauern nicht im gleichzeitigen Koſtüm behandelt hat, da doch alle Basreliefs des Frieſes und der vier Seiten Gegenſtände enthalten, bei deren Darſtellung die franzöſiſchen Uniformen aus den Jahren 1790 bis 1815 angewendet ſind und zwar ganz nach der Wirklichkeit copirt, nicht verſchönert oder richtiger verunſtaltet, wie am Triumphbogen auf dem Carrouſſelplatze. Die jezt lebenden Künſtler haben mit Fleiß wohl jene Vorſichtsmaßregeln der Bildhauer unter dem Kaiſerreich verabſäumt; ſie waren nicht, wie jene, gezwungen, ihre Helden mit mehr oder weniger künſtlich gefalteten und lügneriſchen Mänteln zu drapiren, welche den alten Soldaten der Kaiſergarde zwar ein ſehr ſchwerfälliges, aber doch faſt römiſches Anſehen gaben, wie der damalige Kunſtcodex es unabänderlich und unerbittlich foderte.

Es ſey ferne von uns, über dieſe Frage eine weitläufige Unterſuchung anzuſtellen, bei welcher, wie bei allen denen, wo der Geſchmack der alleinige Richter iſt, jede Meinung viele und ſchöne Gründe vorzubringen hat. Wir ſtellen nicht in Abrede, was man hier bemerkt hat, daß nämlich die vier oben erwähnten allegoriſchen Darſtellungen der Nord-, Süd-, Oſt- und Weſt-Armeen eben ſo gut Siegesgöttinnen oder ſonſt etwas darſtellen könnten; aber wir fragen, wie die damit beauftragten Künſtler jene Armeen in franzöſiſchem Nationalkoſtüm hätten vorſtellen ſollen? Die franzöſiſchen Heere, welche bei Valmy und den Pyramiden kämpften, unterſchieden ſich in nichts von denen, welche in der Vendée und in Italien ſiegten. Man hätte daher die Basreliefs ganz weglaſſen müſſen, was der architektoniſchen Verhältniſſe wegen nicht wohl anging; denn die Seitenflächen, auf denen die Namen der berühmteſten franzöſiſchen Feldherren jener Zeit eingegraben ſind, erheiſchten durchaus irgend eine damit in Einklang und Beziehung ſtehende Verzierung. Einfache Kriegstrophäen von bloſſen Fahnen und Waffen, ohne Figuren, wären gar ſo bedeutungslos geweſen, wovon man ſich leicht überzeugen kann, wenn man das Piedeſtal der Vendomeſäule betrachtet, wo Küraſſe und franzöſiſche Uniformen, Flinten, Helme, Säbel und Patrontaſchen von den verſchiedenſten Formen bunt und wild durcheinander geworfen ſind, was dem Auge ſehr wehe thut. Die Wahl des Zierraths an dieſer Stelle des Triumphbogens war daher ſchwierig, und meines Dafürhaltens hat man noch den beſten Weg eingeſchlagen.

In dieſer Verlegenheit befanden ſich die Bildhauer Bra, Valois, de Bay und Seurre der Jüngere, welche die verſchiedenen Waffengattungen der franzöſiſchen Armee, die Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Marine, in den vier Giebelfeldern darzuſtellen hatten; — das Geniewesen iſt vergeſſen oder vielmehr wohl mit Fleiß ausgelaſſen worden, weil man nur über vier Plätze zu verfügen hatte; man hätte daſſelbe ganz gut mit der Artillerie zuſammenſtellen können, welche keine zwiefache Abtheilung in berittene und gehende Artillerie nothwendig erforderte. Die Infanterie von Bra ſcheint mir am beſten gelungen; das ſind ſchöne, moderne Köpfe mit antiken Rümpfen. Gefehlt hat Seurre, daß er ſeinen Matroſen das Ausſehen von jungen Leuten gegeben hat, welche

Digitized by Google

coëffirt ſind, wie die Flußgötter auf den Gemälden aus der Kaiſerzeit; die franzöſiſchen Seeſoldaten, welche bei Abukir und Trafalgar mitgefochten, werden ſich ſchwer darin wieder erkennen. Ich weiß nicht, warum de Bay der ſchweren Artillerie eine Bürgerkrone anſtatt eines Stampfers und dem leichten Geſchütz einen Compaß anſtatt einer Waffe in die Hand gegeben hat, wodurch ſie unzweifelhaft beſſer bezeichnet worden wäre. Die Schwierigkeit des Koſtüms haben dieſe vier Künſtler glücklich und geſchmackvoll beſeitigt. Sie konnten ihre Fußgänger, Reiter, Artilleriſten und Matroſen ganz leicht nach der damaligen Mode kleiden und ſie ſo in die Dreiecke mit krummen Hypothenuſen, welche ſie auszufüllen hatten, hineinpaſſen; aber ſie haben es nicht gethan, weil ſie wohl fühlten, daß ſie mit den langen und kurzen Soldatenröcken, mit den weiten Pluderhoſen oder den engen, anſchließenden Kamaſchen ihren Geſtalten nie jene Einfachheit in der Form und im Modell geben würden, welche die Rolle, die ſie zu ſpielen hatten, durchaus erforderte. Ueberdies waren die Arbeiten dieſer vier Künſtler beſtimmt, die Pendants zu den vorhin erwähnten Renommées von Pradier zu bilden. Und dieſer konnte doch wohl ſeine vier Gottheiten nicht füglich nach franzöſiſcher Mode kleiden; denn welches Koſtüm hätte er wählen ſollen?

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Statiſtik der Kunſt.

Liſſabon, 27. Auguſt. Die Königin hat, um die den aufgehobenen Klöſtern bisher zugehörenden wiſſenſchaftlichen Kunſtgegenſtände zuſammenzuhalten und den Geſchmack an Kenntniſſen und ſchönen Künſten durch Sammlungen zu verbreiten, dem Gouverneur von Coimbra befohlen, zu unterſuchen, welches Gebäude in dieſer Univerſitätsſtadt ſich am beſten zu Anſtalten dieſer Art eignen möchte, und alle Vorkehrungen zu deren alsbaldiger Errichtung zu treffen. Derſelbe Befehl ward an alle Gouverneurs geſandt, mit Ausnahme derer von Liſſabon und Oporto.

Leipzig, 5. September. Die heutige Nummer unſerer Zeitung enthält eine Bekanntmachung des Königl. Sächſiſchen Miniſteriums des Innern, die Erhaltung für Kunſt und Geſchichte merkwürdiger Alterthümer betreffend. Es werden darin die Zwecke des in Sachſen zuſammengetretenen Vereins für Erforſchung und Erhaltung vaterländiſcher Alterthümer einer thätigen und wirkſamen Förderung empfohlen, auch in dieſer Beziehung mehrere Andeutungen zur öffentlichen Kenntniß gebracht, von denen gewünſcht wird, daß ſie künftig bei dem Verfahren mit dergleichen Alterthümern Berückſichtigung finden.

Brüſſel, 25. Auguſt. Die neuerrichtete Kupferſtechſchule iſt bereits in voller Thätigkeit.

Kunſtausſtellungen.

Berlin. Am 18. September ward die große Herbſtausſtellung in dem neuen Anbau des Königl. Akademiegebäudes eröffnet. Die Kunſtgegenſtände füllen 12 geräumige Gemächer und ihre Zahl beläuft ſich auf 1455, alſo 150 weniger als auf der Ausſtellung von 1834. Vieles iſt aber noch nicht eingegangen. Einige werthvolle Arbeiten der Mitglieder der Akademie können, ihrer koloſſalen Größe wegen, nicht zur Ausſtellung gebracht werden, darunter die vom Profeſſor Wichmann gearbeiteten Modelle mehrerer, das Aeußere der St. Nicolaikirche zu Potsdam ſchmückenden Figuren und Gruppen und das des großen bronzenen Denkmals des Königs Max Joſeph von Bayern, eine ſitzende Statue von 30 Fuß Höhe, erfunden und modellirt vom Profeſſor Rauch und gegoſſen von dem Königl. bayriſchen Gießerei-Inſpector Stiglmaier. Unter den Gemälden befindet ſich auch eine bedeutende Anzahl von Originalen franzöſiſcher Meiſter.

Brüſſel. Seit dem 12. September iſt hier die ungemein reiche Kunſtausſtellung eröffnet. Der Katalog, 600 Nummern ſtark, iſt gedruckt zu haben. Unter den Bildern zeichnen ſich viele große hiſtoriſche Compoſitionen aus. Von einem ganz außerordentlichen, freilich etwas ſchauerlichen Effect iſt die Schlacht von Courtray von dem Antwerpner Künſtler De Keyser. Eine Landſchaft (Gegend von Algier) von Gudin aus Paris verdient auch beſonders hervorgehoben zu werden; dann die trefflichen Bildhauerarbeiten von Wilh. Geefs und unter dieſen namentlich die Genovefa von Brabant und die Büſte der Francesca di Rimini.

Nürnberg, 11. September. Unter den wenigen hiſtoriſchen Bildern der hieſigen Kunſtausſtellung ſind „eine heilige Familie“ vom Profeſſor Zimmermann in München, „Napoleon nach der Schlacht bei Mozaisk, das Bild des jungen Königs von Rom ſeinen Garten ausſtellend“ vom Hofmaler L. Tiſchbein anzuführen; unter den Genrebildern: Ranft's „Nicolausabend in Wien,“ Bürkels „römiſche Feldjäger, zwei Räuberconvois escortirend,“ und Heinels „Dudelſackpfeifer in einem Bierkeller.“ Derſelbe hat drei Landſchaften, worunter beſonders das Gebirgsdorf anſprechend iſt, geliefert. Von Kreul dem Jüngern war „die Margaretencapelle auf der Burg zu Nürnberg“ ausgeſtellt. An Portraits waren die von Amerling aus Wien, Dürk in München und Schwarze ebendaſelbſt, ferner 11 Bildniſſe nach dem Leben von Wanderer, von hier, und die Paſtellportraits von Kreul, dem Vater, zu erwähnen; aus dem Fache des hiſtoriſchen Genre ein ſpäter angelangtes Bild Perlbergs: „Türken und griechiſche Freiheitshelden kämpfen auf Ruinen;“ Winterlandſchaften ſchickten ein: Haanen in Amſterdam, A. Zimmermann und Profeſſor Dahl in Dresden. Zwei nordiſche Landſchaften ſind von Ezdorf da; eine aus dem Sabinerlande von dem verſtorbenen Fries aus Heidelberg; die Seeſtürme von Ott und Morgenſtern aus München erfreuen ſich großen Beifalls. v. Klenze in München lieferte mehrere Oelbilder von italieniſchen Gebäuden mit reicher Staffage. Brunner ſandte ein Fiſchermädchen ein; die Mitſchülern von Demſelben ſind ebenfalls nicht zu übergehen. Im Fache der Thiermalerei behaupteten Klein und Peter Heß ihren ehrenvollen Platz. Im Kupfer- und Stahlſtiche ſind Einzigmüller (la vierge au poisson), Fleiſchmann, Roſe und Walther zu nennen, beſonders Wagner, der den Abdruck ſeines großen Blattes: das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, nach dem Morghen'ſchen Stiche ausgeſtellt hat. Auch ſahen wir hier ein Gypsmodell, Hagar und Ismael, von Wendelſtadt in Frankfurt, und ein anderes, einen Steinwerfer, von Dietel, Schüler des Prof. Schwanthaler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 88.

Kunſt-Blatt.

Donnerſtag, den 3. November 1836.

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barriere de l'Etoile zu Paris.

(Fortſetzung.)

Wenn man gewiſſe Principien, welche wahrer ſcheinen, als ſie es wirklich ſind, zu weit und bis auf die äußerſte Spitze treibt, ſo ſtößt man leicht auf Abſurditäten und Karrikaturen. Es haben hier einige Kritiker geſagt, Pradier hätte ſtatt der heidniſchen Göttinnen auf zweien ſeiner Giebelfelder die Waffen des Genieweſens oder der Kriegsbaukunde und auf den beiden andern die Verwaltung oder die militäriſche Wundarzneikunde darſtellen können; aber deßhalb blieb doch für ihn dieſelbe Schwierigkeit, wie für die Herren Bra, Valois, Seurre und Debay; er hätte das Genieweſen, die Kunſt der Desgenettes und Larey, die Induſtrie der Kriegslieferanten und die Wiſſenſchaft des Kriegscommiſſariats entkleidet darſtellen müſſen; und dadurch wäre der Triumphbogen eines ſchönen Schmucks und einer uralten Allegorie beraubt worden, welche Jedermann verſtändlich iſt.

Ich finde es ganz billig und in der Ordnung, daß man bei der Ausführung der Sculpturarbeiten dem Poſitiven Alles geſtattet, was man ihm verſtatten konnte, und dafür aber auch der Allegorie gelaſſen hat, was man der hiſtoriſchen Wahrheit und Wirklichkeit nicht überlaſſen konnte. Bei den vier koloſſalen Gruppen der Grundmauern war ſchon der Verhältniſſe wegen die hiſtoriſche Treue nicht wohl möglich; die Größe der Figuren iſt in der Bildhauerei immerhin ſchon ein ſchlagender Beweis gegen das gleichzeitige Koſtüm. Man hat aber wohl daran gethan, in den Bildwerken des großen Frieſes, ſo wie in den 6 Basreliefs unmittelbar darunter die Trachten der Republik und des Kaiſerreichs beizubehalten.

Oberhalb der großen Bogenöffnung bemerken wir zunächſt den Tod des Generals Marceau, von Lemaire, welcher uns nicht befriedigt; das Ganze iſt zu verworren und gedrängt voll, daß man Mühe hat, den dargeſtellten Gegenſtand herauszufinden. Die Schlacht bei Abukir, von Seurre dem Aelteren, hat allgemein gefallen. Die ganze rechte Parthie, beſonders die ganze Gruppe der Türken, welche dem gefangenen Paſcha von Rumelien folgen, iſt herrlich. Die Figur Bonaparte's läßt wenig zu wünſchen übrig. Weniger gelungen iſt dieſelbe Figur in dem nächſten Basrelief von Feuchère, Bonaparte auf der Brücke von Arcole. Die Hauptfigur hat keine Seele, kein Leben; ſie iſt ſchwerfällig und ſchwach gezeichnet dazu. In ſehr reine Umriſſe dagegen hat Chaponnière alle Figuren ſeines Basreliefs eingeſchloſſen, welches auf die Schlacht bei Alexandrien Bezug hat und mit zu den beſten Sculpturwerken am Triumphbogen gehört, ſo voller Kraft, Wahrheit, Leben und Klarheit iſt das Ganze. Die Figur Klebers, ein junger nackter Aegypter, ein zu Boden liegender Türke, ein ſein Gewehr ladender Soldat, ein die Bruſtwehr von Alexandrien überſteigender Grenadier, ein anderer, ſeine Gefährten zum Sturm anfeuernder Soldat, — das Alles ſind treffliche Epiſoden, welche im ſchönſten Zuſammenhange ſtehen und ein tiefdurchdachtes Ganze bilden. Dieſes Werk macht dem leider der Kunſt ſo früh entriſſenen Jünger große Ehre und iſt ein ſchöner Leichenſtein, den er ſich ſelbſt für lange Zeiten geſezt hat. Die Schlacht bei Auſterlitz, von Gechter, verdient Lob. Die Compoſition dieſes ziemlich großen Basreliefs iſt gut aufgefaßt und angelegt, voller Leben und Bewegung. Der Wirrwarr und das Gedränge der Schlacht ſind kräftig und verſtändig wiedergegeben; eine reiche Fülle gibt ſich in dieſem Rahmen kund, welche zugleich Jedermann verſtändlich iſt. Das Pferd des Kaiſers iſt ſchön; mißfallen hat mir ſeine Kopfbedeckung. Die Linie der Grenadiere zu Fuß, welche Halt machen, die Gruppe der reitenden Jäger hinter dieſen Grenadieren, der Hals, die Bruſt und der Kopf eines Pferdes, das ein ruſſiſcher Carabiniers-Officier reitet, ſo wie die ausdrucksvolle Figur des Generals Friant, welcher die feindliche Cavallerie mit dem Bajonett angreift, — ſind alle eben ſo bemerkenswerth

Digitized by Google

durch ihre glückliche Auffaſſung als gelungene Ausführung. Die Schlacht bei Jemappes bildet das Gegenſtück zu dem eben beſprochenen Basrelief, bleibt aber in jeder Hinſicht demſelben untergeordnet. Marochetti hat ſie gearbeitet und mit manchen hübſchen Einzelheiten, im Ganzen aber ziemlich mager ausgeſtattet.

(Der Beſchluß folgt.)

Mittheilungen aus einer unedirten Handſchrift von Giovanni Santi, Vater Raffaels.

(Beſchluß.)

Bleibt dem B. Pintelli ſeine Vaterſtadt Florenz unbeſtritten, ſo läßt ſich leicht vorſtellen, daß ſein Styl dem Brunelleſchi mehr oder minder ſich nachbildete und anſchloß. Daher mag denn auch zu erklären ſeyn, daß er noch in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts allerlei Reminiſcenzen aus dem Gothiſchen nicht nur in den Roſen der Fenſter, ſondern auch in der Conſtruction, in den Kreuzgewölben beibehält oder wieder erneuert, nachdem ſeine ihm zunächſt vorangehenden Zeitgenoſſen dem Gothiſchen mehr als er ſich abgewendet hatten. In Pietro in Montorio und in St. Jacomo haben die Roſen noch Säulen mit gothiſchen Bögen, wie man ſie ſonſt in italieniſchen Kirchen, Grabdenkmälern und Tabernakeln ſpäteſtens im 14. Jahrhunderte zu ſehen gewohnt iſt; in Maria del Popolo ſcheint die Roſe von Anfang an gemaltes Glas, und wohl nie andere Verzierung geweſen zu ſeyn. Einige dieſer Fenſter haben ſehr zierlich gearbeitete Eierchen zur Einfaſſung, andere ſind ganz ſchlicht gehalten. — Und wie nun die ſogenannte gothiſche Architektur in ihrer beſten Zeit in Italien zu falſchen Façaden ihre Zuflucht nahm, ſo glaubte B. Pintelli, durch das Mittelglied von Brunelleſchi auf jene zurückgewieſen, an ſeinen Kirchen die falſchen Façaden weniger ſcheuen zu dürfen, zumal da ihm in dieſer Hinſicht einige Baſiliken in Rom in unglaublich früher Zeit mit ſchlechtem Beiſpiele vorangingen. Der lezte Vorwurf trifft namentlich ſeine mehrſchiffigen Kirchen, in denen er ſich überhaupt manierirter als in den einſchiffigen zeigt. Pietro in Montorio, wohl ſeine reinſte Façade, hat keine Mängel dieſer Art, iſt in Profilirungen überaus fein, in Backſteinarbeit genau und nett, in der innern Einrichtung, z. B. in dem eigenthümlich, verſtändig eingerichteten Raume für Fresken über den Bögen, überall zweckmäßig. Die Sixtiniſche Kapelle, namentlich für die Feier der heiligen Woche beſtimmt, entſpricht dieſem Zweck vielleicht beſſer, als irgend andere Gebäude des Pintelli den billig an ſie gemachten Anſprüchen; man kann ſie architektoniſch fehlerfrei nennen. Von Anfang an wohl für Fresken beſtimmt, hat ſie Spiegelgewölbe ſtatt der Kreuzgewölbe. — Obwohl nun dieſes hier berührte Feſthalten an gothiſcher Architektur auch noch über einigen Fenſtern des Palaſtes von Urbino wiederkehrt, ſo war doch die Nachahmung und geſunde Aneignung der antiken Architektur in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu allgemein, als daß B. Pintelli ſich ihrem Einfluß hätte entziehen können. Wir ſehen ihn im Gegentheil überall thätig, von derſelben für ſich zu gewinnen, was er den Bedürfniſſen der neuern Zeit anpaſſen konnte; und wenn dies nicht ſtets mit ſo vielem Geſchick geſchehen ſeyn ſollte, als der geſchmackvollſte Baumeiſter neuerer Zeiten, als Bramante in der Schöpfung ſeines eigenen Styls offenbarte, ſo iſt zu bedenken, daß er dieſem um einige Jahre voranging, und daß er wenigſtens überall ſeine Eigenthümlichkeit bewahrte. Auf ſein eigenes Verdienſt in der Conſtruction der Kuppel von St. Agoſtino, der erſten der Art, welche das neue Rom ſah, hat ſchon d'Agincourt in ſeiner Tabelle der Kuppeln aufmerkſam gemacht; andere Eigenthümlichkeiten, z. B. ſeine achteckigen Säulen im Porticus von Sti. Apoſtoli und von Pietro in Vincoli haben ſchon andere berührt. Ja es möchte ſcheinen, als ob gerade das Streben, originell ſeyn zu wollen, ihn bisweilen irre geleitet und auf die durchbrochenen Giebel, auf die verſchnörkelten, durch nichts bedingten Verzierungen gebracht habe, welche an den Façaden der Kirchen Maria del Popolo, an St. Agoſtino und St. Jacomo ſo ſtörend ſich zeigen, daß ſie des 17. Jahrhunderts nicht unwürdig wären.* Ich glaube dies eher ſo, als durch Nachahmung römiſcher Architektur erklären zu müſſen. Denn wenn die ſpätere Kaiſerzeit auch Willkührlichkeiten der Art in Menge zu Tage förderte,** ſo zeigt doch Baccio in ſeinen Profilirungen, in ſeinen Pilaſtercapitellen, in ſeinen Säulen zu großen Geſchmack, als daß man ihm zutrauen könnte, er habe vor dem Beſſeren gerade das Schlechtere ſich ausgewählt. Es iſt aber auch nach Zufälligkeiten, welchen Architekten mehr als andere Künſtler ausgeſezt ſind, möglich, daß manche Arbeiten nicht durch ihn beendigt wurden; ſo zeigt z. B. die Façade von St. Agoſtino in Geſimſen ſo viele Schwerfälligkeit, ſo ſtarkes Hervorſpringen einzelner

* Aehnliche Sachen, welche der Entwickelung der Kunſt um Jahrhunderte vorgreifen und hiſtoriſch irre machen, zeigen die architektoniſchen Beiwerke in den Fresken des Zingaro im Kloſtergang St. Severino zu Neapel, und noch früher, um beim nächſten zu bleiben, die mittelalterliche Façade der Peterskirche, aufbewahrt in der Abbildung in den Vaticaniſchen Grotten, und in den Werken über die Peterskirche.

** Statt vieler erinnere ich hier an das vor etwa zwei Jahren aufgefundene Grab an der Porta Latina (auch für das Studium der Polychromie von Bedeutung), und an die auffallenden Conſtructionen in den Bädern von Mola di Gaeta.

Theile, daß man ſie nicht leicht mit Maria del Popolo, mit Pietro in Montorio, überhaupt mit ſeinen feinen Profilirungen zu vereinigen weiß und eher die thätige Hand eines Schülers dabei anzunehmen geneigt wird. Eigene, aber einfache und glückliche Erfindung zeigen die Capitelle ſeiner Säulen und Pilaſter, an denen er ſtets wieder zu erkennen iſt. Im Allgemeinen nämlich macht er keinen Unterſchied zwiſchen beiden, läßt ſie alle in derſelben Art wiederkehren; wie es denn auch zu ſeiner Eigenthümlichkeit gehört zu haben ſcheint, das, was er ſich einmal als Canon fixirt hatte, unausgeſetzt und nach einander zu wiederholen. Man kann darin eine gewiſſe Armuth der Erfindung erkennen; ſo haben ſein Porticus von St. Pietro in Vincoli und von Sti. Apoſtoli, der Kloſterhof von St. Gregorio dieſelben achteckigen Säulen; das Cortile von St. Spirito dieſelben joniſchen Säulen in beiden Stockwerken, obwohl ſie an ſich hübſch und eigen componirt ſind. Am erfindungsreichſten und glücklichſten zeigt er ſich in ſeinen Ornamenten, welche den beſten Arbeiten des 15. Jahrhunderts ſich vergleichen dürfen; ich meine hier die Thüren von Maria del Popolo, Pietro in Montorio, und namentlich jene Thüre zwiſchen der Minerva und dem Capitol. Es gereicht ihm endlich zur nicht geringen Ehre, daß ſeine Arbeiten gut und alle beſſer conſtruirt ſind, als die Bramante'ſchen; ſeine Tiberbrücke ſah eine jüngere neben ſich hinſtürzen, und trotzt, unverwüſtlich und feſt, ſchon mehr denn drei Jahrhunderten.

Vergleicht man nun mit dem, was hier als Eigenthümlichkeit des B. Pintelli angegeben iſt, den Palaſt in Urbino, oder in Ermangelung deſſen die Zeichnungen in den ſchon genannten Memorie d'Urbino, ſo wird man ihn in denſelben wieder erkennen, und vermuthen müſſen, daß Lucianus (vielleicht hierin in ſpäterer Zeit von Francesco di Giorgio unterſtützt) wohl namentlich mit den ungeheuren Vorarbeiten, den Subſtructionen, mit Ebenung des ungünſtigen, auf zwei Berge und ein Thal ſich ausdehnenden Terrains beſchäftigt geweſen, daß aber der eigentliche Prachtbau wohl dem Baccio, wenigſtens zum größten Theile zukam. Das Cortile zeigt im Allgemeinen den Plan, welchen er in ſeinen Kloſterhöfen zu Rom angewendet hatte; der erſte Stock hat Bögen auf Säulen von zuſammengeſetzter Ordnung, darüber Architrav, Fries und Karnies; der zweite Säulen ohne Bögen, und die einzelnen Theile verhältnißmäßig breiter. Die Fenſter dieſer Abtheilung gleichen denen im Cortile von St. Spirito. Ueber dieſen zwei Säulengängen erhebt ſich von Backſteinen ein dritter Stock mit zwei Reihen kleiner Fenſter, dieſe ähnlich angebrachten von Peruzzi zu vergleichen.* Man wird bei ſolcher Anordnung des Ganzen verſucht, an eine Rückwirkung des Bramante auf unſern Künſtler zu denken, da dieſer ſchöner als irgend einer vor und nach ihm gerade den Bau ſolcher Höfe verbreitet hat und wahrſcheinlich noch gleichzeitig mit Pintelli thätig war. In den Einzelheiten aber zeigen ſich doch hier ſo weſentliche Verſchiedenheiten, daß man, zumal ungenau unterrichtet über das frühere Leben des Bramante, wie wir ſind, die Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen muß. Dagegen bieten die Einzelheiten uns gerade Sachen dar, welche wir bei Baccio's früheren Arbeiten kennen gelernt haben. So finden wir hier Tav. 42, 43 die einfaſſenden Eierverzierungen bei runden Fenſtern wieder, welche noch ganz nach mittelalterlicher Weiſe in der Mitte durch eine Säule getheilt und darüber mit einem kleinen gothiſchen Fenſter verziert werden. — Tav. 44 — 54 bieten andere Vergleichungspunkte dar; die unverkennbaren Capitelle und Ornamente ſind die römiſchen; ſo gleicht Tav. 53 der oben angeführten Thüre von Grottaferrata, Anderes geben die Tafeln von 25 — 42. Die etwas ungenauen Worte: „i pilastri de cantoni, che sono come spalle della fabbrica del cortile, sono raddoppiati e rinforzatissimi" ſcheinen etwas ganz Aehnliches zu beſchreiben, als man im Hof von St. Spirito auf eigenthümliche Weiſe in Pilaſtern und Halbſäulen in den vier Ecken verbunden ſieht. Was ſonſt angegeben wird, „daß die Zimmer gewölbt und ſo merkwürdig gebaut ſeyen, daß man in einem ſo großen Gebäude weder Holz noch Eiſen gewahre," ſtimmt ganz zu Baccio's Bauart und Geſchicklichkeit im Conſtruiren, wie namentlich auch, was der Verfaſſer über die Backſteinarbeit hinzufügt: „die Backſteine ſind von außen geſchliffen und ſo polirt, daß ſie die Mauer wie ganz aus Einem Stück erſcheinen laſſen."

Vergegenwärtigt man ſich nun einigermaßen den Umfang dieſes Baus, und hält dann die Nachrichten bei Pungileoni S. 82* dagegen, welche ihn 1491 in Senigaglia bauen, und, der Bedeutſamkeit der Arbeiten nach, doch wohl nur perſönlich dort gegenwärtig, in Urbino alſo nicht mehr unumgänglich nothwendig ſeyn laſſen, ſo erhält man von 1484 — 1491 ſieben Jahre ununterbrochener Thätigkeit in Urbino, eine Zahl, welche gewiß eher zu unbedeutend, als übertrieben erſcheinen dürfte. Nach 1491 fehlen Notizen über ihn; ob er längere Zeit grade in Senigaglia ſich aufhielt, ob Arbeiten in Urbino ſeine Kräfte noch lange in Anſpruch nahmen, wiſſen wir nicht; wie denn auch das Jahr ſeines Todes bis dahin uns unbekannt geblieben.

Rom, im Juli 1834.

Dr. Gaye.

---

* Einfluß des B. Pintelli auf Peruzzi und durch den auf Giulio Romano läßt ſich auch ſonſt nachweiſen.

* „Lo mastro che disegnò questo loco se chiamara etc. — Lui designò la Rocca de Senigaglia et altri edifici . . . .

Nachdem obiger Aufſatz geſchrieben war, habe ich durch mehrfache Beobachtung mich überzeugt, daß der Vorwurf des durchbrochenen Geſimſes und der übel angebrachten Schnörkeleien an Maria del Popolo den B. Pintelli wohl bis dahin mit Unrecht trifft. Es war mir immer bedenklich, wie ſolche Willkührlichkeiten mit ſolchen Schönheiten derſelben Façade von Einem Architekten herrühren könnten. Da ich aber in andern Gebäuden des Meiſters ähnliche Sachen, wenn auch nicht bei gleicher Schönheit des Ganzen, ſich wiederholen ſah, beruhigte ich mich; zumal da die Angabe in der neueſten Beſchreibung Roms, Bd. 1. S. 602 die Vermuthung eines ſpäteren Anbaus nicht begünſtigte. Man ſieht aber deutlich, daß der Giebel über den zwei Pilaſtern profilirt, mithin die, auch in den einzelnen Theilen nicht wohl zu den Pilaſtern ſtimmenden Pfeiler ſpäter angefügt ſind. Auch kann man weiter unten größere und roher gefügte Travertinquadern erkennen, während die Arbeiten des Pintelli ſich ſtets durch Genauigkeit auszeichnen. — Dazu kommt, daß de Albericis in ſeiner Geſchichte dieſer Kirche (Rom 1599) zu S. 1 und zu S. 10 zwei Abbildungen von dem obern Theil der Kirche gibt, welche bloß im zweiten Stock die Breite des Mittelſchiffs, ohne alle die berührten Mängel haben. Das Buch iſt ungenau und ohne Werth, es läßt ſich aber nicht vorſtellen, daß er die Façade irgend im Großen ungenau wieder gegeben; zumal da ein Italiener der Zeit dieſe ſogenannten ergänzenden Schönheitslinien wohl erfinden konnte, wo ſie fehlten, aber gewiß nicht fehlen ließ, wo er ſie vor ſich ſah. — Wird man nun dieſe Willkührlichkeiten aus der Façade los, ſo kann man doch ſchwerlich die nun freilich reinere zweite Abtheilung ſchön finden. Ihre Linien treten zu abgeſchnitten hervor, ihre Breite iſt in Vergleich zu der untern Abtheilung zu unverhältnißmäßig gering, als daß man nicht ſtets die Façaden der zwei Seitenſchiffe vermiſſen ſollte. — Das gothiſche Fenſter gibt Alberici mit Säulen an; dann iſt wohl das Reſtchen Glasmalerei mit den übrigen aus der Zeit Julius des Zweiten.

Dr. Gaye.

Nachrichten vom September.

Kunſtausſtellungen.

Regensburg, 1. September. Bei Gelegenheit des beendigten Volksfeſtes hatte der hiſtoriſche Verein des Regenkreiſes dem Publikum ſeine Säle geöffnet, woſelbſt neben denkwürdigen Alterthümern auch die Werke der jezt lebenden Regensburger Künſtler ausgeſtellt waren. Unter den Gemälden zeichnen ſich zwei Madonnen von Fräulein Popp aus.

Mainz, 9. September. Die nunmehr nach dreiwöchentlicher Dauer geſchloſſene Gemäldeausſtellung war, obgleich von Düſſeldorf (wegen des von Seiten vieler hohen Perſonen erwarteten Beſuchs bei Gelegenheit des großen Manövres) und andern Orten (wegen gleichzeitiger Ausſtellungen) viele zugeſagte Gemälde ausblieben, ſehr reich ausgeſtattet. Die werthvollſten Werke wurden von Münchner Künſtlern eingeſandt. Stieler lieferte vier Gemälde: einen Schutzengel, der ein ſchlummerndes Kind vor den Biſſen einer Schlange ſchüzt, ein kleines Mädchen an einem Bache, das Blumen in die Wellen wirft, und 2 Portraits. August v. Embden in Kaſſel ſandte zwei vorzügliche Genrebilder ein: ein oberheſſiſches Landmädchen und ein fünfjähriges Kind darſtellend, von denen lezteres einen Kuchen gegen die lauernde Kaze bewacht. Waller in Mannheim hat eine Bauernfamilie an der Wiege ihres todtkranken Kindes geſchickt. Profeſſor Oppenheim in Frankfurt lieferte ein Hiſtorienſtück, Abraham darſtellend, wie er den zum Opfertod beſtimmten Iſaak aus den Umarmungen der Mutter reißt. Im Gebiete der Landſchaftsmalerei haben Bürkel aus München, Brentmann und Schotel (Holländer). Haushofer aus München, Knapp in Mainz und Müller in Rüdesheim das Beſte beigeſteuert. und als Thiermaler hat Simmler in Geiſenheim den Preis davon getragen. Der Saal für Plaſtik und Sculptur wurde beſonders geziert durch Werke der Gebrüder Imhof in Köln und des Bildhauers Scholl in Mainz. An Lithographien war eine Auswahl aus dem Inſtitute von Kehr und Nieſen in Köln vorhanden. Im Ganzen zählte der Katalog nahe an 200 ausgeſtellte Kunſtgegenſtände.

Akademien und Vereine.

Berlin. In der Sizung des wiſſenſchaftlichen Kunſtvereins am 6. September legte Profeſſor Mauch der Geſellſchaft architektoniſche Zeichnungen vor, welche er auf einer Reiſe nach Thüringen und Franken gemacht. Ganz beſonderes Intereſſe erregten die Holzſchnizarbeiten, welche ſich in einigen Zimmern der alten Burg zu Coburg, und die Säulen, welche ſich in der Schloßcapelle zu Freiburg an der Unſtrut finden.

Berlin. Zur Verabredung gemeinſchaftlicher Maßregeln, um die Wirkſamkeit der Kunſtvereine immer ausgedehnter und volksthümlicher zu machen, wurde von Dr. F. Lucanus in Halberſtadt eine Zuſammenkunft von Vorſtandsmitgliedern aller Kunſtvereine, insbeſondere der deutſchen, und zwar als Verſammlungszeit der 16. Oktober und als Ort der Zuſammenkunft Berlin vorgeſchlagen, da alsdann die große Herbſtausſtellung der Königl. Akademie der Künſte ohnehin viele Kunſtfreunde daſelbſt verſammeln werde.

Leipzig, 16. September. Die hieſige Akademie der bildenden Künſte, deren Zöglinge im freien Handzeichnen, Modelliren und architektoniſchen Entwürfen unterwieſen werden, hat auch dieſes Jahr in den Probearbeiten und Studien ihrer Schüler die beſten Beweiſe ihrer fortdauernden Wirkſamkeit an den Tag gelegt, während die Gewerbe- und Zeichnenſchule zu Meißen zu Anfang dieſes Jahres eingegangen iſt. Jene zur Kunſtausſtellung in Dresden eingelieferten Probearbeiten liegen in 38 Nummern excl. einiger von jüngern Leipziger Künſtlern herrührenden plaſtiſchen Studien der öffentlichen Beurtheilung vor, ſtehen indeß an Sauberkeit der Ausführung den von den Zöglingen der Dresdner Kunſtſchule herrührenden Arbeiten nach.

Paris. Von der Akademie der ſchönen Künſte iſt in der Sizung vom 5. September der zweite große Preis der Kupferſtecherkunſt dem jungen Louis Auguſt Darodes, einem Schüler Ruhière's zuerkannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 89.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 8. November 1836.

Ueber die Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen vor der Barriere de l'Etoile zu Paris.

(Beſchluß.)

Der um das ganze Geſims herumlaufende Fries beſteht aus ſechs Abtheilungen, an denen ſechs Künſtler gearbeitet haben. Brun hat in der Darſtellung ber an die bedrohten Grenzen abreiſenden franzöſiſchen Heere nichts Vorzügliches geleiſtet. Der mittlere Theil des Frieſes nach ber Seite von Paris iſt von ihm ausgeführt, aber man ſieht dort nichts als eine Menge von ausgeſtreckten Armen, was keinen angenehmen Eindruck hervorbringt. Glücklicher ſowohl im Ausdruck wie in der Behandlung ſind die Herren Laitié und Jacquot geweſen, welche denſelben Gegenſtand, wie Brun, darzuſtellen hatten. Die Gruppen ſind bei beiden Künſtlern auf gleiche Weiſe angeordnet und vertheilt, was der Symmetrie wegen nothwendig war, aber nicht immer mit gleichem Glück und Geſchick ausgeführt. Ich ziehe Laitié's Arbeit der Jacquots vor; unter andern gut ausgeführten Sachen habe ich auf der Seite nach Ehaillot hin die Gruppe einer Frau bemerkt, welche ihr kleines Kind dem abreiſenden Vater zur Umarmung hinreicht, ferner einen alten Grenadier, der ſeine Kamaſchen zuknöpft und in Ordnung bringt, — eine Nachahmung des Spartaners in den Thermopylen bei David, welcher ſich ſeine Sandalen noch vor dem Tode zurechtbindet; — endlich einen Fähndrich, der hinter einem mit Bagage und Kriegsgeräthſchaften beladenen Wagen herreitet. Faſt dieſe ganze Seite des Frieſes nach Chaillot zu iſt mit gelungenen Arbeiten verziert; ſo wie auch der Theil des Frieſes nach dem Bois de Boulogne zu, welcher mit dem Basrelief von Seurre dem Aelteren geſchmückt iſt, eine eigene Erwähnung verdient. Der mit Verwundeten und Kranken angefüllte Wagen, worauf ſich unter andern auch eine ſchöne Italienerin befindet, welcher in einiger Entfernung der koloſſale römiſche Flußgott und andere Kunſtſchätze ihres Vaterlandes nachfolgen; ein Huſar, der von ſeinem ermüdeten Pferde abgeſtiegen iſt, es beim Zügel führt und dazu ruhig ſeine Pfeife raucht, — ſind wacker ausgeführte Einzelheiten. Die Gruppe, welche dem Siege voraufgeht, iſt gleichfalls lobenswerth. Beſonders ſchön iſt die Gruppe der Bürger angeordnet, welche den mit der Siegesbeute belaſteten Wagen und den heimkehrenden Kriegern entgegen kommen. Nur der Triumphbogen, unter welchem die ruhmgekrönte Armee Italiens durchmarſchiren ſoll, iſt zu klein gerathen; dicht dabei ſteht eine junge Frau, welche mit dem Kopfe hinüberreicht; in weiterer Entfernung angebracht, wäre er vielleicht von mehr Wirkung geweſen. Rude's Arbeit über denſelben Gegenſtand hat nicht dieſelben Vorzüge; beſonders ſchwerfällig erſcheint die Wagenreihe, welche die ägyptiſchen Kunſtdenkmäler bringt. Glücklicher iſt dieſer Künſtler in ſeinem Basrelief auf der Seite nach dem Faubourg du Roule. Beſonders ſchöne Details ſind hier ein Grenadier, welcher hinter dem Pferde eines Dragonertrompeters auf ſeine Muskete gelehnt daſteht, ein alter Soldat, den die Sonnenſtrahlen Aegyptens der Augen beraubt haben, und der ägyptiſche Genius, welcher auf einem etwas zu klein gerathenen Obelisk die Geſchichte der franzöſiſchen Expedition verzeichnet. Auf eben dieſer Seite ſehen wir auch noch ein Basrelief von Jacquot, wo Gedanke und Ausführung zu loben ſind. Den Beſchluß macht das Basrelief von Caillouette, welches die Mitte der Façade nach Neuilly zu einnimmt und fleißig gearbeitet iſt; nur enthält es zu viel Allegoriſches, welches mit dem Charakter des übrigen Theils des Frieſes nicht recht zuſammenſtimmt. Der Künſtler hat Frankreich, die Göttin des Ueberfluſſes und der öffentlichen Wohlfahrt in den alten hergebrachten Formen perſonificirt, um den aus fremden Ländern heimkehrenden franzöſiſchen Armeen Kränze und Kronen zu reichen; hier wäre Napoleon mit ſeinem Senat und Tribunat mitten unter mythologiſchen Hieroglyphen an der paſſenden Stelle geweſen.

Was meiner Anſicht nach in der Compoſition eines Kunſtwerks mißfällig erſcheint, iſt die Vermiſchung des

Wirklichen mit dem Allegoriſchen. Die Henriade und alle Epopéen dieſer Art ſind deßhalb falſch und unwahr, weil ſie Perſonen göttlicher oder ſymboliſcher Natur auftreten laſſen, die ſich in die irdiſchen Angelegenheiten miſchen und ſich einen Eingriff in die Entwickelung des menſchlichen Drama's erlauben. So großen und in vieler Hinſicht wohlverdienten Beifall auch die Freiheitsgöttin auf dem Gemälde Eugène Delacroix's erhalten hat, ſo muß ich doch geſtehen, daß die Nähe der Göttin auf den Pflaſterſteinen der Barrikaden mitten unter hemdsärmeligen Soldaten und zehn Schritte von einem halben Dutzend Pariſer Gamins, etwas für den Geiſt und das Auge Befremdendes, Störendes hat. David hat in einem ſeiner Basreliefs am Marſeiller Triumphbogen das begeiſterte Volk um eine allegoriſche Figur, Frankreich darſtellend, gruppirt, weil er das Aufgebot in Maſſe für das „Vaterland in Gefahr“ nicht anders zu charakteriſiren wußte. Aber dieſes Frankreich, übrigens eine edle, charaktervolle Geſtalt, erſcheint unter der ſie umgebenden Volksmaſſe in modernem Koſtüm und in Dreimaſtern, wie man ſie zur Zeit der erſten italieniſchen Feldzüge unter der Republik trug, von eiſiger Kälte. Wenn man die Allegorie entbehren kann, ſo meine ich, iſt es gerathen, keine Zuflucht dazu zu nehmen; man hätte aber ſehr Unrecht, ſie den ausübenden Künſtlern unſerer Tage ganz zu verbieten; denn außerdem, daß ſie den bildenden Künſten ein bequemes, allgemein angenommenes Hülfsmittel an die Hand gibt, iſt ſie in vielen Fällen für dieſelben unentbehrlich. Gewiß, David hätte, ſtatt der ſinnbildlichen Figur Frankreichs, Stadträthe oder ſonſtige obrigkeitliche Perſonen Waffen unters Volk vertheilen laſſen können; Eugène Delacroix konnte ſeine Göttin mit der Freiheitsmütze durch eine jener Frauen aus den niederen Volksklaſſen erſetzen, welche ſich unter die Julikämpfer miſchten und Kanonen erobern halfen; aber der Maler ſowohl wie der Bildhauer haben mit Recht gefürchtet, das, was ſie in dem Ausdruck und in der Darlegung ihres Gedankens etwa an reeller Wahrheit und Klarheit gewonnen hätten, an Erhabenheit und Poeſie wieder zu verlieren.

Caillouette konnte es ganz gut unterlaſſen, Frankreich, die öffentliche Wohlfahrt und den Ueberfluß in dichteriſchen Geſtalten darzuſtellen; er hatte die bloße materielle Wirklichkeit wiederzugeben und hätte ſich deßhalb an rein hiſtoriſche Geſtalten halten müſſen. Auf gleiche Weiſe hätten die Herren Laitié, Jacquot und die andern Bildhauer des Frieſes die Grenzen ihrer gegenſeitigen Compoſition durch etwas Anderes andeuten können, als durch allegoriſche Darſtellungen von Geſchichtsgöttinnen, welche in ihrer halben Drapirung, mit ihren ausgebreiteten Flügeln und dem Griffel in der Hand neben den Packknechten mit großen Löſcheimerſtiefeln und den langen, in einen dicken Zopf geflochtenen Hinterhaaren, wie man ſie noch bei einigen heutigen franzöſiſchen Poſtillons ſieht, auf eine unangenehme, burleske Weiſe abſtechen. So ſchön auch ſonſt der ägyptiſche Genius von Rude, der die franzöſiſchen Waffenthaten auf einen Obelisk ſchreibt, ausgearbeitet iſt, ſo empfindet man doch weniger Wohlgefallen daran, wenn man gleich neben ihm die franzöſiſchen Soldaten von 1798 ſieht.

Jedoch iſt es Unrecht, wenn man, wie es hier zu Lande geſchehen iſt, den verdienſtvollen Künſtlern, welche den Triumphbogen auf eine ſo talentvolle, würdige Weiſe mit ihren Arbeiten verſchönert haben, — wenn man dieſen, ſage ich, über Gebühr vorwerfen wollte, daß ſie einige allegoriſche Figuren angebracht haben, welche für die Mehrzahl der Beſchauer allerdings unverſtändlich ſind und wie Wunderdinge erſcheinen. Daß ſie dieſelben zu viel in den Basreliefs des großen Frieſes angewendet haben, möchten wir allerdings tadeln; denn hier könnte ſich die Geſchichte allein genügen, indem die damalige Wirklichkeit der Wunderdinge mehr vollbracht hat, als alle allegoriſchen Perſonen des Alterthums.

Dafür aber ſpenden wir den Bildhauern der ſechs unter dem Frieſe befindlichen Basreliefs, ſo wie den Urhebern des großen Frieſes ſelbſt, unmaßgebliches Lob, daß ſie in ihren Werken den Ueberlieferungen des franzöſiſchen Koſtüms gefolgt ſind und keck gewagt haben, die Klippen gewiſſer Formen und unkünſtleriſcher Einzelheiten, welche faſt alle franzöſiſchen Bildhauer des Kaiſerreichs zurückſchreckten, zu umſteuern. In den Salons der Villa Sommariva am Comer-See habe ich vor mehreren Jahren ein intereſſantes Fragment der franzöſiſchen Sculptur jener Zeit geſehen. Es war ein Basrelief, welches den Fries des Arco di Sempione hatte ſchmücken ſollen und worauf die franzöſiſchen Armeen geradezu in römiſche Cohorten mit Bärenmützen, Sapeurſchürzen und Küraſſen umgewandelt ſind. Der Bildhauer hat ſich offenbar vor den zurückgekrämpten Hüten mit breiten Ecken, vor den Helmen mit Roßſchweifen, vor den Torniſtern und Bandelieren der franzöſiſchen Soldaten gefürchtet, und fiel nun, um dieſe Gefahr zu vermeiden, in eine barocke Charge, welche trotz der guten Ausführung dennoch Jedermann lächerlich erſcheint. Ich kenne hier ſelbſt in Paris kein Kunſtwerk, welches die klaſſiſche Aengſtlichkeit der damaligen franzöſiſchen Kunſtepoche ſo ſehr verriethe, als jenes Fragment, welches der Graf Sommariva in ſeiner Sammlung aufbewahrt.

Die jezt lebenden franzöſiſchen Bildhauer ſind weniger ängſtlich geweſen; ſie haben ſich beſtrebt, vor allen Dingen Wahrheit und hiſtoriſche Treue in ihren Arbeiten zu beurkunden, ohne deßhalb gerade dem guten Geſchmacke zu nahe zu treten. Sie haben nicht übertreiben wollen, aber ſich auch die Gelegenheit nicht nehmen laſſen, durch ihren Meißel das Koſtüm, die bizarre Kopfbedeckung

Digitized by Google

und die mannichfaltigen Details der erſten Feldzüge während der franzöſiſchen Revolution zu vereinigen, welche die Federn ſo vieler Schriftſteller und die Pinſel ſo vieler Maler gefeiert haben. In dieſer Hinſicht iſt in den Bildwerken des Frieſes und in den ſechs Basreliefs, welche die unmittelbar unter dem Frieſe befindlichen Theile ſchmücken, Bedeutendes geleiſtet. Der um das Ganze herumgehende Fries nimmt ſich überdies auch im Allgemeinen ganz gut aus und befriedigt in vieler Beziehung, wenn man ihn aufmerkſam prüft. Auf den erſten Anblick hin ſpringen die Figuren deſſelben zu ſtark hervor, was zwar für den Effect zweckmäßig iſt, aber doch auch wieder den Nachtheil hat, daß derſelbe einer Guirlande von lauter einzelnen freiſtehenden Figuren gleich ſieht. Die zweiten Pläne ſind von den Künſtlern zu ſehr vernachläſſigt worden. Ich kann mir ſehr wohl erklären, warum man vorzugsweiſe das Hochrelief berückſichtigt hat; man wollte nämlich die Figuren und Bildwerke des Frieſes troß der Höhe des Denkmals allgemein verſtändlich und deutlich machen; aber das Ganze iſt dadurch etwas trocken ausgefallen. Man hätte es wie Thorwaldſen in ſeinem Alexanderzuge machen und die trefflichen Sculpturen des Parthenons nachahmen und zum Muſter nehmen ſollen; denn vor dem Ablauf eines Jahrhunderts werden manche Arme und Köpfe von dem Frieſe des Pariſer Triumphbogens abgefallen ſeyn und wie viele Jahrhunderte haben ſich die bewundernswürdigen Figuren des griechiſchen Frieſes erhalten und faſt ganz gut erhalten; denn die Engländer und Barbaren haben ihnen ärger zugeſezt, als die Zeit.

Paris, im Auguſt 1836.

Eduard Collow.

Nachrichten vom September.

Akademien und Vereine.

Paris. Die Akademie des beaux arts de l'Institut hat in der Sizung vom 10. September die großen Preiſe in der Sculptur den Herren Bonnaſſieux, Ottin, Cavelier und Jourjon zuerkannt. Der Gegenſtand war der Tod des Sokrates. Die jungen Leute ſind in den Ateliers der Herren Dumont, David, Gros-Drolling gebildet worden.

Lyon. Der Verein der Kunſtfreunde hat zum Ankauf von Gemälden aus der Ausſtellung (die am 15. Oktober l. J. beginnen ſollte) 30.000 Fr. ausgeſezt.

Bauwerke.

Lauſanne. Der Schaden, welchen der Bliz in der Nacht vom 25—26. Mai 1825 an dem Spizthurme unſerer herrlichen Kathedrale (von deren Chore Dom. Quaglio eine ſchöne Anſicht geliefert hat) anrichtete, iſt unter der Leitung des Architekten Herrn Perregeaux vollſtändig ausgebeſſert worden.

Wilna. Es wird hier eine ruſſiſch-griechiſche Kathedrale gebaut.

Antwerpen. Der ſchöne Thurm der Kathedrale iſt noch mit Gerüſten umgeben, welche man zur Reſtauration des herrlichen gothiſchen Bauwerks errichtet hat. Die Arbeiter daran ſind in voller Thätigkeit.

Tours. Man beabſichtigt hier die Aufführung eines neuen Juſtizpalaſtes. Der Präfekt fordert die Architekten zur Einreichung von Entwürfen auf, und verſpricht drei Preiſe zu 6000, 2000 und 1000 Frs. Dem, der den erſten Preis erhält, ſoll die Erbauung des Palaſtes übertragen werden.

Berlin. In der Nähe von Potsdam, auf dem Babelsberge, iſt jezt das neue Luſtſchloß des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Maj., für den Beſuch der Schauluſtigen eröffnet worden. Es iſt von Schinkel erbaut und ſtellt eine gothiſche Burg ganz im mittelalterlichen Styl mit Thürmen und Mauerkronen dar; im Innern aber iſt ſie, obgleich in demſelben Style, doch höchſt elegant und bequem. Das ganze Mobiliar iſt aus inländiſchem Holze gefertigt.

Sculptur.

Darmſtadt. Der Bildhauer Scholl (junior) hat eine Statue der heiligen Eliſabeth für das neue Palais des Prinzen Karl von Heſſen vollendet.

München, 19. September. Im Atelier des Bildhauers Leeb ſieht man jezt von den zur Fronte der Pinakothek beſtimmten 24 Malerſtatuen die des Leonardo da Vinci, van Eyk, Maſaccio und Domenichino. Sie ſind von Kelheimer Sandſtein, deſſen Ton an Transparenz und Reinheit dem ſchönſten Marmor gleich ſcheint.

Rom. In Fabris's Atelier ſteht das Monument Taſſo's halbvollendet, ſo wie das Modell des h. Lucas für die hieſige Peterskirche und des h. Petrus für die neue Kirche S. Francesco de Paula in Neapel.

Metz. Der Bildhauer Fratin in Paris hat der hieſigen Stadt ein Geſchenk mit zwei ſchönen bronzenen Hunden gemacht, die öffentlich aufgeſtellt worden ſind.

Wien. Von einer äußerſt lieblichen Basreliefcompoſition des Bildhauers Hirſchbeiter allhier trifft man jezt zahlreiche Copien, ſowohl in Gyps als in Kupferſtich. Sie zeigt die Flucht aus Aegypten und weicht von der bisherigen traditionellen Auffaſſung des Stoffes auf eine entſchiedene Weiſe ab, indem ſie die heilige Familie auf einem Schiffe darſtellt.

Denkmäler.

Paris, 26. Auguſt. Unter dem Vorſiz des Marſchalls Gérard iſt eine Commiſſion zur Reviſion der geſchichtlichen Inſchriften an dem Triumphbogen de l'Etoile niedergeſezt worden.

28. Auguſt. In der Gruft der Kathedrale von Saint Denys zählt man bereits 81 reſtaurirte Grabſtätten der Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt,

Digitized by Google

es fehlen noch 25. um die Reihe von Clodwig bis Heinrich IV. vollzählig zu machen; ferner ſind auch ſämmtliche Grabſtätten von Heinrich IV. bis Ludwig XVIII. noch zu reſtauriren. Hr. Blouet iſt bereits mit dieſem Geſchäft beauftragt.

Rom. In der St. Peterskirche hat man die Vorarbeiten zu Aufſtellung des Monuments für den Papſt Leo XII. angefangen. Der Platz dazu iſt in dem Seitenſchiffe vom Eingange rechts, dem Grabmal der Königin Chriſtine von Schweden gegenüber. Das Monument iſt jezt im Atelier des Bildhauers Fabris, Schülers von Canova, beinahe vollendet. Die Figur Leo's XII. iſt ſtehend dargeſtellt, wie er mit der Rechten den Segen von dem Balkon der Peterskirche dem Volke ertheilt. Der päpſtliche Stuhl und die mit Pfauenfedern gezierten Fächer bilden den Hintergrund; vier Biſchöfe, zwei zu jeder Seite, wovon der eine Kopf das Portrait des jetzigen Papſtes iſt, ſehen aus dem Raume hinter dem Thron hervor. Das Wappen Leo's XII., der Adler, wird über dem Bogen angebracht, zu beiden Seiten mit den allegoriſchen Figuren der Religion und Gerechtigkeit in Basrelief geſchmückt. Das Piedeſtal bildet, wie bei mehreren Monumenten in dieſer Kirche, den Eingang zu dem Grabe, über dem die einfache Inſchrift: Memoriae Leonis XII. Gregorius XVI. zu leſen iſt. Die Figur des Papſtes mit der Mitra iſt 18 Palmen hoch und aus einem ins Grauliche ſpielenden Marmor.

München, 1. September. Die Reiterſtatue des Kurfürſten Maximilian I., von Thorwaldſen, iſt hier angekommen und ausgeſtellt worden. Der Held ſieht links abwärts und commandirt mit der Rechten. Die Linke hält den Zügel des Pferdes an. Er iſt im vollen Harniſch ohne Mantel dargeſtellt. Das Ganze macht eine vortreffliche Wirkung.

London. Dem verſtorbenen Herzog von Gordon will man in Inverneß oder in der Nähe dieſer Stadt ein Denkmal errichten, deſſen Koſten durch eine Subſcription aufgebracht werden ſollen.

London, 31. Auguſt. Wie vor nicht langer Zeit die Statue Wilhelms III. in Dublin, ſo iſt jezt die Georgs III. in London durch Bosheit ſehr beſchädigt worden. Man fand am 25. Morgens das ganze Piedeſtal mit einer ſchwarzen Flüſſigkeit beſudelt.

Wiesbaden, 27. Auguſt. Zur Wiederherſtellung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Göllheim (S. Nr. 25. S. 100 d. Bl.) hat Se. Durchlaucht der Herzog, das Gedächtniß ſeines Ahnen ehrend, einen Beitrag von 100 fl. eingeſandt.

Paris, 28. Auguſt. Die Corſikaner haben die Erlaubniß erhalten, Napoleon in ſeiner Vaterſtadt Ajaccio ein Denkmal zu errichten. Des Königs Name ſteht an der Spitze der Unterzeichner und nächſt ihm der des Herzogs von Orleans. Der Generalrath von Corſika hat 30.000 und der von Seine 5000 Fr. dazu beſtimmt.

Rouen. Die Koſten der Bronzeſtatue, welche dem in unſern Mauern gebornen Corneille auf Subſcription errichtet worden, belaufen ſich auf 81.150 Fr. 22 Cent.; die an der Subſcriptionsſumme fehlenden 4000 Fr. ſind von dem Magiſtrat gedeckt worden. David erhielt für das Modell 8000 Fr., der Guß koſtete 32.000 Fr. und für das Piedeſtal und die Nebenausgaben wurde alſo mehr als die Hälfte der Geſammtkoſten verausgabt.

Medaillenkunde.

München. Kürzlich ſind hier zwei neue, von Voigt gearbeitete Geſchichtsthaler, der 20ſte und 21ſte, geprägt worden. Die Vorderſeiten beider ſind, wie alle früheren, mit dem Bruſtbilde des Königs, die Rückſeiten mit folgenden Umſchriften in doppelten Halbkreiſen und einfachen bildlichen Darſtellungen geziert: 1) „Erſte Eiſenbahn in Teutſchland mit Dampfwagen — Von Nürnberg nach Fürth.“ — Im Abſchnitt: Erbaut 1835. — Eine auf dem Boden mit über einander geſchlagenen Beinen ruhig daſitzende, bekleidete weibliche Figur, in der erhobenen Rechten den geflügelten Schlangenſtab und einen vollen Kranz haltend, ruht mit dem linken Arme auf einem mit Schwingen gezierten Rade. Ein wenig abwärts eine mit I. bezeichnete Meilenſäule. 2) Baiern errichtete die St. Ottocapelle zu Kieferſfelden. Zum Andenken an König Otto's Abſchied von ſeinem Vaterlande — im Abſchnitt: 1836. Anſicht der mit einem Thurm geſchmückten Capelle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[598] In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Ornamenten-Buch.

Zum praktiſchen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Topetenfabrikanten, Seiden- Woll- und Damaſtweber u. ſ. w.

Von

C. Bötticher,

Architekt, Lehrer am Königl. Gewerbe-Inſtitut zu Berlin.

Der Neuen Folge Erſtes Heft. quer royal Fol. 3 Rthlr. 10 Sgr.

Das vorſtehende Werk zeichnet ſich durch völlig neue, geſchmackvolle Erfindungen, ſo wie durch Wahl und Zuſammenſtellung der Farben auf das Vortheilhafteſte aus und iſt ganz beſonders darauf eingerichtet, daß von den darin enthaltenen Ornamenten die mannichfaltigſte Anwendung gemacht werden kann, daher es auch ganz beſonders zu Vorlegeblättern in Kunſt- und Gewerbeſchulen zu benutzen iſt. Dieſe ſechs Blätter vielfarbiger Steindrücke gehören wohl zu dem Schönſten, was in dieſer Art bis jezt geliefert worden iſt.

Von demſelben Verfaſſer iſt nunmehr auch erſchienen:

Die

Holzarchitektur des Mittelalters.

Mit Anſchluß der ſchönſten in dieſer Epoche entwickelten Produkte der gewerblichen Induſtrie.

2s Heft. gr. Fol. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Buchhandlungen können dieſe Werke unter den üblichen Rabattbedingungen von Herrn Leopold Voß in Leipzig beziehen.

Schenk und Gerſtäcker in Berlin.

№. 90.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 10. November 1836.

Kunſtgeſchichte.

1) Delle Pitture che adornono la cappella del sagro Cingolo di M. Vergine alla cattedrale di Prato. 1831.

Bloße Beſchreibung der Wandgemälde jener Capelle, welche die Geſchichte der Madonna und die ſelbſt von der katholiſchen Kirche nicht anerkannte Legende vom Gürtel der Jungfrau darſtellen und damals von Marini reſtaurirt wurden. Neu iſt die urkundliche Notiz, daß das ſchöne, dieſe Capelle einſchließende Bronzegitter auf Rath des Brunelleſchi nach Zeichnungen von Ghiberti ausgeführt ward. Der Verfaſſer hätte darnach den Vaſari berichtigen können, der im Leben des Antonio Filarete dieſe Arbeit dem Simone zuſchreibt.

2) Delle Pitture di Fra Filippo Lippi nel Coro della Cattedrale di Prato e de' loro Restauri, relazione compilata dal C. F. B. (Canonicus Baldanzi); Prato 1835.

Dieſe in Vergleich zu dem genannten Werkchen dankenswerthe Arbeit deſſelben Verfaſſers theilt einzelne Notizen mit, welche wenigſtens als Material für eine allgemeine Kunſtgeſchichte Italiens zu verwenden ſind. Obwohl der Verfaſſer ſich vorgeſezt hatte, vorzüglich die Fresken von Fra Filippo in der Chorcapelle zu Prato zu beſprechen, zieht er doch auch die übrigen dort befindlichen Werke deſſelben, die des Filippino und des Diamante in ſeinen Gegenſtand hinein. Die allgemeinen Angaben, welche die jezt bei Paſſigli erſcheinende Ausgabe des Vaſari aus der zweiten Hand mittheilt, werden hier nun urkundlich näher dahin beſtimmt, daß die Commune ſchon im Jahr 1130 die Abſicht hatte, dieſe Capelle ausmalen zu laſſen, den Plan fahren ließ, wieder aufnahm, und endlich im Jahr 1156 durch Fra Filippo zu verwirklichen begann. Der Fortgang der Arbeit entſprach billigen Forderungen ſo wenig, daß nach einem Verlauf von acht Jahren (April 1161) vier eigens dazu ernannte Deputirte an den Magiſtrat des Fleckens berichteten: „es ſey wenig Ausſicht, daß Filippo ſein Verſprechen halte und das Werk vollende, wenn nicht Meſſer Carlo von Medicis, der Zeit Probſt der dortigen Collegiata, ſich ins Mittel lege und als äußerſten Termin der Beendigung den Monat Auguſt anſetze.“ Da ſpäter keine hierauf bezügliche Verhandlung weiter mitgetheilt wird, Fra Filippo auch ſeine Fresken in Spoleto zu beginnen hatte, iſt anzunehmen, daß jener Mediceer den wüſten Maler auf ernſtliche Weiſe an ſein gegebenes Wort zu mahnen und zur Löſung ſeines Verſprechens anzuhalten verſtand.

Als Grund dieſer Zögerung gibt der Verf. nun nicht allein die Liebeshändel und die Entführung der Lucrezia Buti, und die daraus für Fra Filippo erwachſenden Störungen und Unannehmlichkeiten an, ſondern fügt hinzu, daß gleichzeitige Beſtellungen damals Zeit und Kräfte des Malers in Anſpruch nahmen. Es zeigt nämlich die Madonna auf der ſchönen Tafel, welche (jezt in Paris) für die Nonnen von Sta. Margarita gemalt ward, das Portrait der Buti, welches der Verf. auf den Fresken in der tanzenden Herodiana erkennt; und auf dem hübſchen, noch jezt in Prato befindlichen Gradinum deſſelben Bildes erblickt man in den ſich ins Ohr flüſternden Frauen ganz daſſelbe Motiv, welches man in größerer Dimenſion auf dem angeführten Fresko findet; der Tempel endlich, in welchem auf dieſem Gradinum die Präſentation dargeſtellt iſt, ſoll eine Copie deſſelben Gebäudes heißen können, unter welchem Fra Filippo im Chor des Doms die Grablegung des h. Stephan vor ſich gehen läßt. — Hier wird die Hauptſchwierigkeit, welche jedoch allein die Gleichzeitigkeit dieſer Werke mit Gewißheit darthun könnte, die techniſche Uebereinſtimmung, namentlich die Zeichnung, ganz umgangen, und ſomit kann man dieſen Bemerkungen des Verf. einen gewiſſen Grad von Möglichkeit, aber nackt, wie ſie hier hingeſtellt ſind, auch weiter nichts einräumen. — Weiß man doch, wie viele Maler einer

Digitized by Google

ſpäteren, vorgeſchrittenen Zeit nie mehr über das erſte Modell, oder über einen frühen Jugendeindruck hinaus kamen, ohne daß deßhalb ihre Werke chronologiſch zuſammen claſſificirt werden müßten. Dies beſeitigt, wird man auf das Wiederkehren eines gewöhnlichen Motivs, ſelbſt wenn es Wiederholung wäre, und auf die Aehnlichkeit eines abſchließenden, architektoniſchen Hintergrundes weiter kein beſonderes Gewicht zu legen haben. Die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts flohen den Vorwurf des Wiederholens keineswegs mit prüder Aengſtlichkeit, ja Künſtler des 16. Jahrhunderts bildeten direct ganze Gruppen und Hintergründe nach, wenn ſie ihnen anderweitig in ihr Bild paſſen konnten.* Die Erklärung, welche der Verf. verſucht hat, wird vor der Hand auf ſich beruhen müſſen; für Fra Filippo bliebe es wünſchenswerth, annehmen zu können, daß er die lange Zeit von acht Jahren außer der bekannten Abentheurerei, auch mit andern, ſeiner würdigen Beſchäftigungen ausfüllte. Und wenn auch nicht Liebe zur Kunſt ihn zu jenen Arbeiten begeiſtert hätte, die bloße Noth, welche ihn früher nach ſeinen eigenen ungedruckten Briefen faſt bis zur Verzweiflung trieb, wird ihn auch damals zur Arbeit gezwungen haben. Vaſari ſezt das für St. Jacopo in Piſtoja gemalte Bild geradezu in das Jahr 1463.**

Um in dem Protomartyr Stephanus den Schutzpatron des Ortes, um in Johannes dem Täufer den Heiligen von Florenz, dem Prato damals ergeben und unterthan war, zu ehren, hatte Fra Filippo das Leben dieſer beiden Männer auf zwei ſich gegenüberſtehenden Wänden auszuführen. Man müßte wenig von der Art und Weiſe unterrichtet ſeyn, wie im Mittelalter ſolche Angelegenheiten betrieben wurden, wenn man mit unſerm Verf. ſagen wollte (S. 13), Fra Filippo ſelber habe über die Wahl dieſer Gegenſtände entſchieden. — Die Geſchichte Johannes des Täufers iſt auf der linken Wand in drei Reihen ſo dargeſtellt, daß auf die erſte die Geburt und die Aufzeichnung des Namens, auf die zweite der Abſchied des jungen Knaben von ſeinen Eltern, ſeine Buße in der Wüſte, ſeine Taufe und die Predigt, und auf die dritte endlich das Gaſtmahl des Herodes, die Enthauptung des Täufers und die Uebergabe des Leichnams an ſeine Jünger kommen. — Dieſer gegenüber hat die rechte Wand in der oberſten Abtheilung des heiligen Stephan Geburt und Erziehung, in der zweiten ſeine Einweihung zum Diakonus, die von ihm vollbrachten Wunder und die Disputa in der Synagoge, in der dritten endlich die Steinigung und die Grablegung. Außerdem zeigt die Decke die vier Evangeliſten, und die durch das große Fenſter getheilte Hinterwand rechts den h. Giov. Gualberto, Stifter des Valombroſaner Ordens, links den um die Carmeliter vielfach verdienten h. Alberto.

In einer gewiſſen Unentſchiedenheit, die ſich in einigen Gruppen und in einzelnen unvollendet ſcheinenden Figuren der unterſten Reihe (Geſchichte des Johannes) verräth, glaubt der Verfaſſer Spuren der oben erwähnten Unterbrechung gefunden zu haben. Dieſe an ſich ſchwierige Sache wird hier nur das Eine Mal und zwar ſehr flüchtig berührt. Da er dieſe Vermuthung äußert, nachdem er die Geſchichte des Johannes beſchrieben hat, und darauf ausführlich bei der rechten Wand verweilt, muß man glauben, er laſſe dieſe nach jener Pauſe vollendet ſeyn. Bei dieſer Annahme wird der ſehr kurze Termin, den die Deputirten im April 1464 dem Maler ſetzen wollen (bis zum Auguſt incluſive), ein großes Hinderniß; wie eine andere, mündlich gegen mich geäußerte Conjectur deſſelben Domherrn, daß nämlich die ſich gegenüber ſtehenden Bilder immer reihenweiſe auf demſelben Gerüſte gemalt ſeyen, bei obiger Vorausſetzung noch weniger ihre Erledigung findet. An ſich wäre gegen die Sache nichts einzuwenden; der beſchränkte Raum des Chors läßt es zu, der Mangel eines gehörigen Lichts würde es, wenn nicht unumgänglich fordern, doch ſehr natürlich bedingen. Die Schwierigkeit bleibt aber alsdann, daß man die genannte zweite Reihe (Abſchied des Johannes z. B.) mit der Einweihung des Stephan und mit der Disputa deſſelben unter den Juden (in welchem Bilde ſchon nach Vaſari die Großartigkeit des Gedankens und des Styls Andern aufgefallen iſt) chronologiſch zuſammenbringen und dann wieder zu einem andern Styl in dem Gaſtmahl des Herodes zurückkehren muß. Auch wird man dabei immer noch Mühe haben, ſich die lange Zeit zu erklären, welche Filippo dieſen Werken widmete. — Mir ſcheint nun zunächſt die beſtimmte Art und Weiſe, wie die Deputirten auf eine Vollendung in ſo und ſo viel Monaten dringen, anzudeuten, daß ſchon andere Störungen dieſer Art vorangegangen waren. Dieſe konnten wirklich eingetreten ſeyn, als er die Geſchichte Johannes des Täufers mit dem Gaſtmahl des Herodes vollendet und in der tanzenden Tochter die Lucrezia Buti verewigt hatte. Malte er darauf nach einiger Zeit in einem größern Styl die zwei Reihen aus der Geſchichte des h. Stephan, ſo ließ die, wir wiſſen nicht wodurch? motivirte neue und lezte Störung nur die Depoſition des Heiligen in der unterſten Reihe übrig, für deren Vollendung immer die Zeit von vier Monaten einem fertigen Maler genügen mochte. Die etwaige Verſchiedenheit zwiſchen der Einweihung,

* In dieſer Beziehung iſt eine Vergleichung des Raffaeliſchen Spoſalizio mit der jezt in Caen in der Normandie, ehemals in Perugia befindlichen Darſtellung deſſelben Gegenſtandes von Pietro Perugino ſehr intereſſant.

** Der Verf. ſagt: si conserva in casa Bracciolini; kam, ſo viel ich weiß, ſchon vor geraumer Zeit in den Kunſthandel.

Digitized by Google

der Disputa und dem zuletzt genannten Fresko kann durch den Fortſchritt erklärt werden, welchen ein Maler wie Fra Filippo auch in einer Zeit von 1 — 2 Jahren machen mußte. *

* Von dem Entſchluß der Commune, den Fra Filippo zur Löſung ſeines Verſprechens zu zwingen, iſt ſchon im November 1463 die Rede; er muß alſo ſchon vor dieſer Zeit die Arbeit im Stich gelaſſen haben.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtverein in Hannover.

Am 21. Februar 1837 wird die fünfte von dem Kunſtverein für das Königreich Hannover veranſtaltete Ausſtellung von Werken lebender Meiſter eröffnet werden und ergeht an alle deutſche Künſtler die Bitte, dieſelbe durch Einſendung ihrer Werke zu begünſtigen.

Für Kunſtwerke, welche mit der Fracht an den Conſervateur des Vereins, Hof-Kunſthändler Schrader allhier, von den Künſtlern ſelbſt eingeſandt werden und ſpäteſtens bis zum 1. Februar hier eintreffen, übernimmt der Verein die Koſten des Transports hin und zurück, jedoch muß die Committée bei Sculpturen und bei allen Kunſtwerken, welche außerhalb Deutſchland abgeſandt werden ſollen, ſich zuvor eine Anfrage deßhalb erbitten. — Kunſthändler und andere Beſitzer von Kunſtwerken haben die Koſten der Einſendung ſelbſt zu tragen.

Um möglichſt zeitige Anmeldung der einzuſendenden Kunſtwerke, ihrer Preiſe, wenn ſie verkäuflich ſind, und ihrer ferneren Beſtimmung erſucht der Unterzeichnete, welcher ſtets bereit iſt, jede gewünſchte nähere Auskunft zu ertheilen.

Künſtler, welche geneigt ſind, zu dem jährlich von der Committée zu beſtellenden größeren hiſtoriſchen Gemälde Skizzen zur Auswahl durch das Schiedsgericht einzuſenden, wollen dieſe ebenfalls zeitig genug für die Ausſtellung übermachen. Die Wahl des Gegenſtandes, entweder religiöſen Inhalts oder aus der hannover'ſchen Landesgeſchichte, bleibt den Künſtlern überlaſſen, die Skizzen müſſen in Oelfarbe und von der Größe wenigſtens eines Viertels des beabſichtigten Gemäldes ſeyn.

Hannover, im Oktober 1836.

Die Committée des Kunſtvereins
für das Königreich Hannover.

B. Hausmann,
Secretair des Vereins.

Kunſtausſtellung in Hamburg.

Im Auftrag des Kunſtvereins hat unterzeichnete Direction die Ehre, anzuzeigen, daß im Frühjahr 1837 hieſelbſt die ſechste Kunſtausſtellung ſtattfinden wird, und hiedurch die auswärtigen Künſtler einzuladen, geneigteſt mit ihren Werken zu derſelben beizutragen.

Die Frachtkoſten des Her- und Rücktransports von Originalgemälden und Zeichnungen übernimmt der Verein; Poſtſendungen werden jedoch nur frankirt angenommen.

Der Ertrag der angekauften Kunſtwerke wird dem Einſender ohne Abzug ausbezahlt.

Die Einlieferung iſt gefälligſt bis medio März 1837 an die Adreſſe der Commeter'ſchen Kunſthandlung hieſelbſt zu veranſtalten.

Hamburg, im Oktober 1836.

A. Abendroth, Dr. N. Hudtwalker.
A. de Chateauneuf. M. J. Jeniſch, Senator.
O. C. Gädechens. K. Sieveking, Dr. Syndicus.
F. G. Stammann.

Nachrichten vom September.

Medaillenkunde.

Berlin, 15. September. In der hieſigen Medaillenmünze des Herrn G. Loos iſt ſo eben eine Denkmünze auf die Krönung des Kaiſers und der Kaiſerin von Oeſtreich, als König und Königin von Böhmen, erſchienen. Die Hauptſeite ſtellt die beiden Bildniſſe mit der Umſchrift dar: Ferdinandus I. et Anna Austriae Imperatores Pii Felices. Die Kehrſeite zeigt das Symbol der Unvergänglichkeit, einen Steinwürfel, der mit einer reichgewirkten Decke überworfen iſt, an welcher man den böhmiſchen Löwen erblickt. Auf einem Kiſſen liegen die vier Reichskleinodien: die böhmiſche Krone, der Reichsapfel, das Scepter und das Schwert des Königs Wenzeslaus, die beiden erſtern getreu nach den Originalen, die beiden letzteren aber nach deren Abbildung auf früheren Huldigungsmünzen dargeſtellt. Die Umſchrift lautet: Votis Fidelitatis Perpetuae Acceptis Reges Bohemiae Solemniter Coronati und im Abſchnitt: Pragae mense Septembri MDCCCXXXVI. Preis: in Gold 7 Frd'or, in feinem Silber 5 fl. Conv., in Neugold 1½ fl.

Dresden. Bei dem am 20. Auguſt zu Tharand gefeierten 50jährigen Lehrerjubiläum des Oberforſtrathes Cotta wurde dieſem unter Andern von den ſächſiſchen Forſtbeamten eine vom Hofmedailleur König allhier geſtochene, ſilberne Medaille überreicht. Auf der einen Seite erblickt man das treu getroffene Bild des Jubelgreiſes mit der Umſchrift: „Heinrich Cotta, geb. am 30. Oktober 1763." Auf der andern, von einem Eichenkranze umgeben, die einfachen Worte der Widmung: „Nach 50jährigem Lehren der Forſtwiſſenſchaft, von ſeinen Verehrern und Freunden. Tharand, am 20. Auguſt 1836."

Digitized by Google

Ausgrabungen.

St. Petersburg, 10. September. Während der Anweſenheit des Grafen Woronzow zu Kertſch wurde dort ein alter Grabſchacht geöffnet und in demſelben eine koſtbare bronzene Urne aufgefunden.

Paris. In der Nähe des durch ſeine Mineralquellen bekannten Dorfes Margeair, unfern Puy, haben die von Seiten der archäologiſchen Geſellſchaft von Puy, unter Leitung der Herren Mariole, Duvillard und Bec-de-lièvre, angeſtellten Nachgrabungen zur Entdeckung der trefflich erhaltenen Ueberreſte eines mit Sculpturen geſchmückten römiſchen Tempels geführt. Außer einer beträchtlichen Anzahl mannichfaltiger Capitelle, Säulenſchäfte, Terracotten und Bronzen und einem vorzüglichen, mit Waſſerpflanzen bekränzten Najadenkopfe, erregen beſonders drei vierthalb Fuß hohe Cupidoſtatuen die Aufmerkſamkeit der Kenner; ſie ſind ſämmtlich geflügelt, der eine trägt den vollen Blumenkranz und ſizt auf einem Feldaltar, in der Stellung eines Fiſchenden; der zweite, mit Blumen und Trauben bekränzt, wirft eben das Nez aus, der dritte iſt mit Aehren und Früchten geſchmückt. Dieſe Werke werden von Kennern allgemein in die beſten Zeiten römiſcher Kunſt geſezt. Zwei gut gearbeitete Delphine und ein großes Steingefäß fand man in der Nähe.

London, 2. September. Auf dem Gottesacker von Hemel-Hemſtead will man beim Aufgraben einer Gruft den Sarkophag des berühmten Offa, Königs von Mercia, des Wiedererbauers von Saint Albans gefunden haben; er ſtarb im achten Jahrhundert, die Kirche aber iſt im ſiebenten Jahrhundert erbaut.

Bamberg. Bei der Ausgrabung des Ludwigs-Canals ſind in der Nachbarſchaft einige intereſſante römiſche Alterthümer gefunden worden, worunter ein Ring mit ſchöner Moſaikarbeit. Alle Gegenſtände, welche man beim Ausgraben findet, werden an das Centralcomité der Canalarbeiten nach Nürnberg geſandt.

Malerei.

Frankfurt. Der Maler Diez, deſſen Schlachtgemälde „Pappenheims Tod“ ſich auf der diesjährigen Kunſtausſtellung befand, hat von dem Großherzog von Baden den Auftrag erhalten, „die Entſezung Wiens am 20. Herbſtmonat 1683,“ bei welcher ſich der Markgraf Ludwig von Baden auszeichnete, zu malen. Ein Gegenſtück zu jenem Schlachtgemälde bildet die „Reiſe Thekla’s nach dem Kloſter,“ mit dem ſich der Künſtler jezt beſchäftigt.

Coblenz, 18. September. Der Maler Simon Meiſter von hier hat ſein großes, in Cöln gemaltes Bild: „die Löwenjagd“ im Gartenſaale der Generalcommandantur aufgeſtellt.

Brüſſel, 30. Auguſt. Herr Verboeckhoven malt an einem großen Bilde, Pferde und Wölfe im Kampfe darſtellend, wird es aber nicht bis zur Ausſtellung (10. Sept.) vollenden können. Wapper’s neueſtes Bild, „die lezten Augenblicke Karls I.“ hat der König gekauft.

St. Petersburg, 17. Auguſt. Die Sujets der 4 großen Bilder, welche Horace Vernet in Auftrag des Kaiſers malt, ſind aus dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege des Jahres 1828 entlehnt. Eines, die Erſtürmung Varna’s, hat der Künſtler bereits vollendet. Es iſt für die Galerie von Zarskoje-Selo beſtimmt.

Paris, 24. Auguſt. Die Baronin Gros hat, dem Wunſche ihres verſtorbenen Gemahls zu Folge, die lezte Arbeit deſſelben, ſeinen Herkules und Diomedes, der Stadt Toulouſe geſchenkt.

Kupferſtiche und Lithographien.

Berlin. Im lithographiſchen Inſtitute von L. Sachſe ſind erſchienen: „das Edelfräulein“ von Wittich, auf Stein gezeichnet von Eichens und „die Einquartirung im Dorfe“ von Rechlin, lithographirt von Löſchke, beide Blätter im größten Format.

München, 8. September. Die Hermann’ſche Kunſthandlung hat eine Lithographie, hervorgegangen aus der Königl. lithographiſchen Anſtalt zu Athen, ausgehängt. Es iſt eine Zeichnung der Urne, welche König Otto zur Aufbewahrung des Herzens des Seehelden Andreas Miaulis anfertigen ließ, ſo wie der zu deſſen Andenken in der neu gegründeten Münze zu Athen geprägten Medaille, welche das erſte Gepräge dieſer Anſtalt iſt. Auf der Vorderſeite iſt das Bruſtbild des Seehelden, auf der Rückſeite Clio, ſeine Thaten dem Monumente eingrabend, mit Umſchriften in griechiſcher Sprache, zu ſehen.

Berlin, 12. September. Bötichers Holzarchitektur des Mittelalters, zweites Heft, enthält, wie das erſte (S. Nr. 65 d. Kunſtbl.), ſechs Blätter und verbreitet ſich insbeſondere über die hierher gehörigen Merkwürdigkeiten Halberſtadts, Salzwedels, Hildesheims und Braunſchweigs. Die Krone des Hefts iſt das lezte Blatt, welches einen großen Theil der Façade eines alten Brauhauſes in der leztgenannten Stadt darſtellt.

London. Das durch künſtleriſchen Werth ausgezeichnete Gemälde von J. F. Lewis „Spaniſche Mönche zu Sevilla predigend“ iſt von J. C. Bromley in einem trefflichen Stich wieder gegeben worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Von der Anſtalt für Kunſt und Literatur. R. Weigel. in Leipzig iſt durch alle Buch- und Kunſthandlungen zu beziehen:

Auf Veranlaſſung und in Erwiederung von Einwürfen eines Sachkundigen gegen die Schrift: Hans Holbein der Jüngere in ſeinem Verhältniß zum deutſchen Formſchnittweſen; von **C. Fr. v. Rumohr.** Lübeck und Leipzig. 8. 6 Groſchen.

Le Peintre-graveur français, ou Catalogue raisonné des estampes gravées par les peintres et les dessinateurs de l’école française. Ouvrage faisant suite au Peintre-graveur de M. Bartsch. Par **A. P. F. Robert-Dumesnil.** T. II. Avec Planches. Paris. 836. 8. 2 Rthlr. 4 Gr.

Le classiche stampe dal cominciamento della calcografia fine al presente compresi gli artisti vinenti etc. descritte dal Dott. **Guil. Ferrario.** Milano. 836. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Chriſtuskopf mit dem Schweißtuche, nach A. Dürers Holzſchnitt im Halbdunkel meiſterhaft copirt vom Hrn. Grafen **Léon de Laborde.** gr. Fol. 12 gr.

№ 91.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 15. November 1836.

Ausſtellung des Groſsherzoglichen Kunſt-Inſtituts in Weimar.

Eröffnet den 3. Sept., geſchloſſen den 1. Oktober.

Neben einer bedeutenden Anzahl guter Gemälde von auswärtigen Künſtlern ſah man dießmal viele intereſſante und vorzügliche Werke von Einheimiſchen. Es erweckte ein freudiges Gefühl, eine Reihe der ausgezeichnetſten auf Befehl Ihrer Kaiſerl. Hoheit der Frau Großherzogin gefertigt und zur Verſchönerung des neuen Schloßflügels beſtimmt zu ſehen; wobei zugleich die ſchöne Wahl der Gegenſtände den edlen Sinn der Fürſtin kundgab. Zuvörderſt fielen die beiden für den Conſeilſaal beſtimmten groſſen Landſchaften von Preller und Kaiſer ins Auge. Preller hat in dem Bilde der Wartburg eine vortreffliche hiſtoriſche Landſchaft geliefert; es iſt ein Bild des Mittelalters, nicht bloß weil es den hohen Felſenſitz in ſeinem früheren Zuſtande und an ſeinem Fuße eine Begebenheit des vierzehnten Jahrhunderts vor Augen bringt, ſondern weil in der ganzen Landſchaft, in den Bergen, dem Wald, den Eichen und Buchen, welche der Wind ſchüttelt, der kräftige und ernſte Geiſt der Vorzeit ſich ausſpricht. Ein Regen iſt vorübergezogen, der lezte Strahl der Sonne beleuchtet die Burg und den Weg, auf welchem die Amme hält und das ſchreiende Kind beſchwichtigt, während Landgraf Friedrich der Gebiſſene mit ſeinen Rittern im Schatten des Abenddunkels mit den Eiſenachern kämpft und ſie zurücktreibt, um ſeine Tochter ungehindert nach Tenneberg zur Taufe zu bringen. Bewundernswürdig iſt die Treue, womit der Künſtler die Natur in einem bewegten Moment abgeſchrieben, und die Kühnheit, womit er zugleich aus dem Vorhandenen ein poetiſches Bild geſtaltet hat. Weder in Wahrheit und Bewegung des Baumſchlags, noch in Kraft und Richtigkeit der Färbung, noch in edlem Style der Anordnung möchte dieſe Landſchaft irgend einem ähnlichen Werke von Zeitgenoſſen nachzuſetzen ſeyn, ja in erſterer Beziehung wohl den meiſten voranſtehen. Ohnehin gibt es jezt wenige Maler, welche die landſchaftliche Natur poetiſch auffaſſen und mit vollkommener Wahrheit das Gefühl eines edlen Styls verbinden. Sechs ſolcher Landſchaften, ſämmtlich Anſichten aus dem Weimariſchen Lande, mit Erinnerungen an Denkwürdigkeiten ſeiner älteren, mittleren und neueren Geſchichte, ſollen den erwähnten Saal ſchmücken; eine bedeutende Arbeit bei der gegebenen Größe jedes Bildes von 4 Fuß Breite und 5½ Fuß Höhe. Außerdem noch ſechs kleinere in die Breite gehende, von 4 auf 3 Fuß, welche bloß Anſichten ſchöner Landesgegenden enthalten. Zur lezten Reihe hat Kaiſer ſchon im vorigen Jahre die Anſicht von Dornburg geliefert. Diesmal ſahen wir von ihm Kloſter Mildenfurt im Neuſtädter Kreiſe, mit dem lieblichen Spiegel der Elſter, eine ruhige, milde Abendlandſchaft, in welcher der ſtille und friedliche Charakter jener Gegend glücklich aufgefaßt war. Zwei kleinere, ſehr glücklich ausgeführte Anſichten der Oſterburg bei Weida und der Wartburg, welche dieſer Künſtler im Laufe des Sommers ausgeführt hatte, waren ſchon früher zu einer ehrenvollen Beſtimmung nach Petersburg abgegangen und daher nur von Wenigen geſehen worden.

Die um den Conſeilſaal liegenden Zimmer erhalten eine nicht minder anſprechende Beſtimmung: ſie ſollen dem Andenken der groſſen Dichter gewidmet ſeyn, welche Weimar verherrlicht haben. Eine gewölbte Gallerie neben dem erwähnten Saal iſt für Goethe, ein Zimmer neben der Bibliothek der Frau Großherzogin iſt für Schiller beſtimmt; andere Räume ſollen Wieland und Herder gewidmet ſeyn. Zur Ausſchmückung des Schiller'ſchen Zimmers iſt Bernhard Neher, der ſich in München durch ſein großes Freskogemälde über dem Iſarthor als ein ausgezeichneter Maler legitimirt hatte, berufen worden. Auf dem 75 Fuß langen Carton dieſes Bildes, welcher gleich nach ſeiner Ankunft im Großherzogl. Schloß und während der Ausſtellung in dem noch unausgebauten Saale des Fürſtenhauſes aufgehängt war, ſieht man einen Zug lebensgroßer Figuren zu Roß und zu Fuß in der

Digitized by Google

mannichfaltigſten, bewegteſten Gruppirung und in ernſtem einfachen Style geſchildert. Der Kaiſer Ludwig der Bayer zieht nach der ſiegreichen Schlacht bei Ampfing triumphirend in München ein; die Fürſten Deutſchlands, der Churfürſt von Trier, der König von Böhmen, der Burggraf von Nürnberg ſind in ſeinem Gefolge; müde reitet der alte Schweppermann nebenan; zu Fuße folgen die gefangenen Herzoge von Oeſtreich mit ihrem Generale; Roſſe und Waffen werden hinter ihnen geführt. Dem Kaiſer entgegen ziehet Münchens Jugend, Blumen ſtreuend und mit Jubel ihn begrüßend. Muſiker und der Herold reiten voran und der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit der Stadt treten aus dem Thore, welches noch von Jünglingen und Mädchen bekränzt wird. — Alle Vorzüge, welche ſich hier kundgeben, eine reiche Imagination in Erfindung und Bezeichnung mannichfaltiger Charaktere, Wahrheit und Freiheit der Naturauffaſſung in Stellungen, Mienen und Geberden, Kenntniß des Koſtüms in Kleidung und Schmuck, der Sinn für Schönheit endlich, welcher die Anordnung der Maſſen, die Wahl der Bewegungen, die Führung der Linien im Ganzen und Einzelnen geleitet hat, ſind Beweiſe eines Talents, welches durch gründliche Studien vorbereitet, in dieſem Werke zur Meiſterſchaft gelangt iſt, und von großen Aufgaben begeiſtert, noch Schöneres zu vollbringen im Stande ſeyn wird. — Die Art, wie Neher die Anordnung des Schiller'ſchen Zimmers aufgefaßt, die Sorgfalt, womit er die erſten Entwürfe dazu ausgeführt hat, beſtätigen dieſe Erwartung. Auf der farbigen Skizze der Hauptwand ſieht man die Anordnung der ganzen Malerei. Sieben Wandfelder, welche das Zimmer bietet, ſind zur Aufnahme von ſieben Bildern von 5 Fuß Höhe und 3 bis 5 Fuß Breite beſtimmt. Um den Geiſt des Dichters ſo vollſtändig als möglich zu bezeichnen, wurde für jedes derſelben ein Drama gewählt, ſo daß Fiesko, Don Carlos, Wallenſtein, die Braut von Meſſina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, jedes durch eine Hauptſcene und zwei in kleineren Figuren darüber angebrachte Nebenſcenen repräſentirt ſind. Lezteren ähnlich werden Gegenſtände aus den Balladen über den Thüren und Fenſtern angebracht. In der Mitte über dem Kamin ſteht in einer runden Niſche die Marmorbüſte des Dichters, darunter ein Vers von ihm ſelbſt, der ihn und ſeine Werke bezeichnet, und oben darüber eine allegoriſche Compoſition aus dem Gedichte: die Huldigung der Künſte. Ein unten herumlaufendes Band und aufſteigende Pfeiler werden mit Arabesken in Bezug auf die lyriſchen Gedichte verziert. Von den kleineren dramatiſchen Scenen ſah man die Cartons zu Fiesko und Don Carlos bereits vollendet. Wie der alte Doria die Flucht ergreift, nachdem Gianettino ermordet iſt; wie Fiesko, nachdem ſeine Gattin unerkannt durch ſein Schwert gefallen, ſich von den Soldaten Treue ſchwören läßt, hat der Künſtler eben ſo einfach als anſchaulich und ſchön bezeichnet. Aus Don Carlos ſind die Scenen gewählt, wie er im Garten von Aranjuez voll Leidenſchaft vor der Königin kniet, und wie im Gefängniß, nachdem Poſa erſchoſſen iſt, der König, von Alba und dem Beichtvater begleitet, zu dem Sohne herantritt. Dieſe Gruppen zeigen beſonders die Gewandtheit des Malers, ſeine Figuren auch in dem ſchwierigſten Raum mit Wahrheit und Natürlichkeit zu componiren. Mit Recht hat er ſich darin überall genau an das Koſtüm der Zeit gehalten. In zwei farbigen Zeichnungen aus dem Gang nach dem Eiſenhammer und Ritter Toggenburg iſt ihm die Expoſition der Begebenheit durch Zuſammenſtellung mehrerer Scenen ſehr glücklich gelungen. Man ſieht den Grafen, wie er vom Jäger berückt wird und dem Knaben den Auftrag ertheilt, wie dieſer die Befehle der Gräfin vernimmt, in der Capelle miniſtrirt, zum Hochofen kommt und endlich die Nachricht ſeinem Gebieter bringt, welcher, erſtaunt über die Fügung, die Hände zum Himmel erhebt; dies Alles in drei Abtheilungen, die ſich durch ſchöne Anordnung der Linien, Schatten und Farben ungeſucht zu einem Ganzen verbinden. Im Toggenburg iſt der Abſchied des Ritters von ſeiner Geliebten, ihre Einkleidung und ſein Tod im Angeſicht des Kloſtergebäudes auf gleiche Weiſe vertheilt, und die drei Gruppen bringen durch den Ernſt der Färbung und die Mannichfaltigkeit der Beleuchtung eine bedeutſame Wirkung hervor. Dieſe Bilder werden in Fresko, die Ornamente, welche ſie umgeben, in Wachsfarben ausgeführt, und hat bereits die Arbeit mit dem zulezt erwähnten Bilde begonnen.

Dies Werk wird viele jüngere Künſtler heranziehen und unſerer Stadt zum Ruhme und zu bleibender Zierde gereichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kunſtgeſchichte.

(Beſchluß.)

Außer dieſen Fresken beſizt Prato jezt noch in dem Dom den bekannten Tod des h. Bernhard, ferner die ſehr beſchädigte Tafel des Ceppo, und von dem für Sta. Margarita gemalten Bilde die ſchöne Predella, welche die Präſentation, Anbetung der drei Könige, und den Mord der Unſchuldigen vorſtellt. Es iſt merkwürdig genug, daß die Manier der Italiener, alle Bilder mit bedeutenden Namen zu taufen, ſie nicht ſchon lange in einer bis auf dieſen Tag unbeachteten Tafel die Hand des Fra Filippo

hat wahrnehmen laſſen. Aufbewahrt in der Wohnung des Cancelliere, ſtellt ſie die Erhöhung der Madonna vor, welche dem unten knienden Johannes den Gürtel herabläßt. Dieſer Gegenſtand, um den ſich, als das Palladium des Ortes, ſo ziemlich alle Gegenſtände Prato's bewegen, hat hier das Eigene, daß außer andern, auf beiden Seiten befindlichen Heiligen der kleine Tobias mit ſeinem Engel angebracht und ſomit alſo eines der älteſten Motive zu einer Madonna del Peſce gegeben iſt.* Das Bild kommt in der Ausführung der Predella, über welcher es hängt, keineswegs bei; die Verſchiedenheit des Tons (dieſer iſt in der hellen, ſaftloſen Manier des ſchon flüchtigeren Fra Filippo) mochte verhindern, in beiden Werken denſelben Meiſter zu erkennen.

Von den überaus ſeltenen Arbeiten des Fra Diamante weiß der Verf. nur eine Arbeit in Prato anzuführen, die ſich im Beſitz des Hrn. Fil. Berti befindet. Der heilige Hieronymus, welchem rechts Johannes der Täufer, links die heilige Thekla zur Seite ſtehen, bildet den Gegenſtand dieſes Bildes. Die Figuren ſind nicht, wie hier angegeben iſt, „poco oltre la metà del naturale" ſondern bis auf Weniges wirklich lebensgroß. — Das Streben des Malers wird nach dieſer vereinzelten Probe natürlich nicht ganz deutlich; bei vieler Uebereinſtimmung mit Fra Filippo erſcheint hier in der Farbe jener weißgraue Ton, der manche Bilder ſeines Meiſters ſo unangenehm macht, und ſtatt deſſen Derbheit und Energie eher Unbedeutſamkeit und ein Anklang von ſchwächlicher Sentimentalität.

Von Filippino endlich will der Verf. die von Vaſari genannte Tafel, welche nach dieſem die Madonna, den h. Stephan und Johannes den Täufer vorſtellen ſoll, in jenem Rund wieder erkannt haben, das noch an ſeinem alten Platz, in dem Zimmer der Canzlei, befindlich, allerdings die oben genannten Figuren, aber mit Ausnahme des Protomartyrs, vorſtellt. Hat er hierin Recht, ſo beſagt die Urkunde, daß dem Maler dieſes Gemälde im Jahr 1501 um den Preis von 30 Goldgulden verſtiftet ward. — Das ſchöne Tabernakel bei Sta. Margarita (das andere in Prato befindliche Bild dieſes Meiſters) geht, ausgeſezt wie es iſt, immer mehr ſeinem Verfall entgegen. Vandaliſche Gewinnſucht raubte dem Obergewande der Madonna ſchon vor Jahren das Oltramare; einem Reſtaurator wird es vorbehalten ſeyn, falſche Farben dafür hineinzumalen und das ganze Werk von Kopf bis zu Fuß zu waſchen. Doch wird die Wahrnehmung, daß hier auf trocknen Grund gemalt und der Pinſel mit ungemeiner Leichtigkeit geführt ward, auch der verwegenſten Hand immer noch einiges Bedenken einflößen. Gemalt ward dieſe innige Schöpfung Filippino's, wie ich im Wappen über den Nebenfiguren gefunden habe, im Jahr 1498. — Und hier nun ſey der Ort, dem Filippino ein anderes ausgezeichnetes Werk in den Uffici zu Florenz zu vindiciren, das bisher immer noch mit dem Namen des Domenico Ghirlandajo fälſchlich bezeichnet war. Es iſt jene Tafel, welche in der Scuola Toscana der Thüre gegenüber etwas zu hoch hängt, und die Madonna mit dem Kinde auf dem Thron, rechts und links immer zwei Heilige, St. Victor, St. Bernhard, Johannes den Täufer und St. Zanobi, vorſtellt. Es hätte den Florentinern längſt auffallen ſollen, daß für das braune, kräftige Colorit dieſes Bildes kein einziges Werk des Domenico Ghirlandajo, wohl aber manche Tafel des Filippino aus ſeiner Zeit bei Botticelli zum Gegenſtück dienen kann. So iſt auch die ſchmächtige Figur der Madonna mit dem von jedem Typus abweichenden violetten Untergewand, das ſich in engen, ſtrichweiſen Falten um Bruſt und Obertheil des Körpers legt, ganz in der Art des Filippino. Das rothe Gewand des Täufers zeigt jene Zerſtückelung der Falten, wie ſie dem Filippino ſein ganzes Leben lang anhing, und die, hier noch mit Verſtand behandelt, ſeine flüchtigeren Arbeiten ſpäter nur zu kenntlich macht. Im Kopf des h. Bernhard, namentlich in dem beim Hinaufblicken leiſe geöffneten Mund, erkennt man deutlich das Vorbild zu derſelben Figur auf einer andern Tafel, die als Arbeit des Filippino außer Zweifel geſtellt, in der Florentiniſchen Badia befindlich iſt. Was ſich hier, freilich nur in Andeutungen, als Vorläufer einer modernen Richtung verkündet, läßt ſich auch noch in andern Gemälden dieſes Meiſters, aber in keiner einzigen Figur des Dom. Ghirlandajo nachweiſen. Und nimmt man dazu noch die Architektur des Thores, die Muſchelverzierungen u. dgl., wird man eins der erſten Bilder des damals etwa fünf-und-zwanzigjährigen Jünglings gefunden haben. Da wir ihn meiſtens nur nach ſeinen ſpäteren Werken beurtheilen und überhaupt auf ſo ungenügende Weiſe über ſein Leben unterrichtet ſind, iſt es wichtig, in dieſer Tafel vom J. 1485 und in dem genannten Tabernakel vom J. 1498 zwei Sachen zu beſitzen, die uns ſeinen ſtrengſten und ſeinen ſchönſten Styl auf authentiſche Weiſe kennen lehren. Wichtiger aber, nicht allein für die Bildung des Filippino, ſondern für den Zuſammenhang der italieniſchen Kunſtſchule unter ſich, ſcheint mir die Bemerkung, daß in dem Kopf der Madonna die überall in den Tafeln dieſes Malers ſichtbare Rückwirkung der umbriſchen Richtung beginnt, die ſich im Typus des Täufers, in deſſen

* Wie ſehr das Genie Raffaels die Quattrocentiſten ſich aneignete, zeigt z. B. eine Vergleichung des Mordes der Unſchuldigen (Stich von Marc Anton) mit der Tafel des Dom. Ghirlandajo bei den Innocenti, wo auf der rechten Seite derſelbe Gegenſtand im Kleinen, aber auf eine merkwürdig übereinſtimmende Weiſe dargeſtellt iſt.

dunkelrother, glutvoller Gewandung und in dem Faltengange derſelben näher und beſtimmter als Einfluß des Giovanni Santi herausſtellt. — Was hier nur angedeutet werden konnte, wird an einem andern Ort im Einzelnen durchzuführen ſeyn.

Auch die Reſtauration dieſer Fresken ward von Marini unternommen, der, ſelbſt Prateſe von Geburt, auf dieſe ſo bedenkliche und zugleich ſo undankbare Weiſe ſich um die Denkmäler ſeiner Vaterſtadt verdient machen will. Als man im vergangenen Jahre hörte, daß dieſe Sache zur Sprache gekommen, mußte es bei dem im Ganzen recht guten Zuſtande der Bilder allgemein ſehr befremden. Wie wenig aber in Italien auf ein Befremden, auch wenn es ſehr unzweideutig ſich ausſpricht, in dieſer Beziehung geachtet wird, lehren, ohne eine Anzahl der Haupttafeln zu nennen, die Fresken des Dom. Ghirlandajo in St. Gemignano, die Capelle des Taddeo Bartoli in Siena, der Cambio in Perugia, und andere dieſen an Werth gleiche Stücke, deren Aufzählung nur betrübend wäre. Es bleibt immer zweifelhaft, ob es ein Gewinn zu nennen iſt, daß nun z. B. die Steinigung des h. Stephan, die Depoſition, und die obern Reihen, welche früher nicht ſichtbar waren, in ihrer ganzen Ausdehnung hervorgetreten ſind, wenn, um von dem Hineinmalen und dem ſogenannten „in Harmonie Setzen“ zu ſchweigen, das Ganze nur durch die Waſchung jenes ſtumpfe (della Valle nennt es einmal ſehr gut „aufdringeriſche“) Anſehen gewonnen hat und kein einziges Bild mehr ganz von Einem Standpunkt zu überſehen iſt.

Dem Werkchen ſind noch folgende Stiche beigegeben: 1) als Vignette das Portrait des Malers (aus der Depoſition); 2) Abſchied des kleinen Johannes; 3) Johannes in der Wüſte; 4) die eine Seite vom Tode des h. Stephan, mit den Portraits von Fra Diamante, Carlo di Medici ꝛc.; 5) das Preſepio von Sta. Margarita (in Paris). Von Marini gezeichnet, von Roſſi geſtochen, ſind ſie den Arbeiten der Laſinio's zu vergleichen; den Styl des Originals geben ſie keineswegs alle auf gleiche Weiſe wieder. — Es muß auffallen, daß das Portrait des Fra Filippo in Prato ſo gar nicht zu dem andern in der Florentiniſchen Akademie ſtimmt; die fein profilirten, lauernden Züge jenes Kopfes paſſen vortrefflich zu der Mönchstracht; das derbe, breite Geſicht (Krönung der Madonna, durch „is perfecit opus“ bezeichnet) dieſes Mannes zeigt einen Florentiner von altem Schrot und Korn des Quattrocento.

Dr. Gaye.

Nachrichten vom September.

Kupferſtiche und Lithographien.

London. Die eben erſchienene zweite Nummer der Werke Sir Thomas Lawrence's enthält die Portraits der Lady Lyndhurſt, des Mirza Abul Taleb Khan und des Maſter Hope in Stichen von Couſins und Lucas.

Die Portraits der gegenwärtig in London befindlichen beiden perſiſchen Prinzen und ihrer Secretairs ſind von Minaſi auf Stein gezeichnet worden und der König von England hat den Kunſtwerth der ihm überſandten Exemplare in einem ſehr ehrenden Schreiben an den Künſtler anerkannt.

Brüſſel. Von Herrn Vandersmaelen erſcheint ein Plan von Brüſſel auf Stein gravirt in 4 Blättern, der Alles übertreffen ſoll, was man bis jezt in dieſer Art beſizt.

Muſeen und Sammlungen.

Leipzig, 12. September. Herr v. Speck hat auf ſeinem etwa 1/2 Stunde von hier gelegenen Gute Lützſchena ein eigenes Gebäude für ſeine anſehnliche Gemäldeſammlung aufführen laſſen.

London, 15. September. Der Kaiſer von Rußland hat hier die prachtvolle Gemäldeſammlung des Hrn. Coesvelt für 14.000 Pf. Sterling ankaufen laſſen, die nun über Hamburg und Lübeck nach St. Petersburg geſchickt werden ſoll.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung geben folgende vergleichende Ueberſicht des Inhalts der vornehmſten öffentlichen Kupferſtichſammlungen in Europa:

Paris	1.500.000
München	300.000
Wien	500.000
Dresden	250.000
Brit. Muſeum . .	100.000
Copenhagen . . .	90.000
Amſterdam . . .	70.000
Frankfurt a. M. .	30.000

Genf. Unter den vielen, neuen, öffentlichen Anſtalten, welche in den lezten Jahrzehnten hier entſtanden ſind, nimmt das Rath'ſche Muſeum, nach ſeinen Stifterinnen ſo genannt, eine ausgezeichnete Stelle ein. Es iſt gleichſam zu einem Sammelplatze für alle patriotiſche Kunſtſchenkungen der Genfer Bürger geworden, und der Rahmen eines jeden Gemäldes, ſo wie das Fußgeſtell einer jeden Statue enthält den Namen des Gebers. Unter den Gemälden zeichnen ſich mehrere gute Bilder aus der niederländiſchen Schule von Van der Helſt, Mierevelt, Poelemburg, Berghem u. ſ. w., ſo wie aus der venetianiſchen von Palma, Merone, Salvator Roſa u. ſ. w. aus. Bemerkenswerth ſind noch die Erzeugniſſe der neuern Genfer Künſtler, als: Landſchaften von Dubey und Huber, Ornamente von Ferrière, ein Bild von Hornung, Calvins Tod, und viele Portraits nach Originalen. Unter den Sculpturen ſieht man die Büſten Jerem. Bentham's (von David), Dumont's, Benj. Conſtant's, Bonſtetten's, der Frau v. Staël und anderer berühmter Genfer; ferner Abgüſſe der berühmteſten Antiken, ſämmtlich Geſchenke. Den Fremden iſt das Muſeum täglich vom Morgen bis zum Abend geöffnet, für Einheimiſche iſt der Donnerstag der öffentliche Tag. Das Gebäude nimmt ſich mit ſeinem ſchönen, nach der Place de la porte neuve gewendeten Porticus von 4 joniſchen Säulen ſehr vortheilhaft aus und bildet ein in 3 Säle getheiltes Oblongum.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 92.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 17. November 1836.

Denkmal des Generals von Scharnhorſt zu Berlin. *

Am 2. Mai 1831 ward auf dem Kirchhofe der Invaliden zu Berlin das Monument aufgeſtellt, welches dem General von Scharnhorſt ſeine Waffengefährten von 1813 haben errichten laſſen.

Er war zu Prag den 28. Juni 1813, an den Folgen der am 2. Mai erhaltenen Wunde geſtorben; ſeine Gebeine warden im Jahre 1826 von Prag nach Berlin gebracht und in den Fundamenten des ihm zu errichtenden, jezt vollendeten Denkmals beigeſezt.

Dies Denkmal, nach dem architektoniſchen Entwurf des Oberbaudirectors Schinkel ausgeführt, beſteht aus einer Stufe von Granit, welche das Grabgewölbe bedeckt. Auf dieſe iſt ein Sockel von Marmor gelegt, auf welchen zwei ſtarke Pfeiler, ebenfalls von Marmor, geſtellt ſind. Dieſe marmornen Pfeiler tragen einen Sarkophag, ebenfalls Marmor, auf welchem ein koloſſaler ruhender Löwe aus Bronze liegt.

Die Architektur iſt aus ſchleſiſchem Marmor in den Werkſtätten des Bau-Inſpectors Cantian ausgeführt; der Sarkophag aus italieniſchem Marmor war dem Prof. Fried. Tieck übertragen; der Löwe iſt in der Königl. Eiſengießerei, nach einem ſchon vorhandenen Modell des Prof. Rauch, gegoſſen.

Die Basreliefs, welche alle Wände des Sarkophags ausfüllen, enthalten die bedeutendſten Momente aus Scharnhorſt's Leben, in hiſtoriſchen Darſtellungen.

An der oberen ſchmalen Seite ſieht man den Grafen von der Lippe, in deſſen militäriſchem Inſtitut Scharnhorſt erzogen war, wie er den herangewachſenen Jüngling entläßt. Er überreicht ihm mit der Linken ein Schwert, indem die Rechte ſegnend erhoben iſt. Neben dem jungen Scharnhorſt ſtehen die Lehrer, im Begriff die Zeugniſſe für den Fleiß und die Fortſchritte deſſelben abzulegen. Hinter dem Grafen mehrere junge Männer, welche ein Pferd herbeiführen, denn ſehr bald trat Scharnhorſt in hannövriſche Dienſte, wo er bei dem Corps reitender Artilleriſten angeſtellt wurde. Darunter ſteht die erklärende Unterſchrift: Graf von der Lippe entläßt den Zögling 1777.

Der Kopf des Grafen von der Lippe iſt ſein Bildniß, und auch in dem jugendlichen Kopfe Scharnhorſts hat ſich der Künſtler bemüht, die Geſichtszüge anzudeuten, wie man ſolche nach den ſpätern Bildniſſen vermuthen mußte, und es ſoll ihm gelungen ſeyn, einige Aehnlichkeit hineinzubringen. Auch zu den Köpfen der beiden Lehrer hat man ſich der Bildniſſe berühmter Literaten bedient (Goethe und Schiller).

Die Fläche der Rückſeite iſt durch zierliche Pilaſter in drei Felder getheilt. In dem erſten ſehen wir Scharnhorſt in kriegeriſcher Kleidung, mit dem Schwerte in der Hand, den Ausfall aus einer Feſtung leiten. Mit der erhobenen Linken zeigt er den ihm Nachfolgenden den Weg, vor ihm fliehende Feinde, hinter ihm ein zu Boden Geworfener, deſſen Lanze zerbrochen iſt, über ihm ein Soldat im Begriff ihn niederzuſtechen. Den Hintergrund bildet ein Thor, aus welchem Krieger hervordringen, zwiſchen zwei Thürmen. Vorn ſieht man Belagerungswerkzeuge angedeutet.

Die erklärende Unterſchrift lautet: Menin, den 30. April 1794.

Der Hauptmann von Scharnhorſt befand ſich nämlich im J. 1794 als erſter Generalſtabsofficier bei dem General von Hammerſtein, als dieſer die kleine Feſtung Menin vertheidigte und ſich mit der Garniſon endlich durchſchlug, um ſich wieder mit dem zurückgezogenen hannöver'ſchen Heere zu vereinigen. In ſeinem deßhalb abgeſtatteten

* Dieſer Aufſaz, welcher ſchon vor 2 Jahren im Kunſtblatt mitgetheilt werden ſollte, kam durch Zufall erſt jezt in die Hände der Redaction, wird aber auch gegenwärtig noch von Intereſſe ſeyn. Eine Abbildung des Denkmals findet ſich in Schinkels architektoniſchen Entwürfen.

Digitized by Google

Bericht gab ihm der General vorzüglich die Ehre, und ſchrieb ihm das Verdienſt des glücklichen Gelingens zu.

1801 trat Scharnhorſt in preußiſche Dienſte über, nach dem Rath und auf beſondere Empfehlung des Herzogs Karl von Braunſchweig. Dies iſt der Gegenſtand des mittleren Reliefs der Rückſeite. Der König auf dem Thron iſt dargeſtellt, vor ihm Scharnhorſt, ihm zur Seite der Herzog von Braunſchweig, welcher dem Leztern eine Lanze darreicht. Alle drei Köpfe ſind recht getroffene Bildniſſe. Der Herzog iſt ebenfalls mit dem Fürſtenmantel angethan und durch Commandoſtab und Lorbeerkrone als Feldherr kenntlich.

Die Unterſchrift lautet: Preußens Heer empfängt ihn, den 1. Mai 1801.

Das dritte Relief der hintern Seite hat die Unterſchrift: Pr. Eylau, den 8. Februar 1807, und zeigt nur zwei Geſtalten: Scharnhorſt, kriegeriſch gerüſtet, folgt einer ſchwebenden Victoria, als wollte er ſie zurückhalten, jedoch ſcheint ſolche mit dem Kranze zu entſchweben, und läßt, rückwärts gewandt, in ſeine ausgeſtreckte Hand einen Lorbeerzweig zurück.

An der unteren ſchmalen Seite des Sarkophags iſt nur ein Relief, das die Unterſchrift: Bewaffnung zum Kampf von 1813 bezeichnet. Man ſieht Scharnhorſt als General mit einem Commandoſtabe, in einer Waffenſchmiede anordnend, daneben werden durch einen alten Krieger die Waffen an Jünglinge vertheilt. In dem Kopf des alten Kriegers will man ein Bildniß Blüchers erkennen.

Die ganze Vorderſeite des Sarkophags iſt der Schlacht bei Groß-Görſchen oder Lützen gewidmet. Nicht völlig die Mitte der Tafel nimmt Scharnhorſt ein, er iſt verwundet vom Pferde geſunken, und wird von zwei Begleitern unterſtüzt, indem er rückwärts gewendet ſeinem Gefolge zuruft und nach Vorwärts auf die Victoria hinzeigt, welche zu Pferde mit ausgebreiteten Flügeln dem Heere das eiſerne Kreuz an der Spitze eines preußiſchen Scepters vorträgt. Muthig folgen die Soldaten, während ein Begleiter mit dem Pferde an der Hand, ſcheu und erſchreckt über die Verwundung des Generals, zurückweicht. Den Reſt der Tafel füllen angreifende, zurückweichende und gefallene Krieger und Pferde aus. Sehr geſchickt iſt der Raum des Reliefs benuzt, und indem die vorderen Figuren faſt rund ſind, die weiter zurückſtehenden flacher, ſo iſt es gelungen, dem Werke eine anſcheinende Tiefe zu geben, welche das Leben der Schlachtſcene ſehr erhöht, und es iſt, wie billig, als die Hauptſache auch wohl für die gelungenſte der Darſtellungen zu halten.

Die Unterſchrift iſt: Groß-Görſchen, den 2. Mai 1813.

Obgleich die Figuren nur in einem kleinen Maßſtabe ſind, nicht zwei Fuß hoch, ſo hat die große Anzahl derſelben, durch alle vier Seiten, und bei dem Umſtande, daß nur immer eine Perſon allein daran beſchäftigt ſeyn konnte, die Arbeit ſehr langwierig gemacht, ſo daß eine Reihe von Jahren über die Vollendung hingezogen iſt. Der Künſtler hat, um der Arbeit, die hoch oben, entfernt vom Auge, ſteht, mehr Leben zu geben, die Figuren blos mit dem Meißel ganz fertig gemacht, ohne ſich der Feilen und des Schleifens zu bedienen, eine ſchwierige Behandlungsart, welche große Uebung in der Führung des Meißels nothwendig machte, wenn die Arbeit nicht roh und unfertig erſcheinen ſollte. Der Verfertiger, der länger als ein Jahr mit eigener Hand an der Vollendung des Reliefs gearbeitet, war aber auch ſchon in Italien als ein vorzüglicher Marmorarbeiter bekannt.

Der Deckel des Sarkophags iſt an den Ecken mit dem eiſernen Kreuz in einem Lorbeerkranz verziert. In den größeren Feldern dazwiſchen ſind folgende Inſchriften:

An der vorderen Seite die Dedication: Scharnhorſt, die Waffengefährten von 1813.

An der Rückſeite: Gerhard David von Scharnhorſt, Königl. preuß. General-Lieutenant. Seine Ueberreſte wurden im Jahre 1826 von Prag hierher geführt, um unter dieſem, ſeinem Andenken geſtifteten Denkmale zu ruhen.

Am oberen Ende:

Geboren den 12. November 1756 zu Haemelſee in Hannover.

Am untern Ende:

Bei Groß-Goerſchen verwundet, an dieſer Wunde geſtorben zu Prag, den 28. Juni 1813.

Der nach einem ſehr ſchönen Modelle des Profeſſors Rauch gegoſſene Löwe iſt als ein ſehr gut gelungener Bronzeguß für ein bedeutendes Kunſtwerk anzuſehen.

Ausſtellung des Groſsherzoglichen Kunſt-Inſtituts in Weimar.

(Fortſetzung)

Um bei den einheimiſchen Werken fortzufahren, ſey zunächſt des fleißig und zart ausgeführten Bildniſſes Ihrer Kaiſerlichen Hoheit der Frau Großherzogin, von Rembe, gedacht, welches wohl als das ähnlichſte unter allen ſeit geraumer Zeit entſtandenen anerkannt werden muß. Außer dieſem kleinen Oelbild hatte derſelbe Künſtler noch zwei weibliche Bruſtbilder und ein männliches in Lebensgröße geliefert; ferner das Miniaturbild Sr. Königl. Hoheit des Erbgroßherzogs und das eines kleinen Mädchens. Beide leztere gefielen vorzüglich durch ihre Behandlung.

Digitized by Google

Ein großes und fleißig ausgeführtes Oelgemälde ſah man von Louiſe Seidler; Hagar, welche den faſt verſchmachteten Ismael in den Armen hält, während der Engel ihr kniend die Schale reicht, worin er den belebenden Trank aus der Quelle geſchöpft hat. Von derſelben Künſtlerin wurde das Bildniß eines längere Zeit bei uns einheimiſch geweſenen jungen Dichters mit großem Beifall geſehen und dürfte ihr Veranlaſſung geben, mehrere in derſelben Weiſe zu malen. Auch zwei Kinderbildniſſe, in ihrer bekannten Art mit Paſtellſtift gezeichnet, erwarben ſich das Lob der Aehnlichkeit. Daſſelbe gilt von dem Portrait eines Officiers, welches von Schmeller mit ungewöhnlicher Kraft und Rundung in Oel ausgeführt war. Nicht weniger erfreulich fielen die Fortſchritte in die Augen, welche ein Zögling der Düſſeldorfer Schule, Friedrich Marterſteig aus Weimar, ſeit Kurzem gemacht hat. Das Knieſtück eines blühenden Mädchens, ein kleineres Bild, welches ein junges Mädchen in ſinnender Stellung zeigt, ein alter, bärtiger Kopf, bewieſen eifriges Studium der Natur, glückliche Nachbildung der Stoffe und richtiges Gefühl für den ruhigen Ausdruck der Seele. Es iſt das Eigenthümliche dieſer Schule, daß ſie bereits aus dem emſigen Studium des Modells anſprechende Bilder hervorbringt. Noch am Schluſſe der Ausſtellung kamen zwei ſchöne Arbeiten von demſelben Künſtler an: ein ſchlafendes Kind und ein reichgekleideter Edelknabe. Das erſtere iſt bereits Eigenthum des Düſſeldorfer Kunſtvereins. — Die Kreidezeichnungen von Heinrich Müller in Eiſenach gefielen auch diesmal durch ihre große Aehnlichkeit und ſchöne Ausführung, beſonders zog das ſprechende Familienbild, wo man den Hausvater mit Gattin, Tochter, Söhnen und Köchin im Hausgarten vor der Laube ſah, täglich eine Menge Beſchauer an. Sein eigenes Bildniß hatte der Künſtler in einem lebensgroßen Bruſtbild in Oel dargeſtellt, deſſen ſchöne, lebenvolle Behandlung und ſorgfältige Modellirung ſich den Beifall der Kenner erwarb.

Von Preller ſah man noch eine kleine Landſchaft, eine Baumgruppe im Abendlicht, mit ungemeiner Wahrheit und Wirkung aufgefaßt, und eine ſchöne Radirung nach dem Bilde der Wartburg, jedoch mit einfacherer Staffage. — In einer wohlgelungenen Copie nach einem ſpaniſchen Portrait der Großherzoglichen Sammlung hatte Fräulein Seidler das neue Verfahren mit Wachsfarben verſucht und den Beweis geliefert, daß man darin dieſelbe Wirkung wie in Oel hervorbringen könne. Als Probe gelungener Reſtauration war ein ſchönes Bildniß von Lukas Kranach, im Beſitz Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs, aufgehängt, welches Herr Lieber von entſtellenden Retouchen und verdunkelndem Firniß befreit und zu ſeiner urſprünglichen Friſche wiederhergeſtellt hatte.

Neben den Arbeiten der Meiſter iſt es billig, auch der beſſeren unter ihrer Leitung entſtandenen zu gedenken. Die reifern Schüler der obern Claſſe hatten gute Kreidezeichnungen nach Gypsbüſten und den im Großherzoglichen Schloſſe befindlichen antiken Marmorwerken, und nächſt dieſen auch wohlgelungene Bildniſſe in Oel und Paſtellſtift geliefert. Ein Stillleben, als erſter Verſuch in Oel ausgeführt, erwarb ſich vielen Beifall durch ſeine Wahrheit und Harmonie; und nicht minder gefiel der anſehnliche Carton, ein Fuhrmannswagen vor dem Zollhaus, nach der Natur gezeichnet von einem jungen Dilettanten, welcher erſt ſeit Kurzem die Kunſtſchule verlaſſen hat.

Unter den plaſtiſchen Arbeiten ſah man mit Bewunderung ein großes Relief in Lindenholz geſchnitzt, vom Rath Hoße in Eiſenach: eine geflügelte Abundantia, zwiſchen Blumen und Fruchtvaſen ſtehend, hält ein Band mit dem Namen Maria Paulowna; kleine Genien, welche Feſtons von Eichenlaub halten, umgeben das Baſament, an welchem die Worte: Zum dritten Auguſt MDCCCXXXVI. Der Entwurf, beſonders der Arabesken, iſt ſo geſchmackvoll, wie die Ausführung zart, anmuthig und lebendig, und dieſe Huldigung erhält einen noch größeren Werth, wenn man erwägt, daß ein Greis mit von der Gicht gekrümmten Händen eine ſolche jugendfriſche und lebenvolle Arbeit zu liefern im Stande war. Mit nicht geringerem Lobe ſind die Medaillen von Angelica Facius zu nennen, die eine auf das Jubiläum des Rectors Wilhelm in Rosleben, die andere auf die Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte in Jena. Jene, von den zahlreichen Schülern des Jubilars beſtellt, zeigt auf dem Avers deſſen Bildniß, welches die Künſtlerin nach dem Leben modellirt und mit ſeltenem Naturgefühl in Stahl geſchnitten hat; auf dem Revers einen ſitzenden Greis, welcher dem vor ihm ſtehenden Jünglinge Ermahnungen gibt. Der Wahlſpruch des Gefeierten: „Non scholae sed vitae, nicht für die Schule, ſondern für das Leben," bildet die Umſchrift. Exerge: Pietas Discipulorum. Die XVII. Maji MDCCCXXXVI. Die Gruppe iſt, nach einer Zeichnung von Preller, mit kräftiger Modellirung ausgeführt und verdient um ſo mehr Lob, als ſie der erſte größere Verſuch der Künſtlerin in Figurenbildung war. Die zweite Medaille, im Auftrag des Senats der Univerſität Jena gefertigt, welcher ſie ſeinen Gäſten verehrte, enthält auf dem Avers eine allegoriſche, dem Raume wohlangepaßte Gruppe: Iſis-Cybele und Hygiea, Symbole der Natur- und Heilkraft, auf dem von vier Löwen gezogenen Triumphwagen der erſteren, nahen ſich dem Feſte; die geflügelten Dioskuren, Symbole der polaren Urkräfte des Lebens, leiten mit Fackeln in den Händen die Löwen, Symbole der Stärke. Die Eule der Pallas, Emblem der Weisheit, ſchmückt den Triumphwagen. Dies figurenreiche Bild iſt nach einer Zeichnung von Neher in ähnlichem Styl wie

Digitized by Google

das vorige und mit noch größerer Zierlichkeit vollendet. Auf dem Revers lies't man die Inſchrift: Junctas arte Deas Panegyri decima quarta consalutavit Universitas Literarum Jenensis MDCCCXXXVI. „Die durch Wiſſenſchaft vereinigten Göttinnen begrüßt zum vierzehnten Feſte derſelben die Univerſität Jena.“ — Einige von Adolph Straube aus Paris eingeſandte Arbeiten, Hahnemanns Büſte in Gyps und Bronze, nach der koloſſalen, von David gearbeiteten Büſte verkleinert, und ein Hochrelief von eigener Compoſition: Diogenes, der ſeine Trinkſchale wegwirft, da er einen Knaben aus der Hand trinken ſieht, gaben erfreuliches Zeugniß von den Fortſchritten dieſes jungen Künſtlers, der ſeit einigen Jahren von der Ciſelirkunſt zur Bildhauerkunſt übergegangen iſt und ſich unter Davids Leitung eifrig dem Studium des Modells und der Compoſition widmet. Auch eines fleißig und kräftig gearbeiteten Bildnißmedaillons vom Prof. Rathgeber in Gotha darf hier gedacht werden, da dieſer Künſtler, zur Reſtauration der hieſigen Antiken berufen, wenigſtens auf einige Zeit ſich zu den Unſrigen zählt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom September.

Muſeen und Sammlungen.

Lyon. Der hieſigen, bis jezt in dem ſogenannten Palais des arts aufgeſtellten Bilderſammlung des Muſeums ſteht die erfreuliche Veränderung bevor, daß ſie in einem neuen, beſſer beleuchteten Locale aufgeſtellt werden wird. Dann wird wahrſcheinlich auch Hrn. Artaud's, des ehemaligen Aufſehers, angekaufte bedeutende Privatſammlung, die der Maire bis jezt unter ſeinem Verſchluß hatte, zum Vorſchein kommen.

Kiew. Die hieſige St. Wladimirs-Univerſität iſt von allen im ruſſiſchen Reiche exiſtirenden Univerſitäten an wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen die reichſte. Das Münzcabinet enthält 19,760 Münzen und Medaillen und die Gemälde- und Statuenſammlung 2185 Nummern.

Caſſel. Der Verein für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde hat vor Kurzem von dem Oberfinanzrath Carvacchi in Münſter eine aus 62 Nummern beſtehende Sammlung altgermaniſcher, größtentheils in Weſtphalen aufgefundener Alterthümer zum Geſchenk erhalten, unter denen ſich unter andern 16 Todtenurnen, ferner Thränenurnen, Trinkbecher, Streitäxte, Hämmer und allerlei Metallgeräthe befinden.

Paris. Von 1830 — 1836 iſt die Gallerie des Louvre mit 120 Gemälden bereichert worden. Die Sammlung iſt in drei Schulen, die franzöſiſche, flamändiſch-deutſch-holländiſche und italieniſche getheilt. Die erſte beſteht aus 575, die zweite aus 542, die dritte aus 583 Bildern, zu denen noch acht große von den Eleven der Kunſtſchule in Rom gefertigte Copien zu rechnen ſind, ſo daß ſich die Geſammtzahl auf 1406 beläuft. Der Moniteur gibt Details über die unlängſt aus dem Luxembourg ins Louvre verſezten Gemälde.

Perſönliches.

Berlin, 23. Auguſt. Die Wahl der Duca di Serra di Falco zu Palermo zum Ehrenmitgliede der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften iſt vom Könige beſtätigt worden.

Paris. Unſere Künſtler ſind mehrentheils ausgewandert, um Stoff zu neuen Werken zu ſammeln. Nach Italien iſt in dieſem Jahre nur einer gezogen, Hr. Marilhart; Jules Dufré iſt wieder nach dem Limouſin gewandert, um ſeine Studien fortzuſezen. Decamps pilgert im Weichbilde der Stadt umher, deren Kirchthürme ſeinen Entwürfen treffliche Hintergründe geben; die Marinemaler hauſen an den Küſten der Normandie und Bretagne.

Paris, 17. September. Horace Vernet iſt von St. Petersburg hier wieder eingetroffen, wird aber, wie man vernimmt, bald abermals dahin abgehen und im Auftrage des Kaiſers von Rußland eine kleine Colonie franzöſiſcher Maler, Bildhauer und Architekten mitnehmen, denen in Rußland die Ausführung großartiger Pläne im Gebiete der Kunſt übertragen werden ſoll.

Brüſſel. Hr. Joſeph Geefs, Bruder des berühmten Wilhelm Geefs, welcher kürzlich in Antwerpen den Preis in der Bildhauerkunſt erhielt, wird auf Koſten der Antwerpner Akademie eine Reiſe nach Italien machen.

Mailand, 20. Auguſt. Der Maler Prof. P. Benvenuti hat für ſein jezt beendigtes großes Deckengemälde in der Fürſtencapelle zu St. Lorenz zu Florenz von dem Großherzoge eine koſtbare Brillantdoſe erhalten.

Nekrolog.

München, 18. September. Dieſer Tage ſtarb Dietel, Schüler des Profeſſors Schwanthaler, ein 18jähriger Jüngling, der, wie ſein Steinwerfer auf der lezten Nürnberger Ausſtellung bekundet, zu ſchönen Hoffnungen berechtigte.

Paris. Der als Verfaſſer mehrerer geſchäzten Werke im Gebiete der Waſſerbaukunde wohl bekannte Profeſſor Navier iſt am 25. Auguſt hieſelbſt in ſeinem 51. Jahre geſtorben.

Am 27. September ſtarb zu Paris Herr Merimée, Hiſtorienmaler und beſtändiger Secretair der Schule der ſchönen Künſte.

Techniſches.

Boſton. Ein hieſiger Chemiker hat ein ſogenanntes Spiegelpapier erfunden, welches, wie ein gewölbter Glasſpiegel alle Gegenſtände verkleinert, reflectirt, aber die Striche des Bleiſtifts annimmt, ſo daß die Conturen des Portraits, Landſchaften ꝛc. ohne Camera lucida oder obſcura darauf nachgezeichnet werden können.

Athen, 14. Juli. Von dem Pentelicon ſind bereits mehrere Marmorblöcke auf dem Bauplaze der neuen Reſidenz angelangt. Auch von Rom iſt bereits eine Beſtellung auf ein großes Stück Marmor zur Ausführung eines bedeutenden plaſtiſchen Werkes eingegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 93.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 22. November 1836.

Ausſtellung des Großherzoglichen Kunſt-Inſtituts in Weimar.

(Beſchluß.)

Eine Künſtlerin, welche ſeit Jahren unſerer Stadt nicht mehr angehörte, hat uns wieder mit einem ſchönen Bilde erfreut. Gräfin Julie von Egloffſtein ſandte ein Mädchen, das ſich die Haare flicht, halbe Figur in Lebensgröße. Die anmuthige Geſtalt war einfach geordnet, aber beſonders in der Carnation vorzüglich behandelt; die Friſche und Weichheit der Fleiſchtöne brachte ein Leuchten in dieſes Gemälde, wodurch es ſich von ſelbſt zum Mittelpunkt einer Reihe ſonſt effectvoller Bilder erhob. Intereſſant war der Vergleich dieſer Behandlung mit der eines Bildniſſes des Kaiſers Nikolaus von Krüger in Berlin, worin ebenfalls eine höchſt brillante Wirkung, aber faſt durch entgegengeſezte Mittel erreicht war. Aus dieſer glänzenden Wirklichkeit fühlte man ſich durch ein Phantaſiebild von Hofrath Carus in Dresden faſt in eine Traumwelt verſezt. In einſamer Felsgegend ſteht Goethe's Sarkophag und auf ihm die Harfe; durch ihre Saiten ſtreift das Mondlicht und beleuchtet zwei Engel, die anbetend vor ihr knieen. Nebel umziehen den Fuß des Monuments, nur die obere Luft iſt frei von dem grauen Gewölk, das über den Bergſpitzen lagert. Es ſcheint, daß Goethe's mannichfaltige und magiſche Berührung mit der Natur den geiſtreichen Künſtler zu dieſer oſſianiſchen Idee geleitet hat. Ein anderes Gebiet der Allegorie behaupteten vier ſchöne Bleiſtiftzeichnungen von Rietſchel, Profeſſor der Bildhauerkunſt in Dresden, erſte Entwürfe zu den lebensgroßen allegoriſchen Figuren, welche am Denkmal des Königs von Sachſen bereits nach Modellen dieſes Künſtlers in Erz gegoſſen ſind. Mit eben ſo ſicherer Charakteriſtik als idealer Auffaſſung ſind hier Milde und Frömmigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit bezeichnet. Von der Schönheit der plaſtiſchen Ausführung gab der Kopf der Frömmigkeit Zeugniß, welcher in Gypsabguß nicht weit davon aufgeſtellt war.

Ueberſah man die Werke der Schulen, ſo fiel an denen der Münchner heitere Naturwahrheit und humoriſtiſche Auffaſſung, an mehreren der Berliner und Düſſeldorfer eine ſichere und glänzende Wirkung, an den Holländern jene von früherer Zeit ihnen eigene, zugleich naturgetreue und kunſtgeübte Darſtellung der Wirklichkeit, an den Pariſern endlich eine oft über die Grenzen der Wahrheit hinausgehende Bravour in die Augen. Daß Landſchaft und Genre in allen dieſen Bildern vorherrſchend ſind, würde keine vortheilhafte Meinung von der Richtung des Kunſtſinns erwecken, müßte man ſich nicht ſagen, daß die höheren poetiſchen Gedanken jezt mehr als früher den öffentlichen und mit der Architektur verbundenen Werken angehören. Wie die Poeſie, ſo durchläuft auch die bildende Kunſt alle Stufen und Bereiche der Darſtellung, und ſeitdem Schilderung der Sitten und Meinungen und Betrachtung der Natur eine ſo hohe Bedeutung gewonnen haben, iſt es kein Wunder, daß man ſie auch im Gemälde gern wiederholt.

Die Kinder, welche mit Seifenblaſen ſpielen, von Jacquand — ſchön ausgeführte Figuren, nur mit vernachläſſigten Händen, — verriethen bei aller Naivetät die Pariſer Bildung und Glätte; weit ſolider war der alte Politiker, von Piſtorius in Düſſeldorf, ein Bildchen von meiſterhafter Vollendung und einer ganz deutſchen, man möchte ſagen philiſterhaften Ruhe der Stimmung und des Ausdrucks. Ein ſchönes Idyll war das liebliche Gemälde von Karl Schulz in Berlin: der Slavonier, der in Morgenfrühe vor die Bauerhütte kommt, wo die junge Frau emſig die kupfernen Keſſel fegt, während das dickbäckige Kind ſich ſcheu hinter den Hofhund ſtellt. In dieſem Bild iſt Heiterkeit und Friſche des Tons, Wahrheit der Auffaſſung und einfache Schönheit des Vortrags, und mehr als allen andern muß man ihm den Vorzug des Styls einräumen, den die älteren Genremaler behaupten. Es fehlt der Scene an Handlung, aber der Contraſt zwiſchen dem in ewigem Umherziehen grau gewordenen Mauſefallenhändler und der friſchen, ſtillen,

Digitized by Google

zufriedenen Häuslichkeit der Bauersfrau iſt an ſich ein poetiſches Moment. In den Scenen aus dem bayeriſchen Gebirge, der Rauferei, von Bürkel, den ländlichen Bildern, von Lorenz Quaglio, den Fuhrleuten, von Marr, drückt ſich eine derbere, aber glückliche und heitere Natur aus. Der Würzburger Schiffsreiter, von Schelver, erwarb ſich viele Gunſt wegen der anſpruchloſen Wahrheit und ſchönen Harmonie der Behandlung. Höchſt launig und geiſtreich war auch die Porta maggiore, von Bürkel, wo die hereingetriebenen Stiere Alles in Schrecken ſetzen. Zwei Kriegsbilder: ein Tyroler Gefecht, von Monten in München, und die Einquartierung im Dorfe, von Karl Schulz in Berlin, zeichneten ſich, jenes durch geiſtreiche Lebendigkeit, dieſes durch Gediegenheit des Pinſels aus. Miniaturartig, aber mit vieler Wahrheit geſchildert, waren die ſchlittenfahrenden Kinder, von Ebers in München.

Unter den größeren Landſchaften war eine einſame Gegend bei trübem Morgenhimmel, von Ahlborn in Berlin. Der ruhige Waſſerſpiegel, mit dem Widerſchein des umgebenden Waldes und der Bergabhänge, die geſchloſſene Ferne, über der ein Zug Kraniche doch den Blick ins Unabſehliche hinausführt, der ſtille Vordergrund mit Schilf und abgehauenen Baumſtämmen, wo nur einige Reiher am buſchigen Ufer ihre Nahrung ſuchen, das zweifelhafte Licht, das am Horizont emporſchimmert, aber dem Tag keine Sonne verheißt, erweckten ein ahnungsvolles Gefühl der Beſchloſſenheit und eines ſtillen, bedrängten, aber in ſich beruhigten Daſeyns. — Die Pracht der Natur dagegen entfaltete ſich in einer höchſt ſorgfältig ausgeführten Anſicht des Königsſees bei Berchtesgaden, von Fohr in München; kühne Formen und Farben in Bergen und Gewäſſer und die ſüdlichblaue Luft vereinten ſich durch ſchöne Beleuchtung zu einem anmuthigen, wirkungsreichen Bilde. Von größter Einfachheit endlich, und einer Wirklichkeit nachgeſchrieben, welche des Künſtler-Auges bedarf, um von Intereſſe zu ſeyn, war die Landſchaft mit Kühen, von Jean Kobell in Rotterdam; holländiſche Niederung, grüne Wieſen, von Weiden umgeben, und ſtilles, von Schilf und üppigen Pflanzen umkränztes Waſſer, Bauerhütten und Windmühlen in Nähe und Ferne; der heitere Ton und die markige Behandlung gaben dieſem Bilde etwas ſehr Eigenthümliches. Auch eine Anſicht des Starnberger Sees bei ſchwerem Regengewölke, von Metzinger in München, zeichnete ſich durch ſchöne und wirkſame Beleuchtung aus. Das Winterbild der Kirche Unſerer Lieben Frauen in Oberweſel, von Scheuren in Düſſeldorf, war ein Gemälde voll Empfindung und eben ſo anſpruchloſer als wahrer und geiſtreicher Behandlung. Der Kirchner, der zur Capelle geht, drückt die erſten Fußſtapfen in den friſchgefallenen Schnee, den noch der Schatten des frühen Morgens deckt, während die Sonne ſchon an die hohen Strebepfeiler der Kirche ſtreift. In der Anſicht von Santa Lucia in Neapel, von Biſi in Mailand, brachten Mondlicht und Lampenbeleuchtung der Buden eine maleriſche und reizende Wirkung hervor. Unter den Marinen waren die von Grolig in Dresden, van den Blyk in Antwerpen, Achenbach in Düſſeldorf, theils einfach wahr, theils von auffallender Wirkung; genial gefaßt, aber allzu manierirt erſchienen die Sturmeffecte von Iſabey und Gudin in Paris; die Anſicht des leichtbewegten, von Schiffen belebten Meeres bei grauem und hochbewölktem Himmel, von Dreidholz in Dortrecht, ſtand in Wahrheit und Harmonie den vortrefflichen Werken der älteren Niederländer am nächſten.

Zahlreicher Beſuch bewies jeden Tag das lebhafte Intereſſe, welches dieſe Kunſtſchau erweckte. Der Slavonier, von Schulz, und der Edelknabe, von Marterſteig, ſind in Beſitz Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, die Landſchaften von Fohr und Jean Kobell in Beſitz der Frau Großherzogin gekommen; außerdem ward eine ziemliche Anzahl Bilder theils von den zum Beſuch hier anweſenden hohen Herrſchaften, theils für eine unter den Bewohnern von Weimar und ſeiner Umgegend veranſtaltete Verlooſung erkauft.

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'ſchen Formenlehre.

Es liegt ein eigener Genuß darin, wahrzunehmen, wie einige Italiener und Franzoſen noch immer wechſelsweiſe ihre Kräfte an einer Widerlegung der vermeinten Paradora Winckelmanns verſuchen, ſo bereitwillig ſie übrigens ſeine außerordentlichen Verdienſte anerkennen. Jener Genuß ſteigt bis zur ironiſchen Ergötzung, wenn man zugleich die Anſtrengung beobachtet, mit welcher ſie dabei ihrer eigenen Denkkraft Gewalt anthun, indem ſie darauf ausgehen, die ſeinige durch einen leichten Federdruck in Ordnung zu bringen. Da in den Erörterungen in der Winckelmann'ſchen Formenlehre ſeit geraumer Zeit ein merklicher Stillſtand herrſcht, als ſey es darüber bereits zu einem beſtimmten Abſchluß gekommen; da außerdem einzelne Einſprüche durch ihre Wiederholung oder Schärfung nach und nach, wie es ſcheint, ein rechtskräftiges Anſehen gewonnen haben: ſo iſt es wohl eben ſo wenig ein anmaßliches als überflüſſiges Geſchäft, einen und den andern angefochtenen Punkt nochmals der Prüfung zu unterwerfen, wenn es gelingt, die Nothwendigkeit der letztern thatſächlich zu erweiſen, wo möglich in einer dreifachen Gradation.

Digitized by Google

I.

Der ſchwächſte gegen Winckelmanns Formenlehre erhobene Einwurf, nachgeſprochen in mannichfaltigen Abhandlungen, läßt ſich folgendermaßen vernehmen: „Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmann gewonnen und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunſt aufzuſtellen; eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von Manchen geſchieht. Uebrigens iſt gar nicht unwahrſcheinlich, Winckelmann ſelbſt ſey dieſes Unterſchiedes ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall, wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicherweiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehandelt, dann erglüht nicht ſelten ſein großer, den Alten verwandter Geiſt und verkündet mit poetiſcher Ergießung die hohen, innern Schönheiten, die Idee, welche der Künſtler durch das Mittel edler, abgewogener Formen zur Erſcheinung gebracht hat.“ Dieſes von Anfang bis zu Ende nichtige Bedenken findet ſich in einer der Skizzen, welche der ſonſt vortrefflichen Schrift: Winckelmann und ſein Jahrhundert — von drei verſchiedenen Händen zum Schluſſe beigegeben ſind. Vielleicht hat Goethe in Kunſtangelegenheiten nie ſchöner und nachdrücklicher geſchrieben als in ſeiner Schilderung Winckelmanns; man fühlt in jeder Zeile, daß der Biograph ſeines Gegenſtandes vollkommen werth und mächtig iſt, daß er weiß, wie ein hoher Geiſt von einem ſeiner Geſchlechtsverwandten vor den Augen der Nachwelt dargeſtellt werden muß. Mit Goethe wetteifert, obſchon in anderer Art, der Verfaſſer der humaniſtiſchen Skizze, ohne Zweifel kein Geringerer als Friedrich Auguſt Wolf.* Der kunſtgeſchichtliche Beitrag mag von Heinrich Meyer herrühren und von Goethe in ſprachlicher Hinſicht hier und da überarbeitet ſeyn; wenigſtens ſpricht für dieſe Annahme die Eigenthümlichkeit des ſchätzbaren Mannes, ſein ſonſtiger Vortrag und der Inhalt der angezogenen Stelle. In keinem Falle iſt leztere auf Goethe's Rechnung zu ſetzen, da derſelbe nicht nur durch ſeine anderweitigen Erklärungen Winckelmanns Schönheitstheorie beſtätigt, ſondern auch durch einen beſondern Zuſatz noch mehr befeſtigt hat, wenn man nicht lieber ſagen will, er ſey ſo glücklich geweſen, ihren allgemeinen und höchſten Verband klarer zu bezeichnen, als der Urheber ſelbſt. Nach Goethe's Meinung iſt die Schönheit mit Recht als das durchgängige Lebensprincip der antiken Kunſt anzuſehen, unter der Bedingung, daß der Ausdruck ſchöner Gedanken als das Lezte, Weſentliche, Ergänzende überall obenan geſtellt wird. Nehmen wir nun den Ausdruck ſchöner Gedanken, wie wir vernünftigerweiſe müſſen, in ſeinem weiteſten Umfange und dabei auf jedem Punkte in der innigſten Wirkſamkeit, ſo iſt die Oberherrſchaft des antiken Schönheitprincips eben ſo einfach als bündig gerechtfertigt. Eins fehlt der Göthe'ſchen Vorſtellungsweiſe noch, um eine erſchöpfende Erklärung zu ſeyn, die Andeutung des Verhältniſſes, welches Schönheit und Wahrheit der Gedanken höher und niedriger vermittelt, beide im Lichte der Kunſt betrachtet. Doch darüber hat ſich auch Winckelmann nirgends näher ausgeſprochen und ein vorſichtiger Ausleger muß da innehalten, wo er Gefahr läuft, durch eigenmächtige Neuerungen den Sinn des Originals zu verfehlen. Indeſſen artet das allgemeine Hin- und Herreden von der Schönheit, wenn ihr nicht ſo oder ſo ein feſter Beſtand von Wahrheit zum Grunde liegt, deren mannichfaltige Geltung durch den Sinn und Gebrauch der Kunſt eigens beſtimmt wird, leicht ins Oberflächliche und Leere aus; das iſt die Haupturſache, warum das Princip der Schönheit den Liebhabern der Formen häufig zu einem geiſtloſen Spielwerke dient; ſie empfangen jenes meiſtens gleich als eine nackte Formel, ſind von Haus aus Jünger der Tablatur und bleiben es bis an ihr Ende.

Was Goethe ſolchergeſtalt in der Theorie der Schönheit aufgeklärt hatte, das iſt durch ſeinen Nebenmann, nach einer andern Seite hin, wieder mit dem Schatten eines unbegründeten Argwohns verdunkelt worden. Denn ließe ſich Winckelmann wirklich mit einigem Rechte des Formalismus beſchuldigen, worauf die obige Stelle nicht undeutlich abzielt, ſo wäre ſein Princip damit allein ſchon gerichtet. Wer wird aber glauben wollen, Winckelmann ſey von den Formen zum Gipfel ſeines Princips emporgeſtiegen, habe dort einige Zeit mit Begeiſterung in die Weite geſchaut und nachher vor lauter Freude den Rückweg nach der Ebene nicht finden können? Wären die Formen in der That die Schneckentreppe geweſen, auf welcher er zu ſeiner Ausſicht ins Land der Schönheit ſtufenweiſe hingelangte, ſo würde er ihnen aus Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte ſicherlich ein Andenken geſtiftet haben,

* Er iſt nicht zu verkennen an dem reichlich eingeſtreuten Salze, in den ſtechenden Anſpielungen, die ſichtbar von Halle ausgehen und bis nach Göttingen reichen, in der Menge ſchlagender Bemerkungen, der Stärke des durchſcheinenden Selbſtgefühls und der höheren Ueberlegenheit, womit er ſeine deutſche Feder führte, ſobald es ihm gefiel, einmal beiläufig zu zeigen, was er vermöge, wenn er wolle. Auch ſtand er zu der Zeit, die der Herausgabe beſagter Schrift voranging, mit Goethe in freundſchaftlicher Berührung und brachte die Ferien öfters in Weimar zu.

Digitized by Google

wovon er überall das gerade Gegentheil thut. Ein bewußter Fortgang vom Niedern zum Höhern pflegt ſonſt den Verſtand zur Ueberſicht, zur Abrechnung mit ſich ſelbſt aufzufordern; entweder hätte alſo Winckelmann jene weitläufige Runde im Schlafe gemacht haben müſſen, da er ſo ganz und gar nichts davon ſagt, oder er iſt durch einen freien Aufſchwung ſeines Geiſtes an den Ort und die Stelle gekommen, von welcher aus er eine neue Welt entdeckte. Für ſich allein genommen, iſt die Form hohl: wie kann ſie folglich in dieſer ihrer unnatürlichen Trennung zum Weſen führen und durch dieſes zum Sitze eines oberſten Daſeyns, zur Macht eines allwaltenden Princips? Wird hingegen in der vereinzelten Form das Geſetz einer innern Maßgebung, eines höhern Einverſtändniſſes erkannt, beſtimmter oder unbeſtimmter; ſo iſt damit auch ſchon in der Betrachtung dem Grundprincip der Schönheit auf irgend eine Weiſe der Eintritt geöffnet. Dann fragt es ſich, auf welchem rechten Wege dies geſchehen ſey und wie ſich derſelbe weiter verfolgen laſſe. Kann nun aber ſelbſt der vereinzelten Form keine Beziehung auf Schönheit abgemerkt werden, ohne daß wir mit dem Syſtem der Dinge, zu welchem jene Form gehört, in eine geiſtige Berührung, in einen geſelligen Umtauſch der Gedanken treten; ſo ergibt ſich daraus mit unwiderſprechlicher Nothwendigkeit, daß der äußerliche Verkehr mit den Formen, werde er noch ſo emſig betrieben, an und für ſich der begriffsmäßigen Erkenntniß ihres Grundes, Weſens und Zuſammenhangs fremd bleiben muß. Die Schwierigkeit einer richtigen Anſchauung iſt ſo ziemlich dieſelbe, ob man die Formen ſchaarenweiſe zuſammenhäuft, um durch die Menge hinter das Geheimniß ihres Lebens zu kommen, oder ob man das Einzelne ins Auge faßt; immer und überall muß der Blick noch auf etwas Anderes, Größeres, Tieferes gerichtet ſeyn, als auf dasjenige, was, ſo zu ſagen, die Schale der Form ausmacht. Mithin iſt das Experiment, wodurch ſich Winckelmann angeblich von den Formen zu ſeinem Princip der Schönheit erhoben haben ſoll, eine unhaltbare Vorausſetzung, die bloß wegen ihres populären Anſehens hier und da Eingang gewinnen konnte.

Jedes Princip, das ſeinen Namen verdienen will, iſt ohne Ausnahme auf den ganzen Inbegriff der Erſcheinungen anzuwenden, die ſich demſelben möglicher Weiſe unterordnen laſſen; erſt vermöge dieſer geſetzlichen Ausdehnung erfüllt es wahrhaft ſeine Beſtimmung, die eben darin beſteht, in der Verbindung eines Kunſtganzen jedem Zubehör, jedem Erforderniß die richtige Stelle, das bedingte Gewicht anzuweiſen. Wenn daher über ſolche Confeſſionsverwandte geklagt wird, die, wie es heißt, Winckelmanns Princip einſeitig auf die Formen beſchränken, ſo verſteht ſich die Klage ſelbſt nicht recht, ſo iſt ſie mit ihrem Seufzer offenbar in ein falſches Luftloch gerathen, was denn auch zu den Mißbräuchen der Form gerechnet werden kann. Einſeitig an den Formen nagen und mit Bewußtſeyn dem Principe der Schönheit folgen, iſt ein Widerſpruch; die eine Verfahrungsweiſe ſchließt nothwendig die andere aus, beide ſind ſchlechthin unverträglich, weßhalb ſie nicht einmal neben einander genannt, geſchweige unter irgend einem Vorwande auf einander bezogen werden ſollten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Literatur.

Schwerin. Jahrbücher des Vereins für die vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde Mecklenburgs. Erſter Jahrgang. Schwerin, 1836.

Frankreich. Mémoires de la Société archéologique du midi de la France. T. 2. Paris.

Henri Carion. Les sept merveilles du Cambrésis ou legendes et traditions populaires sur les monumens et les faits les plus remarquables de l'histoire de Cambray. Cambray.

A. P. F. Robert Dumesnil. Le peintre-graveur français. Tom. 2. Paris.

Thenot; Traité de peinture à l'aquarelle et de lavis. Paris.

Th. Lebas; Explication de quelques inscriptions latines, trouvées par l'armée d'Afrique à Tlemsen. Paris.

P. Delechamps; Des mordans, des vernis et des planches dans l'art du graveur, ou traité complet de la gravure. Paris.

Mémoires de la société académique des sciences, arts et belles lettres de Falaise, Année 1835. Paris.

Publications de la société archéologique de Montpellier. 1ième Cah. 4to. Montpellier, chez Castel.

Essai historique et descriptif sur Montpellier, par E. Thomas. 8. Montpellier, chez Castel.

Achille Allier. L'ancien Bourbonnais (histoire, monumens, moeurs, statistique) Texte, Livr. 18. Planches, Livr. 18. Paris.

Statistique des communes, localités, châteaux et monumens anciens de Magny. Paris.

Guyot de Fère. Annuaire statistique des artistes français. 1836. Paris.

Darmſtadt. Das hiſtoriſch-kritiſche Werk des Dr. Steiner in Klein-Krotzenburg „Codex inscriptionum romanarum Rheni" wird zur Oſtermeſſe 1837 in 2 Quartbänden erſcheinen und ungefähr 1000 Nummern enthalten.

London. Galty Knight, An architectural tour in Normandy: with some remarks on Norman architecture; by Murray.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 94.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 24. November 1836.

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'ſchen Formenlehre.

(Fortſetzung.)

In einer andern Hinſicht hat unſer Verfaſſer, wie man zu reden pflegt, den Nagel auf den Kopf getroffen; unterſucht man aber den Hammer genauer, mit welchem ihm der Schlag wider Willen gelungen iſt, ſo wendet ſich das Zeichen des Tadels zum Vortheile Winckelmanns in einen Lobſpruch um. Er ſoll ſich des Unterſchiedes nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen ſeyn, welchen das Princip der Schönheit erleide, wenn es von dem ganzen Begriff der Kunſt auf die Formen eingeſchränkt werde. Vortrefflich! Dieſen Unterſchied hat er ganz gewiß nicht gemerkt, davon konnte ihm ſein Genius unmöglich die leiſeſte Ahnung zuflüſtern; denn der ganze, vermeinte Unterſchied beruht, wie wir ſoeben geſehen haben, auf unnatürlicher Trennung und abgeriſſener Wahrnehmung. Verſuche es doch Jemand und ſchränke den Sinn eines Princips auf beſondere Fälle ein, als Formen und dergleichen Dinge ſind, dann hat er insgeheim der Vernunft entſagt; kein Wunder, wenn nun in ihrer Abweſenheit der Scharfſinn matt wird und das Geſchäft des Unterſcheidens ins Blaue hineintreibt. Läßt ſich der Begriff eines Kreiſes auf eines ſeiner Segmente einſchränken? Eben ſo unmöglich iſt es, das Princip der Schönheit ausſchließlich auf die Formen anzuwenden. Durchdrungen von der Empfindung und dem Gedanken lebendiger Schönheitsfülle erblickte Winckelmann in jeder Seite eines Gegenſtandes, deſſen Wohlgeſtalt auf jene zurückwies, einen Wiederſchein von dem Lichte ſeines Princips; dieſe Betrachtungsweiſe war ihm zur zweiten Natur geworden, ſie hatte dadurch einen Charakter von Identität angenommen, den ſie auch in den einzelnen Erörterungen der Formen weder ablegen konnte noch mochte, vielmehr dieſelbe Stimmung, dieſelbe Farbe der Seele auch in der öffentlichen Theilnahme unbedenklich vorausſetzte. Dazu nehme man ſeine echtpraktiſche Geſinnung, die jede Sache gern friſchweg in der Mitte oder an der fruchtbarſten Seite erfaßte, zu dem Ende ſogar die genauern Vorbereitungen manchmal übereilte, ſo läßt ſich auch auf die Methode ſeiner Formenlehre ein treffendes Wort von Goethe deuten, daß er nämlich überall nur die höchſten Punkte berührt habe und unbekümmert geblieben ſey um alles Dazwiſchenliegende.

Aus beiden Gründen iſt der falſche Eindruck zu erklären und zu berichtigen, wonach es das Anſehen haben ſoll, als zeige Winckelmann, wenn er von der Schönheit der Theile handele, eine ausſchließliche oder, um den Vorwurf zu mildern, eine übermäßige Neigung zum Werthe der Formen. Von der einen Seite drängte ihn das Streben nach Deutlichkeit und Wirkung des Ausdrucks zur Schärfe einer reinſinnlichen, abgeſchloſſenen Bezeichnung hin, was ſeiner entſchiedenen Sprache, indem ſie die Theile der Schönheit für ſich allein hervorhebt, allerdings auf Augenblicke den Anſtrich einer atomiſtiſchen Verfahrungsweiſe geben kann; gleichwohl liegt jener überall die Anſicht eines dynamiſchen Ganzen zum Grunde, nur kann daſſelbe unter dem Drange nach kurzer, treffender, lebendiger Mittheilung nicht anſchaulich hervortreten und ſeine Geſtalt vollkommen entwickeln. Und finden ſich nicht auch auf dem Wege ſtrengwiſſenſchaftlicher Behandlung häufig Verhältniſſe vor, die anfänglich zum Theil auf einer irrigen Annahme beruhen und erſt nach und nach durch eine Folge aufſteigender Beſtimmungen in ihren reinern Endpunkten ergriffen werden können? Eben ſo ſteht es mit der Formenlehre der Schönheitstheile, ſie iſt ihrer Natur nach einzig und allein auf dem Felde einer annähernden Erkenntniß zu begründen, die ihre verſchiedenen Ergebniſſe für jeden einzelnen Fall nur durch eine Reihe fortſchreitender Berechnungen zuletzt in einer allgemeinen Summe vereinigen kann. Von der andern Seite war es gerade die Allgegenwart der Schönheit, welche Winckelmann vermochte, auf ihre beſondern Theile, wie auf die Glieder eines und deſſelben vollkommenen Leibes

Digitized by Google

jenen Nachdruck von ſtrenger Umgrenzung zu legen, der wider Ordnung und Recht in ein ausſchließliches, mithin unangemeſſenes Wohlgefallen an den Vorzügen der Form ausgedeutet worden iſt. Mußte ſich ihm aber das Princip der Schönheit, ſobald er daſſelbe in untergeordneten Beziehungen verfolgen wollte, wozu ihm die Formen als ausgeſuchte Probeſtücke dienten, nicht nothwendiger Weiſe nach der eingeſchlagenen Richtung auf einem gewiſſen Punkte ſichtlich zuſammenziehen, gleichſam verdichten, womit die allgemeine Wirkſamkeit des Zuſammenhangs keineswegs aufgehoben wird, vielmehr nur ſtellenweiſe in einer abſichtlich getrennten und umſchränkten Wahrnehmung deutlicher durchbricht? Unmöglich kann man daher Winckelmann nachſagen, daß er die Schönheit der Theile auf Koſten des ihnen angehörigen Princips einſeitig hervorgehoben habe; eher ließe ſich umgekehrt behaupten, er ſey unter Vorausſetzung, im Sinn und zum Gewinn des leztern aus dem Mittelpunkte ſeiner Stellung zu ſorglos nach ihren äußern Umfangslinien vorgeſchritten, ohne über Gang und Ziel genaue Rechenſchaft abzulegen. Offenbar war das bildliche Weſen der Schönheit, ſo weit ſich daſſelbe mit Worten nachweiſen und umſchreiben läßt, ſtärker in ihm als das Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Vermittelung; daher kam es, daß er den Formen als integrirenden Theilen der Schönheit einen Grad von Aufmerkſamkeit und Liebe widmete, welcher endlich das Vorurtheil erzeugte und zum Theil noch unterhält, als ſeyen ihm jene Alles in Allem, als ſtehe er jedenfalls mit ihnen in einer unſtatthaften Vertraulichkeit. Wenn aber ſeine Bezeichnung der Formen unter dem Vortritte, vielleicht auch unter dem gelegentlichen Drucke des Schönheitsgeſetzes, ſcheinbar engere Feſſeln trägt und zuweilen tiefer einſchneidet, als die vollkommene Abrundung der nothwendigen Mitwirkungen verſtatten will; wenn ſeine Darſtellung bei andern Veranlaſſungen, wo ſie ſich über den inwohnenden Geiſt eines Kunſtwerks verbreitet, alle Hülfskräfte der Schönheit in einmüthige Bewegung ſezt: ſo iſt in dem Einen und Andern kein Abſprung, kein Widerſtreit des Princips wahrzunehmen, ſondern daſſelbe arbeitet durchgehends mit gleichartiger Kraft, dort in einem geringern, abgeſchnittenen Raume, wie ein Trieb der Entwickelung, der nicht zum freien Ausbruch gelangen kann und ſich daher in ſeinen Mitteln und Aeußerungen etwas übernimmt, gewiſſermaßen an dem Gefühle des Zwanges rächt, hier in einem ungehemmten Wirkungskreiſe, mit vollem Selbſtbewußtſeyn, alſo auch in jeder Beziehung mit würdiger Haltung und Uebereinſtimmung. Es ſey vergönnt, den Abſchluß vorſtehender Bemerkungen mit Goethe's Worten zu unterzeichnen, mit ſeiner Erklärung, daß die ſchönen Formen noch nicht Hauptzweck der griechiſchen Kunſt waren, ſondern ſich nur aus dem Geiſte derſelben entwickelten, als nothwendiges Mittel zum Ausdruck ſchöner Gedanken. Aus demſelben Geſichtspunkte hat unfehlbar auch Winckelmann die Schönheit der Formen behandelt.

Jezt fragt es ſich, warum er ſeine Formenlehre nicht vor dem beſprochenen Einwurfe ſicher verwahrt hat und wie er wegen dieſes Verſäumniſſes zu entſchuldigen, wo nicht gar zu rechtfertigen iſt. Abgeſehen von dem Ganzen, in welchem die Form als Theil der Schönheit lebt, kann ſie für ſich allein nun und nimmermehr Gegenſtand einer genugthuenden Betrachtung werden. Denn jede treffende Beſchreibung einer einzelnen Formenſchönheit, welche die Kunſt an menſchlichen und übermenſchlichen Weſen zur Erſcheinung bringt, der niedrigern Gattungen nicht zu gedenken, ſezt nothwendigerweiſe und vor allen Dingen ein beſtimmtes Individuum voraus, ſey daſſelbe entweder unmittelbar in der Wirklichkeit gegeben oder aus dem Reichthume geſammelter Wahrnehmungen mit Hülfe der Phantaſie erzeugt. Erſt durch die abgewogene, allſeitige Beziehung der einzelnen Formenſchönheit auf ein ihr gemäßes Individuum kann die ſchriftliche Bezeichnung der Vollgültigkeit näher kommen, unter andern Umſtänden wird und muß ſie ſich mehr oder weniger in ſchwankenden Umriſſen verlieren. Mit der Beſtimmtheit des zugehörigen Individuums ſind aber die Inſtanzen der einzelnen Formenſchönheit noch lange nicht erſchöpft; der Unterſchied des Alters, des Geſchlechts, der Lebensweiſe, der Völker erhebt daneben ſeine Anſprüche; Geiſt und Körper eröffnen kraft ihres Zuſammenhangs, im Wechſel von Ruhe und Bewegung, eine neue Reihe von Veränderungen, deren Einfluß nichts weniger als gleichgültig iſt. Da ſonach alles und jedes Entwickeln einer Formenſchönheit, ſobald dieſelbe an einem gewiſſen Exemplare mit der Geſammtheit ihrer übrigen Beſtimmungsgründe durchaus in den genaueſten Einklang geſezt werden ſoll, ein unausführbares Unternehmen iſt: ſo müſſen wir uns für die ſchriftliche Mittheilung an einem allgemeinen Durchſchnitte der Wahrheit genügen laſſen und die feinern Nachträge dem Unterrichte der Erfahrung anheimſtellen, die in ihren methodiſchen Nutzanwendungen und Erweiterungen Mittel darbietet, ſelbſt die Geſchöpfe der Einbildungskraft mit naturähnlichen Zügen auszuſtatten. Auf eine ſolche vorläufige Abrechnung mit den Schönheiten der Formen war unſtreitig Winckelmanns Abſicht gerichtet; eben deßwegen weil er deutlich einſah, wie ſo gar Vieles unberührt zurückbleiben müſſe, obwohl es zur Sache gehöre, wie ihre vollſtändige Erledigung überhaupt unmöglich ſey, befaßte er ſich deſto angelegentlicher mit dem, was vor der Hand am meiſten Noth that, wobei er die Beſchreibung von einem feſten Punkte aus für ſich allein wirken ließ, wie ein geiſtreicher Naturforſcher oder Geſchichtſchreiber, der ſeinen Weg von Zeit zu Zeit mit einzelnen durchgreifenden Bemerkungen aufhellt, ohne deßhalb

Digitized by Google

weiter Rede zu ſtehen. Bedenken wir außerdem, daß Winckelmann zuerſt in einer anſchaulichen Verbindung den Vorhang von den Schönheiten der Formen wegzog, daß darin ſeitdem vergleichungsweiſe wenig geſchehen iſt, die Beſtimmungen abgerechnet, welche aus den Schriften der Alten hinzugekommen ſind, daß die Nachfolger bisher noch nicht im Stande waren, ihren Vorgänger in der Behandlungsweiſe zu übertreffen; ſo dürfte für ſeine Vertheidigung hinlänglich geſorgt ſeyn, der gerügte Fehler hingegen, in ſo fern er der blanken Darſtellung anhaften ſoll, freilich als eine Unvollkommenheit erſcheinen, jedoch als eine ſolche, die bis auf einen gewiſſen Grad von der Beſonderheit des Gegenſtandes unzertrennlich iſt und mit aller Anſtrengung der beſten Geiſtesgaben nie ganz beſiegt werden kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Bemerkungen zweier Freunde.)

Wer vor fünfzehn Jahren die franzöſiſche Kunſt in ihrer Hauptſtadt ſah und jezt zurückkehrte, würde eine nicht geringere Veränderung finden, als die der deutſchen in ihrem damaligen und jetzigen Zuſtande. Auch hier hat eine mächtige Reaction ſtattgefunden. Die in äußerer Pracht ihre innere Lebloſigkeit verhüllende Kaiſerzeit war vorüber. Mit den ſo oft durch ihre unpaſſende Anwendung traveſtirten Formen des Alterthums, den Senatoren, Conſuln und Tribunen, den Tempeln des Ruhms und der Freiheit, die durch die politiſchen Ereigniſſe, nachdem ſie längſt zum hohlen Klange herabgeſunken, vollends bei Seite geworfen worden, machte auch die ausſchließliche Vorliebe für die Welt der Antike den Erinnerungen der Vergangenheit Frankreichs Platz. Der Gründer jener ganzen Richtung, der einzige auch, deſſen Geiſt jene Formen, wenigſtens in der Zeit ſeiner Kraft, wirklich zu beſeelen und zu durchdringen gewußt, alterte und ſtarb außer den Grenzen ſeines Vaterlandes. Was man auch dem Style Davids mit Recht vorwerfen mag, er bleibt ein ſelbſtſtändiger Geiſt, der hoch über der Mittelmäßigkeit ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, wie über der Dürftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts ſteht. Nur ein einziges Bild von Vincent ſchien uns aus jener Periode von Beachtung; es ſtellt Matthieu Molé in Mitten des Aufruhrs vor, und befindet ſich im Conferenzſaale der Deputirtenkammer. — So groß der Aufſchwung war, den Davids Geiſt im Anfange bewirkte, er hielt nicht aus, und David ſelbſt leiſtete ſpäterhin nichts ſeinen Sabinerinnen, ſeinen Horaziern und Thermopylen Gleiches. Viele Schüler überlebten ihn und arbeiteten eine Zeitlang in ſeinen Grundſätzen, wenn auch nicht mit ſeinem Geiſte fort. Weder Guérins kalte, gläſerne Pracht und manierirte Süßigkeit, noch die übertriebene Grazie und die ſchwarzen, künſtlichen Effectſtücke Girodets befriedigen das Gefühl. Gros ſcheint einen Anklang des neuern Geiſtes zu haben: ſeine beſten Werke ſind noch in Verſailles für Fremde und Einheimiſche verſchloſſen; es wäre unbillig, ihn nach der ſchwächlichen Scene Franz I. und Karl V. in St. Denys und der mißrathenen Schlacht von Eilau beurtheilen zu wollen. Sehr brav im Allgemeinen, vorzüglich in manchen Einzelnheiten, iſt die Kuppel des Pantheons von ihm in Oel auf den Stein gemalt, leider aber iſt es verlorene Mühe; die Räume ſind zu hoch, als daß man vom Fußboden der Kirche aus mehr als einen nur unſichern Begriff von der Bedeutung der vielen Figuren bekommen könnte, welche nur von einer 300 Stufen hohen, im Innern der Kuppel herumlaufenden Gallerie aus genau zu betrachten ſind. Gérards Verdienſt im Portrait iſt bleibend; aber auch ſeine Pſyche im Luxemburg iſt ein treffliches Bild und ſein Einzug Heinrichs IV. zeigt das Streben, nach dem Geiſte des Gegenſtandes die Art der Behandlung und Auffaſſung zu modificiren. Viele Arbeiten Abel de Pujols und des ſchwächern Meynier wurden noch in den lezten Jahren in öffentlichen Gebäuden ausgeführt, wie die grau in Grau gemalten Plafonds der Börſe, manche Bilder in den neu decorirten Kirchen der Hauptſtadt, die Säle des egyptiſchen Muſeums u. ſ. w. Das Luxemburg enthält noch viele Bilder dieſer Richtung, deren Verdienſte nicht zu läugnen ſind, obgleich ſie faſt alle den gemeinſamen Fehlern der Schule unterliegen. Court's Tod Cäſars gehört zu den trefflichſten derſelben. Hier iſt ein wahres Eingehen in den Geiſt der antiken Welt, und zugleich Gefühl für die Schönheit individueller Natur. Auch Couders Levit von Ephraim und Blondels ſterbende Zenobia ſind rühmliche Werke. Manche dieſer Künſtler leben und arbeiten noch jezt, wie die zwei leztgenannten, wie Dejuinne, Coutan, Delorme, Langlois; andere haben ſich der neuen Richtung genähert, wie Fragonard, Mauzaiſſe, Picot, Drolling und Heim, die urſprünglich der älteren angehörten. Dieſe Künſtler wurden ſtets unter der Reſtauration von der Regierung beſchäftigt, und ſie dürfen ſich auch jezt keiner Vernachläſſigung wegen beklagen, wie die Arbeiter in Notre dame de Lorette, das Palais-royal und die neuen Aufträge für die Magdalenenkirche beweiſen. Im Allgemeinen aber trat dieſe Richtung immer mehr und mehr zurück vor jener, von der wir zunächſt ſprechen wollen und die man, obwohl nicht durchgängig mit Recht, die romantiſche genannt hat. Der Einzige, der, ohne ſich dieſer anzuſchließen, mit den geläuterten Grundſätzen der klaſſiſchen die neuen Ideen zu vereinen, das Studium Raphaels und der Alten in ihrer Einfachheit und ihrem Gemüthsausdruck aufzu-

Digitized by Google

bringen und ſo zu einem eigenthümlichen Reſultate zu gelangen geſucht hat, iſt Ingres. Es iſt ſchwer, über ihn und ſein neueſtes Wirken in Paris zu urtheilen: vielleicht ſpäter über dieſen nach Rom verpflanzten Zweig franzöſiſcher Kunſt ein Mehreres.

Nicht immer iſt es leicht, den einzelnen Quellen nachzugehen, wodurch eine Richtung ſich bildet, ehe ſie zum Alles mit ſich fortreißenden Strom wird. Wir haben von dem Einfluſſe der zum Theil wieder erſtandenen Formen und hiſtoriſchen Erinnerungen der Vergangenheit Frankreichs geſprochen; die Zeiten Ludwigs des Heiligen, Franz I. und Heinrichs IV. waren durch die Reſtauration wieder ins Licht geſtellt; die Revolution und Kaiſerzeit hatten ſie verhüllt, die ganzen Perioden des Mittelalters verdammend und nur im klaſſiſchen Alterthum Sitten, Formen und Einrichtungen zu ihren Muſtern ſuchend; die hohen Dome der alten Baukunſt, während der Revolution entweiht, waren ſchon durch Napoleon aus Staatsklugheit dem Cultus zurückgeſtellt; die jetzige Regierung that alles Mögliche, ihnen ihre Feierlichkeit wiederzugeben. Wir können auch von dem Einfluſſe der immer mehr in Frankreich bekannt werdenden engliſchen und deutſchen Litteratur ſprechen. Shakespeare fand mehr und mehr Eingang. Schiller und Göthe, vor dem Werke der Frau von Staël völlig unbekannt, wurden theilweiſe überſezt und überraſchten durch die Kühnheit und das Feuer ihrer romantiſchen Gebilde. Faſt größer und allgemeiner war der Anklang, den die Novellen Walter Scott's und ſeiner Nachahmer fanden, während der excentriſche Byron und der deutſche Hoffmann ſchon die Extreme dieſer Richtung vorbereiteten. So mußte das entnervte Alte wieder dem Neuen weichen. Der Widerſtand, den jenes ihm entgegenſezte, erhöhte in dem jedem Kampfe mit Luſt zuſehenden Frankreich nur den Triumph. Schritt vor Schritt eroberte ſich die romantiſche Richtung unter Scheffer und Vernet die Ausſtellungsſäle des Louvre, wie die romantiſche Dramatik Delavigne's und Victor Hugo's die klaſſiſche, troß aller Kabalen, erſt von den Brettern der Boulevards, endlich gar vom Repertoir des Théâtre français, ihrem lezten Bollwerke, vertrieb. Daß dabei Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten vorfielen, läßt ſich denken. — Auch das Gute ward verworfen, wenn es dem Alten anhing, auch das Schwache beklatſcht, wenn es jenem entgegentrat. Die bitterſte Kritik traf die allerdings ſtets ſchwächeren Werke jener einſt vergötterten Heroën der Kaiſerzeit und mußte dieſe empfindlich kränken; endlich gab Gros, der berühmteſte noch lebende unter ihnen, ſich aus verleztem Ehrgefühl den Tod, und mit ihm, dem Märtyrer ſeiner Periode, läßt ſich dieſe als völlig zu Grabe gegangen betrachten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Im rechten Künſtler unterſcheiden wir folgende weſentliche Eigenſchaften:

1) Schule, Uebung, Bewußtſeyn, Technik.

2) Naturliebe, Geſchmack, Formenſinn, Uebertragen der Naturſprache in die ſeinige.

3) Bildungstrieb, Erfindung, bewußtloſes Treffen, Inſpiration, Ausbilden im Unendlichkleinen der Combinationen.

Ohne Schule iſt der Künſtler vag, roh, wild oder ſteif; ohne Geſchmack widrig, leblos oder grell; ohne Genie ſubjectiv, ärmlich, gemein, manierirt.

* * *

Das ſo ſehr empfohlene Natur-Studium hat zwei große Steine des Anſtoßes, die Natur und das Studium.

Die Natur iſt unendlich im Raum, unerſchöpflich in der Mannichfaltigkeit, unergründlich in der Tiefe, unaufhaltſam in der Wandlung.

Das Studium hat die unendliche Wahl im Schönen und Unſchönen vor ſich, und es findet auch bald die Unmöglichkeit, aus Erden Licht zu machen.

Dennoch leiten Liebe, Fleiß, Sinn, Takt, Genie über alle dieſe Schwierigkeiten hinüber.

Es fragt ſich nur, ob der Zögling Gefühl für das Harmoniſche in der Natur ſelbſt hat, und ſich bald dazu verſteht, daſſelbe, ſtatt es geradezu geben zu wollen, in den Ton der Kunſtſprache zu überſetzen. Wer z. B. die rothen Wangen eines Mädchens, die Farbe einer Roſe nachmalen wollte, der wäre ſchon verloren.

Die Abrundung, die Totalität eines Bildes, eines Kunſt- und Dichtungswerkes überhaupt, läßt ſich aber ſo wenig in Regeln faſſen, daß ſie nur von dem Gemüth des Künſtlers zu erwarten iſt, in welchem ſie mit dem innerſten Weſen ſeiner Welt- und Lebensanſchauung, mit ſeinem formgebenden Genie zuſammenhängt. Noch eher lernt er ſie von klaſſiſchen Werken, als von der nirgend abgeſchloſſenen Natur.

* * *

Wer gewiſſe Erſcheinungen wahrnehmen gelernt hat, ſieht ſie täglich und überall, — wer nicht, niemals und nirgends.

* * *

Alte Bilder, die verdorben, zu retouchiren, führt zu Tönen, zu welchen ſich ein Moderner niemals gebracht haben würde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 95.

Kunſt-Blatt.

Dienstag, den 29. November 1836.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

In der Hiſtorie verſchwindet der Einfluß der Antike: die Zeichnung, oft weniger edel, aber individueller, charaktervoller, mit weniger abſichtlicher Grazie, die Köpfe weniger abgezirkelt und gemeſſen, werden expreſſiver; Alles concentrirt ſich auf die Darſtellung des prägnanten Moments, auf das Ergreifen unſeres Gefühls, auf die unmittelbare Hineinreißung des Beſchauers in mediam rem. Dieſer concentrirten Wirkung iſt Alles geopfert: Nebenſachen und Nebenfiguren, bisweilen bis zur Unverzeihlichkeit in flüchtiger Behandlung. Die Wahrheit wird oft graß, wenn die edle Mäßigung fehlt. Der lebendige Geiſt des Franzoſen will nicht zu ruhiger Beſchauung kommen. Er iſt ſelbſt Theilnehmer ſeiner Scenen, deren locale, energiſche Wirkung er uns vor Augen bringt, wie dem Momente abgelauſcht, eilig wie um die Hauptſache noch zu beendigen, ehe der Augenblick entſchlüpft, das Uebrige nur andeutend. Mit einem Worte dramatiſch, und hier liegt wohl ein tiefer, nationeller Unterſchied mit der neuern deutſchen Kunſt. Auch ſie hat die kalte Regel verlaſſen und ſich der Natur zugewendet. Aber ihre Führerin iſt die Schönheit noch ſtets geblieben; nicht die berechnete, zergliederte Encheiresis naturae, wie Mephiſto ſich ausdrückt, ſondern die veredelte, lebendige, individuelle Natur. Der Künſtler ſteht vor der Scene, ſelbſt nicht in ſie hineingeriſſen; darum, nie ſo ganz eins mit dem Momente, beſchaut er ihn nur und nimmt ſeine geiſtigen Eindrücke in ſich auf, aus ihnen die Darſtellung herausarbeitend; darum beſonnener, aber minder prägnant; minder dramatiſch, aber mit einem Durchklingen des individuellen, lyriſchen Gefühls, der Frömmigkeit, Naivetät, Schwärmerei, und dadurch ſchon durch Wahlverwandtſchaft der alten italieniſchen Schule entgegengeführt. Schon hieraus ergäbe ſich, daß die religiöſen Stoffe der deutſchen Richtung mehr als der franzöſiſchen zuſagen, wenn auch nicht ſchon die ſo ſehr verminderte Religioſität, namentlich im Treiben der Hauptſtadt, unter einem in den Jahren der Jugend ſchon dem Glauben entfremdeten Volke, die Seltenheit der Beſtellungen ſolcher Werke und die Abneigung der Privaten dagegen, dies erklärten.

In dieſen Gegenſtänden ſoll eben das Gemüth vorwalten vor dem dramatiſchen Leben: der Typus der Formen iſt gegeben, wir wollen des Künſtlers eigenes, innerſtes Gefühl, mit dem die Scenen der heiligen Schriften ſeine Seele erfüllen, wieder erſcheinen ſehen: alſo nicht das äußere, ſondern das innere Leben des Moments waltet vor. Sentimentalität iſt die Klippe dieſer Richtung, wie theatraliſche Uebertreibung jener. Die Kunſt aber geht in Frankreich leider mit dem Theater nur zu ſehr Hand in Hand, wie zu den Zeiten Davids und Talma's, ſo zu denen Laroche's und Bocage's. Waren es früher die Tragödien Corneille's, Racine's und Voltaire's, die den ſtreng geregelten Formen, der ſtyliſtiſchen Behandlung, aber auch der Umſtändlichkeit, der geſuchten Grazie jener Zeit entgegen kamen, ſo entſprechen die oft kräftigen, tief eindringenden, oft auch nur auf momentane Wirkung in grellen Contraſten berechneten Trauerſpiele Delavigne's und V. Hugo's, oder gar Alexander Dumas, der letzteren noch zu überbieten ſucht, dieſer Richtung. Daß dies Ausnahmen erlitten, daß die Uebertreibung zur Reaction führen muß, und wenigſtens *ein* Künſtler die wahre Mitte zu finden ſich mit Erfolg bemüht, werden wir zu erwähnen noch Gelegenheit haben.

Mit der innern Anſicht mußte ſich auch die Technik ändern. Eine durchſichtige, verſchmolzene, oft porcellanglatte Arbeit, wie ſie namentlich *Guérins* und *Gérards* Bilder zeigen, macht bei *Vernet* und *Delaroche* einer wahreren, obgleich minder transparent ſchillernden Farbe, einem paſtoſen, unvertriebenen Auftrage Platz. David und ſeine Schüler machten unſtreitig Cartons. Die Form war ihnen Alles, dieſe den Begriffen einer abſtrahirten Schönheit nahe zu bringen, das Hauptziel. So lag in der neuen Richtung eine Reaction des freien

Digitized by Google

Naturwirkens gegen die feſſelnde Convenienz. Bei dem Grundſatze, das Einzelne dem Ganzen zu opfern, hörte die Nothwendigkeit der Cartons auf: Delaroche und Vernet malen nach bloßer Farbenſkizze, bisweilen ganz ohne ſolche, häufig ohne Modelle, wo ſie ſolche aber brauchen, tragen ſie Sorge, daß ſie in ihrem individuellen Charakter genau paſſen, wobei die Mannichfaltigkeit derſelben in der großen Stadt Paris ſie minder beſchränkt, als uns deutſche Kleinſtädter. Das Koſtüm, durch die reichhaltigſten Mittel der Hauptſtadt begünſtigt, wird Gegenſtand ſtrengen Studiums, und hier müſſen wir dem Geſchmacke und der Gewiſſenhaftigkeit der Franzoſen unbedingt den Preis geben, wie die Geſchichte des Palais-royal in der großen Gallerie deſſelben, die Werke Vernets, Delaroche's, Deveria's u. ſ. w. beweiſen.

Das hier Geſagte gilt vorzugsweiſe von der hiſtoriſchen Kunſt; Genre und Landſchaft, als näher an den unmittelbaren Quellen der Natur, ſcheiden ſich oft weniger deutlich. Im Allgemeinen aber läßt ſich auch bei ihnen die Wechſelwirkung beobachten. Die Auffaſſung der Landſchaft wird freier, lebendiger; die ſtyliſirte, oft zu ſichtliche Compoſition macht energiſchen, aus der Natur glücklich aufgefaßten Wirkungen Platz. Allein nicht mehr unter dem eiſernen Scepter der Regel und herkömmlichen Satzung, ſondern bloß auf Geſchmack, Phantaſie und Wirkung hingewieſen, verirrt ſie ſich nur zu oft im Haſchen nach unwahrſcheinlichem, übertriebenem Effect. Das Genre, mit Laune und Charakter aufgeſucht, wird zuweilen Karrikatur. Intereſſe der gewählten Gegenſtände aber läßt ſich dem Geſchmacke der Franzoſen faſt nie abſprechen; von jenen eigentlichen Genre's der Niederländer, die nur durch die vollendetſte Ausführung oder einen ſeltenen naiven Humor Intereſſe gewinnen, weil ihre Gegenſtände deſſelben ganz und gar entbehren, ſieht man wenig. —

Nach dieſen Bemerkungen wollen wir es verſuchen, von dem Eindrucke Rechenſchaft zu geben, den die Werke der vorzüglichſten jetzigen Künſtler Frankreichs auf uns gemacht, ſo weit ſie uns in den Sälen des Luxemburg und Palais royal, ſo wie in einigen Privatcabinetten und Ateliers zugänglich geworden. Leider iſt es uns nicht gelungen, manche der ſchönſten Bilder zu ſehen, wir kamen in ungünſtiger Zeit — die Ausſtellung vorbei, die meiſten Privaten auf Reiſen, Verſailles noch nicht eröffnet. Einige Künſtler, wie Ingres und Iſabey, blieben uns faſt unbekannt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'ſchen Formenlehre.

II.

Eine andere Bedenklichkeit iſt gegen die Winckelmann'ſche Formenlehre bis jezt nicht ſo laut ausgeſprochen, als die zurückgewieſene; doch ſcheint ſie neuerdings unter uns mehr und mehr in Umlauf zu kommen, wobei die abenteuerlichen Einwürfe der Italiener und Franzoſen eine ſtille Rückwirkung ausgeübt haben mögen. Der Streitpunkt liegt in dem Wechſelverkehre des Idealismus und Naturalismus. Winckelmann erklärt ſich über den Begriff des Idealen nicht überall völlig in gleichem Sinn; er überläßt es zuweilen der Macht des Zuſammenhangs und der bezeichneten Verhältniſſe, ſeine eigentliche Vorſtellungsweiſe näher ins Licht zu ſetzen. Da tritt denn die Nothwendigkeit ein, zweifelhafte, dunkle Stellen nicht nach dem Buchſtaben, ſondern nach dem Geiſte ſeines Syſtems auszulegen. Indeſſen kann über den Inhalt der Anſicht, worauf es hier zunächſt ankommt, keine Verſchiedenheit der Meinungen ſtattfinden, ſo entſchieden hat er jene mehrmals ausgeſprochen. Ihr zufolge kann das Ideale, ſeiner höhern Würde unbeſchadet, eine angemeſſene Verbindung mit gleichen Theilen der Natur eingehen; er betrachtet in ſolcher Beziehung die Gabe der glücklichen Auswahl zwar nicht als das höchſte, noch weniger als das einzige Kunſtmittel, Idealgeſtalten hervorzubringen; wohl aber erkennt er in der gut angewendeten Beihülfe der Natur ein Hauptelement der freieſten und edelſten Productivität, die darum nichts deſto weniger den ſchaffenden Genius weit über das Gebiet der Wirklichkeit zu erheben vermöge.

Wie iſt es aber möglich, ſo läßt ſich einwenden, gewiſſe Theile von der Natur zu entlehnen, andere außer ihr zu ſuchen, und aus allen zulezt ein harmoniſches Ganzes zu bilden? Wird dadurch nicht nothwendigerweiſe ein innerer Zwieſpalt in das Werk gelegt, ſollte er auch der oberflächlichen Beobachtung unſichtbar bleiben? Wie iſt ferner der Schein des Uebernatürlichen zu erklären, zu rechtfertigen, der angeblich den griechiſchen Idealgeſtalten inwohnen ſoll, wenn ſie theilweiſe auf dem unmittelbaren Grunde der Natur entſtanden ſind? Geſezt endlich, man wollte darüber hinwegſehen, tritt man nicht den Rechten der Natur zu nahe, wenn ihr das Uebernatürliche der Idealgebilde vorzugsweiſe gegenüber geſtellt wird? Verbirgt ſich nicht dahinter der Wahn, als ſey die Natur an und für ſich etwas Mangelhaftes, Verfehltes, wenn wir der Kunſt das Vermögen zuſprechen, jene übertreffen zu können?

Da der mißverſtandene Begriff von Natur die angezeigten Einſprüche ſämmtlich hervorgerufen hat, ihnen

Digitized by Google

zugleich einen täuſchenden Schimmer von Gültigkeit leiht; ſo muß ſich die Unterſuchung zunächſt gegen ihn wenden, nach der Seite hin, wo er das ſorgloſe Urtheil am meiſten zu verwirren pflegt, indem er unter trügeriſchem Scheine völlig unvergleichbare Dinge nicht nur aufs Gerathewohl zuſammenſtellt, ſondern auch bis zur Unkenntlichkeit durcheinander wirft. Fangen wir mit dem lezten Einwurfe an, der verſteckterweiſe mehr oder weniger allen übrigen zum Grunde liegt, ſo zu ſagen, das eigentliche Neſt des durchherrſchenden Irrthums bildet. Die Wahl des Punktes, von dem eine Prüfung ausgeht, richtet ſich billig nach dem Maße des Lichtes, das er auf den Fortgang und Zuſammenhang der Erörterungen zu werfen verſpricht. Schelling berührt jenen Einwurf in ſeinen gedankenreichen Anmerkungen zu Wagners Berichte über die äginetiſchen Bildwerke, S. 119, wenn er ſagt: Die falſche Vorſtellung, als könne und ſolle das Ideale die Natur übertreffen, wodurch dieſe in ihrem reinen Werthe verkannt und bedroht zu werden ſcheine, ſey dahin zu berichtigen, daß die Aufgabe der vollendeten Kunſt in der Ueberwindung der Natur beſtehe.

Es iſt an und für ſich unſtatthaft, das Ideale geradezu, ohne nähere Vermittelung, auf die Natur zu beziehen, da beide in der Bedeutung, welche ihnen zum Behufe angeblicher Vergleichung zugewieſen wird, als durchaus disparate Dinge unendlich weit aus einander liegen. Mag das Ideale als erſtes Vergleichungsglied noch ſo formal ausſehen, darum trägt es doch einen feſt abgeſchloſſenen Begriff in ſich, der ihm bei aller Mannichfaltigkeit der Anwendung unveräußerlich zukommt, weil es widrigenfalls von dem Verſtande gar nicht gefaßt und behauptet werden könnte. Jener Grundbegriff iſt die Vorſtellung eines aus ſeinem lebendigen Mittelpunkt hervorgebildeten und dadurch in ſich vollendeten Ganzen. Der Gehalt, welcher jenen Grundbegriff ausfüllt, kann begreiflicherweiſe nicht angegeben werden, da er mit den Gegenſtänden wechſelt, an und in denen er verwirklicht wird. Eine ſchärfere Begrenzung des Idealen würde für gegenwärtigen Zweck überflüſſig ſeyn, macht doch die ſo eben verſuchte ſchon das begriffsloſe Wort Natur, wie es auf dem Wege einer rohen, gewaltſamen Vergleichung herbeigezerrt wird, hinlänglich zu Schanden. Denn die Natur, das vermeinte zweite Glied der Vergleichung, iſt offenbar als ſolches in einem collectiven Sinne zuſammengerafft, wo es in dem aufgethanen Magazine der Sinnenwelt bloß den unermeßlichen Vorrath von Erſcheinungen, Stoffen, Formen, Geſchöpfen bezeichnet; dergeſtalt, daß dieſer Anhäufung zahlloſer Mannichfaltigkeiten gerade das Höchſte und Nothwendigſte fehlt, woraus der Inbegriff der Natur für uns entſteht und beſteht, die Ordnung einer geſetzlich angeſchauten und erkannten Verknüpfung. Würde leztere in der That bei dem Undinge der obſchwebenden Vergleichung gehörigermaßen hinzugedacht, ſo könnte gar nicht die verkehrte Frage aufgeworfen werden, ob die Kunſt im Stande ſey, durch ihre idealen Gebilde die Naturwerke zu übertreffen. Alsdann leuchtete es von ſelbſt ein, daß Kunſt und Natur, kraft der geiſtigen Einheit, durch welche beide allein für den Menſchen möglich und zugänglich ſind, deßhalb auch nothwendig in Bedeutung und Werth zuſammentreffen müſſen, um ſo gewiſſer und allgemeiner, je tiefer auf beiden Seiten die Gemeinſchaft ihres Urſprungs begründet iſt. Der Kunſt bleiben die Naturwerke ſogar unerreichbar, ſobald das Ziel der Nachbildung in eine ununterſcheidbare Einerleiheit geſezt wird, weil dieſe eine vollkommene Reproduction, gleichſam einen Akt ſchöpferiſcher Erneuerung vorausſezt; was wäre demnach von einer Kunſt zu halten, die im Sinne der übertriebenſten Anmaßung durch ihre idealen Erzeugniſſe die Werke der Natur übertreffen wollte? Anſtatt die Natur zu meiſtern, würde ſie ſich durch ihre zur Schau geſtellten Hirngeſpinnſte nur das Urtheil der Vernichtung ſprechen. Aus dem Bisherigen erhellt mithin ſattſam, daß derjenige Begriff von Natur, wodurch dieſe Vergleichungsweiſe gegen die Nachbildungen der Kunſt in den Schatten der Niedrigkeit zurücktreten ſoll, ein todter und leerer iſt, der höchſtens im Zuſtande träumeriſcher Gewohnheit mit dem Scheine des Lebens blenden kann. Jener Begriff ſtüzt ſich auf die wichtige Einbildung, als gäbe es für den Menſchen eine weſenhafte Natur, die ohne ſeine geiſtige Theilnahme, Einwirkung, Beſitzergreifung, rein für ſich ſelbſt beſtehe, deſſenungeachtet in ihrer vollkommenen Abſonderung durch ein blindes Machtgebot die Kunſt zum Wettſtreite auffordere, endlich zum Lohne der widerſinnigen Anſtrengungen ſich von der wildfremden Nebenbuhlerin aus maſchinenhafter Gefälligkeit beſiegen laſſe. Schroffer ſind ſich aber die Ordnung und das Chaos nicht entgegengeſezt, als Kunſt und Natur in dieſer unmenſchlichen Trennung, wodurch jeder Verſuch der fernſten Vergleichung ſchlechthin abgeſchnitten iſt.

Es entſteht daher die Unterſuchung, wie das ideale Kunſtverfahren den Werken der Natur gegenüber zu be-betrachten ſey, wenn die Rechte des einen und andern Gebiets erforderlichermaßen geſchüzt werden ſollen, wie ſich beide insbeſondere zu der geiſtigen Einheit verhalten, die zufolge früherer Aeußerungen zwiſchen ihnen nicht nur ein Band der Vermittelung abgibt, ſondern auch ein nothwendiges Gleichgewicht aufrecht hält. Jedes darzuſtellende Naturwerk zieht ſich für die Kunſt in dem reinen Eindruck der Erſcheinung zuſammen, wird ſolchergeſtalt ein freies Eigenthum der Wahrnehmung, worin die geſetzmäßige Thätigkeit des Geiſtes ſich unwiderſtehlich abſpiegelt. Was über den Umfang und Werth der Erſcheinung hinausgeht, das Weſen des Gegenſtandes an ſich betrifft, die Macht des Einfluſſes, die ihn als ſolchen

Digitized by Google

zum Träger einer beſtimmten Erfahrung erhebt, ſeine beſondere Stelle in dem Syſteme aller Dinge, ſeine denkbare Verbindung mit demſelben, geht die Kunſt nichts an, liegt außerhalb derſelben, iſt für ihre Beſtimmung gar nicht vorhanden. Wenn aber die Erſcheinung, abgeſehen von der Grundlage des urſprünglichen Seyns und Mitwirkens, an welcher jene anſchaulich hervortritt, im Reiche der Natur ausſchließend den Gegenſtand der Kunſtdarſtellung ausmacht, ſo folgt daraus nothwendig, daß derſelbe, ergriffen von den Organen der äußern Auffaſſung, ſich in die Thätigkeit und Beſchaffenheit des Geiſtes eintauchen muß, welche den Stoff der ſinnlichen Wahrnehmung dem Maße ſeiner größtmöglichen Entwickelung zuführen. Der vorliegende Gegenſtand wird durch dieſe Aufnahme und Verarbeitung, ſo weit es die Kunſt mit ihm zu ſchaffen hat, alſo ein Product des Geiſtes, der ſich mit der Gewalt einer innern Nothwendigkeit gedrungen fühlt, ihm den Stempel ſeiner Herrſchaft aufzudrücken. Demnach iſt die Kunſt, ſchon indem ſie ſich den Inhalt einer gegebenen Erſcheinung aneignet, auf das Gebiet der freien Selbſtthätigkeit verſezt; jenſeits derſelben breitet ſich für ihre Blicke die Nachtſeite der Natur aus, ſo wie dieſſeits die Lichtſeite der leztern. In demſelben Maße, als dieſes Verhältniß der Dinge überſehen wurde, griff auch die Vorſtellung um ſich, noch immer in vielfachen Aeußerungen vernehmbar, als ſey die Natur ohne Zuthun des Menſchengeiſtes etwas Fertiges und Vollendetes, das die Kunſt geradeaus zu ſich nehmen könne, gelagert um einen goldenen Tiſch, beſezt mit der köſtlichſten Nahrung, ſo daß ſie unter dem geſegneten Ueberfluß nur für ausreichenden Appetit zu ſorgen habe. Nach der bisher vertheidigten Betrachtungsweiſe dient hingegen die Erſcheinung als Eingangspforte, bei welcher die Kunſt das herantretende Naturwerk empfängt, daſſelbe unmittelbar bei ſeiner Ankunft, gleichſam an der Schwelle ſeines bevorſtehenden Lebens, dem Proceſſe einer geiſtigen Umbildung unterwirft.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aphorismen.

Man hat nie einen Geſangszögling nach *Italien* geſchickt, daß er die Scala lerne. So braucht ein Malerzögling auch nicht dahin zu gehen, um die Elemente da zu lernen. Sehnſüchtiger Jüngling! haſt du die kleinen Bilderſchätze deiner Vaterſtadt ſchon geſehen, dir nahe genommen, ſtudirt? Wer Augen hat, zu ſehen, der ſieht überall, was ihm dient, abgeht. Biſt du reif, ſo wird dir auch das Kunſtland nicht entgehen, und dir nur um ſo mehr wohlthun. Male und ſtudire fort, bis man dich nach Italien ſchiebt.

* * *

Künſtler und Kunſtfreunde ſollen nicht nur *ſchauen*, wie alles Volk, das nur ſieht, was es ins Auge ſchlägt, oder worauf man ihm die Naſe ſtößt.

Sie müſſen activ in die Natur hineinſchauen, aus tauſend verſchwommenen Anſchauungen die künſtleriſchen Momente herausfinden.

* * *

Der *Sinn für Farbe* iſt ſo vielſeitig, daß er auch dem Geübten für den oder jenen beſtimmten Ton erſt bei Gelegenheit aufgeht. In der Natur ſehen wir ohnehin alle Mitteltinten nur für einfache Miſchungen, und Localtöne für ein Minus der ganzen Farben an. In der Kunſt beruhen aber die wunderbaren Tinten der großen Künſtler auf geheimnißvollen Combinationen, auf deren Beſonderheit man erſt durch beſondern Anſtoß, durch Vergleichung mit denen anderer Meiſter aufmerkſam wird. Das iſt ein endloſes Studium, und man merkt wohl, daß ſich der Sinn für Kunſt in viele ſpezifiſch verſchiedene Sinne ſpalte.

* * *

Die *Kunſt* zeigt uns, was *Leben* und *Natur* dem Menſchen *gelten*. Eine Nation will das Liebſte in der Kunſt feſthalten; ſie will das Geiſtige verleiblichen, die Ideen in Bilder faſſen — und das Leibliche vergeiſtigen, indem ſie es mit nachſchaffendem Bewußtſeyn durchdringt.

So fixirt nun jede Kunſtart die ihr zugängliche Lebensſeite, die Baukunſt das Stereometriſche, die Bildhauerei die äußere Wohlgeſtalt, die Malerei das lebendig Schaubare, die Muſik das wogende Hinſtrömen des Gefühls, das Austönen der Stimmung; die Poeſie bemächtigt ſich des allſeitigen Lebens, ſie baut, bildet, malt und muſicirt, ſo weit ihr Organ, das Wort, dies vermag.

Iſt dies nun im Ganzen und welthiſtoriſch ſo, daß man die Geltung des Nationaldaſeyns an den Höhen der Kunſt bemeſſen kann, ſo lehrt uns auch im Einzelnen und Kleinen die Kunſt das Leben in ſeinen Erſcheinungen anſchauen und ſchätzen. Die Meiſten würden ohne beſonderes Wahrnehmen vom Strome des Gewohnten Tag für Tag fortgezogen, lehrte ſie nicht die Kunſt, daß die Natur, das Leben die Fundgrube aller der Schönheiten ſeye, die ſie aus zweiter Hand bewundern.

* * *

Das Naturbild iſt Eins, aber die *Auffaſſung* iſt mannichfaltig. Denke an dein Geſicht im Spiegel und — wie verſchieden die alten Italiener, Deutſchen, dann Holbein, van Dyk ꝛc. das Menſchen-Antlitz aufgefaßt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 96.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 1. December 1836.

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'ſchen Formenlehre.

(Fortſetzung.)

Bei dem idealen Kunſtverfahren läßt ſich, einem Naturwerke gegenüber, in den Grenzen ſeiner Gattung und Art, überhaupt in dem Umfange ſeines Begriffs, die Erſcheinung als deſſen Vorbild anſehen, nur nicht etwa in dem Sinne, als ſey daſſelbe greiflich in einem eigenen Prachtexemplare gegeben, das an und für ſich durch ſeinen Glanz alle Augen zur Bewunderung zwinge. Man könnte dieſe Meinung kindiſch nennen, und doch wirft ſie noch oft angriffsweiſe altkluge Blicke um ſich her. Jenes Vorbild iſt ſo gewiß und nothwendig vorhanden, als die Natur, welche daſſelbe in ihrem Schoße bewahrt; es will jedoch unter unermüdlichen Bemühungen mit dem Auge der Kunſt geſucht und gefunden werden als die edelſte Blüthe der Wahrnehmungen, zuſammengehalten von dem Bande begriffsmäßiger Einheit. Die materielle Wirklichkeit der Erſcheinung bleibt an und für ſich der Kunſt unzugänglich, denn alle ihr verliehenen Mittel der Sichtbarkeit ſind doch nur Zeichen einer freien Uebertragung, die in ihrer eigenen Urſprache zum Geiſte redet, nach dem Geſetze einer durch ihn vorbedingten Uebereinkunft. Folglich beſchränkt ſich die Thätigkeit der Kunſt darauf, der allſeitig aufgefaßten und durchdrungenen Erſcheinung den entſprechenden Schein gegenüber zu ſtellen, womit bei gehöriger Ausführung die Wahrheit der gegenſtändlichen Darſtellung keineswegs aufgehoben oder auch nur im Mindeſten getrübt wird; denn diejenige Wahrheit, auf die es unter ſolchen Umſtänden allein ankommt, weil ſie die einzig mögliche, daher auch die einzig rechte iſt, hängt lediglich von den Kräften, Bedingungen, Beziehungen der geiſtigen Subjectivität ab, innerhalb deren Alles ein- und abgeſchloſſen liegt, was den Sinn und die Statthaftigkeit gegenſtändlicher Forderungen betrifft. Verglichen mit dem Vorbilde der Erſcheinung, darf der ihr entſprechende Schein, ausgeprägt in einem beſtimmten Kunſterzeugniß, füglich das Gegenbild heißen. Unmöglich kann ſolchergeſtalt das Gegenbild ſein Vorbild oder der fixirte Schein die vorſchwebende Erſcheinung übertreffen. Da ſich nun der Begriff eines darzuſtellenden Naturwerkes überall rein auf die Erſcheinung einſchränkt, da dieſe überdem um ſo geiſtiger zurückwirken muß, je mehr es ſich um die allgemeine und nothwendige Uebereinſtimmung ihres Gegenſtandes handelt, was diesmal in Beziehung auf das Vorhergeſagte ausſchließend der Fall iſt, ſo erhellt daraus unwiderſprechlich, daß es die Kunſt ſchlechterdings nicht dahin bringen kann, durch ihre idealen Gebilde die Natur zu überbieten, ſo lange dieſe in dem Sinne genommen wird, der ihr nach Maßgabe der obwaltenden Verhältniſſe unabänderlich zukommt. Wenn die Frage auf die letzten Entſcheidungspunkte zurückgeführt wird, drängt ſich die verneinende Antwort vielleicht noch kürzer und bündiger auf. Unter den bezeichneten Umſtänden ſucht ſich der bildende Menſchengeiſt, nach einer beſtimmten Richtung hin, in dem ſchöpferiſchen Geiſte der Natur beſtmöglichſt ſelbſt zu verſtehen, zu umgrenzen, zu befriedigen, mit dem Bewußtſeyn oder mit dem Gefühle, daß er ihr Reich für das ſeinige anſehen müſſe, wenn er ſie in dem Sitze ihrer verborgenen Macht ergreifen wolle, ſo weit nämlich innerhalb der aufgeſchloſſenen Schranken ſeine Gegenwart überhaupt reicht und gilt: wie kann er alſo über ſie hinausgehen, da ſein Leben mit dem übrigen in der Erzeugung des Idealen eins und daſſelbe iſt? So wenig Jemand über ſich ſelbſt wegſpringen kann, ſo wenig iſt die Kunſt fähig, im Sinne gegenwärtiger Verhandlung den Zielpunkt der Natur zu überfliegen.

Hartnäckige Naturaliſten können in ihrer Art einwenden, das ſogenannte Vorbildliche des Gegenſtandes

Digitized by Google

ſey eine Chimäre, mit der ſich allenfalls wohl ſpielen laſſe, nach der es aber ſchlechthin unmöglich ſey, ein Kunſtwerk zu Stande zu bringen. Dieſe können durch eine ganz einfache Wendung gezwungen werden, das Gegentheil einzuräumen. Man nehme aus der Reihe gleichartiger Gegenſtände irgend einen beſtimmten, z. B. eine Eiche. Man darf den Gegnern nicht zumuthen, einen Superlativus gelten zu laſſen, allein die Statthaftigkeit des Comparativus müſſen ſie nothwendig zugeben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt zur Unmündigkeit verdammen wollen. Können ſie nun nicht läugnen, daß die Schönheit der Eiche in der Natur wie in der Kunſtdarſtellung mannichfaltige Abſtufungen hat, ſo darf man ſie ferner getroſt fragen, worin dieſes Plus beſteht, woran ſie es erkennen, womit ſie es ſich oder Andern beweiſen. Sobald ſie aber die Theilvorſtellung, überhaupt ein quantitatives Verhältniß der Schönheit an einem genannten Gegenſtande eingeräumt haben, ſind ſie durch die Unwiderſtehlichkeit der Vernunft genöthigt, auch die Haltbarkeit der Totalvorſtellung einzuräumen. Damit iſt die Statthaftigkeit des Vorbildlichen, ſelbſt nach ihren engen Anſichten, außer allen Zweifel geſetzt; damit iſt alſo auch die Erklärung des Idealen, wie ſie oben verſuchsweiſe aufgeſtellt wurde, gerechtfertigt. Ein anderer Einwurf dürfte im erſten Augenblick mehr blenden. Wie wollt ihr die künſtleriſche Verwirklichung des Vorbildlichen darthun, können die Gegner ſagen, woher wißt ihr, daß die Ausführung demjenigen, was ihr das Ideale nennt, entſpricht, daß ſie ſich demſelben auch nur annähert, da ihr die Erkennbarkeit der Naturwahrheit, wie wir ſie nehmen, aufgehoben habt? Die Antwort iſt leicht. Da das Ideale in der Kunſt immer nur als ein Schein hervortritt, ſo hat es das Urtheil auch nicht mit dem Wahren an und für ſich zu thun, mit jener Gegenſtändlichkeit der Natur, die ſich dem Menſchen, ohne ſein Zuthun, gleichſam mit phyſiſcher Nothwendigkeit aufdrängen ſoll; ſondern es kann überhaupt nur von dem Schein der Wahrheit die Rede ſeyn, ſo weit derſelbe in den Grenzen und Kräften der Menſchen beſchloſſen iſt. Der Idealismus darf nur conſequent bleiben, ſo iſt jener Einwurf völlig vernichtet. Wollte man endlich etwas Anmaßendes, Ueberſchwengliches, Lächerliches darin finden, den Begriff des Vorbildlichen als einen nothwendigen in die Kunſt aufzunehmen, ſo müßte man auch im Leben das Handeln nach Ideen als eine Ungereimtheit verwerfen.

Aus der bisherigen Erörterung fließen, zur Beſtätigung der oben angeführten Vorſtellungsweiſe Winckelmanns, ſo klare, überzeugende Ergebniſſe, daß es gar nicht nöthig iſt, dieſelben in einer genauern Anwendung hervorzuheben. Das vermeinte Heterogene, der angebliche Zwieſpalt, der in ein ideales Kunſtwerk dadurch kommen ſoll, daß gewiſſe Theile aus der Natur gewählt werden, verſchwindet in jeder Richtung, ſobald wir uns daran erinnern, daß Alles, was für die Kunſt Natur ſeyn ſoll, dies erſt durch einen Proceß der Umbildung werden kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

Horace Vernet, der umfaſſendſte Geiſt der neuen franzöſiſchen Kunſt, deſſen Genius ihn in den mannichfaltigſten Zweigen der Malerei ſich bewegen und in allen als ehrenvoll, in vielen als unübertroffen ſich bewähren ließ, darf auch als ein Hauptſchöpfer dieſer Richtung angeſehen werden. Nicht als Lehrer, wozu Vernet, wie manche der größten Geiſter, wenig Anlage haben ſoll, ſondern durch den Erfolg ſeiner Werke trug er das meiſte zu dieſer Reformation bei, und darum iſt es intereſſant zu ſehen, wie in ihm ſelbſt dieſe Umwandlung durchdrang. Ein ſchwaches Genrebild aus dem Jugendleben des jetzigen Königs und namentlich zwei weibliche Idealköpfe im Palais royal zeigen ihn noch ganz in der Richtung Davids und Girodets, ja dieſen in kraftlos kokettirender Manier noch überbietend. Vernets kühner Geiſt ward bald mit Vorliebe zur Darſtellung gewaltiger Schlachten getrieben, und dieſe Gegenſtände mögen es vorzüglich geweſen ſeyn, die ihn ſich ſeinen eignen Styl bilden und immer mehr vom frühern Geſchmack entfernen ließen. Schon im Jahr 1817 erſchien ſeine Maurenſchlacht von Toloſa, und zwei Jahre ſpäter die Ermordung der Mamelucken (erſtere im Luxemburg, leztere nach Verſailles geſchickt). Die Maurenſchlacht darf, obgleich mit den ſpäteren Werken nicht zu vergleichen, doch ſchon als eine die glänzendſten Hoffnungen gebende Arbeit des damals 25- bis 27jährigen Künſtlers betrachtet werden. Sancho, der Tapfere, von Navarra, der Hauptheld des vereinten Spanierheeres, im Mittelpunkt auf weißem Roſſe, hat die Kette erreicht, die Mahomed-el-Nazir um den Hügel gezogen, im Centrum ſeiner Stellung, wo er ſelbſt der Schlacht zuſieht, den Säbel in der einen, den Alkoran in der andern Hand erhoben. Die Kette iſt um einen Baum geſchlungen, der die Mitte des Bildes einnimmt; Sancho erfaßt ſie, die Streitaxt ſchwingend, ſie zu brechen. Um ihn dichtes Schlachtgewühl, Rodrigo, Erzbiſchof von Toledo, die Streiter ermahnend, vor ihm das Kreuz, das Hauptfeldzeichen der Chriſten, von einem Geiſtlichen getragen. Manche Figuren ſind meiſterhaft, ſo die des Kreuzträgers. Die Pferde zeigen ſchon Vernets Feuer und Adel, aber

Digitized by Google

das Roß Sancho's hat eine unnatürliche Atlasfarbe, ihm ſelbſt fehlt es an Bewegung, die der Moment gerade hier ſtärker erforderte. Er ſizt etwas ſtarr, ohne den Ausdruck körperlicher Anſtrengung in Stellung und Antliz. Auch die Stellung des Mahomed iſt ſteinern, ja man könnte ihn ſogar, ſo wie er, gleich einer Marionette, in einer ungünſtigen Entfernung daſteht, welche entweder nicht groß genug oder nicht gering genug iſt, lächerlich finden. Das Koſtüme, wie der nationelle Ausdruck der Mauren ſind nicht ſtudirt; das Licht und die Farbe endlich zerſtreut und ohne volle Wirkung; es iſt ein Ringen nach Höherem, aber ohne Freiheit und Klarheit. Die Aufträge des damaligen Herzogs von Orleans, Schlachten der lezten Zeit zu malen, führten Vernet auf eine andere Bahn und andere Behandlung. Wir ſehen von ihm im Palais royal die Schlachten von Jemappes, Valmy, Hanau und Montmirail, etwa 6 Fuß breit, 4 Fuß hoch. Man denke ſich auf großem, weit überſchaulichem Plane die Maſſen der Regimenter, die Angriffscolonnen in richtigen Entfernungen vorrückend; der Feldherr mit ſeiner Suite im nähern Vorgrunde ſeine Befehle ertheilend; hier auch einzelne Portraitfiguren erkenntlich, wie bei Jemappes der junge Louis Philipp als Volontair; Verwundete, Verſprengte, blutige Wahrzeichen des weiter gerückten Angriffs u. ſ. w.; und man muß geſtehen, nur ſo den Begriff einer heutigen Schlacht, nicht bloß das zufällige Zuſammentreffen eines Reiterſchwarms, in das etwa ein Ungefähr die Hauptperſonen geriſſen haben könnte, vor ſich zu ſehen. Aber ſucht man ein maleriſch-wirkungsvolles Bild, ſucht man den Mann in der höchſten Entfaltung ſeiner Kraft, im wilden Ringen oder in heroiſcher Verachtung des um ihn andringenden Todes, ſo findet man ſtatt deſſen einen Schlachtplan mit oft meiſterlichen Figuren ſtaffirt, und ſo möchte wohl dem Maler heutiger Schlachten auch keine andere Wahl bleiben, wenn ſeine Aufgabe ihm nicht enger geſchloſſen, einen iſolirten Moment, eine Epiſode des großen Panorama's vorzeichnet. Die Schlacht von Montmirail iſt von 1822, die übrigen ſcheinen gleich darauf zu folgen. Louis Philipp, an der Spitze ſeiner Suite, im Palais royal, ſcheint aus denſelben Jahren oder etwas früher und hat kein bedeutendes Verdienſt.

Von den Arbeiten Vernets in den folgenden acht Jahren ſahen wir nichts; es gehört in dieſe Zeit unter andern der aus dem Kupferſtich bekannte Mazeppa. Das Studium des Roſſes brachte Vernet in jener Periode zur höchſten Vollkommenheit unſerer Zeit, wenn man von ſeinen Pferden auch geſagt, daß der Ausdruck ihrer Leidenſchaften ans Menſchliche grenze. Mit Vernets Berufung zur Leitung der franzöſiſchen Akademie in Rom, an des geſtorbenen Guérins Stelle, beginnt ein neuer Abſchnitt. Der Künſtler hat ſich völlig unabhängig von den alten Anſichten der franzöſiſchen Schule geſtellt und alle Erinnerungen an Gros' Schule ſind verſchwunden. Im Palais royal befindet ſich das bekannte Bild: Die Beichte des gefangenen Räubers, deſſen Schönheit in Wirkung und Charakteren der Kupferſtich nur zum geringſten Theile wiedergibt. Ein trüber, bleicher Wolkenſchatten liegt über der ganzen Darſtellung und der maleriſch angeordnete Hintergrund hat volles, klares Sonnenlicht. Die Behandlung iſt markig, gerade genug ausgeführt, um das Bild in gehöriger Entfernung vollendet zu zeigen, ohne die oft zu weit getriebene deutſche Glätte und genreartige Präciſion. Es iſt kaum möglich, einen Moment mit mehr lebendiger Wahrheit in die Phantaſie aufzunehmen und dem Beſchauer vorzuführen. Man glaubt die Verbrechen zu hören, deren Geſtändniß aus dem Munde des Sterbenden kommt und den Mönch erbeben macht, den Grad moraliſcher Verderbniß auf den Geſichtern der Bande zu leſen, die Heftigkeit des vorangegangenen Kampfes in ſeinen Folgen zu erkennen. Alles, Figuren und Landſchaft und beſonders die herrlichen Stiere ſind mit freier Meiſterſchaft dargeſtellt.

Dieſem Bilde ſchließt ſich in Behandlung und Ton zunächſt die Vertheidigung der Barrière von Clichy im J. 1814 — an, ein Bild von mäßiger Größe, aber tüchtiger Compoſition des an ſich minder ergiebigen Gegenſtandes. (Luxemburg) Marſchall Moncey ertheilt dem Bataillonschef ſeine Befehle. Im Hintergrunde Gefecht; beſonders ſchön und von vortrefflicher Wirkung ſind die dicken Dampfmaſſen, aus denen hier und da eine gedämpfte rothe Gluth als Merkmal der fallenden Flintenſchüſſe hervorleuchtet. Im Vorgrunde ſieht man Geflüchtete (unter denen ein Weib mit ihrem Kinde vorzüglich ſchön iſt), verwundete Soldaten verſchiedener Regimenter und Nationen. Als von derſelben Hand kaum erkennbar, erſcheint das herrliche Portrait der Francesca von Ariccia im Palais royal, und es iſt gewiß weniger die Verſchiedenheit der Gegenſtände, als das Fortſchreiten des Künſtlers, wodurch jener auffallende Unterſchied ſich herausſtellt. Es iſt eine blühende, leuchtende Farbe in klarer, aber nicht gläſerner Verſchmelzung, faſt ohne Schatten gearbeitet; ein anmuthiges, aber feſt und wahr gehaltenes Charakterbild der ſchönen Römerin. Hier nähert ſich Vernet am meiſten der Auffaſſung unſerer beſten deutſchen Künſtler.

Aus den Jahren 1831 — 1833 hat das Luxemburg drei große Bilder, die zu Vernets höchſten Leiſtungen gehören. Pabſt Pius VIII. auf den Schultern der Kirchenſchweizer in den Petersdom getragen; lebensgroß. Die Geſtalt des Pabſtes iſt ſitzend im Armſeſſel, ganz ſichtbar, die der Tragenden zur Hälfte. Die Zeichnung, die Kraft des Ausdrucks in allen Figuren, die, obgleich Portraits aus dem Leben, doch alle mit Intereſſe dargeſtellt ſind; die verſchiedenen Koſtüme, die Biſchöfe, der Patriarch der

Digitized by Google

Griechen, der Obriſt der Schweizer in ſeinem Harniſch, die eigenthümliche Wirkung der ganz carmoiſinrothen Tracht der Schweizer, der reichen weißen Pfauenwedel, alles dieſes läßt das Talent wie die Meiſterſchaft des Künſtlers gleich ſehr bewundern.

Noch höher vielleicht ſteht das Bild Judith und Holofernes. Der grauſame Krieger iſt nach den Orgien der Nacht entſchlafen; unter dem hochrothen Zeltbette in die ſchwellenden Pfühle geworfen, ſo zeigt ihn uns die hell erleuchtende, jedoch ſelbſt unſichtbare Lampe, deren Schein die Wolken des Rauchgefäßes röthet, ohne daß ſich der Künſtler jedoch in der Beleuchtung und Carnation ängſtlich an das Licht gebunden. Es iſt ein Orientale, wie die heiße Sonne der Wüſte ihn gebräunt, ſeine Muskeln und Sennen ausgearbeitet und getrocknet, ſein krauſes Haar geſchwärzt; wollüſtige Phantaſien ſcheinen ſeine trunkenen Träume zu durchziehen und auf den aufgezogenen Winkeln des halboffenen Faunenmundes zu ſchweben. Die Rächerin iſt nahe; ein furchtbar-ſchönes, hohes Mannweib. Dunkel und doch klar und rein treten ihre beſchatteten Züge aus dem glühenden Roth des Zeltes heraus; nur auf die hohe, gewölbte Stirn fällt das Licht, gehoben vom ſchwarzen Haar, das, nur von einer Perlenſchnur nachläſſig durchflochten, wild um das ſchauerlich reizende Antlitz weht. Man fühlt es: das iſt keines Weibes Werk, wozu ſie ſich rüſtet und die weiten weißen Aermel hinaufſtreift, den ſchlanken, kräftigen Arm entblößend, der ſchon den krummen Säbel des Feindes gezückt. Charakteriſtik des Orients in jedem Zuge dieſes mit gewaltiger Phantaſie gedachten, mit kühner Meiſterſchaft durchgeführten Bildes, in der Kraft und Pracht dieſer markigen Farben — in den ſtraffen Formen der Heldin, dem ſchlanken Halſe, dem vollen Buſen, auf dem das lichtgelbe Leibgewand anliegt, während ein goldener Gürtel das außen gelb und violett gewirkte, innen tiefblaue Prachtgewand um die Hüften hält.

Unbedingt würden wir dieſem Bilde den Preis zuerkennen, wenn nicht Rafael im Vatican dieſen eben ſo mächtig in Anſpruch nähme. Vernet verſezt uns in den innern Hof des Vaticans, aus dem eine Treppe im Vorgrunde zu den Logen führt. Rafael iſt im Begriff, mit ſeinen zahlreichen Schülern herabzugehen. Da erblickt er unter mehreren vom Volke ein ſchönes, junges Weib mit dem ſchlummernden Kinde, und hat den Stift ergriffen, das anmuthige Bild, die Idee einer künftigen Madonna, raſch auf eine Tafel zu werfen, die einer der Schüler ihm vorhält. So trifft ihn der ſtolze Buonarotti, der eben von ſeiner einſamen Arbeit kommt und ſpottet: „Ihr geht ja wie ein General mit großem Gefolge!“ „Und Ihr allein, wie der Scherge,“ hat Rafael dem Maler des jüngſten Gerichts geantwortet. — So ſehen wir im Mittelpunkte des Bildes die reizende Mutter mit dem Kinde in ihrem Schoße, eine leuchtend und durchſichtig gemalte Geſtalt, das geſenkte Antlitz in klarem, mildem Schatten; ihr zur Linken der ſchöne, faſt zu ſchön und zart gehaltene Rafael, er, der Jüngling, von zum Theil bärtigen, reifen Männern, ſeinen Schülern, umgeben. Man erkennt Romano, Perin u. A. Der Spott des eben Vorübergegangenen ſcheint auch ſchon ſpurlos von der Stirne des edlern Rafael gewichen, während er noch in den gefurchten, Bitterkeit und Schärfe zeigenden Zügen des neidiſchen Nebenbuhlers brütet. Dieſer, ganz im Vorgrunde zur Linken, ſchon tiefer die Treppe herabgeſtiegen und nur in halber Figur ſichtbar, iſt für ſich allein ein meiſterhaftes Charakterbild. Wie er den heimlichen Aerger unter der lachenden Miene zu verbergen ſtrebt, mißgünſtig, ſo allein zu ſtehen, und doch auch wieder ehrgeizig, ſich allein genug zu ſeyn. Wie faſt diaboliſch die ſcharlachrothe Kappe mit den ſpitz herunterhängenden Zwickeln zu ſeinem gerunzelten Löwengeſichte, ſeinem ſchwarzen Gewande ſteht; wie er ſein ganzes Geräth da ſtolz-genügſam mit ſich trägt, Pinſel und Reißzeug, Tintenfaß, das von ihm ſelbſt verfertigte anatomiſche Modell, Schwert, Bücher und vor Allem den tüchtigen Schlüſſel, um ſich und ſeine Arbeit eigenſinnig abzuſperren. Neben Michel Angelo und dem jugendlichen Weibe hat Vernet noch einige herrliche römiſche Volksfiguren angebracht. Hier im Vorgrunde eine Greiſin und ihre Tochter, deren ſonnenverbrannter Nacken kräftig gegen den zarten Teint der Mutter mit dem Kinde contraſtirt, dort einen in ſich zuſammengekauerten alten Bettler, einen jüngeren, der, ſich umwendend, auf der Höhe des Hofes hinter Rafael den Pabſt erblickt, der ſich heimlich, die Scene beobachtend, mit dem Herzog Urbino und Cardinal Bembo genähert und, um unbemerkt zu bleiben, Stille winkt. Auf der andern Seite ſehen wir auch den alten, weißbärtigen Leonardo mit ſeinem einzigen Schüler Luini den jugendlichen Meiſter betrachten, aber ruhig, ein edler Greis, der mit Freude auch nach ſeinem Tode die geliebte Kunſt in würdigen Händen ſieht. Möchte dieſe Zuſammenſtellung nicht hiſtoriſch ſeyn, ſie gibt gewiß ein ſinniges Bild des Wirkens auch dieſes edel und feinfühlenden Meiſters. Was kann man von der Ausführung des ganzen ſchönen Gedankens ſagen? Sie gibt der des Holofernes nichts nach an Meiſterſchaft und Vollendung. War es dort die Gluth des geſchloſſenen Lichtes, die Kraft der Schatten, ſo iſt es hier die mildere Harmonie des Tages; unübertrefflich ſchön ſind namentlich die klaren Reflexe auf dem Geſichte der Mutter und die Energie in der Behandlung des Kopfes des Michel Angelo. Ueberall ein paſtoſer, markiger Farbenauftrag, eine breite Behandlung der Maſſen, doch mit trefflicher Vollendung aller Details.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 97.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 6. December 1836.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

Horace Vernet, der ſchon ſo viel für den jetzigen König gearbeitet, durfte auch nicht fehlen, als die Aufgabe geſtellt ward, das Palais royal mit einer Suite von Begebenheiten zu ſchmücken, die zuſammen eine fortlaufende Geſchichte dieſes Pallaſtes, von deſſen Gründung durch Richelieu bis in unſere Tage, bilden. Von Vernet ſind die Gefangennehmung des Prinzen Condé und Camille Desmoulins, wie derſelbe im Palais royal die grüne Cocarde aufſteckt und von einem Stuhle herab das Volk haranguirt. Vernet, überall mit haarſcharfer Genauigkeit in Zeit und Moment einführend, zeigt uns hier Koſtüme, Figuren und Phyſiognomien, wie ſie nur in Paris und nur in jener Zeit exiſtiren konnten, ſo daß jede Figur für ſich es uns ſagen würde, wo wir uns befinden. Noch vor einiger Zeit würden manchen Künſtler die ſteifen Moden der neunziger Jahre in nicht geringe Verlegenheit geſezt haben; er würde geſucht haben, zu ändern, zu idealiſiren; *für Vernet iſt kein Stoff zu ſpröde*; er, und mit ihm mehrere andere neuere Künſtler, haben ſich aus Puder und Perücken mit ſolcher Wahrheit und Leichtigkeit zu finden gewußt, daß man ihnen wohl großen Theils die retrograde Mode in der lezten Zeit Urſache geben kann. In der Gefangennehmung der Prinzen Condé und Conty und Longueville's hat Vernet die ſchwierigſte Aufgabe der Compoſition glücklich gelöſt. Die drei Gefangenen mit ihren Begleitern, die breite, in ihren Abſätzen und Wendungen täuſchend dargeſtellte und glücklich benutzte Treppe herabſteigend, der voranſchreitende Schweizer, Alle nur mit ſich beſchäftigt, vereinzelt und doch Alles in Gedanken und Form, wie in der Concentrirung der Luftwirkung gruppirt, in einander greifend und auf einen Mittelpunkt bezogen, den der Prinz Condé bildet, in ſich verſenkt, trübe ſinnend, die Hand ans Kinn gelegt, in reichem Atlaskollet mit rothem Mantel, — alle dieſe Figuren, wie beſtimmt charakteriſirt ſind ſie; wie treu und geſchmackvoll die Koſtüme angeordnet. In der lezten Zeit hat Vernet faſt nur Schlachten der Revolutions- und Kaiſerzeit für das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles gemalt, für welches alle bedeutende Künſtler in Anſpruch genommen werden. Solche forcirte Schöpfung einer Gallerie hat freilich nicht immer die ſchönſten Reſultate. Die Bilder werden Decoration, und die vorzüglicheren Künſtler, welche dies gewahren, verlieren Luſt und Liebe zu ihrer Arbeit. Man nimmt zu Allem ſeine Zuflucht, um die Wände zu decken — wir ſahen Vernets Schlacht von Montmirail in weit größerem Maßſtabe copiren, wo, um die vorgeſchriebene Höhe zu erhalten, ein großes Stück Himmel angeſezt wird, wodurch die Schlachtſcene noch unbedeutender wird. Doch da es uns unmöglich, dieſe Gallerie zu ſehen, ſo müſſen wir uns hier von Vernet trennen.

Neben Vernet waren es vorzüglich zwei Ausländer, die in verſchiedener Art, aber beide mächtig und erfolgreich, die neue Bahn brechen halfen: — *Scheffer* und *Robert*.

Ary Scheffer, ein Holländer, aber ſeit früheſter Zeit in Frankreich einheimiſch, mußte ſich durch einen deutſchen Zug ſeines Geiſtes, durch die Kenntniß unſerer Sprache, die ihm eher und reicher als allen franzöſiſchen Künſtlern die Werke Schiller's und Goethe's erſchloß, früh berufen fühlen, mit warmer Empfindung der nüchternen Formenwelt der Klaſſiker entgegen zu treten. Auch blieben die Scenen dieſer Dichtungen, die ihn zuerſt bekannt gemacht, bis heute ein Lieblingsſtoff ſeines Pinſels.

Das älteſte derſelben das wir ſahen und noch ganz im Style der früheren Schule, iſt der im J. 1819 gemalte Auszug der fünf erſten Notabeln des von Eduard III. bezwungenen Calais; Euſtache von St. Pierre an ihrer Spitze, gehen ſie in Sünderhemden und mit Stricken um den Hals ihrem Tode entgegen. Es ſind talentvolle Motive in dieſem Bilde, aber das Princip der Antike

Digitized by Google

läßt noch keine Individualiſirung aufkommen; es ſcheint eine Scene des Alterthums, Euſtache gleicht dem Beliſar Gerards, dem Sextus Guerins. Das Bild befindet ſich in dem Conferenzſaale der Deputirtenkammer.

In dem Atelier des freundlichen Künſtlers ſelbſt waren die noch unvollendeten Bilder: Gretchen und Fauſt in einzelnen Halbfiguren. Dieſer in düſtre Träume verſunken, hinter ihm im Dunkel das Schattenbild des argliſtigen Verführers, ein intereſſantes Bild, obgleich vielleicht nicht die rechte Idee des tiefen Goethe'ſchen Gebildes wiedergebend. Beſſer war jedenfalls Gretchen, ein inniges, wahres Geſicht, im Lehnſtuhl am Spinnrocken vor ſich hinſehend, in trüben Betrachtungen verlorener Ruhe. Trefflich iſt die Wirkung des Helldunkels, der durchſichtige Schatten, die Harmonie und Kraft, wodurch ſich Scheffer ſo ſehr auszeichnet. Eins ſeiner ſchönſten Bilder iſt Francesca von Rimini, im Beſitze des Herzogs von Orleans. Die Schatten der Unglücklichen ſchweben vor Dante und Virgil vorüber. Er, zu letzteren zurückgewendet, verzweifelnd die Stirn mit dem gehobenen Arm und Tuche verhüllend; ſie an ihn ſich ſchmiegend mit dem Ausdrucke des Leidens, der Ergebung in dem blaſſen Todesgeſichte. Schweigend und düſter ſchauen die Sänger den Entſchwebenden nach. Ein Bild, vollendet in der Ausführung, wie ergreifend in der Phantaſie, mit der es aufgefaßt. Dieſe Richtung des Künſtlers zum ſchmerzlich Bewegenden offenbart ſich auch in dem Bilde nach Schillers Eberhard der Greiner (Luxemburg). Zwar den Ton des Volksliedes, den Gegenſatz der Siegesfreudigkeit gegen den Schmerz, konnte der Künſtler nur andeuten in den Geſtalten der jubelnden Soldaten im fernen Hintergrunde des Lagers, den die Oeffnung des Zeltes zeigt. Aber vollendet iſt die Auffaſſung des alten Herzogs, wie er vor der Leiche des am Morgen noch blühenden, jezt blaſſen Sohnes kniet und troſtlos die Hände faltet; wie das Blut der Todeswunde über den glänzenden Harniſch des Gefallenen rinnt, wie die Thränen vom gefurchten Angeſichte des greiſen Vaters. Alles in dieſem Bilde iſt Ausdruck und Ton des wehmüthigen Schmerzes, der vor dem Vatergefühl ſchmelzenden Kriegsrauhheit.

Von dem Bilde: Lenore, in derſelben Scene wie Leſſing ſie gemalt, welches Herr von Rothſchild beſizt, konnten wir nur die Zeichnung ſehen. Eine reiche Compoſition voll gelungener Motive. Vielleicht zu reich; denn wenn wir gleich im Vorgrunde die Gruppe eines Ritters ſehen, der ſeine Kinder, ſeinen alten Vater, aber nicht ſein treues Weib wieder findet, ſo ſchön die Idee iſt, ſchadet ſie nicht der Haupthandlung, nimmt ſie nicht gleich mächtig das Intereſſe in Anſpruch, während der Dichter, gewiß nicht ohne Abſicht, die unglückliche Lenore mitten zwiſchen das allgemeine Glück des Wiederfindens geſtellt? —

Auch das eben vollendete kleine Bild nach Schillers: „Der Eichenwald brauſet" ꝛc. iſt ein liebenswürdiges, mit Luſt und Fleiß gemaltes Werk. In ſolchen Gegenſtänden verſteht der Künſtler auch zu vollenden. In ſeinen größeren Bildern iſt es ihm oft zu ſehr um das Totale zu thun, und er fällt dann in jenes kecke Impaſtiren, jene maſſenhaften Effecte, denen man die Abſicht zu imponiren anmerkt.

So in dem ſonſt trefflichen Bilde: Suliotiſche Frauen (Luxemburg). Da ſie die Niederlage ihrer Männer durch Ali von Janina ſehen, faſſen ſie den Entſchluß, ſich lieber von den Höhen der Felſen zu ſtürzen, als in Sklaverei zu gerathen. Dieſe grauenvolle Scene iſt in aller Furchtbarkeit dargeſtellt. Ergreifend ſind die Aeußerungen der Verzweiflung. Die ganze Gruppe bildet eine wilde Maſſe; die dunkeln, feurigen Schatten, die energiſchen Bewegungen, das Aufopfern der Schönheit vor der Gewalt des Momentes, ſelbſt der übertriebene Auftrag der Farben, die nur im Ganzen wirken, einzeln oft ſchmutzig erſcheinen, dies Alles kommt zuſammen, um mehr Bewunderung des Talents als Wohlgefallen zu erregen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'ſchen Formenlehre.

(Beſchluß.)

Ein anderes Bedenken kann hier nur im Vorübergehen bemerkt werden. Wer darf ſagen, daß Winckelmann die höchſte Schönheit nicht erkannt? Aber ſie erſchien bei ihm nur in ihren getrennten Elementen, auf der einen Seite als Schönheit, die im Begriff iſt und aus der Seele fließt, auf der andern als Schönheit der Formen. Welches thätig wirkſame Band bindet nun aber beide zuſammen oder durch welche Kraft wird die Seele ſammt dem Leib zumal und wie mit einem Hauche geſchloſſen? Liegt dieſes nicht im Vermögen der Kunſt wie der Natur, ſo vermag ſie überhaupt nichts zu ſchaffen. Dieſes lebendige Mittelglied beſtimmte Winckelmann nicht; er lehrte nicht, wie die Formen von dem Begriff aus erzeugt werden können. So ſpricht ſich Schelling, ſeiner großen Verehrung für Winckelmann unbeſchadet, in ſeiner geiſtreichen Rede über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur aus. Es iſt hier nicht der Ort, auf dieſen ſchwierigen Gegenſtand näher einzugehen; es genügt, dieſen Zweifelsknoten berührt zu haben.

Der Abwechslung wegen wird es verſtattet ſeyn, die Entſcheidung der behandelten Frage auch auf reinpraktiſche

Digitized by Google

Ergebniſſe zurückzuführen und ſie mit den Ausſagen der griechiſchen Kunſtgeſchichte zu unterſtützen. Wird dabei die unumſtößliche Ueberzeugung gewonnen, daß Winckelmanns Vorſtellungsweiſe mit dem Verfahren der griechiſchen Bilder vollkommen übereinſtimmt, ſo iſt ſie dadurch factiſch beſtätigt. Was aber aus der Geſchichte als ein Gewiſſes und Nothwendiges hervorgeht, das wird auch die Theorie zu achten haben, mag ſie es ſo oder ſo in ihre Grundſätze einſchmelzen. Sehen wir deßhalb zuvörderſt darauf, wie die griechiſchen Meiſter ſich der kanoniſchen Verhältniſſe und der lebendigen Modelle in ſteter Gemeinſchaft bedienten und darauf die Freiheit, das Weſen der ideellen Conſtruction zu vereinigen wußten. Eméric-David, ein geübter, geiſtreicher Beobachter, ſagt über dieſen noch zu wenig bekannten Punkt im Weſentlichen Folgendes.

Ueberraſcht von der Wirkung, vermöge welcher die Schönheit der antiken Statuen jene der gewöhnlichen Menſchengeſtalt weit übertrifft, wollen Einige nicht daran glauben, daß ſie nach lebendigen Modellen ausgeführt ſeyen; ſie ſind überzeugt, daß die Regeln mathematiſcher Verhältniſſe, die ſogenannten Canones, nicht nur den Haupttheilen des menſchlichen Körpers, ſondern auch den geringeren Unterabtheilungen zum Grunde lagen und daß die ſchönen Figuren, welche unſere Bewunderung erregen, mit dem Cirkel in der Hand, nach jenen allgemeinen Tafeln entworfen wurden. Nach einer Bemerkung Diodors möchte man hingegen glauben, als ſey die Kraft des Gefühls und die Schärfe des Augenmaßes bei der Nachahmung ihrer Modelle das einzige und oberſte Richtmaß der Aufmerkſamkeit geweſen. Weder die eine noch die andere Annahme iſt ausſchließend wahr; beide gehörig verbunden treffen das Ziel.

Wenn man die erſtaunens-würdige Mannichfaltigkeit in den Verhältniſſen der antiken Statuen betrachtet, die Anmuth ihrer Bewegungen, die Fülle des in ihnen verbreiteten Lebens: wie kann man da noch die Meinung hegen, daß ſo geſchmeidige, ſo wohlzuſammengefügte Gliedmaßen, kalt nach mathematiſchen Regeln mit einander verbunden ſeyn ſollen? Wie viel verſchiedene Grundmaße wären nicht nöthig geweſen, für ſo verſchiedene Gegenſtände, für die Menge der Kinder, Greiſe, Frauen, Götter, Sklaven, Helden, in tauſend abwechſelnden Stellungen? Es gibt unter den zahlreichen Werken der Griechen nicht zwei ganz ähnliche; wären nun die Meiſterwerke nach mathematiſchen Grundmaßen entworfen worden, ſo würden die Erfindung und der Gebrauch der leztern weit größere Wunder ſeyn, als die Entſtehung der Statuen ohne Hülfe jener Verhältnißtafeln.

Die entgegengeſezte Meinung hält eben ſo wenig Stich. Hätten die Künſtler bloß die Kraft des Gefühls und den Beiſtand des Auges zu Führern gehabt, nimmermehr würden ſie dann jene unſchätzbare Wahrheit erreicht haben, die in allen ihren Werken vor Augen liegt. Wie ſo Vieles und Verſchiedenes auf einmal faſſen und nachahmen? Wie mit einem einzigen Blick ſich des ganzen lebenden Modells bemächtigen? Wie Herr werden über das Verhältniß der Gliedmaßen, den Werth der Biegungen, die Einheit der Bewegungen? Was ſoll aus dem Entwurfe und der Ausführung der Gruppen werden? Hätten die griechiſchen Künſtler nur nach Grundregeln gearbeitet oder dieſelben völlig hintangeſezt, woraus wäre alsdann die große Mannichfaltigkeit und Wahrheit ihrer Werke zu erklären?

Es kann für ausgemacht gelten, daß ſie troß ihrer Wiſſenſchaft und ihres ausgebildeten Naturgefühls Maße von lebendigen Modellen nahmen. Es iſt ferner nicht zu bezweifeln, daß feſtgeſezte Grundregeln und die ſchriftlichen Lehren der Meiſter über die Harmonie der Proportionen zu Vergleichungsmitteln dienten und zu weiter nichts. Prometheus, abgebildet auf einer griechiſchen Gemme, wie er den Werth der verſchiedenen Gliedmaßen auf einer Wage zu beſtimmen ſucht, denkt ſichtbar auf jene Verfahrungsweiſe hin. Ariſtoteles ſezt beſtimmt gewiſſe methodiſche Kunſtgriffe der bloßen Routine entgegen, mit der Bemerkung, daß einige Meiſter ſich an die erſtere, andere an die leztere hielten, manche auch beide in der Ausübung verbanden.

Wenn die griechiſchen Künſtler ſich aber nach Verſicherung glaubwürdiger Zeugniſſe Grundmaße angelegt hatten, wie waren ſie zu ihnen hingelangt? Unmöglich konnten ſie dabei anders zu Werke gehen, als indem ſie von zahlreichen lebendigen Modellen die Maße nahmen. Hätten ſie zum Behufe des anzufertigenden Canons den lebenden Menſchen gemeſſen, warum ſollten ſie nicht beim Modelliren einer Figur auch das Modell gemeſſen haben, um in ihre Werke Adel und Wahrheit zu bringen. Die Beobachtung ging in allen Theilen der Kunſt der Theorie voran. Beim Meſſen eines erſten Modells fühlte man, wie vortheilhaft es ſeyn würde, daſſelbe Verfahren an mehreren zu wiederholen; es gehörte eine gute Kenntniß der Verhältniſſe eines einzigen Menſchen dazu, ehe man es ſo weit brachte, allgemeine Tafeln nach einer Menge von Individuen zu abſtrahiren.

Um die Verhältniſſe des lebendigen Modells nach dem Verhältniſſe der Grundmaße zu verbeſſern, mußte man ferner die Verhältniſſe auf beiden Seiten genau vergleichen. Aus der Anwendung von Grundmaßen ergibt ſich alſo von ſelbſt als nothwendige Folge das Meſſen am lebendigen Modell.

Epoche machte darin das merkwürdige Geſetz, welches dem Künſtler befahl, ſolche olympiſche Sieger, welche dreimal den Preis gewonnen hatten, nach allen Beziehungen in portraitmäßiger Wahrheit darzuſtellen. Indem die

Digitized by Google

Künſtler ſolchergeſtalt genöthigt waren, Figuren in vollkommener Lebenswahrheit auszuführen, lernten und übten ſie dabei zugleich die Grundſätze der menſchlichen Schönheit überhaupt ein. Ein Läufer ſtand neben einem Läufer, ein Sieger neben einem Sieger. Die Siege, welche einzelne Kämpfer davon getragen hatten, zeigten die Uebereinſtimmung der Leibesformen mit der gewählten Art der Uebungen an. Man bemerkte Verſchiedenheiten unter Perſonen von demſelben Charakter. Der Genius der Kunſt ergriff den Gedanken, die gefundenen Maße aufzubewahren, damit die Verhältniſſe dieſer mannichfaltig gearteten Formen, in welchen die Natur mehr oder weniger ihre Pracht entfaltet hatte, dem Auge nöthigenfalls immer gegenwärtig ſeyen.

Offenbar begann man damit, zuerſt beſondere Verhältnißtafeln nach Maßgabe der verſchiedenen Individuen anzufertigen; aus dieſen zog man nachher vermittelſt angeſtellter Vergleichungen Grundregeln, welche als Typen der Schönheit galten oder wenigſtens für Stufen der Annäherung, auf welchen ſich leztere in dem Gange ihrer Erhebung erkennen ließ. Es iſt nicht bekannt, bis zu welchem Punkt man dieſe Grundregeln vervielfältigte, bezogen auf die Verſchiedenheit des Alters, des Geſchlechts und des Charakters, aber wir wiſſen, daß die Künſtler ſich dieſem Studium mit Sorgfalt widmeten und daß ſie, nachdem der menſchliche Körper von ihnen gemeſſen war, auch an den Körpern der Thiere daſſelbe thaten.

Hippokrates verfaßte eine Schrift, worin er unterſuchte, wie die Verhältniſſe aller Theile des menſchlichen Körpers beſchaffen ſeyn ſollten, die der Arme, der Hand, des Fußes, des Auges; er handelte von der Biegung der Knochen, dem Werthe der Muskeln, der Kraft ihrer Verbindungsmittel.

Polyklet that noch einen größern Schritt. Er ſchrieb ein Werk, worin er nach der Angabe des Galenus zeigte, welche Verhältniſſe die verſchiedenen Gliedmaßen des menſchlichen Körpers gegen einander haben ſollten. Was er theoretiſch entwickelt hatte, ſtellte er dann in dem Beiſpiele einer einzelnen Statue, berühmt unter dem Namen des Canons, für die Anſchauung hin. Die Feſtſetzung eines einzigen Grundmaßes, anwendbar auf beide Geſchlechter, alle Alter und Charaktere, iſt begreiflicherweiſe ein Unding. So laſſen ſich auch verſchiedene Regeln, beſtimmt durch die Verſchiedenheit des Alters und Charakters, nicht auf alle Bewegungen anwenden.

Ein anderes Verfahren zeigt ebenfalls, wie ſehr die griechiſchen Künſtler bemüht waren, das Grundmaß oder vielmehr die Grundanſchauung des Darzuſtellenden im Wege einer erfahrungsmäßigen Vergleichung zu vervollſtändigen. Dahin gehört die Vergleichung mehrerer lebendigen Modelle, für den Zweck, deren bemerkte Schönheiten in einer einzigen Figur zu verſammeln. Man kennt die Erzählung von Zeuxis und den crotoniſchen Jungfrauen. Sokrates ſagte zu Parrhaſius: Wenn ihr Künſtler eine vollkommene Schönheit vorſtellen wollt, ſo vereinigt ihr, da Menſchen von ganz fehlerloſen Formen ſchwer anzutreffen ſind, die Schönheiten verſchiedener Modelle, um daraus ein vollendetes Ganzes zu bilden. In der That, antwortete der Künſtler, ſo iſt unſer Verfahren.

Wenn wir — ſo ſagt Lucian — an derſelben Geſtalt den ſchlanken Wuchs der Venus des Praxiteles, die Hände von der Venus des Alkamenes, den Hals der Amazone des Phidias, das züchtige Lächeln der Soſandra des Calamis vereinigen wollen, ſo wird es ſchwer ſeyn, dieſe verſchiedenen Schönheiten in ſchicklichen Verhältniſſen einander anzupaſſen, wir müſſen alle unſere Kunſt aufbieten, um die Uebereinſtimmung des Ganzen neben der Mannichfaltigkeit zu gewinnen.

Verſchiedene Modelle haben nicht dieſelben Verhältniſſe. Da verſchiedene Modelle weder von derſelben Reizbarkeit noch von derſelben Geſchmeidigkeit ſind, ſo können ſie auch nicht in derſelben Bewegung zuſammentreffen. Kaum iſt ein einziges einige Zeit hindurch vollkommen daſſelbe. Der Künſtler kann alſo an verſchiedenen Modellen weder Bewegung noch Hauptverhältniſſe für ſeine Bewegung finden; wenigſtens konnte er die Verhältniſſe auf dieſem Wege nur nach ſehr vielfachen, höchſt verwickelten Berechnungen finden. Folglich konnten die Griechen weder die Verhältniſſe noch die Handlung ihrer Figuren von verſchiedenen Modellen zugleich abnehmen.

Was war demnach der Gegenſtand des Zeuxis? Es iſt klar, daß er einzig darnach trachtete, Adel und Eleganz in einige für ſich genommene Theile zu legen, z. B. in Kopf, Hände und Füße. Die Bewegung ſeiner Figur hatte er bereits beſtimmt, auch mit der Richtigkeit der Verhältniſſe war er bereits auf dem Reinen, ſein Werk mithin beträchtlich vorgerückt; nun wandte er ſein Augenmerk auf die fünf Jungfrauen und ahmte mit Erfolg deren verſchiedene Formen nach. Von der einen hatte er die Totalvorſtellung der Figur entnommen, jede der übrigen bot ihm beſondere Schönheiten dar; ſo leitete die Natur das ganze Werk; Einbildungskraft und Gedächtniß des Künſtlers konnten nicht irre gehen.

Aus den angeführten Thatſachen der griechiſchen Kunſtgeſchichte ergibt ſich mithin, daß Winckelmanns Formenlehre, ſo weit ſie hier berührt wurde, in der Theorie und Praxis des Alterthums gleich gut begründet ſind.

— er.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 98.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 8. December 1836.

Das Giebelbild der Glyptothek.

Ein bedeutendes Kunſtwerk iſt ſeit einigen Wochen dem Publikum zur Schau bloßgeſtellt worden: das Giebelbild der Glyptothek.

Schon vor 21 Jahren, als der Entwurf zu dieſem Gebäude gemacht ward und als ſo eben durch Quatremère's Unterſuchungen und die in den Tempelruinen von Aegina aufgefundenen Bildwerke der Gebrauch der Griechen, die Giebelfelder ihrer Tempel mit freiſtehenden Figuren zu ſchmücken, einigen Archäologen klar und zur Ueberzeugung geworden war, faßte der Architekt der Glyptothek den Gedanken, dieſen Kunſtgebrauch wieder ins Leben zu rufen, und erhielt dazu die Genehmigung des kunſtſinnigen Bauherrn.

Der Gedanke des Architekten zu dieſer Giebelgruppe war einfach und bezeichnend.

Athena, welche als Schutzgottheit aller artiſtiſchen und plaſtiſchen Beſtrebungen nach Pauſanias von den Athenern zuerſt den Beinamen Ergane, die Werkführerin, bekam,* ſteht hier lehrend und leitend in der Mitte der Bildner aller Arten. Ihr zunächſt ſitzen der Thonformer (Plastes) und der Erzgießer (Statuarius). Dann folgen der Marmorbildhauer (Sculptor) und der Toreut, als Repräſentant der aus verſchiedenen Stoffen: Metall, Elfenbein, farbigen Steinen u. ſ. w. zuſammengeſetzten Bildwerke. Weiter gegen die Ecken des Giebelfeldes ſieht man den Holzbildhauer (Xyloglyphen), den Ornatiſten mit der Ausarbeitung eines Säulenknaufs beſchäftigt, den Töpfer, als Idolen-, Vaſen- und Gefäßbildner, und endlich den plaſtiſchen Maler, Enkauſten oder Circumlitor, beſchäftigt. Vaſen, Sphinxe und kleine xoanenartige Götterbilder und andere den Werkſtätten der beiden zuleztgenannten Techniker angehörige Werke füllen ſehr paſſend die beiden Ecken des Giebelfeldes. Der Entwurf der Gruppe nach dieſem Gedanken ward ſchon im Jahr 1818 von Sr. Majeſtät dem Könige als Kronprinzen dem Bildhauer M. Wagner in Rom anvertraut und dieſe Aufgabe ward von demſelben mit wahrhaft klaſſiſchem Geiſte gelöst.

Die ganze Anordnung hat bei großer Belebtheit und bei ganz geeigneter Stellung der einzelnen Figuren jene Regelmäßigkeit, welche ihre Verbindung zu der Architektur erfordert und welche bei ähnlichen Compoſitionen des helleniſchen Alterthums durchgehend gefunden wird. Sehr ſinnreich ſind die Geſtalten, mit deren Bildung ſich die Plaſtiker hier beſchäftigen, im altgriechiſch-dädaliſchen Style gehalten, welcher mit der freien Bildung der handelnden Geſtalten auf das Günſtigſte contraſtirt und den Gedanken ihrer plaſtiſchen Thätigkeit zugleich deutlich macht. Die einzelnen Figuren wurden nach dieſem Entwurfe Wagners von verſchiedenen Bildhauern im ſchönſten weißen Marmor von Schlanders ausgeführt, und zwar die Athena Ergane und der Töpfer von Leeb nach Modellen von Haller und Rietſchel. Der Marmorbildhauer, der Thonbildner und der Erzgießer von Meyer; der Toreut und Enkauſte von Bandel; der Ornatiſt von Sanguinetti nach Schwanthalers Modell, und endlich der Holzbildhauer von dem trefflichen Schwanthaler ſelbſt.

Obgleich dieſe Art von Ausführung nach der Verſchiedenheit des Talents der einzelnen Bildhauer nicht ohne ſichtbaren Einfluß auf dieſes Werk bleiben konnte, ſo hat ſie dennoch nicht gerade eine ſtörende Wirkung hervorgebracht, und dieſe iſt ſowohl an und für ſich, als in Beziehung auf das ganze Gebäude höchſt günſtig zu nennen, und wäre gewiß durch keine Darſtellung des Gegenſtandes in Relief zu erreichen geweſen, es möchte dies ſo flach oder ſo hoch gehalten ſeyn als man will. Es zeigt ſich hier nun deutlich, was die Griechen durch dieſe Anwendung freiſtehender Gruppen im Giebelfelde bezweckten. Nebſt dem Vortheile der durch tiefe und kräftige Schatten auch aus der Ferne geſehen ſich deutlich

* Πρῶτοι μὲν γὰρ Ἀθηνᾶν ἐπωνόμασαν Ἐργάνην. I. 24, 3.

Digitized by Google

ausſprechenden Hauptmaſſe der Compoſition, liegt ein beſonderer Vorzug dieſer frei und rund gearbeiteten Bildergruppen darin, daß ihr Anblick bei jeder Stellung des Beſchauers, und wäre dieſe auch noch ſo nahe oder ſo fern dem Gebäude, ganz von Vorne oder ganz von der Seite, ſtets natürlich wahr und ſchön bleibt, während jedes Relief bei der Seitenanſicht die nothwendig widrigen Verkürzungen, Verdrehungen und Mängel der Kunſtart ſichtbar macht. Der angewendete Marmor, welcher an Weiße und dem pariſchen gleichartig saliniſchem Korn dem karrariſchen Marmo secondo weit vorzuziehen iſt, ward auf Allerhöchſte Anordnung mit der antiken Wachsenkauſtik überzogen, welche ihm einen warmen, elfenbeinartigen Ton gegeben hat, welcher trefflich zu der Marmorfarbe des Gebäudes paßt.

Dieſes aber erſcheint jezt erſt in ſeinem vollen Werthe, da der Architekt die Wirkung deſſelben ganz auf das Hinzutreten der plaſtiſchen Werke ſowohl im Giebelfelde, als in den Niſchen der Wände berechnet hatte. An den Standbildern, welche für dieſe lezten beſtimmt ſind, wird nun ebenfalls gearbeitet und wenn ſie in einigen Jahren aufgeſtellt ſeyn werden, dann erſt wird die volle Schönheit dieſes Bauwerks hervortreten.

Wie rühmlich iſt aber die Conſequenz, mit welcher hier durch einen großſinnigen Fürſten, wenn auch langſam nur, die Idee des Künſtlers, ſo wie ſie einmal angenommen und feſtgeſtellt wurde, nach und nach verwirklicht wird, während man anderwärts ſo oft ſieht, daß, ſobald nur einmal das erſte dringende Bedürfniß eines Bauwerks befriedigt worden, die Vollendung deſſen, was man daran als Nebenſache bezeichnet, während es oft Hauptſache genannt werden könnte, verſchoben und vergeſſen wird.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſezung.)

Ganz vorzüglich gefiel uns im Atelier Scheffers das noch unvollendete Bild: Chriſtus, die Zuflucht der Unterdrückten und Gebeugten, wenn gleich ſich gegen die Idee Manches einwenden ließe. In den Ecken iſt die Schriftſtelle geſchrieben: „Ich bin gekommen, die Trauernden aufzurichten und die Ketten der Gefangenen zu löſen.“ Der Heiland in der Mitte der faſt ſymmetriſchen Anordnung auf Wolken thronend, zu ſeiner Rechten die, denen das Herz gebrochen. Eine Mutter mit dem todten Kinde, Trauernde und Arme; zu ſeiner Linken zunächſt Magdalena, ſich über ſeinen Arm beugend, mit welcher er die Kette erfaßt, ſie zu brechen. Eine Reihe nach Freiheit ringender Völker, ein Neger, der nach ihm die Arme ausſtreckt, ein Grieche, der hoffend und dankend die Hände über die Bruſt kreuzt, ein ſterbender, bleicher Jüngling, am Boden liegend, der ſich mit lezter Kraft der lezten Hoffnung entgegen wendet, Polen bezeichnend. In wie weit es recht gedacht war, der religiöſen Freiheit der Kinder Gottes die politiſche Freiheit zu ſubſtituiren und ſo eine Ideenreihe anzuregen, die bis zu den Anſichten eines Lamennais führen könnte, das wollen wir um ſo weniger unterſuchen, als wir überzeugt ſind, daß der Künſtler, verführt von dem Gedanken, ſeine Theilnahme für Völker, deren Schickſal ihm zu Herzen ging, ſeine individuellen Hoffnungen zu dem Lenker der Schickſale auszudrücken, dieſe Klippe überſehen habe. Bleiben wir bei der künſtleriſchen Ausführung ſtehen, ſo können wir ihr nur den gerechteſten Beifall zollen. Scheffer ſcheint in dieſem Bilde aus den zwei Extremen, Glätte und wilder Effectmalerei, in die Mitte zurückgekehrt zu ſeyn. Die Zeichnung iſt, wenn auch nicht ſo ſtyliſirt wie in Vernets ſchönſten Werken, doch rein und kräftig; die Wirkung der Maſſen effectvoll ohne Uebertreibung, überall aber eine überzeugende Sprache, Wahrheit im Ausdruck des Gefühls; Charakteriſtik der Form und Tiefe des Ausdrucks. Beſonders gelungen iſt der theilnehmende und doch ruhige Ausdruck des Heilandes. Das Colorit ſcheint warm und ſaftig mit Vermeidung bunter, ſtechender Farben zu werden. Noch fehlte zu viel an der Vollendung, um darüber urtheilen zu können.

Noch hat Scheffer drei ſehr große Bilder, ſämmtlich für das Verſailler Muſeum, erſt zum Theil untermalt, in Arbeit. Die Schlacht Clodwigs, die Unterwerfung Sachſens unter Karl den Großen, den die Franzoſen nun einmal als franzöſiſchen König betrachten wollen, und Peter von Amiens, der die Kreuzzüge predigt. Es iſt unmöglich, ſchon jezt etwas über dieſe Bilder zu ſagen; den Skizzen nach werden es reiche und mächtige Darſtellungen, glücklich gruppirt und vertheilt, um Einheit und Haltung hervorzurufen. Das Bild Karls und der Sachſen, unter welchen lezteren ſich eine Figur befindet, die nach des Künſtlers eigner Ausſage ganz von Cornelius entlehnt iſt, * zeigt ſchon jezt ſchöne, ausdrucksvolle Köpfe, und die Schlacht Clodwigs, der hoch zu Roſſe ſich im Augenblicke der Gefahr um Beiſtand zum Gott der Chriſten wendet, eine kühne Auffaſſung.

* Cornelius und Overbeck, in der neueſten Zeit vielleicht auch Bendemann, ſind die einzigen deutſchen Künſtler der Mitwelt, welche den Franzoſen bekannt ſind und von ihnen genannt werden, wenn von deutſcher Kunſt die Rede iſt.

Digitized by Google

Es beſtätigte ſich uns, was wir ſchon oben erwähnten, daß die Künſtler ſich ungern der Nothwendigkeit unterwerfen, für octroyrte Gallerien zu arbeiten, wo in der Maſſe nur die Maſſe wirken kann und ſoll. So iſt es mit allen dieſen Suiten, und Scheffers Bild in der hiſtoriſchen Gallerie des Palais royal, Anna von Oeſtreich, die die Auslieferung Brauſſels und Blarumenils verweigert, gehört wenigſtens nicht zu ſeinen beſſern Arbeiten.

Auch als Portraitmaler iſt Scheffer ausgezeichnet. Seine Bilder zeigen Wahrheit und glückliche Auffaſſung des Ganzen, aber es fehlt doch oft Vollendung und Modellirung in den Nebenſachen. Schön iſt das Bild König Leopolds von Belgien und das der Mutter des Künſtlers.

Als Ary Scheffers Schüler und Nacheiferer iſt ſein Bruder Henry Scheffer zu betrachten. Sein Atelier bot wenig, weil er ſich in der lezten Zeit mit Portraits beſchäftigt, worin er einen großen Ruf hat und bei einer ſorgfältigern Vollendung, beſonders der weiblichen Köpfe, eine ſchöne Auffaſſung zeigt.

Seine proteſtantiſche Predigt iſt ein lebenvolles Bild, ſo auch des Großvaters Vorleſung (in der Sammlung des Herrn Paturle); wie überhaupt ein Theil ſeiner Bilder dem Genrefache angehört. Aber auch große hiſtoriſche Darſtellungen malt er mit Glück. Die Schlacht Philipps von Valois gegen die Flanderer bei Keſſels (für Verſailles) verſpricht ein bedeutendes Bild zu werden.

Leopold Robert aus Chaux de fond bei Genf bildete ſich meiſt in Rom; mit feinem, tiefem Gefühl begabt, nur die Natur, aber die ſchöne Natur Heſperiens zum Vorbilde nehmend, ſchuf er ſich einen Styl, in dem keiner ſeiner Nacheiferer ihm gleichkam. Das Genre war und blieb ſein Fach; aber ſein Genre iſt gewaltiger, edler, hiſtoriſcher, als die Hiſtorien von hundert andern berühmten Künſtlern. Es iſt nur der gemeine Italiener: der Fiſcher, die Winzerin, der Bettler, den Robert uns vorführt mit allen geringfügigen Zufälligkeiten ihrer Tracht, ihres ſorgenloſen Daſeyns, aber dieſer Bettler iſt der Sohn des Lieblingslandes der Natur, iſt der Nachkomme von Welteroberern, dieſe Winzerin iſt das Motiv Rafaeliſcher Madonnen, dieſer Fiſcher ſingt Taſſo's und Arioſts Stanzen zum Klange der Mandoline. Robert, als Künſtler, ſteht zwiſchen drei Stationen mitten inne im beſten Sinn des Wortes: franzöſiſche Lebhaftigkeit und Wirkung, ohne abſichtliches Haſchen nach Effect; italieniſche Schönheit und Wärme; deutſche Tiefe und Gründlichkeit. Mußte denn eine unglückliche Stunde in der vollſten Kraft ſeiner Jugend uns dieſen Meiſter rauben! Es iſt ein wehmüthiges Gefühl, welches wohl jeden Betrachter ſeiner Bilder ergreift. Der Arbeiten Roberts ſind nicht viel. Das Palais royal beſizt nur zwei, das Louvre eine, und außerdem ſahen wir nur ſein leztes Hauptbild bei Herrn Paturle. Die berühmten Schnitter befinden ſich in Neuilly und ſind ſelten zugänglich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Perſönliches.

Athen, 6. September. Die Regierung hat den Bildhauer Imhof zur Wiederherſtellung der ſchadhaften Alterthümer auf der Akropolis und zur Ertheilung des Unterrichtes in der Sculptur engagirt.

19. September. Der Conſervator der Alterthümer, Dr. Roß, hat wegen Meinungsverſchiedenheit mit dem Cultusminiſterium über dienſtliche Verhältniſſe, ſeine Entlaſſung angeboten und dieſelbe iſt, unter Vorbehalt der Beſtätigung Sr. Majeſtät des Königs, angenommen worden.

Berlin, 6. Oktober. Dem Königl. bayriſchen wirklichen Geh. Rath von Wiebeking iſt vom König von Preußen der rothe Adler-Orden zweiter Klaſſe verliehen worden.

Paris. Petit-Radel's Marmorbüſte iſt in dem von ihm bei der Mazariniſchen Bibliothek geſtifteten pelasgiſchen Muſeum aufgeſtellt worden.

11. Oktober. Der franzöſiſche Generalconſul in Aegypten, Herr Mimaut, iſt mit einer ſehr reichen Sammlung von Alterthümern in Toulon eingetroffen.

Rom. Profeſſor Gerhardt iſt auf ſeiner Reiſe nach Griechenland aus Berlin hier eingetroffen.

Nekrolog.

Amſterdam. In der Nacht vom 21 – 22 September brach in dem nordiſchen Kaffeehauſe auf dem Nieuwendyk Feuer aus. Der Maler C. W. Weber von Barmen, der ſich durch einen Sprung aus dem dritten Stock retten wollte, beſchädigte ſich bedeutend und ſtarb an den Wunden.

Paris, 1. Oktober. Ein junger, talentvoller Architekt, Namens Caroſſi, ward dieſer Tage bei den Uebungen der Nationalgarde im Feuer durch einen ſeiner Cameraden erſchoſſen, der unvorſichtiger Weiſe den Ladeſtock im Laufe hatte ſtecken laſſen.

Göttingen. Der um die Theorie und Geſchichte der Kunſt hochverdiente Hofrath Amadeus Wendt iſt zu Göttingen, wohin er im Jahr 1829 von Leipzig als Profeſſor der Philoſophie berufen wurde, am 15. Oktober, im 53. Lebensjahre geſtorben.

Halle. Am 12. Oktober ſtarb allhier am Nervenſchlage der Profeſſor bei der philoſophiſchen Facultät und Ehrenmitglied der Akademie der Künſte, Dr. Prange, im 81. Lebensjahre.

Wien, 28. September. Der hier am 22. d. M. verſtorbene ruſſiſche Miniſter, Fürſt Raſumowsky, war ein großer Beſchützer der Künſte und ſezte bedeutende Summen in Umlauf. Man glaubt, daß ſein prachtvoller Palaſt mit der koſtbaren Bibliothek und Gemäldegallerie von der ruſſiſchen Regierung erworben und die Wohnung des jedesmaligen Botſchafters werden wird.

Digitized by Google

Bauwerke.

Berlin, 5. Oktober. Nach vollendeter Reſtaurirung des am 1. Oktober 949 conſecrirten Doms zu Burgbrandenburg, zu ſeiner eigenthümlichen Einfachheit und Schöne, wurde derſelbe am 1. Oktober d. J. in Gegenwart Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, deſſen Fürſorge man die Wiederherſtellung verdankt, zum zweitenmale eingeweiht.

Kaſſel, 11. Oktober. Der Hofbaudirector Ruhl iſt vor Kurzem von ſeiner Reiſe nach Italien zurückgekehrt, und wie man verſichert, wird der Bau des für die Gräfin von Schaumburg beſtimmten Palais nächſtes Frühjahr beginnen.

München, 12. Oktober. Außerhalb der hieſigen Ludwigsſtraße ſoll ein Triumphbogen erbaut werden, welcher den Schluß der Stadt nach jener Seite bilden wird. Ein ähnlicher Bogen wird auch bei der Leibregimentskaſerne errichtet werden, wahrſcheinlich in Verbindung mit den Arkaden; ſo daß von der hintern Reſidenzfronte ein geſchloſſenes Quadrat im ſogenannten Hofgarten ſich befindet. Der große Kaiſerſaal im hintern Reſidenzflügel imponirt jezt ſchon durch ſeine Rieſengröße und läßt ahnen, daß er eine der ſchönſten Zierden der neuen Reſidenz werden wird.

Aachen, 1. Oktober. Die alte Burg Frankenberg, ſeitwärts von Burgſcheid, welche für ein Jagdſchloß Karls des Großen gilt, wird jezt von deſſen Eigenthümer, Landrath v. Eòls, im alterthümlichen Style wiederhergeſtellt; zwei große Thürme und eine Einfaſſungsmauer mit Schießſcharten ſind bereits ihrer Vollendung nahe.

Frankreich. Eines der ſchönſten Monumente normänniſcher Baukunſt, die Ruine des von Telo, dem Oheime Wilhelms des Eroberers, erbauten Schloſſes von Arques, iſt von Madame Riſet zu Rouen, der Wittwe eines Generalpächters, für 25,000 Frs. erſtanden worden.

Paris, 8. Oktober. Unſer talentvoller Landsmann Hittorf, den man mit der Verſchönerung des Platzes de la Concorde, auf welchem der Obelisk von Luxor aufgeſtellt werden ſoll, beauftragt, hat dazu einen ungemein zweckmäßigen und bereits von der Regierung gebilligten Plan entworfen. Dieſem zu Folge wird der Obelisk in die Mitte einer Art von Hippodrom zu ſtehen kommen, an deſſen äußern Enden ſich Springbrunnen befinden werden, während die Räume zwiſchen dieſen und dem Obelisken mit Asphaltplatten belegt werden ſollen. Die Brauchbarkeit dieſes trefflichen Materials hat ſich bereits (z. B. auf dem Boulevard des Italiens) vollkommen bewährt, und man beabſichtigt, nach und nach ſämmtliche Trottoirs der Boulevards damit zu pflaſtern. Auf den Ecken werden große Roſtralſäulen angebracht und außerhalb des Platzes, nach den verſchiedenen Ausgängen hin, coloſſale Statuen der vornehmſten Städte Frankreichs, mit deren Ausführung die bedeutendſten Bildhauer der Hauptſtadt, Pradier, Cortot ꝛc., beauftragt ſind. Das Ganze wird, wenn es fertig iſt, offenbar den ſchönſten Platz der Hauptſtadt bilden. Mit dieſem Plane ſtehen bedeutende Verſchönerungen der benachbarten Stadttheile in Verbindung.

Copenhagen, 14. Oktober. Am 12. ward das neue Univerſitätsgebäude im Beiſeyn des Königs feierlich eingeweiht. Vorzüglich ſtellte ſich bei den verſchiedenen Reden, die in der großen Halle gehalten wurden, das Verdienſt des Architekten, Profeſſor Malling, heraus, indem den akuſtiſchen Forderungen in einer vollſtändigen Art Genüge gethan iſt.

Stockholm, 7. Oktober. Am 1. d. als am 11ten Jahrestage, nachdem der König den Grundſtein zu der neuen Königswohnung in Chriſtiania gelegt, war die Arbeit ſo weit vorgeſchritten, daß das Dach aufgerichtet werden konnte.

London. Am 6. Oktober iſt der mittlere Theil des Univerſitätsgebäudes bis auf die Mauern abgebrannt.

Neu-York, 24. September. Das berühmte Bowery-Theater iſt in Flammen aufgegangen.

Plaſtik.

Mailand. Die Behörde hat die herrliche alte Tribune in der Kirche Sant' Ambrogio durch die Gebrüder Sogna reſtauriren laſſen.

Lucca. Den 11. September erſchien in der hieſigen Kathedrale vor dem Bilde des Erlöſers zum erſtenmale die große goldene Lampe von 25 Pfd. Gewicht, nach einer Zeichnung von G. Pardini allhier, welcher die Akademie von San Luca in Rom unter 12 Zeichnungen den Vorzug gegeben hatte. Das Modell iſt von G. Unti, die Ausführung von C. Landi, beide ebenfalls aus Lucca.

Nismes. Herr Pelet hat es ſich zur Aufgabe gemacht, die ſämmtlichen bedeutenden Ueberreſte der römiſchen Baukunſt im ſüdlichen Frankreich in Kork nachzubilden, und zwar ſo, daß man bei einer Ueberſicht derſelben ſogleich das Größen-Verhältniß mit dem Auge auffaßt, und er hat dies nach eigener Anſchauung und Meſſung mit einer ſolchen Genauigkeit ausgeführt, daß die Sammlung höchſt inſtructiv wird. Sämmtliche Korkmodelle ſind in einem von oben beleuchteten Zimmer aufgeſtellt, die kleineren auf Geſtellen, die größeren auf Piedeſtalen und Conſolen. Den größten Raum nimmt der berühmte Pont du Gard ein, ſodann folgen die Amphitheater von Arles und Nismes mit ihrer Reſtauration, die Tourmagna (der Telegraphenthurm) in Nismes, die Maiſon quarrée daſelbſt, die Porte d'Auguſte und Porte de France daſelbſt, der Dianentempel daſelbſt, das ſogenannte Mauſoleum und der Triumphbogen bei St. Remy, die griechiſche Säule bei Orgon, und endlich die faſt unzugängige Römerbrücke bei St. Chamans. Daß man den Werth dieſer mit unvergleichlicher Kunſt ausgeführten Gegenſtände zu ſchätzen weiß, geht aus dem Umſtande hervor, daß die franzöſiſche Regierung Herrn Pelet ſchon bedeutende Summen dafür geboten hat. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Herr Pelet im nächſten Jahre Italien und Griechenland bereiſen wird, um auch die dortigen alten Denkmäler mit derſelben Genauigkeit nachbilden zu können.

Deſſau, 24. September. Die Stadt Deſſau iſt wieder durch ein Kunſtwerk verſchönert worden, einen Springbrunnen, deſſen neun Ellen im Durchmeſſer haltendes, mit einer Arabeske geziertes, kreisförmiges Becken aus Sandſtein von dem Bildhauer Schubert ausgeführt iſt. Die drei Ellen im Durchmeſſer haltende Schale im Innern des Beckens, aus welcher das Waſſer in einem Strahle emporſteigt, und das Capitell, auf welchem die Schale ruht, ſind nach Huberts Modellen in Bronze gegoſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 99.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 13. December 1836.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

Betrachten wir zuerſt die im Palais royal befindlichen Bilder Roberts: Das Hospital. In der Mitte ſizt der Großvater, ein abgehärmter Greis in dürftigen Kleidern, ſtumm, aber innerlich zerſchlagen, gerade vor ſich niederſehend; auf der einen Seite neben ihm die Tochter, ein von Noth und Schmerz aufgezehrtes Weib, die gerungenen Hände ums Knie geſchlagen, zu dem ſelbſt troſtloſen Vater aufjammernd. Links, an ihn gelehnt, ſteht der Enkel, ein brauner, magerer Knabe von etwa 16 Jahren, traurig niederſehend, ein Stück trockenes Brod in der Hand; dieſe Gruppe, in regungsloſem, ſtarrem Schmerze, ſteinern neben einander, macht einen tiefen, ſchneidenden Eindruck; mit den Armen ſchenen wir uns zurückzublicken in den unheimlich düſtern Hintergrund des Gemaches, der dennoch die Urſache dieſes Schmerzes enthüllt, den Sohn, den Gatten und Vater entſeelt auf einer Tragbahre von den vermummten Brüderſchaften hinausgetragen.

Nicht minder ergreifend iſt das andere Bild. Die trauernde Mutter auf den Ruinen ihres Hauſes. Hat vielleicht ein Erdbeben, eine Erſchütterung des Veſuvs, deſſen Rauchſäule im Hintergrunde über Berg und Ebene emporſteigt, ihre Wohnung niedergeſtürzt, die Ihrigen unter den Trümmern begraben? Nur das einzige Kind iſt ihr geblieben, das neben ihr im Korbe ſorglos ſpielt, während die Mutter im tiefen Schmerze am Boden ſizt. Wohnten in jenem Bilde Jammer und Verzweiflung, ſo zu ſagen, in ihren eigenen dunkeln Mauern, ſo ſehen wir ſie hier mitten in die klare Himmelsluft, unter die heitere Sonne Neapels gedrungen, und fühlbarer wird der Gegenſatz, draußen in Gottes Natur Licht und Leben, und drinnen in der Menſchenbruſt Dunkel und Tod.

Aber auch die Freuden Italiens, den vollen Jubel eines ſinnlich-heitern Volkes wußte Robert zu ſchildern und darzuſtellen. Seine Schnitter ſind durch Merkuri's herrlichen Stich bekannt.

Das Louvre beſizt einen ähnlichen Gegenſtand, obgleich früher und minder vollkommen: Die Rückkehr vom Feſte der Madonna dell' Arco bei Neapel. Zwei ſtattliche Stiere ziehen den bunt mit Blumen, Schilf, Feigenblättern und Epheu geſchmückten Wagen, auf deſſen höchſtem Sitze zwei reichgeſchmückte Mädchen, hinter ihnen junge Männer, vorn die halbnackten Wagenlenker, voran und neben dem Wagen Männer, Knaben und Mädchen, alle tanzend, ſingend und jubelnd, alle mit bunten Blumenkränzen, mit wehenden Bändern, die ganze Fülle ſüdlicher Gluth, eine üppige Farbenluſt, ein keckes Aufjauchzen in ſprudelndem Leben; ein leichter Wolkenſchatten nur dämpft die Buntheit und erhöht die Wärme, die in den lachenden Wangen, in den gebräunten Gliedern wohnt. Beſonders ſchön ſind der Jüngling, der mit der Klapper voranzieht und der Knabe neben ihm. Dem Ganzen ſchadet allerdings eine gewiſſe hier ſonſt verzeihliche Unruhe der Formen. Die Arme, Köpfe, die geſchwungenen Blumen und Epheuſtäbe, die grünen Zweige, Alles in der lichten, klaren Luft verwirrt den Blick, der unſtät von Form zu Form gezogen wird.

Dennoch war das trübere, wehmüthige Gefühl der Grundton in Roberts Seele.

Sein leztes Hauptwerk, deſſen Vollendung der Unglückliche nicht lange überlebte, weil Neid und Mißgunſt die gerechte Würdigung, die ſie nicht hindern konnten, zu verzögern ſuchten, beweist dies aufs Neue. Die Fiſcher der Lagunen, im Beſitze des Herrn Paturle, ſind eine große Compoſition von etwa 15 Figuren faſt ⅔ lebensgroß. Man beſchäftigt ſich mit der Rüſtung zur Ausfahrt. Gelbes Rebenlaub hängt über die Mauer — es iſt die Zeit des bereits herangenahten Winters. Prüfend, faſt ängſtlich ſieht der Steuermann, die Bouſſole in der Hand, nach dem ſtürmiſchen Himmel. Ein ſchwerer Schatten liegt über der Gruppe; nur dem Hintergrunde zu verbreitet ſich ein unſicheres ſpätherbſtliches Licht. Männer und Kinder bringen Geräthe: Taue und Harpunen, der Kürbis und die Lampe, und ſelbſt das alte Madonnenbild, die Zuflucht

Digitized by Google

bei nahender Gefahr, iſt nicht vergeſſen. Links hält ein junges Fiſcherweib, trübe vor ſich her ſehend, den Säugling in ein Tuch eingehüllt in den Armen; daneben eine Matrone, blaß und traurig am Boden ſitzend; weiterhin hebt eine am Ufer ſtehende Gattin ihr Kind mit beiden Armen hoch empor, um es dem Vater, der das Schiff bereits beſtiegen, noch einmal zu zeigen. Ein unbehaglicher, unheimlicher Ton liegt über dem Ganzen, der allein ſchon hinreichend iſt, den Beſchauer in die Seelenſtimmung zu verſetzen, welche ihn mit der der Fiſcher ſympathiſiren, ihn alſo das Bild ſo ganz verſtehen und bis ins Innerſte der Seele empfinden läßt. Eine kräftig zuſammengebräunte aber trübe Farbe der Carnation, eine markige Behandlung bei großer Vollendung und Wahrheit von der Hauptſache bis aufs kleinſte Detail. Aber, hat man geſagt, iſt dies die natürliche Stimmung des Fiſchers? Geht er mit ſolchen traurigen Ahnungen an ſein Werk, und nicht vielmehr mit Gleichgültigkeit oder mit Luſt? Wahr iſt es, Robert hat uns hier nicht ſowohl in die Seele der Fiſcher, als in ſeine eigene unglücklich zerriſſene Seele blicken laſſen.

Roberts nächſter Schüler iſt bekanntlich ſein Bruder Aurel, von dem indeß wenig in Paris vorhanden zu ſeyn ſcheint. Aber auch mehrere franzöſiſche Künſtler eiferten ihm mit gelungenem Streben nach. Unter dieſe glaube ich vor Allen Schnetz, namentlich in ſeinen früheren Bildern, zählen zu müſſen. In St. Cloud befindet ſich ſeine Wahrſagerin, die der jungen Italienerin ihr Schickſal prophezeiht. Im Palais royal der alte Hirt der Campagna und des Räubers Weib. Letzteres Bild erinnert namentlich und faſt mehr als gut an Roberts bekannten ſchlafenden Räuber. Im Hintergrunde öffnet ſich die Grotte gegen das felſige Thal, wo man mehrere Räuber im Gefecht zwiſchen den Felſen gewahrt. Das erſchreckte Weib iſt im Begriffe, den Korb, in welchem ihr Kind liegt, zu ergreifen, um ſich mit ihm zu flüchten. Die Haſt, die Angſt ſind lebendig ausgedrückt, man glaubt beim erſten Blick ein Bild Roberts vor ſich zu haben. Allein die tief und ſcharf geſchnittenen Schatten, das etwas trübe Colorit, welches Schnetz eigen, unterſcheiden ihn bei näherer Betrachtung ſehr bald.

Ein tüchtiges Bild von Schnetz iſt noch die Ueberſchwemmungsſcene (Luxemburg). Ein plötzliches Austreten der Tiber hat eine Familie Campagnolen zur eiligen Flucht genöthigt. Das junge Weib, das jüngſte Kind auf dem Arme, den Knaben an der Hand, weiß nicht, wohin es ſich wenden ſoll, der Fluth zu entgehen; der Mann, ſeine alte Mutter auf den Schultern, ſucht ſich zu orientiren. Schwere, ſchwärzliche Wolkenmaſſen bedecken den Himmel, ein durchfallender Sonnenblick erleuchtet kräftig die Gruppe. Das Colorit iſt markig und reiner als bei den vorgenannten Bildern. Die Zeichnung brav, obgleich weder die Feinheit noch der Adel und das Gefühl Roberts; auch die Gruppe zieht ſich nicht genau zu einem Ganzen zuſammen, und das Auge findet nicht volle Ruhe und Befriedigung.

Auch das hiſtoriſche Fach hat Schnetz mit Auszeichnung behandelt. Cardinal Mazarin auf dem Todesbette, wie er Colbert Ludwig dem Vierzehnten vorſtellt (Luxemburg), iſt freilich nicht das gelungenſte Bild dieſer Art von ihm. Es iſt und bleibt zu ſehr Präſentationsſcene; ſo ſehr ſich auch der Künſtler bemühte, Ausdruck in Ludwigs und Colberts Köpfe zu legen, es iſt ihm nicht gelungen, uns für den Gegenſtand einzunehmen; nur der kranke Mazarin mit ſeinem blaſſen Geſichte, dem roſigen bunten Könige gegenüber intereſſirt. Deſto mehr gefällt das ſchon 1827 vollendete Bild: Abſchied des Conſul Boëtius von ſeiner Familie vor der Hinrichtung. Man ſieht zwar noch ein Schwanken der Richtung; das vorige und neue Princip ſtreiten, wie die Zeit des Gegenſtandes zwiſchen dem römiſchen Alterthum und deutſchen Mittelalter, aber die glücklich aufgefaßte Situation feſſelt, und das ſich in Allem kundgebende Streben nach Gefühl und Ausdruck befriedigt. Die Scene iſt vor dem Kerker, in dem Boëtius gefangen. Die Gattin hat mit aller Anſtrengung ſich am Geſims des Kerkerfenſters emporgehoben und hebt auf der Schulter den Sohn hinauf, daß der von Gram und Leiden gebleichte Vater ihn durchs Gitter noch einmal ſehe und küſſe. Erſchöpft lehnt eine alte, zu Boden geſunkene Dienerin ſich an die Mauer. Ihr Geſicht, vielleicht zu braun und zigeunerartig, drückt den tiefſten Schmerz aus. Auch das Antlitz der Gattin, obgleich in der abgewandten Stellung nur wenig ſichtbar, iſt ſchön. Die Behandlung des lebensgroßen Bildes erinnert etwas an Vernet, aber die Farbe iſt dunkler.

Das ſchönſte hiſtoriſche Bild von Schnetz iſt wohl die heilige Eliſabeth in der Kirche notre Dame des bonnes nouvelles. Die Scene iſt jene oft dargeſtellte, wie die Heilige im Schloßhofe der Wartburg hülfeſpendend unter den Armen umherwandelt. Die Auffaſſung iſt lebhaft und dramatiſch. Die Heilige in der Mitte in einem weißen Mantel zeigt das Streben nach ruhiger Würde und Einfalt. Schöne Gruppen der Hülfsbedürftigen. Rechts dem Beſchauer ein Weib, das mit dem Kinde nach empfangener Hülfe davon eilt. Links, von ihrer Tochter unterſtüzt, eine Greiſin, erſchöpft am Boden liegend und zu der Helfenden aufblickend, vielleicht zu ſehr an die Figur der Dienerin im vorigen Bilde erinnernd. Schön ſind die Figuren, die etwas rückwärts auf einer nicht ſehr hohen Terraſſe verſammelt ſind. Der Ton des Bildes hat etwas Düſteres, Gelbliches, welches die Sonderung und Ueberſicht erſchwert, aber auch ſehr von der ſchlechten Erleuchtung in der Capelle herrührt.

Digitized by Google

Die lezten Arbeiten von Schnetz ſind in der neuen Loretto-Kirche. Der heilige Philibert, einen Gefangenen loskaufend, und derſelbe, verſchmachtende Pilger erquickend. Beide theilen den Fehler der ſämmtlichen Bilder dieſer Kirche, einer für Oel zu flüchtigen Freskobehandlung, aber zeichnen ſich auch vor der Mehrzahl der übrigen durch einen feſten Styl und wahres Gefühl aus, namentlich die Pilgerin, der die einfache ſchlichte Geſtalt Philiberts in braunem Mönchsmantel mit übergezogener Capuzze die labende Kürbisflaſche reicht.

In derſelben Kirche hat Schnetz die vier Propheten: Ezechiel, Daniel, Jeremias, Jeſaias ſehr brav gemalt. Der Styl dieſer Bilder hat mehr als alle in dieſer Kirche etwas Ernſtes und Großartiges, das auf das Studium der Siſtina hinweiſt.

An Roberts Art ſchließen ſich außer dem genannten noch manche Künſtler im Genrefach an. Belangé, Odier, deſſen Gardedragoner, der in den Eisfeldern Rußlands, ſich auf ſein Pferd ſtützend, umherirrt (Luxemburg), ein ſehr braves Bild iſt, Granet, im effectvollen Interieur von Kirchen und Gewölben, mit keck und charakteriſtiſch behandelten Figuren ausgezeichnet, könnten hierzu gerechnet werden.

Von Lezterem befinden ſich im Luxemburg vier Bilder, unter denen die Loskaufung der Chriſtenſklaven in Tunis durch die Väter der Erlöſung, und das Innere der Unterkirche von Aſſiſi mit Betenden während einer großen Feierlichkeit, vorzüglich verdienſtlich. Nur möchte die Ausführung minder dioramenartig gewünſcht werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber den neuerbauten Tempel im engliſchen Garten bei München.

Die für die Entwickelung aller Künſte ſo wohlthätig und günſtig wirkende Liebe für Poeſie und die damit verwandten bildenden Künſte von Seiten Sr. Majeſtät des Königs Ludwig von Bayern, Sein reiner und erhabener Sinn für alles Schöne, und die Wahl der Künſtler für die Ausführung Seiner Ideen, hat in Bayern und beſonders in der Reſidenzſtadt München, in nicht geraumer Zeit die herrlichſten Kunſtwerke entſtehen laſſen. Auch die Anlage dieſes Tempels auf einem durch Kunſt neuerſtandenen Hügel beſtätigt aufs Neue dem gebildeten Europa den feinen Geſchmack und das richtige Kunſtgefühl dieſes erhabenen Herrſchers.

Derjenige Theil der Gartenanlage, welcher ſich vom Hofgarten bis zu dem jetzigen Hügel erſtreckt, gewährte bisher dem Auge nur eine monotone Wieſenfläche mit Baumgruppen; aber nirgends fand daſſelbe einen artiſtiſchen Ruhepunkt. Wie anmuthig und ſchön iſt nun dies äſthetiſche Bedürfniß erfüllt! Am Ende dieſer Wieſenfläche, vor einer hohen Baumgruppe erhebt ſich eine Anfangs nur leiſe anſteigende, dann ſehr ſchnell ſteil werdende Erhöhung, ganz im paſſenden Charakter der Alpenhügel und von 40 bis 50 Fuß Höhe, den Unterbau für den bis auf die Spitze des Kuppelornamentes 55 Fuß hohen Tempel bildend. Dieſer Hügel und die dazu gehörende neue Baum-Anlage wurde gemäß Allerhöchſten Willens von Herrn Hofgartendirector Skell, und zwar meiſterhaft ausgeführt. Insbeſondere aber iſt der von der Rückſeite zum Tempel führende Weg mit mittelhohem Geſträuche der Art bepflanzt, daß es einſt wirklich laubenartig den Weg einſchließen und bedecken wird; die Richtung des Weges iſt zugleich in der Art gewählt, daß auf der Mitte der Erhöhung ſich dieſe Laube öffnet und plötzlich das intereſſante Bild der Alt- und Neu-Stadt mit allen ihren Thürmen den heraufſteigenden Beſucher überraſcht. So vereiniget ſich hier in zwiefachem Sinne und auf zwiefache Art Natur und Kunſt aufs Innigſte.

Der Tempel ſelbſt iſt ein runder Monopteros dekastylos in dem reinſten joniſchen Style, auf drei hohen Stufen ſich erhebend, und eine von Außen nur in einem Zirkelſtücke ſich zeigende Kuppel tragend. Der hochſinnige Verehrer der Kunſt, dem München ſeinen artiſtiſchen Ruhm verdankt, gewährte hier dem Architekten die Gelegenheit, ein ächt polychromiſches Kunſtwerk griechiſcher Bauart und zwar als das erſte Specimen in neuer Zeit aufzuſtellen. Dieſer Architekt war Herr Geheimerath von Klenze, der Meiſter der Glyptothek, Walhalla, Pinakothek, des Königsbaues ꝛc. Der allgemein ſo günſtig ausgefallene Ausſpruch über dieſes jedenfalls ganz neu und dem bisher an die Farbenleere gewöhnten Auge ziemlich fremdartig erſcheinende Bauwerk, gibt zugleich die Hoffnung, daß die Lithochromie, dieſer ſo weſentliche Theil klaſſiſcher Architektur, durch dieſes Vorbild gefördert werden wird.

König Ludwig verband mit dieſem Tempel, der hauptſächlich als Ruheplatz für die ſchöne Ausſicht dient, auch noch einen höheren Zweck; er ſollte zugleich eine Erinnerung ſeyn an den Begründer und den Verſchönerer dieſes Gartens, Churfürſt Karl Theodor und König Maximilian Joſeph, wie eine Inſchrift auf dem baldigſt in der Mitte des Tempels errichtet werdenden Denkſteine aus weißem und rothem Marmor dem ausruhenden Wanderer verkünden wird.

Das Stein-Material, worin der Tempel ausgeführt iſt, wird in der Umgebung von Regensburg gebrochen und iſt ein weißer Kalkſtein, der nach gemachter Erfahrung eine große Dauerhaftigkeit gewährt. Die etwas monotone und kalte Farbe dieſes Steines, noch mehr

Digitized by Google

jedoch die farbige, bunte Umgebung des Denkmales forderte der Harmonie wegen auch zur Anwendung der Farben bei dieſem Kunſtwerke auf. Kommt man doch nun allmählig durch hiſtoriſche Beweiſe und genauere Unterſuchung der übrig gebliebenen alten Monumente aller Zeiten zur beſtimmten Ueberzeugung, daß alle Bauſtyle des Alterthums in ihrer Blüthezeit die Anwendung von Farben zeigten. Indiſche, ägyptiſche, griechiſche und römiſche Bauwerke zeigen, daß nur die richtige Vereinigung der drei Künſte: Architektur, Malerei und Sculptur die wahre Vollkommenheit eines höheren Bauwerkes bewirken kann. Selbſt die Bauarten des Mittelalters, byzantiniſche, mauriſche und nordiſche bieten der genaueren Unterſuchung die Anwendung der Farben auch zum Schmucke des Gebäudes dar. Nur den Zeiten des Verfalles der Kunſt war es eigen, dieſen ſo mächtig wirkenden Farbenſchmuck von der äußern Architektur ins Innere zu verdrängen, und auch da noch denſelben in Mattigkeit und Farbenfurcht abſterben zu laſſen. Aber ſelbſt den gewöhnlichen Einwurf gegen Farbenanwendung im Aeußeren zugegeben, nämlich: daß die Farben nicht ſo lange als das Gebäude ſelbſt in ihrem ganzen Glanze dauern; warum ſollten wir aus dieſem Grunde auch für unſere Zeit und die nächſte Nachkommenſchaft dieſes, unſer Auge mit angenehmen, äſthetiſchen Gefühlen erbebenden und das Bauwerk erſt vollendenden Schmuckes entbehren? Iſt doch der Zweck der Kunſtwerke nicht bloß für die Nachwelt berechnet, ſondern hauptſächlich auch die moraliſche und äſthetiſche Erhebung unſerer Zeit, und dadurch das Fortſchreiten der geiſtigen und höheren Gefühlsbildung. Aber es kann im Gegentheile ſolcher Farbenſchmuck, richtig angewendet, für manche Theile des Gebäudes ſogar conſervativ werden, wie für weniger dauerhaftes Steinmaterial, Holz, Eiſen ꝛc.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Denkmäler.

Osnabrück, 20. September. Am 12. d. fand hier die feierliche Enthüllung von Möſer's Standbild ſtatt. Dem Bildhauer, Herrn Drake, welcher dabei gegenwärtig war, wurde am Abend des Tages ein Fackelzug gebracht.

Aachen, 18. Oktober. Heute ward von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen an der Stelle vor dem Adalbertsthore, wo am 18. Oktober 1818 die Kaiſer Feanz und Alexander und der König von Preußen den Jahrestag der Schlacht von Leipzig durch feierlichen Gottesdienſt begingen, der Geundſtein zu einem entſprechenden Monumente gelegt.

Rom, 17. September. Das Modell zu Schiller's Monument iſt nun vollendet und in Thorwaldſens Werkſtätte ausgeſtellt. Der Kopf iſt nach Danneckers Büſte. Der Ausdruck, den Thorwaldſen in das Geſicht gelegt, iſt, wie er im Leben nachdenkend irgend einen großen Gedanken erfaſſen mochte, um ihn in poetiſcher Einkleidung der Welt zu übergeben. Die Stellung der Figur iſt großartig, muß aber in Metall einen weit beſſern und lebendigern Eindruck machen, als in Gyps. Ein von der Copenhagener Akademie penſionirter Architekt, Hr. Bindesböll, hat, nach Thorwaldſens Angabe, zwei Riſſe zu einem Fußgeſtell für Schillers Statue gezeichnet und nach Stuttgart geſchickt und man erwartet nur noch von dorther die Antwort, um dann recht bald das Monument nach Deutſchland zu ſchicken. An die drei Basreliefs zur Verzierung des Piedeſtals will der Künſtler ſchnell die lezte Hand legen, daß ſie ebenfalls in Guß vollendet werden können, während es früher noch zweifelhaft war, ob ſie nicht in Marmor ausgeführt würden. Das erſte Basrelief ſtellt den Genius der Poeſie, mit ausgebreiteten Flügeln ſchwebend, die Lyra ſpielend, und den Blick nach oben gerichtet, dar, das zweite, die Victoria mit dem Palmzweig in der Rechten und dem Lorbeerzweig in der Linken, das dritte, die tragiſche Muſe und die der Geſchichte, zu beiden Seiten der Weltkugel ſchwebend, auf welche der Name Schiller geſchrieben iſt. Uebee dieſer iſt der Stern des Dichters in Form eines Kometen verſinnlicht; unter der Kugel ſchwebt der Adler mit Schillers Werken, einer Rolle in den Klauen. Ganz unten ſieht man durch den Scorpion und den Stier den Geburts- und Sterbemonat des Dichters bezeichnet. — Der König von Bayern hat dem Verein für dies Denkmal abermals einen Beitrag von 1000 fl. zuſtellen laſſen.

London, 28. September. Am Freitage wurde auf dem Liverpooler Kirchhofe, wo Huskiſſon beerdigt iſt, das dieſem Staatsmann zu Ehren errichtete Monument enthüllt. Es beſteht aus einem runden, offenen, von 10 korinthiſchen Säulen getragenen Tempel, in welchem ſich auf einem Piedeſtale die 7 Fuß 9 Zoll hohe, aus ſchönem weißen Marmor gearbeitete Statue des Verſtorbenen erhebt, die denſelben im Koſtüm eines römiſchen Senators mit einer Rolle in der Hand darſtellt. Das Gebäude hat 1100 und das Standbild 1500 Pfd. Sterling gekoſtet.

15. Oktober. Dr. Carpue machte am Donnerstag Abend dem literariſchen Inſtitut in Leiceſtersquare eine intereſſante Mittheilung über den Plan zur Errichtung einer Statue Shakespeare's, die jedes Standbild, das jemals einem berühmten Manne gewidmet worden, an Größe übertreffen würde. Der König und die Königin, ſagte er, hätten ſich geneigt erklärt, das Unternehmen zu unterſtützen. Die Statue ſolle auf einer Erhöhung von 200 Fuß über dem Waſſerſpiegel der Themſe errichtet werden, ihr Piedeſtal 60 und ſie ſelbſt 80 Fuß hoch ſeyn, und eine Treppe ſolle bis zu Shakespeare's Scheitel hinauf führen. Die Koſten würden ſich auf 20.000 Pfd. Sterling belaufen, die durch Subſcription von höchſtens 1 Guinee für die Perſon gewiß binnen Kurzem aufgebracht werden könnten. Die Mittheilung wurde mit enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen.

Medaillenkunde.

Stockholm, 7. Oktober. Die Städte der Provinz Schoonen laſſen zum Andenken an den Beſuch des Kronprinzen und ſeiner Familie eine Denkmünze prägen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 100.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 15. December 1836.

Kupferſtiche.

I. Alexanders des Großen Einzug in Babylon. Marmorfries im Königlich däniſchen Schloſſe Chriſtiansburg, von Bertel Thorwaldſen. Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A. geſtochen von Samuel Amsler. Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn. München, Verlag der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt. 1835. XXII Kupfertafeln mit 21 Seiten Text in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache. Groß qu. Folio.

II. Die heilige Familie. Raphael Sanzio pinx. Samuel Amsler sculps. 1836. H. Felsing impr. Seiner Majeſtät Ludwig I. König von Bayern in allertiefſter Unterthänigkeit gewidmet von der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt zu München. Groß Folio.*

1. Thorwaldſens Meiſterſtück, der Alexanderzug im Quirinal, war bekanntlich ſchon früher durch ein in Frankfurt a. M. erſchienenes Kupferwerk veröffentlicht, welches zwei italieniſche Künſtler, Bettelini und Marchetti, nach Zeichnungen von Overbeck gefertigt hatten. Eine höchſt elegante und gefällige Behandlung empfahl dieſe Stiche, doch war darin Manches von der Schönheit der Zeichnungen, welche die Feinheiten der Modellirung mit ungemeiner Zartheit wiedergegeben hatten, unerreicht geblieben. Es entſprach daher dem eigenen Wunſche des Meiſters, als Herr Amsler, — welcher damals in Rom ſein ausgezeichnetes Talent für Darſtellung von Sculpturen bereits in mehreren Blättern nach Statuen von Thorwaldſen beurkundet hatte, — in Verbindung mit dem verſtorbenen Freiherrn von Cotta eine neue Bekanntmachung des Werkes unternahm, in welcher alle Platten von ihm ſelbſt nach denſelben und mehreren neuen Zeichnungen gearbeitet werden ſollten. Nachdem im J. 1811 das erſte Exemplar des Reliefs für einen Saal des quirinaliſchen Palaſtes, welcher damals zum Empfang des Kaiſers Napoleon geſchmückt ward, in Gyps ausgeführt worden war, hatte Thorwaldſen zunächſt von dem Grafen Sommariva den Auftrag erhalten, für deſſen Villa am Comer See daſſelbe Werk in Marmor zu fertigen. Die Dimenſionen des Saales, für welchen der Fries beſtimmt war, hatten eine Vermehrung von zwei Gruppen nöthig gemacht; noch mehrere Zuſätze erforderte ein drittes Exemplar, welches bald darauf ebenfalls in Marmor nach größerem Maßſtabe der Figuren für das Königl. däniſche Schloß Chriſtiansburg in Copenhagen beſtellt wurde. Dies leztere hat fünf Gruppen vor dem Quirinal-Exemplare voraus, die erſt allmählig, ſo wie die Arbeit in Marmor von Statten ging, von Thorwaldſen vollendet wurden. Daher ſind dieſe neuen Zuſätze weder in den Umriſſen, welche Hrn. Thiele's biographiſches Werk über Thorwaldſen begleiten, noch in den zu Rom erſchienenen vollſtändig enthalten. Die gegenwärtige Prachtausgabe iſt vielmehr die erſte, welche das lezte und größte Exemplar des Alexanderzuges nach ſeiner ganzen Ausdehnung wiedergibt, und wir dürfen hinzuſetzen, auch diejenige, welche die vollkommenſte Vorſtellung von Thorwaldſens Behandlung erweckt.

Was den Inhalt und die Schönheiten des plaſtiſchen Werkes betrifft, ſo wollen wir das in der beigegebenen Erläuterung Geſagte hier nicht wiederholen. Thorwaldſen hatte die tiefe Bedeutſamkeit, welche in der ſymboliſchen Auffaſſung und Anordnung, und die großen decorativen Vortheile, welche in der plaſtiſchen Behandlung des griechiſchen Reliefſtyls liegen, erkannt, und es gelang ihm, wie den Hellenen, durch einfache Gruppirung edler Formen über den Ernſt der Erfindung jene ruhige Heiterkeit zu verbreiten, welche der unvergängliche Stempel des ächten Schönen iſt. Bei der Einfachheit, in welcher er Nacktes und Gewänder, mit Verſchmähung aller dem Modell

* Man ſehe hinten die Anzeige.

Digitized by Google

abgeborgten zufälligen Wahrheit oder auf willkührlichen Effect berechneten Uebertreibung zu behandeln pflegt, iſt für die Nachbildung äußerſt wichtig, daß ſie das feinere Detail mit vollkommener Verſtändniß und Treue darſtelle, ohne den allgemeinen Eindruck des Styls zu verwiſchen, welcher ſeinen Werken vorzugsweiſe eigen iſt. Dies zu leiſten, war Amsler's gründliche Zeichnung und in ihren Mitteln ſehr mäßige, aber dabei höchſt wirkſame Grabſtichelbehandlung vorzüglich geſchickt. Die Spuren von Härte und Aengſtlichkeit, welche man noch in den, unſers Wiſſens nicht in den Kunſthandel gekommenen Blättern nach dem Schäfer, der Speranza u. ſ. w. wahrnimmt, wir möchten ſagen gerne wahrnimmt, weil ſie ſich mit einer außerordentlichen Wahrheit der Charakterauffaſſung vereinigen, ſind unter der Hand des Künſtlers in dem vorliegenden Werke verſchwunden, ohne daß die Feinheit der Charakteriſtik dadurch beeinträchtigt würde, und es tritt dagegen die meiſterhafte Sicherheit hervor, welche den mit ſich einigen, in ſeiner Technik ſich frei bewegenden Künſtler verräth. Bei größter Strenge der Formen und ungemeiner Reinheit und Kraft der Modellirung iſt ein reizender Schmelz über dieſe Bilder verbreitet, ſo daß ſie vollkommen den Eindruck einer ſorgfältig vollendeten, hell und kräftig beleuchteten Sculptur hervorbringen. Vergleicht man ſie mit ähnlichen Stichen engliſcher und franzöſiſcher Künſtler, ſo muß man die angeführten Eigenſchaften als ein hervortretendes Verdienſt dieſes Stechers um ſo mehr anerkennen, als die ſo große und langwierige Arbeit keine Ermüdung, keinen Nachlaß, keine Wandelbarkeit des Verfahrens bemerken läßt, ſondern wie ſie in den vortrefflichen, von Herrn Felſing beſorgten Abdrücken vor uns liegt, gleichſam aus einem Guß hervorgegangen ſcheint.

II. Unter den Gemälden, welche Rafael während ſeines Aufenthalts in Florenz fertigte, gedenkt Vaſari einer heiligen Familie mit beſonderem Lobe. „Für Domenico Canigiani, ſagt er, malte Rafael in einem Bilde Unſre Liebe Frau mit dem Jeſuskinde, welches fröhlich den kleinen heil. Johannes begrüßt, der ihm von der heil. Eliſabeth zugeführt wird. Dieſe, während ſie den Knaben hält, ſieht mit lebendigſter Bewegung den heil. Joſeph an, welcher mit beiden Händen auf einen Stab geſtüzt, ſein Haupt gegen die Alte neigt, als ob er ſich verwunderte und die Größe Gottes preiſe, daß ſie in ſo hohem Alter noch ein ſo kleines Kind habe, und es ſcheint, als ob alle darüber erſtaunen, wie verſtändig die beiden Vettern in ſo zartem Alter einander begrüßen und verehren. In dieſem Bilde iſt jeder Farbenſtrich an Köpfen, Händen und Füßen gleichſam mit Fleiſch gemalt, und überall iſt Rafaels Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt ſichtbar.“ Als Vaſari dies niederſchrieb, muß das Bild ſich noch bei den Erben des Hauſes Canigiani befunden haben. Später ſoll es in Beſitz der mediceiſchen Fürſten, und als Brautgabe der Tochter Cosmus III. an den Churfürſten Johann Wilhelm von der Pfalz gelangt ſeyn. Lange war es eine Zierde der Düſſeldorfer Gallerie, erfuhr jedoch dort eine Beſchädigung, die noch jezt bei genauer Betrachtung daran bemerklich iſt. In den obern Winkeln des Bildes waren nämlich zwei Gruppen von Cherubim angebracht, wie ſie noch auf einer alten Copie in der Sakriſtei von S. Frediano zu Florenz und auf den von Bonaſone und Boivin nach unſerm Bilde geſtochenen Blättern zu ſehen ſind. Dieſe Gruppen ſchienen einem der früheren Vorgeſezten der Düſſeldorfer Gallerie geſchmacklos, und ſo erlaubte er ſich, bei einer mit dem Bilde vorgenommenen Reinigung, die auch den Hauptfiguren nichts weniger als zuträglich geweſen iſt, die Cherubim auszuradiren und durch eine blaue Luft zu erſetzen. Noch erkennt man an dieſen Stellen die ehemaligen Conturen. Gleichwohl blieb das Bild immer ein Werk von großer Schönheit und galt auch in München als ein koſtbarer Beſiz der Königlichen Gallerie, obſchon ſeine Originalität von vielen Seiten angefochten ward. Im J. 1766 nämlich war zu Florenz ein ähnliches, mit der Jahrzahl 1516 bezeichnetes Gemälde zum Vorſchein gekommen, und durch Vermittelung des bekannten Malers Ignazio Hughford, deſſen Urtheil damals in großem Anſehen ſtand, als das von Vaſari erwähnte Original von dem Marcheſe Rinuccini um die Summe von 16,000 Kronen erkauft worden. Die römiſchen und florentiniſchen Herausgeber des Vaſari führten dieſes Gemälde bei der oben erwähnten Stelle des Vaſari als ächt an und ziehen den Geſchichtſchreiber eines Irrthums, indem er daſſelbe für ein früheres Werk Rafaels genommen habe, da es doch aus der ſpäteren Zeit, und wahrſcheinlich bei Gelegenheit eines Beſuchs, welchen Rafael und M. Angelo im Gefolge Leo's X. zu Florenz gemacht, entſtanden ſey. Ihnen ſind Quatremère und Longhena gefolgt, und haben das Düſſeldorfer Bild gänzlich ignorirt, obgleich beide die Stiche von Preſtel und Heß dabei anführen, welche nach lezterem gemacht ſind. Eben ſo ſpricht dieſem Graf Level in ſeinem Katalog der nach Rafael geſtochenen Blätter die Originalität geradezu ab, indem er es zwar für ein florentiniſches Werk, aber nur für eine Art von Copie erklärt. Bei ſolcher Läſſigkeit der Kunſtkenner, welche ein ausgezeichnetes Bild ohne weitere Unterſuchung herabwürdigte, mußte es von um ſo größerem Werthe ſeyn, daß in neuerer Zeit der Freiherr von Rumohr das Rinucciniſche Bild einer genauen Beſichtigung unterwarf. Er fand nicht einmal, wie er erwartet hatte, eine Copie aus der Zeit des Originales, ſondern ein ungleich ſpäteres Bild, welches ihn die Hand eines niederländiſchen Malers vermuthen ließ, ſtatt der in dem Münchener Bilde geweſenen regelmäßigen Glorie, oben verſtreute Engel, einige ſogar nach

Genien in der Galatea der Farneſina genommen, die Charaktere der Hauptfiguren verbildet, in den Gewändern das Original ganz mißverſtanden und überdem noch das Ganze durch rohe Retouchen verunſtaltet. Demnach iſt das Datum des Jahres 1516, welches ſich ohne Raſaels Namen darauf befindet, wahrſcheinlich als ein betrüglicher Zuſatz anzuſehen, und muß das Münchener Gemälde ſowohl um ſeiner innern Vorzüge, als um ſeiner Uebereinſtimmung mit Vaſari's Angabe willen als das Original betrachtet werden.

Uebereinſtimmend mit der Zeit, in welcher Vaſari deſſen Fertigung angibt, iſt es in Raſaels jugendlicher Sinnes- und Behandlungsweiſe ausgeführt und hat in der Art des Vortrags am meiſten Aehnlichkeit mit der ebenfalls zu München befindlichen Madonna Tempi und der jezt im Muſeum zu Berlin aufbewahrten, aus dem Hauſe Colonna. Aus dem noch ängſtlichen Streben nach der Regelmäßigkeit pyramidaler Compoſition bricht wie eine friſche Blüthe das Raſael eigenthümliche Gefühl für zarte Seelenbewegungen und für reiche Anmuth der Stellungen und Linien hervor; die Formen ſind mehr fein als mächtig, und die Behandlung des Pinſels verräth jene alterthümliche Einfalt und Sparſamkeit der Mittel, durch welche nur Raſael ſo bewundernswürdig viel erreichte. Der reine Sinn, welcher alle ſeine Jugendſchöpfungen durchdrang, leuchtet ganz beſonders aus den lieblichen Köpfen der Madonna und der beiden Kinder hervor; auch in der an Gründen, Waſſer, Buſchwerk und Gebäuden reichen Landſchaft iſt noch die ſtille Beſchloſſenheit zu erkennen, welche zu jener Zeit als ein Zug ſeines Gemüths betrachtet werden kann. Die fromme Stimmung endlich, welche ihn damals ſelbſt die bloß menſchlichen Zuſtände heiliger Perſonen in ſymboliſcher Beziehung auffaſſen hieß, zeigt ſich in der ebenfalls noch alterthümlichen Ausbildung des Grundgedankens aller heiligen Familien: das Chriſtuskind, wie es den heiligen Johannes begrüßt, macht ihn ſelbſt auf ſeine göttliche Sendung aufmerkſam, indem es ihm das mit Ecce Agnus Dei beſchriebene Band in die Hand gibt.

In dem vortrefflichen Blatt nach der Grablegung Borgheſe, welches Herr Amsler vor vier Jahren herausgab, hatte er die engen und einfachen Taillen, welche er für Sculpturgegenſtände angewandt, zum Behuf maleriſcher und farbiger Darſtellung erweitert, verſtärkt und vermannichfaltigt, und es war ihm auf dieſem Wege gelungen, dem Charakter ſeines Originals in höchſt befriedigender Weiſe nahe zu kommen. Das ſo eben erſchienene nach dem erwähnten Münchener Gemälde gibt nun aufs Neue zu erkennen, wie er dieſe maleriſche Methode verfolgt hat. Er iſt darin nicht, wie man vielleicht erwartete, zu den breiteren und weiten Strichlagen übergegangen, wodurch die ſämmtlichen neueren Kupferſtecher aus der Schule des Berbic, Morghen u. ſ. w. eine ſo unbedingt farbige Wirkung erreicht haben; vielmehr iſt er im Ganzen der in der Grablegung angewandten Methode treu geblieben. Anlage und Behandlung des Fleiſches, der Gewänder, der Landſchaft, weicht in dieſem Blatt von der in jenem nur in ſo weit ab, als ſie hier etwas Weniges breiter, in den Maſſen mehr verſchmolzen und in ihrer Wirkung noch harmoniſcher und kräftiger iſt. Der Künſtler hat ſehr richtig dieſen Vortrag mit engen, reinen, in Punkte auslaufenden und mäßig gekreuzten Taillen als denjenigen erkannt, welcher der Malweiſe in Raſaels früheren Werken am angemeſſenſten iſt, indem er mit zarter und harmoniſcher Wirkung eben ſowohl Beſtimmtheit der Formen, als maleriſchen Reiz verbindet. Bei einer ſehr conſequenten und gewandten Durchführung dieſes Styls iſt es ihm vortrefflich gelungen, allen Metallglanz zu vermeiden, und wenn in dem Stich der Grablegung noch mehr Feinheit des Charakters und Ausdrucks zu finden iſt, dürfte dieſem Blatt der Vorzug in Hinſicht der kräftigen und harmoniſchen Wirkung zuerkannt werden. Ein Verdienſt, bei welchem auch der Name des Druckers ehrenvolle Erwähnung verdient.

Nachrichten vom Oktober.

Medaillenkunde.

Copenhagen. Zur dritten Säcularfeier der Einführung der Reformation in Dänemark iſt von dem Medailleur Krohn eine ſehr kunſtreich gearbeitete Medaille angefertigt worden, welche mit des Königs wohlgetroffenem Bildniß, nach Thorwaldſens Büſte, geſchmückt iſt und die Rundſchrift: Fredericus VI. Rex Daniae führt. Auf der Kehrſeite ſieht man eine ſitzende weibliche Perſon, die Religion, in der einen Hand die Bibel, in der andern einen Palmzweig. Ihr gegenüber ſteht die Diana mit dem Scepter in der Linken; mit der Rechten iſt ſie beſchäftigt, einen Kranz aufzuhängen, worin die Jahrszahl 1836 ſteht. Zwei andere Kränze hängen etwas höher, mit den Jahresziffern 1636 und 1736. Rückwärts dieſer Figur ſind im Wappenſchild die drei däniſchen Löwen zu ſehen, ſo wie bei der Religion der Schwan, das bekannte Wortſpiel auf Luther, ſichtbar iſt. Die Umſchrift lautet: Pie memor, und unter den Figuren: Post tria secula d. XXX. Oct. MDCCCXXXVI. Die Medaille wird in Gold, Silber und Bronze ausgegeben.

Straſsburg, 2. Oktober. Bei Ausführung der Arbeiten an dem neuen Kai hat man, unter vielen Florentiner Gold- und Silbermünzen, auch eine Anzahl kupferner Rechenpfennige aufgefunden, die zur Erinnerung an die Buchdruckerkunſt geſchlagen wurden. Die Arbeit derſelben iſt grob; man ſieht auf der einen Seite Guttenberg, wie er eine Platte zuſammenſezt, und auf der andern das Alphabet in einer Form.

Digitized by Google

Gemälde und Handzeichnungen.

Dresden, 16. Oktober. Seit einigen Tagen iſt hier zum Beſten des Vereins zur Unterſtützung dürftiger Künſtlerwittwen ein großes hiſtoriſches Gemälde „der Tod des Herzogs von Braunſchweig-Oels“ ausgeſtellt, welches der Profeſſor und Galleriedirector F. Matthäi im Auftrag des regierenden Herzogs von Braunſchweig gemalt hat.

Paris. Von dem berühmten Carton Leonardo da Vinci's, der Schlacht von Anghiari, jener Compoſition, welche er in Concurrenz mit Michel Angelo arbeitete, iſt von Hrn. Bergeret eine treffliche Calque gemacht worden. Der Beſitz derſelben iſt für das Muſeum des Louvre von um ſo größerem Werthe, als daſſelbe keine bedeutende Arbeit Leonardo's enthält.

Frankfurt a. M., 10. Oktober. In den lezten 14 Tagen waren zwei ausgezeichnete Gemälde der Düſſeldorfer Schule: die Huſſitenpredigt von Leſſing, und ein Altarblatt, die Abnahme vom Kreuz, vom Director Schadow, im Städel'ſchen Kunſtinſtitute ausgeſtellt. Beide befinden ſich jezt auf dem Transport nach Berlin.

Worms. Bei einer Verſteigerung fand ſich kürzlich ein Band mit ſehr wichtigen Handzeichnungen vor, welche von der alten freien Reichsſtadt Worms, ihrem Umfange und ihrer Befeſtigung in der lezten Zeit ihrer Blüthe im J. 1600 die ausführlichſten Einzelnheiten und von untergegangenen Gebäuden genaue Proſpecte zeigen. Dieſer Band wurde von einem Künſtler, Namens Hamann, welcher Augenzeuge der gänzlichen Zerſtörung durch die Franzoſen 1689 war, für das ſtädtiſche Archiv angefertigt, von wo er in der franzöſiſchen Revolution abhanden kam. Die Stadt hatte über 100 Thürme, von denen 70 auf der Mauer und darunter 16 mit Thoren. Auf dem Markte ſtand die Münze mit ſchönen Bogenhallen, 6 Kaiſerbildern und einem kunſtreichen Uhrwerke, an welchem die in Erz gegoſſenen Figuren Adams und Eva's die Stunden anzeigten u. ſ. w. Der Band iſt neuerdings für das ſtädtiſche Archiv erworben worden, und der Maler Herr Schön wird die wichtigſten Blätter in München lithographiren und drucken laſſen.

Brüſſel, 6. Oktober. Der König hat mehrere ſchöne Gemälde der Ausſtellung, von Wappers (Karl I.), Gallait, Simonis und Verboeckhoven (Pferde von Wölfen angefallen) an ſich gekauft.

Rom. Kirner aus Baden hat ein höchſt verdienſtvolles Bild ausgeſtellt, deſſen Gegenſtand ein junger Waidmann iſt, der vor einer Bäuerin knieend zur Mandoline ſingt. Es iſt noch vor der gänzlichen Vollendung nach Hamburg verkauft worden. Außer Kirner beſizt Deutſchland gegenwärtig hier in Riedel aus Bayern, E. Meyer aus Holſtein, Lindau aus Dresden, und Pollack aus Prag tüchtige Künſtler im Fache der Genremalerei.

Paris. Eine der bedeutendſten Sammlungen von Handzeichnungen hieſiger Künſtler befindet ſich in dem reichen Kunſtlager der HH. Giroux u. Comp. Die Liebhaberei für Aquarellen macht, daß faſt alle bedeutende Pariſer Künſtler ſich jezt mit dieſem Kunſtzweige beſchäftigen.

Paris, 3. Oktober. Herr Waldeck hat der Akademie der Wiſſenſchaften eine Reihe von Zeichnungen nach antiken Thierabbildungen zugeſandt, die ſich auf den großen Baudenkmälern Mittel-Amerika's vorfinden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[782] **Anzeige für den Kunſthandel.**

In der Unterzeichneten ſind folgende neue Kupferwerke erſchienen:

Alexanders des Großen

Einzug in Babylon,

Marmorfries im Königl. däniſchen Schloſſe Chriſtiansburg,

von

Bertel Thorwaldſen.

Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A.

geſtochen von

Profeſſor Samuel Amsler.

Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn.

XXII Kupfertafeln in groß Quer-Folio.

Preis 24 fl.

Die heilige Familie.

Nach Rafael geſtochen

von

Profeſſor Samuel Amsler.

S. M. dem König

Ludwig von Bayern

gewidmet.

Groß Folio. Preis auf chineſ. Papier avant la lettre fl. 20. lettra gris fl. 18. — Auf gewöhnl. Papier fl. 12.

Die heilige Familie von Rafael, welche ſeit langer Zeit eine der Hauptzierden der Königl. bayeriſchen Sammlungen und nun der neu eröffneten Pinakothek ausmacht, iſt zwar durch einige ältere Stiche und Lithographieen bereits bekannt, jedoch niemals mit der Vollendung des Grabſtichels wiedergegeben worden, wie in dem Blatte, welches wir hiermit den Kunſtfreunden darbieten. Herr Profeſſor Amsler unternahm und vollendete dieſe Arbeit mit aller der Liebe und Sorgfalt, welche ihm ſeine Verehrung für Rafael und ſeine eigene, in früheren Leiſtungen bewährte Meiſterſchaft gebot. Die Kunſtfreunde werden die vortreffliche Wirkung der kräftigen und ſichern Behandlungsweiſe, welche er in den Arbeiten nach Thorwaldſens Alexanderzug und in dem ausgezeichneten Stiche der Grablegung nach Rafael an den Tag legte, auch in dieſem Blatte wieder erkennen und daſſelbe gern neben die von den berühmteſten ältern und neuern Künſtlern nach Rafael gearbeiteten legen. Und wie Alles, was Rafaels Geiſt athmet, zur Verbreitung des Sinnes für das Schöne und zum anmuthigen Schmuck unſerer Umgebungen beiträgt, ſo wird dies Blatt ohne Zweifel auch für ſolchen Zweck eine willkommene Gabe ſeyn.

München, 1. November 1836.

Literariſch-artiſtiſche Anſtalt
der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 101.

Kunſt-Blatt.

Dienſtag, den 20. December 1836.

Ueber den neuerbauten Tempel im engliſchen Garten bei München.

(Beſchluß.)

Die Wahl der joniſchen Säulenordnung für dieſen runden Tempel zeigt, wie weit der Baumeiſter in den wahren Geiſt der reinen griechiſchen Kunſt vorgedrungen. So wie nämlich die Art der Säulen-Stellung bei runden Tempeln einerſeits den gleichzeitigen Anblick der mannichfaltigen Schönheitsformen gewährt, welche das joniſche Capitell von den verſchiedenen Seiten betrachtet darbietet, ſo hebt derſelbe auch zugleich die bei dem viereckigen Tempel mit joniſcher Säulenordnung ſtets eintretende Nothwendigkeit der Umgeſtaltung des Eckcapitells auf, welche ſehr ſchwierig iſt und ſelbſt bei den griechiſchen Gebäuden keine ganz vollkommen ſchön zu nennende Form hervorbrachte. Dieſe eigenthümliche Wirkung wird außerdem noch durch die zarten, lieblichen und anmuthigen Formen der ganzen joniſchen Säulenordnung erhöht.

Aber auch die Art der Farbenanwendung an dieſem Tempel beweiſt den tief denkenden Architekten und deſſen feinen Farbenſinn. Die alten Tempel der Griechen hatten, ſo wie Herr v. Klenze es in mehreren ſeiner Werke entwickelte und begründete, in ihren Hauptformen eine ſtrenge Gebundenheit, welche, aus der natürlichen Conſtruction und den Geſetzen der Statik entwickelt, die Effectſucherei verſchmähte. Dieſe einfachen ſtatiſchen Formen genügten jedoch dem phantaſiereichen Griechen in der Umgebung ſeiner farbenreichen Natur nicht, und deßhalb mußte denn nothwendigerweiſe noch die Färbung und Malerei hinzutreten, um ein harmoniſches Ganzes herzuſtellen. Dieſe Theorie, welche Herr von Klenze zuerſt aufſtellte, war es wohl auch, welche ihn bei den Zierden dieſes Tempels geleitet zu haben ſcheint. Hell und heiter in freundlichen Farben erſcheint dieſes Monument mit der daſſelbe umgebenden Natur im ſchönſten Einklange. Die an demſelben angewendeten Hauptfarben ſind reine, zinnoberroth, himmelblau, helleres und dunkleres Gelb, und von den gemiſchten grün und violett; alſo ſo ziemlich dieſelben, wie man ſie an den Tempeln der Griechen entdecken kann. Jedoch iſt dieſe Malerei keine ſklaviſche Nachahmung der griechiſchen Denkmale, ſondern ſie zeigt viele neue und mehr mannichfaltigere Zuſammenſtellungen; ja man darf füglich ſagen, daß an denſelben jene griechiſche Malerei, ohne ihre Zartheit und Harmonie zu verletzen, ganz im Geiſte derſelben weiter entwickelt worden iſt.

Das neue Poſtgebäude in München, nach dem Plane deſſelben Meiſters ausgeführt, ein würdiges Vis à vis zum neuen Königsbaue bildend, zeigt uns, wie ſchön ſich ſolche Polychromie auch an andern Gebäuden unſerer Zeit anwenden läßt. Aber hier treten durch die Mannichfaltigkeit und Menge der Forderungen, durch die Größe der Maſſen und verſchiedenartigen Abtheilungen derſelben, andere und große Schwierigkeiten ein. Denn leicht wird in dieſer Kunſt entweder mit den Farben zu weit gegangen, oder zu wenig gethan, und jedenfalls iſt die eigentliche Harmonie der Farben ſehr ſchwer zu erreichen. Nur ein angebornes feines Gefühl für Farben und große Erfahrung über deren Wirkung und Harmonie wird ſolche Aufgabe ſo ſchön löſen, wie es auch an dieſem Gebäude geſchehen iſt.

Bei dem Tempel beginnt die Farbenanwendung eigentlich erſt mit dem Capitell, wenn man die auf die Cannelirungen hindeutenden, pfeilartig abwärts gehenden blauen Blättchen auf goldgelbem Grunde unterhalb des Aſtragals nicht mit einrechnet. Der Hals des Capitells iſt, wie beim Poliastempel zu Athen mit Sculptur, ſo hier mit gemalten Pflanzen-Ornamenten verziert, welche ſich harmoniſch mit den übrigen Pflanzenformen des Abakus, Echinus und Rundſtäbchens, ſo wie mit den farbigen Streifen der Volute vereinigen. Ueberhaupt hat dies Capitell eine ganz neue und eigenthümlich ſchöne Farbenzuſammenſtellung, welche in mancher Hinſicht den bis jetzt gefundenen älteren vorzuziehen ſeyn möchte. Der mittelſte

Digitized by Google

Architravſtreifen hebt durch ſeine, jedoch nur ſehr ſchwach gehaltene, gelbröthliche Farbe die wagrechte Abtheilung des Architravs in drei Streifen noch mehr hervor, und bewirkt eine Annäherung zu den farbigen Laubformen des Architrav-Geſimſes. Das Fries enthält ein auf himmelblauem Grunde zwiſchen großen Mäanderzügen ſich verſchlingendes, reiches Pflanzenornament in bunter Farbe. Aehnlich ſind nun auch die farbigen Ornamente des Hauptgeſimſes, deſſen Krönung in gemalten Stirnziegeln beſteht. Ueber demſelben erhebt ſich nach einer wagrechten Abſtufung die mit Kupfer gedeckte Kuppel, deren Spitze ein aus weißem Metall gegoſſenes, theils metallglänzend gelaſſenes, theils mit Farbentönen geſchmücktes Pflanzenornament, einen großen Pinienapfel tragend, krönt. Das Innere der Kuppel iſt über dem, ähnlich wie die äußere Seite, reich gemalten Architravgeſimſe, kaſettirt. Iſt nun am Aeußeren faſt durchgängig das Ornament leicht und zierlich auf den weißen Steingrund gemalt, ſo tritt uns hier im Innern ein anderes Syſtem entgegen, als paſſender für das Innere. Die Kaſetten enthalten weiße Pflanzenornamente ohne Schatten, abwechſelnd auf grünem und rothem Grunde; die Mitte der Kuppel, welche in der Fläche der weiß gehaltenen Kaſettenfrieſe liegt, iſt mit einer weißen Roſette auf himmelblauem Grunde und mit bunt gemalter Pflanzen-Einfaſſung geſchmückt. Dieſes Innere gewährt hiermit einen angenehmen und wohlberechneten Contraſt gegen das Aeußere, welcher beſonders dann überraſchend hervortritt, wenn man ungefähr auf der Hälfte des Weges zugleich mit der äußeren Seite auch noch in den innern Theil der Kuppel ſieht, wo dann der farbige Grund der Kaſetten die Weiße der Säulen und des übrigen Steingrundes, worauf die äußeren Pflanzenornamente gemalt erſcheinen, noch mehr hervorhebt. Je länger man in dieſer Art die Einzelnheiten im Zuſammenhange mit dem Ganzen in der Wirklichkeit vergleichend betrachtet, deſto mehr thut ſich kund, wie fein berechnet dieſe Farbenwahl für jedes einzelne Glied, für den ganzen Tempel und für die Umgebung iſt; wozu beſonders die richtige Anwendung der blauen und grünen Farbe gehört, welche hier im Freien, wegen des ſchönen blauen Himmels und der grünbelaubten Bäume manche Schwierigkeit auf ſich hatte.

Was das Techniſche der Farbenanwendung betrifft, ſo ſind an dem Tempel bloß aus Wachs und Copal, bei der Poſt aber auch noch aus Milch bereitete Bindungsmittel angewendet. Erſtere eigneten ſich wegen ihres ſaftigeren und glänzenderen Anſehens beſonders für die Ornamente; die lezteren gewähren ein glanzloſeres Anſehen, und ſind deßhalb für farbige Gründe von größerer Fläche beſonders tauglich. Die hierbei angewendeten enkauſtiſchen Farben dürfen aber nur wenig Copal oder Elemi-Harz enthalten, indem ſonſt durch die Sonne leicht Sprünge in der Farbe entſtehen. Bei den Milchfarben wurde außer dem friſchen Kalk noch ſtarker Leim zugeſezt. Bei beiden Arten von Malerei zeigte ſich, daß die Behandlungsart, den erſten Farbenauftrag etwas dunkler als die eigentlich beſtimmte Farbe zu halten, alſo Hell auf Dunkel aufzutragen, den Farben das meiſte Feuer gibt. Bei dem erſten Auftrage von Farbe auf den poröſen Stein des Tempels drang nicht allein das harzige Bindungsmittel, ſondern die Farbe ſelbſt ſo tief in den Stein, daß man, um die Farbe wieder wegbringen zu können und die weiße Grundfarbe des Steines wieder zu erhalten, von dem Steine ſelbſt ziemlich viel hinwegkratzen mußte, wodurch ſich wohl, wenn man ſonſt auch gar keine beſtimmtere Erfahrungen über die Dauer der Farben vorher gemacht hätte, jedenfalls eine ziemliche Dauerhaftigkeit verſprechen läßt.

Möchte dieſer Aufſatz zur allmähligen Wiederauffaſſung und Wiederanwendung der Polychromie im richtigen Sinne bei unſeren neueren Gebäuden im Allgemeinen auch Etwas beitragen.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

An die Suliotinnen Scheffers ſchließen ſich zunächſt die Bilder Eugène Delacroix', des Schlachten- und Griechenmalers, an; ein wildes, kühnes Genie, das allen Zwang der Regel abwarf, nur ſeinem Zuge folgend, auf imponirende Wirkung, auf ſcharfe Contraſte des oft übertriebenen Ausdrucks, auf grelle Wirkung der Beleuchtung hinarbeitend. Manche ſeiner Bilder nöthigen zum Ausruf: ſchön, aber ſchrecklich! und doch verſöhnt er uns wieder durch Züge, die ſo ganz der Natur abgelauſcht, durch ein ſo mächtiges Gefühl des Enſembles, wie wir es bei Wenigen finden. Schon vor 14 Jahren vollendete Delacroix ſein Bild: Dante und Virgil über den See der Höllenſtadt fahrend; ein Gebilde, das uns ſelbſt wie eine phantaſtiſche Fabel anſtarrt. Grauen malt ſich ſelbſt in des Sängers geiſtvollem, gefurchtem Antlitze, wie er unter den Larven, die ſich bald aus den Fluthen erheben, an die Barke klammern und wieder zurückſinken, Bekannte und Landsleute erkennt.

Bald hierauf entſtand der Sardanapal (noch im Atelier des Künſtlers), von dem er uns ſelbſt ſagte, daß er in der erſten Zeit der Reaction gemalt ſey. Daß Delacroix es wagte, einen Gegenſtand, der ſich ſo nah an manche Werke der früheren Schule anſchloß, auf eine ſolche, die Fußſtapfen ſeines Meiſters Guerin ſo ganz verlaſſende Art, ohne Styl und Regel, nicht frei von

Digitized by Google

Uebertreibung und Unſchönheit, aber kühn und lebendig hinzuſtellen, mußte ihn ſchroff den Notabilitäten jener Zeit gegenübertreten laſſen. Sardanapal, dem Untergange ſich weihend, von entnervender Weichlichkeit plötzlich zu unempfindlich grauſamer Verzweiflung übergehend, läßt ſeine Weiber vor ſeinen Augen ermorden, ſeine Schätze und Waffen, ſelbſt ſein Roß ins Gemach ſchleppen, um das Blutbad durch eignen Tod in den Flammen zu ſchließen. So ſehen wir ihn auf dem üppigen Bette, deſſen Geſtell goldene Elephantenköpfe tragen, im orientaliſch prächtigen Harem, das nackte Weib, welchem der Sclave das Schwert in die Bruſt ſtößt, eine andere, die ſich fliehend ans Bett anklammert, und wieder jene, die ſich zu erdroſſeln im Begriff iſt, ſind mit eben ſo viel Kraft als Feuer hingeworfen. Das Atelier des zuvorkommenden Künſtlers gehört zu den reichſten an vollendeten oder angefangenen Werken. Hier Hellas, ein edles, blaſſes Weib in der Tracht der Neugriechinnen, trauernd über den Ruinen Miſſolunghi's unter den Erſchlagenen. Dort Medea, im Begriff ihre Kinder zu erwürgen. Kräftige Mameluken- und Türkenkämpfe mit kühnen, wild bewegten Roſſen. — Der Tod Marino Falieri's, ein Bild, das in Compoſition, Farben und Styl mit den Werken Paul Veroneſe's wetteifert, — die Concursſkizze einer reichen Compoſition für die Deputirtenkammer: Boiſſy d'Anglas auf dem Präſidentenſtuhle, unerſchrocken im wilden Getümmel des Aufruhrs, während Dolche, Säbel und Feuergewehre auf ihn gerichtet, die Köpfe ſeiner ermordeten Collegen ihm vorgehalten werden. Das Bild kam nicht zur Ausführung, indem Vinchon's Skizze den Vorzug erhielt. Endlich das große Bild für Verſailles: St. Louis in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente. Auf weißem Roſſe iſt der König im Goldharniſch und Lilienmantel mitten im Getümmel; an das ſchon verwundete Pferd klammert ſich ein darunter zu Boden Geworfener. Links im Vordergrunde bildet ein unter ſeinem verwundeten Roſſe liegender vornehmer Ritter, den ſein Knappe unter demſelben hervorzuziehen bemüht iſt, mit dieſem und dem wunderſchön gezeichneten Roſſe eine herrliche Gruppe. Die Franzoſen dringen ihrem Könige über die Brücke, auf welcher dichtes Getümmel und ſich bäumende Gäule ſichtbar, ſo wie durch den Fluß, nach; überall Kampf und wildes Handgemenge und doch Zuſammenhang, Gruppirung und Deutlichkeit. Freilich wird hier das Einzelne wenig berückſichtigt: der breite Pinſel geht, nach der Maſſe ſtrebend, rückſichtslos über das Detail hin.

Das Luxemburg beſizt von Delacroix das Blutbad auf Scio, das mit jenem Bilde der Suliotinnen wetteifert. Der ſterbende Mann, an die ohnmächtige Gattin gelehnt, die halb wahnſinnig am Boden ſitzende Matrone, vor ihr die todte junge Mutter mit dem Kinde an der Bruſt; der Knabe, der an den ſterbenden Bruder ſich anklammert; der Türke, der hoch zu Pferde den nackten Jüngling gefeſſelt nachſchleppt, ſind ergreifend, aber gräß. Wir wenden uns mit Abſcheu ab und fühlen uns wieder hingezogen durch die lebendige Wahrheit, die aus jedem Zuge dieſes Bildes des Entſetzens ſpricht.

Am allerhöchſten ſteht aber wohl Delacroix' jetzige Arbeit im Cabinet des Königs in der Deputirtenkammer. Um die Lichtöffnung in der Decke des viereckigen Gemaches reihen ſich vier längliche Felder und vier Quadrate in den Ecken. Auf jenen ſind in weiblichen Figuren dargeſtellt: der Ackerbau, ein kräftiges Weib in vollen Formen, vier Kinder um ſie her, in ihrem Schoße, an ihrem Buſen. Die Geſetzgebung: ſie hält ihren Stab über die ruhig ſchlummernde Mutter mit ihrem Kinde. — Der Handel, von herrlichen Knaben mit den Attributen umgeben, auf die Schätze ferner Länder geſtüzt. — Endlich der Krieg, ein ernſtes Weib, kühn, mit eroberten Fahnen und dem Lorbeer. Vor ihr der fliehende Feind; eine ſchöne Geſtalt. Die Quadrate in den Ecken zeigen ſchwebende Genien. Figuren, den ſchönſten Dominichino's gleich, mit herrlicher Verkürzung der Deckenperſpective und den glühendſten Farben: Hirtenleben und Gartenbau mit Blumen, Wiſſenſchaft mit dem Vogel Minervens, die Stärke mit der Keule des Herkules, Kunſt und Handwerk mit Hammer und Meißel. Zwiſchen den Fenſter- und Thürbogen in der Höhe befindet ſich eine fortlaufende Reihe auf jene Allegorien ſich beziehender Darſtellungen. Ein Faun mit der Ziege ſpielend, ſchlummernde Bacchantinnen, Silen mit Satyrn, Weinleſe und Erntefeſt; Wiſſenſchaften und Poeſie unter dem Schutze des Staates; die Geſetze, der Schutz der Unſchuld; die Gerechtigkeit, das fliehende Verbrechen ereilend; Wohlfahrt und Ueberfluß — Indier und Mohren bieten die Früchte des Südens; der Triton Perlen und Korallen, Schätze aller Zonen; Frauen mit der Spindel, Männer an der friedlichen Olivenkelter. Nächſt der Ecke aber die verführeriſche Frucht des Paradieſes. Die Menſchen, nicht zufrieden mit den ihnen erlaubten Schätzen, brachen dieſelbe, von der Schlange verführt; Uebel folgte der Uebertretung des Geſetzes, Habſucht und Krieg kamen in die Welt, und dem leztern iſt die nun folgende Darſtellung gewidmet. Frauen, die ihre Kinder flüchten, die ſchallende Kriegsdrommete, der Kriegsruhm, die wehklagenden Wittwen und Mütter, die Waffenſchmiede. An den Pfeilern zwiſchen den Fenſtern und Thüren wird Delacroix in einzelnen Koloſſalfiguren die Meere und Flüſſe Frankreichs malen. Wir ſehen in dieſen Darſtellungen, daß Delacroix, wenn er auch noch nicht zur Strenge Delaroche's zurückgekehrt, doch ſeine Ungeduld zu mäßigen, ſeine feurigen Phantaſien in die Schranken des Schönen zu rufen weiß. Wenig, was die neuere franzöſiſche Kunſt hervorgebracht,

Digitized by Google

kommt dieſen Darſtellungen an Poeſie, an Erfindung und feuriger Harmonie des der beſten Venezianer, namentlich Veroneſe's, würdigen Colorits gleich. Und wenn auf jene Styliſirung, die jede Falte bedenkt, hier nicht zu rechnen iſt, ſo iſt doch Alles für die Diſtanz ſehr vollendet, und nur von der Höhe des Gerüſtes zeigt ſich die Freskobehandlung. Alle dieſe Bilder ſind nach der jezt in Paris üblichen Art in Oel, aber unmittelbar auf den mit heißem Oel getränkten, wohlgrundirten Stein gemalt.

Am wenigſten befriedigt eins ſeiner neuern Bilder: Algieriſche Frauen in ihrem Gemache (Luxemburg). Das Bild mag Wahrheit haben, aber es fehlt ihm zu ſehr an Schönheit. Namentlich iſt die Farbe unangenehm. Es iſt übrigens intereſſant, zu bemerken, wie die Algieriſche Expedition auf die franzöſiſchen Künſtler Einfluß übt. So wie einſt die ägyptiſche die Kenntniß des Alterthums, des damals ausſchließlich geſchäzten, förderte, ſo führt der längere Beſiz der Nordküſte Afrika's die genauere Kenntniß des jezigen Zuſtandes jener Länder mit ſich, und zwar mehr wie jene. Denn mußten damals die Gelehrten unter ſteter Begleitung des Heeres zwiſchen Marſch und Schlacht ihre Unterſuchungen anſtellen, ſo können jezt die Künſtler frei mit den Beduinen der Wüſte verkehren. Viele haben die Gelegenheit benuzt; ihren Bildern teſtamentariſcher Gegenſtände ſieht man das Studium des Orients an: oft im Uebermaß, wie der Knecht Abrahams von Vernet ganz ein Sohn der Wüſte iſt, wie in dem ſehr braven Bilde: Hiob und ſeine Freunde von Gallait (Luxemburg) wir ſogleich eine Gruppe Syrer oder Beduinen in ihren weißen Kleidern, mit ihren ſonnegebräunten Geſichtern erkennen. Genremaler und Landſchafter haben Algier ausgebeutet. Charles Dascamps, ein geiſtreiches, aber bizarres Talent, hat mannichfache Situationen von dort entnommen. Hier ſehen wir die Kinder der Beduinen am Strande mit Schildkröten ſpielen, dort einen orientaliſchen Eſelſtall. Descamps, von dem man auch zahlreiche Aquarellen hat, dürfte zu den glücklichſten Humoriſten der franzöſiſchen Kunſt gehören. Hier iſt es Sancho, der auf dem geduldigen Eſel durchs Kornfeld ſeinem Ritter voranzieht, dort Soldatesken; eine Zeitlang malte er nur Affen, aber mit einer Meiſterſchaft, mit einer Perſiflage menſchlicher Phyſiognomie, die ſich nicht beſchreiben läßt; doch kehren wir nach dieſen nur bei Gelegenheit gemachten Bemerkungen zur Hiſtorie zurück.

(Die Fortſezung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Glasmalerei.

Paris, 13. Oktober. Man ſchreibt aus Lille: Ein junger Maler Namens Stalars habe kürzlich in einem alten Manuſcript das Geheimniß der alten Art auf Glas zu malen entdeckt, und die von ihm gemachten Verſuche ſeyen mit dem beſten Erfolge gekrönt worden.

Kunſtausſtellungen.

Amſterdam, 24. September. Auf der Gemäldeausſtellung, die jezt hier ſtattfindet, befinden ſich zwar über 500 Arbeiten von holländiſchen Malern, jedoch iſt darunter nur ein einziges größeres Gemälde: Pinnemans Uebergabe von Haſſelt im Jahre 1831.

Brüſſel, 20 September. Unſere Kunſtausſtellung enthält 595 Nummern, darunter 22 hiſtoriſche Bilder, 142 Genrebilder, 172 Landſchaften und Thierſtücke, 19 Seebilder, 24 religiöſe Bilder, 22 Blumenſtücke, 10 Marmorbüſten, 2 Marmor- und 2 Bronze-Statuen, 11 Gypsſtatuen; Beiträge lieferten 120 Künſtler in Brüſſel, 55 in Antwerpen, 30 in Paris, 12 in Gent, 10 in Brügge, 8 in Mecheln, 8 in Löwen, 6 in Lüttich ꝛc.

Kaſſel, 15. Oktober. Unſere Kunſtausſtellung iſt nun beendigt, nachdem ſie in den lezten Tagen noch mit holländiſchen Gemälden und mit einem von unſerm talentvollen Landsmanne, Jhlee (gegenwärtig in Düſſeldorf), war bereichert worden. Jn Allem ſind mit Einſchluß der vom Kunſtverein gewählten und verlooſten Bilder für 940 bis 950 Ld'r. Kunſtgegenſtände gekauft worden.

Akademien und Vereine.

Berlin. Die Vertreter der Kunſtvereine von Königsberg, Danzig, Stettin, Breslau, Potsdam, Magdeburg, Halle, Halberſtadt, Braunſchweig, Münſter, dann des ſächſiſchen, churheſſiſchen und rheiniſch-weſtphäliſchen Kunſtvereins haben in der am 17. Oktober allhier gehaltenen Verſammlung beſchloſſen, daß künftig jeder dieſer Kunſtvereine alle 2 Jahre ein größeres Gemälde, entweder durch Ankauf oder Beſtellung von der Staffelei, zur gegenſeitigen Mittheilung für die Ausſtellungen der zu ſolchen Zwecken verbundenen Vereine erwerben ſolle, ſo daß ein ſolches Kunſtwerk erſt nach vollendetem Kreislaufe ſolcher Mittheilungen zur freien Verfügung des Beſizers geſtellt werde. Wenn mehrere Vereine zur gemeinſamen Erwerbung eines Kunſtwerks zuſammentreten, ſo ſoll der Beitrag jedes einzelnen wenigſtens 500 Rthlr. betragen. Für 1837 ſoll der Ausſtellungscyclus im Januar mit Königsberg beginnen, worauf Danzig, Stettin und Breslau folgen. Zum Hauptgeſchäftsführer dieſes Cyclus ward Hr. Juſtizrath Remo zu Stettin erwählt. Jm Jahr 1838, wo die Vereine jenſeits der Elbe Ausſtellungen veranſtalten, macht Magdeburg den Anfang, worauf Halle, Halberſtadt, Braunſchweig, Caſſel und Münſter folgen. Für dieſen öſtlichen Cyclus wird Hr. Rendant Ribbeck zu Magdeburg als Hauptgeſchäftsführer fungiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 102.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 22. December 1836.

Lithographie.

1) Einzug Sr. Majeſtät des Königs Otto in Nauplia, den 25. Januar 1833. Gemalt von Peter Heß 1835. Nach dem Original auf Stein gezeichnet von Fr. Hohe 1836. Gedruckt bei dem Herausgeber Franz Hanfſtängl in München. Sr. Majeſtät dem König Otto von Griechenland in allertiefſter Ehrfurcht gewidmet von Franz Hanfſtängl. Sehr gr. qu. Folio.

Der junge König, deſſen Ankunft unter ſeinem Volk in Nauplia dies Bild feiert, wird nun bald ſeine blühende Gemahlin in die neue Hauptſtadt Athen einführen. Derſelbe Jubel, daſſelbe Jauchzen wird ihn umgeben, aber noch höher, noch inniger werden alle Herzen ihm entgegenſchlagen, nachdem vier Jahre der Bewährung vorübergegangen ſind, in welchen das griechiſche Volk treu an ihm gehangen, in welchen er vielfache Segnungen über daſſelbe ausgeſtreut hat. Statt der drohenden und donnernden Feſtung, ſtatt der wehenden Flaggen der Kriegsſchiffe, welche den Hintergrund jenes Zuges in Nauplia bilden, wird der Minerventempel in heiterer Majeſtät von ſeinem unzerſtörbaren Felſen herab, werden die friedlichen Oelwälder Athens und der honigreiche Hymettos den Neuvermählten entgegenglänzen und nicht blos erwartend und hoffend, ſondern voll feſter Zuverſicht und unwandelbarer Liebe wird die freudige Menge ſie begrüßen. Wie er ſelbſt aufopfernd die blühenden Jahre zarter Jugend jeder drohenden Gefahr bloßſtellt, ſo hat Griechenland ſeine Söhne für ihn in den Tod gegeben und das Band der Vereinigung iſt dadurch nur noch enger geſchlungen. Mögen die heiteren Lüfte Athens alle dunkeln Wolken verſcheuchen und der Himmel in ungetrübtem Blau ſich über dem liebenswürdigen Herrſcherpaare wölben!

Das Blatt, welches wir anzeigen, erſcheint zur rechten Zeit, um das Andenken an jene Tage der Hoffnung mit der Freude der Gegenwart zu verknüpfen. Es bringt uns ein Meiſterwerk der Malerei vor Augen, von welchem bereits ſo viel geſprochen worden iſt, daß es überflüſſig ſeyn würde, Schönheit der Anordnung, Reichthum und Intereſſe des Inhalts noch einmal hervorzuheben. Frühere Nummern unſrer Blätter (Nr. 1 und folgende d. J.) enthalten eine Beſchreibung, auf die wir verweiſen können. So ſchwierig es war, ein großes Bild voll Portraits und Charakterphyſiognomien und voll mannichfaltiger bunter Trachten, von der geſtickten europäiſchen Uniform bis zu der Fuſtanella und dem Pelz des griechiſchen Hirten, mittels der ſchwarzen Kreide nachzubilden, ſo läßt doch die ausgezeichnete Kunſt des Lithographen den vortrefflichen Pinſel des Malers vollkommen wieder erkennen. Die Bildniſſe des Königs, der Mitglieder der Regentſchaft und anderer bekannten Perſonen ſind mit Aehnlichkeit ausgeführt, die große Menge von Figuren kräftig und deutlich auseinandergeſezt; die Haltung des Ganzen endlich, welche wohl eine der größten Schwierigkeiten dieſer Arbeit war, iſt ſo befriedigend, daß die ſämmtlichen zahlreich und vielfach verſchränkten Maſſen des Bildes ſich ſondern, die Hauptgegenſtände hervortreten und die Beleuchtung eine günſtige Geſammtwirkung macht. Unterſtüzt wird das Verdienſt des Lithographen durch den kräftigen, klaren und harmoniſchen Druck, welcher bei der außerordentlichen Größe des Blattes von großer Sicherheit der Behandlung zeugt.

2) Die vorzüglichſten Gemälde der königlichen Gallerie in Dresden, nach den Originalen auf Stein gezeichnet. Herausgegeben von Franz Hanfſtängl. Drittes und viertes Heft. Dresden, 1836. gr. Fol.

Dies Werk iſt nicht, wie in der erſten Anzeige dieſer Blätter (Nr. 58 d. J.) irrig geſagt wurde, von den

Digitized by Google

HH. Hanfſtängl und Hohe gemeinſchaftlich, ſondern von erſterem allein unternommen. Hr. Hohe war nur zur anfänglichen Unterſtützung ſeines Freundes eine Zeit lang in Dresden und iſt ſodann nach München zurückgegangen. Obgleich in derſelben Zeit als jene Anzeige gedruckt wurde, ein ausgezeichneter Kunſtkenner in ganz gleichem Sinne und mit viel unumſchränkterer Anerkennung für das Werk ſich ausſprach, hat doch die Erwähnung des Wunder'ſchen Unternehmens, die ich damit verband, mir die Beſchuldigung der Partheylichkeit für Hrn. Hanfſtängl in einem Leipziger Blatte zugezogen. Seither habe ich die folgenden Wunder'ſchen Blätter geſehen und keinen Anlaß gefunden, meine damals geäußerte Meinung zu ändern, enthalte mich aber billig jedes Wortes über dieſelben und überlaſſe den Kunſtfreunden, die wohl leicht die Quelle jenes Angriffs errathen, durch eigene, unbefangene Vergleichung ſich zu überzeugen, welches von beiden Werken den Vorzug verdient. Die vorliegenden Hanfſtängl'ſchen Hefte ſcheinen mir daſſelbe große Lob, welches den erſten gebührte, wieder hauptſächlich in Bezug auf die Nachbildungen niederländiſcher Gemälde in Anſpruch zu nehmen. Hr. Hanfſtängl zeigt in dieſem Gebiet eine bis jezt unerreichte und wohl ſchwer zu übertreffende Meiſterſchaft. Keinem Lithographen iſt es bis jezt in demſelben Maße gelungen, mit dem allgemeinen Effect, dem Zauber des Helldunkels und der feinen Charakteriſtik ſeines Originals auch den eigenthümlichen Vortrag, das Glatte oder Markige, Leichte oder Derbe des Pinſels vermittelſt der lithographiſchen Kreide kenntlich wiederzugeben, und mithin, ſo weit es nur immer die Abweſenheit der Farbe geſtattet, den Meiſter in ſeiner völligen Eigenthümlichkeit vor uns erſcheinen zu laſſen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß dieſe Feinheit der Nachbildung vorzüglich bei den Niederländern ein großer Gewinn iſt, welche eben durch jene Zauberei des Pinſels ihren Gemälden Reize verliehen, die nicht bloß der Wahrheit natürlicher Auffaſſung, ſondern allein der Kunſt angehören, und zulezt nur von dem geübten Kennerauge nach ihrem vollen Verdienſte gewürdigt werden. Das dritte Heft enthält die Dame im Atlaskleide von Gerhard Terburg und die Bauernſchenke von Adrian van Oſtade; das vierte die Wildprethändlerin von Gabriel Metzü und den Schreibmeiſter von Gerhard Dow. Mit immer neuem Vergnügen betrachte ich die charakteriſtiſche Wahrheit, den feinen Ausdruck und die durchgeführte Modellirung der Köpfe, die zarte Ausbildung der Hände, Gewänder und Stoffe, den Duft und die Durchſichtigkeit in der Haltung der Gründe und Maſſen, und wie jedesmal die eigene Weiſe des Originals darin zur Anſchauung kommt. Hr. Hanfſtängl arbeitet bald mit kräftigen und tiefen Schatten und mit durchgeführtem Schmelz der Betonung, bald mit lichteren Tinten und Anwendung einzelner Kraftpartbieen, je nachdem die dunklere oder hellere Haltung, der kältere oder wärmere Ton des Originals es erfordern. Undurchſichtige, ſchwarze Schatten ſind in dieſen Blättern gänzlich vermieden. Von italieniſchen Bildern findet ſich im dritten Hefte die bekannte heil. Cäcilia, nach Carlo Dolce von einem jungen Lithographen, B. Schertle, ſehr brav gearbeitet. Das zarte und kräftige Korn und die transparenten Töne hat er ſich von Hrn. Hanfſtängl ſchon vollkommen angeeignet. Auch iſt der Ausdruck des Kopfes ſehr gut gelungen. Das vierte Heft enthält die Madonna mit dem Kind und den heil. Johannes, nach Vincenzio da S. Gimignano. In dieſem Blatte vermißt man das Fleißige der Modellirung und das klare Licht der Fleiſchparthien, welches der bekannte Kupferſtich, zwar etwas zu glänzend, aber mit vielem Reize für beſtechliche Augen, hervorgehoben hat. Das hier angewandte Korn ſcheint für Figuren von dieſer Größe beinah zu fein, auch dürfte die Richtung der feinen Strichlagen behufs der Modellirung in einigen Theilen anders gewählt ſeyn. Der Druck aller dieſer Blätter iſt eben ſo vorzüglich wie in den erſten Heften.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

Manche ältere Künſtler, ſchon in der klaſſiſchen Schule genannt, ſchloſſen ſich mit mehr oder minder Glück der neuen Richtung an; die Gallerie des Palais royal, des Luxemburg und beſonders die neu erbaute Kirche Notre Dame de Lorette geben davon Beweiſe. Ueber dieſe dem Gottesdienſte noch nicht geöffnete Kirche hier einige Worte. Ihre Form iſt die der einfachen Baſilika: ein vielleicht zu hoher Porticus von vier corinthiſchen Säulen trägt den Fronton mit den bronzenen Statuen der drei göttlichen Tugenden auf den Ecken und einem Hautrelief von Nanteuil im Tympanum, die Jungfrau den Heiland auf den Armen von Engeln umgeben. In das Innere getreten, findet man eine reich geſchmückte, heitere Halle, von vier Reihen je acht joniſcher Säulen von gelbem Gypsmarmor mit weißen, theilweiſe vergoldeten Capitellen. Die Decke iſt flach wie bei den alten Baſiliken mit geſchmackvollen quadrat- und rautenförmigen Compartimenten und mit Roſetten, braun, gold und weiß; in den Seitenſchiffen auch mit roth und blau getäfelt. Der Chor, den eine Bogenwölbung von dem Schiffe trennt, ſchließt in einer halbkreisförmigen Tribune mit einer Kuppel, über die ſich ein Glockenthürmchen (campanilla) erhebt. Die beiden äußeren Seitenſchiffe endigen ſowohl am Chor als am Orgel-Ende in halbrunden überwölbten Kapellen, deren enkauſtiſch zu malende Decorationen ſich auf Taufe, Eucharistie, Vermählung und Tod beziehen

Digitized by Google

ſollen. Das Mittelſchiff empfängt ſein Licht durch drei Fenſter auf jeder Seite in den die Säulenſtellung überragenden Wänden; zwiſchen dieſen Fenſtern ſind auf jeder Seite vier Gemälde, je zwei breitere zwiſchen zwei ſchmäleren angebracht. Sie enthalten von der rechten Seite (vom Eingange her) folgende Darſtellungen:

Die Geburt der Jungfrau, von Monvoiſie.

Die Darbringung im Tempel, von Vinchon.

Die Vermählung Mariä, von Langlois.

Die Verkündigung, von Franz Dubris.

Die Heimſuchung, von Coutain.

Die Geburt, von Heſſe.

Die Weiſen aus dem Morgenlande, von Granger.

Die Himmelfahrt, von Dejuinne.

In den Ecken am Bogen der Choröffnungen und der Orgel die vier großen Propheten von Schnetz. In den äußeren Seitenſchiffen auf jeder Seite acht Darſtellungen aus heiligen Legenden. Rechts:

Die heilige Genovefa als Mädchen das Gelübde ablegend, von Dejuinne (nicht mit der deutſchen zu verwechſeln).

Dieſelbe ihre Mutter heilend, von Deveria.

Dann: dieſelbe durch ihr Gebet Paris vor Attila beſchützend, ebenfalls von Deveria.

Der heilige Philibert in den oben erwähnten Darſtellungen von Schnetz.

Zwei noch unvollendete Darſtellungen aus dem Leben des heiligen Stephanus, von Champmartin.

Der heilige Stephanus vom Volke geſteinigt, von Couder. Links:

Die Beiſetzung des Märtyrers Hippolyt in den römiſchen Katakomben, von Coutain.

Die Marter deſſelben, von Heſſe.

Seine Bekehrung zum Chriſtenthum, von demſelben.

Der heilige Hyazinth einen Aufruhr ſtillend, und derſelbe einen Todten erweckend, von Alfred Johannot.

Die heilige Thereſia am Todesbette ihrer Mutter, von Langlois, und dieſelbe in Entzückung, von demſelben.

Dieſelbe die lezte Oelung empfangend, von Caminade.

Die Kuppel des Chors, noch verdeckt, wird von Delorme gemalt. In den Ecken deſſelben befinden ſich die Evangeliſten, gleichfalls von ihm.

Die zwei Seitenwände zeigen die Reinigung der Maria, von Heim, und den zwölfjährigen Jeſus im Tempel lehrend, von Drolling. Die hintere Wand über dem Hochaltar endlich wird von Picot mit einer Madonna, das Kind zwiſchen ihren Knieen ſtehend, anbetende Engel und vier Apoſtel zu ihren Seiten, gemalt.

Man muß geſtehen, daß ſo die Kirche mit ihrer neuen Ausſchmückung, mit den geſchmackvoll vertheilten Bildern, ein prächtiges Ganzes bildet, wenn gleich nicht dem ernſten Styl einer Kirche, ſondern mehr dem eines modernen Salons entſprechend, und ſo darf man wenigſtens erwarten, daß ſie in dem frivolen Paris bald ein Rendezvous der faſhionabeln Welt ſeyn wird. Die Bilder ſind von ſehr verſchiedenem Kunſtwerthe, und die meiſten zeigen nur zu ſehr, wie gern die franzöſiſchen Künſtler Alles für Decoration nehmen und ſich leicht begnügen, wenn der hohe Standpunkt ihrer Werke das Eingehen ins Detail unmöglich macht. Wird dieſe Art in Oel auf den Stein zu malen, die allerdings ganz für Franzoſen gemacht iſt, indem ſie die Schnelligkeit des Fresko mit der Möglichkeit, wiederholt zu übergehen und zu ändern und ſo den Effect auch ohne Carton zu erhalten, verbindet; wird ſie die Probe der Zeit beſtehen? wir zweifeln daran und es ſcheint, mehrere der Künſtler ſelbſt bezweifeln es. Das ſchönſte dieſer Bilder möchte das von Picot werden, hier findet man mit dem Gefühl der neuern Schule Adel und Einfalt des ſtrengen Styls, einen ſchönen Ausdruck der Köpfe, ein blühendes, durch den Goldgrund trefflich gehobenes Colorit. Picot gehört zu denen, die ſich, wenn gleich der klaſſiſchen Schule angehörend, vermöge ihres Sinnes am leichteſten der neuen Richtung anſchließen konnten. Schon ſeine früheren Bilder, wie Rafael und die Fornarina in der Abendlandſchaft deuten darauf hin. Weniger gelingt dies Couder und Drolling, deſſen vorerwähntes Bild zwar einige brave Köpfe und Figuren, aber gar wenig Eigenthümliches zeigt und ſichtlich aus der Schule von Athen und anderen Werken entlehnt erſcheint. Dieſer Künſtler hat übrigens manches ſehr Gelungene gemalt, wie im Palais royal die Schenkung dieſes Palaſtes von Richelieu an Ludwig XIV. Sein eigentlicher Platz iſt aber noch in der vorigen Richtung, wie ſeine Bilder im Luxemburg und ägyptiſchen Muſeum beweiſen. Am glücklichſten hat ſich wohl Heim in dieſer Zeit gehalten; ſein Bild im Luxemburg: Scene aus der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus, gehört zu den ſchönſten Productionen der Reſtaurationszeit. Ein Weib liegt mit ihrem Kinde am Boden unter dem Hufe des wilden Roſſes eines der Verfolger. Der Mann, mit der Wuth der Verzweiflung, fällt dem Reiter in die Zügel, ſein Weib zu ſchützen. Weiterhin andere Gruppen, um ihr Leben Flehende, Sterbende u. ſ. w. Heims Farbe iſt ſo eigenthümlich, daß man ihn bald daran erkennt; ein blaſſer, aber nicht kalter, grünlicher Ton geht bei allen ſeinen Bildern durch. Er hat ſchon in den lezten Decennien an den öffentlichen Arbeiten vielen Antheil genommen. Seine Todtenerweckung des heiligen Hyazinth in der Notre-Dame-Kirche iſt eins der beſten, womit damals die Stadt Paris die Kirchen der Hauptſtadt beſchenkte. Auch in den Sälen des ägyptiſchen Muſeums war Heim beſchäftigt, ſo wie in der Gallerie des Palais royal. Von ihm iſt hier die Scene gemalt, wie der jetzige König im Kreiſe ſeiner Familie die Deputation empfängt, die ihm

Digitized by Google

ſeine Wahl zum König überbringt. Die Portraits ſollen ſehr ähnlich ſeyn und ſind brav gemalt, welches das Weſen ſolcher Gegenſtände ausmacht.

Schon mehrere Male haben wir von dieſer Gallerie geſprochen. Sechzehn gleich große Bilder nehmen die ganze Länge des prächtig decorirten Saales ein und vier dazu gehörige fanden daſelbſt keinen Platz mehr. Unter die gelungenen — denn auch hier findet man Ausgezeichnetes, Mittelmäßiges und Schlechtes — gehören noch die Arbeiten Deveria's, Steuben's, Johannot's. Eugen Deveria hat außer der Scene, wo der Coadjutor de Rez zur Befreiung Brouſſels aufruft, einem nicht ſehr bedeutenden Bilde, auch den Maskenball gemalt, wo Louis Philipp d'Orleans zu Boden fällt. Es läßt ſich wohl ſchwerlich einem Künſtler eine ſonderbarere Aufgabe ſtellen, als die, eine Knöchelverrenkung zu verherrlichen. Auch hat Deveria nur geſucht, den Effect der glänzenden Kerzenbeleuchtung feſtzuhalten. Eugen Deveria gehört übrigens zu den genannteſten und zugleich zu den den Ton angebenden Künſtlern der Hauptſtadt. Er und ſein Bruder Achill ſind bekannt genug durch ihre mehr zahlreichen und leichten als tiefen Erfindungen, die der Letztere durch den Steindruck vervielfältigt. Manches ſahen wir von Eugen in ſeinem Atelier; ſo die Marter des heiligen Sebaſtian. Treffliche Scenen bretagniſcher Landleute in ihrer Provinzialtracht, mit ihren alterthümlichen Fuhrwerken, halb mit Stieren, halb mit ſchweren Pferden beſpannt; mehrere ausgezeichnete Portraits und Studienköpfe, welche als ſolche in Kreide mit weit mehr Fleiß und Schärfe des Charakters aufgefaßt erſcheinen, als in ſeinen Oelbildern ſelbſt; ſo ſein eigenes und ſeines Bruders Portrait, deren Auffaſſung und Durchführung nach den Grundſätzen der Venetianer zu bewundern iſt.

Eine Familienſcene, das neugeborne Kind, iſt in der That, wie leider ſo vieles von dieſem Künſtler, des wohlfeilen Beifalls der Menge wegen da.

Selbſt in die Modellirkunſt hat ſich Deveria geworfen und ſeine, wie es ſcheint, nur zum Zeitvertreib entworfenen Basreliefs ahmen zum Theil täuſchend den Styl des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts nach.

Der zwei Darſtellungen aus dem Leben der heiligen Genovefa in der Loretto-Kirche haben wir ſchon gedacht; namentlich das Gebet der Heiligen zur Beſchirmung von Paris iſt vielleicht das beſte der Bilder dieſer Kirche. Ein Biſchof im Vorgrund mit dem Chorknaben iſt beſonders trefflich gelungen.

Das beſte indeß, was wir von Deveria ſahen, bleibt wohl die Geburt Heinrichs des Vierten im Luxemburg befindlich. Henry d'Albret, der Großvater, ein kräftiger, würdevoller Greis, hebt den neugebornen Knaben hoch mit beiden Armen dem andringenden Volke entgegen, fragend, wie das Kind heißen ſolle, das ſo den hellen, bedeutungsvollen Mittelpunkt der Compoſition bildet, nach welchem die Blicke der jungen Mutter aus dem Hintergrunde von ihrem Lager, wie die der Greiſe und Jünglinge, der Ritter und Landleute im Vordergrunde ſich mit Liebe und Freude wenden. Der lebendige, individuelle Ausdruck, das geſchmackvolle Koſtüm, von einer brillanten, aber durch richtige Vertheilung vor Buntheit geſchützten Farbengebung unterſtützt, läßt das Bild vor vielen mit Theilnahme und Befriedigung betrachten. Stets zu naiven, ans Komiſche ſtreifenden Zügen geneigt, hat der Künſtler ganz in der Mitte des Vorgrundes den Hofzwerg in ſeiner buntſcheckigen Tracht, einen glänzenden Papagei auf der Hand, den er dem koloſſalen Jagdhunde zeigt, angebracht. Eine Figur, zu der ihn übrigens der Zwerg aus Veroneſe's Hochzeit von Kana veranlaßt zu haben ſcheint. Soll man überhaupt einen der alten Meiſter als das Muſter der neuern Franzoſen nennen, den ſie mit Vorliebe ſtudiren und dem einige auch wirklich nahe kommen, ſo iſt es Veroneſe mit ſeiner großartigen, vornehmen Pracht, ſeinem impoſanten Enſemble, ſeiner weltlichen Oſtentation und ſeiner kühnen Farbenharmonie. Gegenwärtig arbeitet Deveria in Verſailles an einem Bilde der größten Dimenſion, den Schwur Louis Philipps auf die Charte darſtellend. Guichard und Boulanger folgen derſelben Richtung wie Deveria, aber mit größerem Hervortreten des Fehlerhaften in dieſer flüchtigen Bravourmalerei. Effect iſt Alles. So in Boulanger's Paul Veroneſe und ſeine Schüler. Das ganze Maß des Leichtſinns, mit dem dieſe Richtung verfährt, ſahen wir an einer Anlage dieſes Künſtlers, die Proceſſion zur Capelle du St. Sang in Rouen, wo er ohne Carton, ohne Studien, ja, ohne Contur die Figuren des 7 bis 8 Fuß hohen Bildes gleich wie es traf auf die Leinwand warf. Aehnlich Deveria, obgleich, wie es ſcheint, im Allgemeinen ſchwächer, iſt auch Alfred Johannot, vorzüglich in trefflichen Portraits, ſo wie in leichten, lieblichen Aquarellen ausgezeichnet. Ueber die Aquarellenmalerei einige Worte: Die Möglichkeit, mit ſpielendem Pinſel geiſtreiche, flüchtige Ideen auf gefällige Art hinzuwerfen, auf eine Art, die jede ſtrenge Kritik im Voraus ausſchließt, ſich zugleich die Farbenſkizze eines Oelbildes zu erſparen und endlich die leidige Begier, mit wenig Mühe Geld zu verdienen, hat dieſen allerliebſten Kleinigkeiten zuerſt Eingang verſchafft. Bald entſtanden Sammlungen oder Albums, und jetzt iſt faſt kein Künſtler, der nicht die Aquarellenmalerei als Nebenzweig triebe. Ja, bei vielen hat ſie leider die ſtrengere Oelmalerei in Ungunſt gebracht. Deveria, Johannot, Descamps, Rocqueplan, Hippolyt Garnerav, der Bruder des Marinemalers, Ulrich und viele Andere zeichnen ſich darin aus, und dieſe Aquarellen ſind bereits ein Hauptzweig des Kunſthandels geworden.

Digitized by Google

Mit Anerkennung müſſen wir unſeres in Paris gebildeten und anſäſſigen Landsmannes Steuben gedenken, obgleich wir ihn von Manier nicht freiſprechen können. Seine erſten Arbeiten, gleich denen Scheffers, zum Theil deutſchen Dichtwerken entnommen, zeigen bei großem Talent und vieler Phantaſie einen Hang zur Uebertreibung der Bewegungen, aber eine romantiſche Auffaſſung des Stoffs. So ſein Schwur der drei Männer auf dem Rütli in der einſamen Mondnacht, im Schimmer des alpengekränzten Sees, wo der Effect nächtlicher Beleuchtung ſehr brav wiedergegeben iſt; ſo Tell, der den Nachen Geßlers mit dem Fuße hinter ſich ſtößt: die wildeſte Bewegung, aber Kraft und Geiſt. Anders ſind ſeine anmuthigen Ideal-Portraits oder Studienköpfe, wie der Künſtler ſie beſcheiden nennt, die junge Mutter (wie die vorigen Bilder im Palais royal) mit dem ſchlummernden Kinde am Buſen iſt von ſo liebenswürdigem, zartem Ausdrucke, daß man immer mit inniger Liebe zu dem Bilde zurückkehrt. Die junge Andaluſierin (noch im Beſitze des Künſtlers) iſt ein lebensluſtiges, feuriges Mädchen des Südens, ihrer Reize wohl bewußt. Bei demſelben Künſtler ſahen wir auch charaktervolle Portraits mit leichtem, unvertriebenem Pinſel, aber kräftiger Modellirung und Farbe hingemalt, worunter wir mit doppeltem Intereſſe unſern großen Humboldt, den Freund Steubens, erkannten. In der Gallerie des Palais royal ſind die Freilaſſung der Gefangenen Brouſſel und ſeines Gefährten auf Andringen des Parlaments-Präſidenten, und die Vorſtellung Franklins bei Hofe. Beide Bilder gehören zu den beſſeren: vorzüglich eine Frauengeſtalt in erſterem iſt ſehr gelungen. Im Atelier des Künſtlers iſt ein Bild: der Regent von Orleans im Prachtgewande; die Farbenſkizze, der untermalte Kopf verſprechen ein wirkungsvolles Bild.

Von Monvoiſin beſizt das Luxemburg zwei tüchtige Bilder, die Wahl Pabſt Sixtus V., der die Krücken von ſich geworfen und zum Erſtaunen der Kardinäle ein kräftiges Tedeum anſtimmt. Beſſer noch iſt der Tod Philipps, Herzogs von Oeſtreich, eins der tüchtigſten Bilder der lezten Zeit. Am Bette des Sterbenden ſizt die unglückliche Johanna von Caſtilien, ſchwermüthig ſchon durch des Gatten Gleichgültigkeit, ward ſie wahnſinnig in Augenblicke ſeines Todes. Eine tief gefühlte Geſtalt, wie ſie im ſchwarzen Gewande ſtarr und unbeweglich vor ſich hinſtiert mit den dunkeln Augen, mit dem zwar blaſſen, aber dennoch ſüdliche Carnation zeigenden Antlitze, dem ſchwarzen Haar, die eine Hand auf den Arm des Gatten gelegt, krampfhaft mit den Fingern der andern ſpielend, als ob das Gift des Wahnſinns, allmählig durch ihre Adern rieſelnd, ſich ſichtbar ihres Weſens bemächtigte. Zu den Häupten des Bettes, die Hand um den ſterbenden Vater geſchlagen, ſteht Karl, nachmals der Fünfte, ohne große Bewegung bei der traurigen Scene. Der Künſtler hielt ſich hier an das, was die Geſchichte, wenn auch im Widerſpruche mit dem von Karl in ſeinen ſpäteren Jahren oft an den Tag gelegten regen Gefühle, von demſelben ſagt. Dieſe Regungsloſigkeit der drei Figuren des, mit Vermeidung lebhafter Farben gemalten Bildes, weit entfernt als fehlerhaft zu erſcheinen, macht im Gegentheil den tiefſten Eindruck auf den Beſchauer, welcher die gewaltigen Motive von Johanna's Starrheit wenigſtens in ihr ſelbſt auf das Treffendſte ausgeſprochen findet.

Noch manche Künſtler könnten wir nennen, deren Werke jeder Kunſtſchule Ehre machen würden. Rioult, deſſen badende Kinder nicht eben ſehr ſtudirt in den Conturen, aber mit Lebensluſt und ſaftigem, feuchtem Colorit behandelt ſind; Sigalon, deſſen Courtiſane ein Lieblingsbild ſcheint; Jollivet, von dem das Luxemburg ein vortreffliches Bild, Lara, nach Byron beſizt; Fragonard, der ſich von der klaſſiſchen Schule zur neuen gewendet, wie ſeine Maria Thereſia unter den Ungarn beweist, und manche Andere. Vollſtändigkeit iſt unſere Abſicht nicht, und, ſo Treffliches von Einzelnen geleiſtet wird, repräſentirt ſich der Geiſt der ganzen Richtung doch ſchon hinreichend in dem Wirken der genannten Künſtler.

Indeß ſo die Hiſtorie ſich in Frankreich wie in Deutſchland zu einer neuen, eigenthümlichen Blüthe erhoben, halten Genre und Landſchaft mit ihr rühmlich Schritt. Mancher Genremaler haben wir ſchon gedacht, wie es denn nicht möglich und in der That unnüz wäre, die Fächer ſtreng zu ſondern, wenn auch gegenwärtige aphoriſtiſche Bemerkungen etwas mehr als ſolche ſeyn ſollten.

Grenier und Destouches ſind durch manche liebliche Genrebilder bekannt; wir brauchen nur des erſteren kleine Holzdiebe und le mauvais sujet et sa famille zu nennen, welche Jazet geſtochen; dieſe Bilder laſſen in der Ausführung nichts zu wünſchen übrig und haben das Verdienſt, bei einem trefflichen Enſemble keine peinliche Technik zu verrathen.

Aehnlich iſt Destouche's Waiſenmädchen, welches, einſam aus der Stadt zurückgekehrt, bei Landleuten eine Zuflucht findet.

Durac zeichnet ſich durch die glückliche Erfindung lebendiger Sujets aus. War ſchon ſein Mädchen, welches das vom Schlächter mißhandelte Schaf in Schuz nimmt, in der Hinſicht brav aufgefaßt, ſo herrſcht ein durchaus kräftiges poetiſches Gefühl in dem Erwachen der Scheintodten. Das Mädchen liegt im weißen Todtenhemde auf dem Lager. Eben waren die Schreiner beſchäftigt, den Sarg zu bereiten, da erwacht ſie: entſezt ſind die Arbeiter zurückgetaumelt. Der greiſe Vater, von Schrecken und Entzücken zugleich bewegt, ſtürzt auf ſie zu, indeß der Geiſtliche raſch den Sarg zur Thüre zu ziehen ſucht, um der Erwachten das Gefühl der Scene zu erſparen. Die

Ausführung dieſer Bilder, jener der Genrebilder des belgiſchen Wappers nicht unähnlich, könnte bei einem wirkungsvollen Ganzen allerdings tiefer ſtudirt ſeyn, namentlich ſchadet eine zu flaue, wollige Touche und ein roſiger Ton ſehr. Das Luxemburg und Palais royal zeigten uns neben den zur Hiſtorie übergehenden Familienſcenen Beaume's und der Madame Herſen * die Bilder des Grafen Forbin, der in ſeinen Darſtellungen mit geſchloſſenen Lichtwirkungen und in Nachtſtücken mit romantiſcher Staffage (die Gräberöffnung im Palais royal, die Inquiſitionsſcene, der Veſuv im Luxemburg) als Dilettant manchen Künſtlern zur Seite ſtehen kann; dann die humoriſtiſchen reiſenden Komödianten Biard's, ein Bild, das Hogarths bekannte Idee künſtleriſcher wiedergibt. Man iſt im Begriff, den Mahomed und das Ballet der Pſyche zu ſpielen. Pſyche, über die Jahre des Puppenzuſtandes glücklich hinaus, bemüht ſich, den Farbenſtaub ihrer Wangen zu erneuern, während Amor neben ihr ſitzend, noch einen Honigfladen zu ſich nimmt. Zaire läßt eine Offenherzigkeit ihrer Strümpfe vertuſchen und nimmt zugleich von einem Theater-Enthuſiaſten ein Billet doux in Empfang. Der Capellmeiſter zeigt auf ſeiner Taſchenuhr die hohe Zeit; aber noch iſt Saide in ſeiner chriſtlichen Eigenſchaft, als Friſeur, mit dem Brenneiſen beſchäftigt, dem Propheten die Papilloten zu brennen, der indeß, bereits mit dem gewaltigen Barte verſehen, in einem Taſchenſpiegel ſein türkiſches Mienenſpiel ſtudirt. Kurz, die vielen komiſchen Züge, die der Stoff ſo reich darbietet, ſind mit eben ſo viel Humor erfaßt, als mit Geiſt und Meiſterſchaft dargeſtellt, ſo daß auch der ernſteſte Kritiker mit Behagen vor dem Bilde weilt.

Andere bilden in der Wahl ihrer Stoffe den Uebergang zur Landſchaft. So Lami und Gué, deſſen Fach vorzüglich auf das Landleben und Scenen im Koſtüme des 17. Jahrhunderts mit verfallenen Hütten, einſamen Stadtplätzen und Reiſenden geht. Seine Farbe iſt nur etwas matt. Eins der größten Talente für Genre und Landſchaft aber iſt Rocqueplan. Manieriſt unſtreitig, iſt er es jedoch in ſo eigenthümlicher Weiſe, in Allem, was er vornimmt, ſo au dernier goût, daß man ihm die Gunſt des Publikums unmöglich verübeln kann. Schon ſein Atelier macht den Eindruck ſeiner Bilder: bunte, alte Teppiche, Prachtgefäße voriger Jahrhunderte, alte reiche Möbel, Alles von einem zauberiſchen, hoch herabfallenden, enggeſchloſſenen Lichte erhellt, hier eine zierliche Schülerin in der neumodiſch alterthümlichen Tracht der gebundenen Spitzenärmel mit dem Taffetmantelet, eine halbvollendete Aquarelle in der Hand, nachläſſig in ein Fauteuil geworfen, vom Hauptlichte erleuchtet; weiterhin im Halbſchatten ein Schüler, der eben ein Stillleben nach vor ihm aufgeſtellten Prachtgeſchirren und Früchten entwirft; in der Tiefe, harmoniſch beſchattet, die Geräthe des hohen Ateliers; in der Mitte der Künſtler ſelbſt an der Staffelei, die lezten Retouchen eines bereits im reichſten Rahmen au style de François glänzenden Bildes machend. Es ſtellt daſſelbe das Bureau eines Beamten im 16. Jahrhundert vor; der Alte an ſeinem Schreibtiſche, die wartenden Supplicanten, Alles mit großer Lebendigkeit und ſchöner, voller Beleuchtung des einfallenden Sonnenſcheins. Auf einer andern Staffelei einige kleine, flüchtig, aber brillant behandelte Landſchaften. Dort eine Scene aus Rouſſeau's Bekenntniſſen, in halb lebensgroßen Figuren: Rouſſeau auf dem Kirſchbaum mit den Mädchen Graffenried und Galley. Er wirft der Erſten ein Bouquet in den Buſen. Alles Figuren in den Trachten der Zeit, ſo daß man in der That auf den erſten Blick verſucht iſt, das Bild für ein Werk des vorigen Jahrhunderts zu halten. Sonderbare Richtung der neueſten Zeit! Vom klaſſiſchen Alterthum iſt man zum gothiſchen Mittelalter, weiter in die Zeiten der Religionskriege, dann zu Ludwig XIII. herabgeſtiegen, um mit Wohlgefallen bei denen Louis XIV. und XV. zu verweilen. Es iſt eine Caprice, eine Mode, wie ſie hier täglich kommen und gehen: über die Hälfte der Luſtſpiele der hieſigen Theater werden in Puder und Zopf dargeſtellt. Mit Genie und savoir faire mißlingt nichts ganz. Ob das Gelingen nicht zu bedauern? Item es gefällt, es iſt Mode, und das iſt die suprema ratio der Franzoſen. Rocqueplans Bilder ſtehen in hohem Preiſe. Faſt das ſchönſte dürfte die Marine im Luxemburg ſeyn. Die zerriſſenen Wolken, die der friſche Wind treibt, der Sonnenblick, der auf die Felſen des Ufers und einzelne Theile des alterthümlichen Städtchens fällt, der tiefe Wolkenſchatten des Mittelgrundes, der die grünen Wellen netzförmig überſpinnende Schaum vom Ruderſchlage der Barken, die im Vordergrunde ſich begegnen — Alles iſt Wahrheit, Natur und Energie.

Mit Rocqueplan hat Le Prince große Aehnlichkeit. Von ihm beſizt Herr Sommerard in ſeiner ſonſt faſt nur aus Alterthümern beſtehenden Sammlung einige allerliebſte Bilder; eine Karnevalsſcene auf der Straße; vorzüglich aber den Antiquitäten-Liebhaber in ſeinem Zimmer, dem ein alter Jude eine kleine Statue anbietet, wo das ganze aus der Sommerard'ſchen Sammlung ſelbſt entnommene Enſemble vortrefflich behandelt iſt.

Jenes Seeſtück Rocqueplans führt uns zur Landſchaft und zunächſt zu der in Frankreich ſtets mit ſo viel Glück behandelten Marine-Malerei. Hier haben die heutigen Künſtler mit großen Vorgängern zu kämpfen; war

* Von Erſterem z. B. die lezten Momente der grande Dauphine, Schwiegertochter Ludwigs XIV., im Kreiſe ihrer Familie; von Lezterer Louis XIV., ſeinen Urenkel ſegnend.

Digitized by Google

das Verdienſt der ältern franzöſiſchen Hiſtorie ſtets untergeordnet, meiſtentheils ihre Richtung falſch, ſo ſtehen Claude Lorraine und Joſeph Vernet als Muſter für alle Zeiten da, und es iſt viel geſagt, wenn man behauptet, daß Rocqueplan, Gudin, Garneray ſich auch neben ſolchen Vorgängern halten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Akademien und Vereine.

Prag, 3. Oktober. Am 14. Sept. feierte die Königl. böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften mit einer öffentlichen Sitzung das Erinnerungsfeſt ihres 50jährigen Beſtehens. Unter den bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Vorträgen intereſſiren die Leſer dieſes Bl. zunächſt derjenige des diesjährigen Directors F. Palaky, über die älteſte Epoche der ſchönen Kunſt in Böhmen, und der des Bibliothekars Hanke über böhmiſche Krönungsmünzen, zu denen mehrere wohlerhaltene böhmiſche Gemälde aus dem 14. Jahrhundert und eine vollſtändige Sammlung böhmiſcher Krönungsmünzen vorgezeigt wurden.

Paris. Die Akademie der ſchönen Künſte hat in der Sitzung vom 24. September die großen Preiſe in der Malerei den HH. Papety, Blanchard, Murat und Guignet, Schüler des Hrn. Coignet, Aubert, Regnault und Blondel, ertheilt.

Muſeen und Sammlungen.

Stuttgart, 14. Oktober. Das berühmte hiſtoriſche Gemälde „Hiob“ von Eberhard v. Wächter iſt von Seiner Majeſtät dem Könige für die Kunſtſchule für den Preis von 256 Ld'r angekauft worden. Für dieſelbe Sammlung iſt auch das kürzlich angekaufte Gemälde von Alexander Bruckmann, „die Weiber von Weinsberg,“ beſtimmt.

Paris, 28. September. Der Cardinal Feſch, der in Rom lebt und die koſtbarſte Gemäldeſammlung beſitzen dürfte, die in der Welt exiſtirt, hat der franzöſiſchen Regierung den Vorſchlag machen laſſen, jene Sammlung Frankreich zu vermachen, wenn man der Verbannung der Familie Napoleons ein Ende machen wolle. Der Cardinal erhielt den Beſcheid, daß man ihm für ſeine Perſon erlauben wolle, in Frankreich zu wohnen, daß man aber den andern Gliedern ſeiner Familie dieſelbe Gunſt noch nicht geſtatten könne. Die Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen.

Paris, 8. Oktober. Das Muſeum von Verſailles, wohin täglich Wagen mit Statuen, Gemälden ꝛc. abgehen, dürfte wohl vor dem Frühjahr dem Publikum nicht geöffnet werden. Der hiſtoriſche Reichthum dieſer ſehr im nationalen Sinne angelegten Sammlung iſt außerordentlich, aber die Koſten der vollen Inſtandſetzung werden über zehn Mill. Franken betragen.

Das Muſeum der Marine iſt gegenwärtig in eilf Sälen aufgeſtellt, und zwar im nördlichen Flügel des Louvre. Sechs derſelben und zwar die nach dem Pont des Arts hinaus, in welchen ehemals die Cartons der großen Meiſter aufgeſtellt waren, werden als Muſée Vernet und Muſée Leſueur die Hauptwerke dieſer aufnehmen; die Cartons aber, ſo wie die Skizzen der Meiſter, nebſt den herrlichen Kupferſtichen, ſind in dem während der Reſtauration vom Staatsrathe benutzten Saale placirt. Vor einigen Tagen brachte man von den Böden des Louvre gegen 500 aufgerollte Gemälde in die Säle und hatte dafür die Genugthuung, einige höchſt werthvolle Sachen zu entdecken; denn Niemand wußte von der Exiſtenz derſelben.

Mompellier. Das von dem bekannten Maler Baron Fabre, einem Schüler Davids, geſtiftete und im Jahr 1825 ſeiner Vaterſtadt Montpellier geſchenkte Muſeum, für deſſen Ausſtellung die Stadt ein prachtvolles Hotel erworben hat, enthält in vier großen, zum Theil von oben beleuchteten Sälen des obern Stocks, die Bilder, Kupferſtiche und Handzeichnungen, welche der noch lebende Sammler während eines faſt 40jährigen Aufenthalts in Italien zuſammengebracht hat. Unter den Gemälden iſt vieles Treffliche; von älteren unter andern ein herrliches Portrait von Rafael, angeblich einen jungen Strozzi darſtellend, aus der beſten Zeit des Malers und von der höchſten Vollendung; eine Vermählung der heiligen Katharina von Paul Veroneſe, mehrere treffliche Landſchaften von Gasp. Pouſſin, eine der ſchönſten Landſchaften von Moucheron, eine treffliche Landſchaft von Salvator Roſa, das Bild eines Bildhauers von Seb. del Piombo, ein Crucifix von van Dyk, ein Bild des Franz Frank von Rubens. Unter den Gemälden findet man auch viele von neuen franzöſiſchen Künſtlern und von Fabre ſelbſt. Die Kupferſtich- und Handzeichnungen-Sammlungen ſind ebenfalls ausgezeichnet; letztere enthält zwei ächte Rafaels (aus Girodets Sammlung), worunter die eine der erſte Entwurf zu ſeiner Madonna della sedia iſt. Die Sammlungen werden fortwährend durch Ankäufe des Stifters vermehrt und ſind für das Publikum an Sonn- und Feſttagen, für Fremde jederzeit geöffnet. Ueber die Gemälde und Kupferſtiche iſt ein eigenes gedrucktes Verzeichniß vorhanden.

Rom, 30. September. Die belgiſche Regierung hat die Werke des hier verſtorbenen Bildhauers Keſſels käuflich an ſich gebracht, um ſie in Brüſſel in einem beſondern Locale aufzuſtellen.

Stockholm, 24. September. Das Muſeum des Königl. Schloſſes beſteht aus einer chaotiſchen, unbedeutenden Bildergallerie und einer Sammlung von Marmorarbeiten, worin die kaſtaliſchen Jungfrauen faſt allein Bedeutung haben. Der Faun und Amor und Pſyche von Sergell gehören zu den beſſern Arbeiten aus der neuern Zeit. Seine Modelle in Thon ſind ſchon allein Beweis, daß Sergell zu den erſten Talenten der Bildhauerei zu rechnen iſt.

Ausgrabungen.

Paris. Bei Dourlers (Dep. du Nord) haben Arbeiter neuerdings trefflich erhaltene Ueberreſte einer römiſchen Waſſerleitung entdeckt. Ein Theil derſelben war dem Volke ſchon unter dem Namen: Mur des Sarrasins bekannt. Herr Audin iſt gegenwärtig mit der ſpeciellen Unterſuchung des intereſſanten Monuments beſchäftigt.

Digitized by Google

Pompeji. Am 1. Auguſt d. J. wurde in Pompeji, in einem Hauſe der Strada di Mercurio, dem des Caſtor und Pollux gegenüber, ein ſehr ſchönes Gemälde, die Toilette eines Hermaphroditen darſtellend, ausgegraben und am 24. Auguſt in demſelben Hauſe, an der Wand des Viridarium, ein anderes Gemälde: Venus und Adonis. Adonis iſt verwundet, vier Amorinen ſind um ihn verſammelt, der eine badet einen Schwan in einer Vaſe, der andere legt dem Adonis eine Binde um die Wunde. Die Figuren ſind faſt koloſſal, ungefähr 9 Palmen hoch; das ganze Gemälde iſt ſehr ſchön componirt, gezeichnet und gemalt und ſcheint von demſelben Künſtler herzurühren, welcher das bekannte Bild „Herkules und Telephus“ in Herkulanum gemalt hat.

Wallachei. Bei Karatal, einem Marktflecken an der Aluta, hat man zwei alte Grabhügel geöffnet. Der eine enthielt einen großen, ſtarken, ſteinernen Sarkophag aus einem Stücke mit einem vollſtändig erhaltenen Gerippe; Ueberbleibſel von Waffen und Zierrathen lagen darneben. In dem andern befanden ſich die Ueberreſte einer Frau, nebſt zwei Graburnen, goldenen Ohrringen u. ſ. w.

Rom, 30. September. Man hat hier beim Legen des Fundamentes zu einem Hauſe in der Nähe des Forums Trajans, dicht am Valentiniſchen Palaſte, großartige Ueberreſte des vom Kaiſer Hadrian zu Ehren Trajans errichteten prachtvollen Tempels entdeckt. Dieſe beſtehen aus einem ſchönen Theile des Treppengeländers des Tempels und aus drei grauen Granitblöcken, welche zu den Säulen gehörten, die einſt die Fronte zierten.

Neue Kupferwerke, Kupferſtiche, Lithographien ꝛc.

Berlin. Denkwürdigkeiten aus der Brandenburg-preußiſchen Geſchichte in 12 Compoſitionen von Aug. Wenzel. Berlin, bei L. Sachſe. Vom Künſtler ſelbſt auf Stein gezeichnet, nebſt erklärendem Text. 1) Bicelin predigt den Wenden das Chriſtenthum. 2) Albrecht der Bär erſtürmt Brandenburg. 3) Friedrich, erſter Churfürſt von Brandenburg. 4) Joachim II. tritt zum Lutherthum über. 5) Erbhuldigung des großen Churfürſten zu Königsberg. 6) Schlacht bei Fehrbellin. 7) Königskrönung Friedrichs I. 8) Einzug der Salzburger. 9) Schlacht bei Mollwitz. 10) Schlacht bei Leuthen. 11) Auszug der Freiwilligen. 12) Schlacht bei Leipzig.

London. Finden's Port's and Harbour's of Great Britain, 2r u. 3r Theil. Jeden Monat erſcheint ein neuer, mit vier großen Platten und einer Vignette. London, Charles Ditt, Flitt-street. Preis 2½ Sch. Royal Quart 4 Sch. India Proofs 5 Sch.

Paris, 8. Oktober. Eine neue Platte des genialen Forſter, das Bildniß Rafaels, nach dem in Florenz befindlichen Originale, iſt als ausgezeichnet zu erwähnen.

Literatur.

Fr. Salvolini, Analyse grammaticale et raisonnée de différens textes, anciens, égyptiens. Vol. I. Texte hiéroglyphique et démotique de la pierre de Rosette. Paris. 4. 33 Fr.

Rondelet. Essai sur le Pont de Rialto.

Opuscules posthumes de M. Z. Pons, recueillis et publiés p. Charles Giraud. Marseille et Paris. Pons ſtarb als Inſpector der Akademie in Aix am 27. Januar 1836. Dieſe kleineren Schriften ſind numismatiſchen Inhalts.

Achille Allier. L'ancien Bourbonnois, Textes et Planches. Livr. XIX.

Bulletin de la Société archéologique de Bezières. T. I. 1ère Livr.

Th. Licquet. Rouen, son histoire et ses monumens. 3ème édit. Paris.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[734] Das bibliographiſche Inſtitut in Hildburghauſen und Amſterdam ſucht zu beigeſezten Preiſen für auswärtige Rechnung zu kaufen:

W. de Heusch	Bartsch	Nr.	1	Rthlr.	5
Horvius	„	„	1—9	„	20
J. Ruysdael	„	„	4	„	25
H. Verschuring	„	„	1—4	„	20
A. v. Velde	„	„	1—10	„	80
	(vor der Adreſſe)				
ditto	„	Nr.	16	„	15
ditto	„	„	21	„	50
Weenix	„	„	1	„	25
Zeemann	„	„	2	„	20
ditto	„	„	3	„	15
B. v. Leyden,	die Paſſion, rund. compl.			„	50
ditto	Eulenſpiegel			„	80
Dürer,	Patenier			„	15
Fr. Mecken	Bartsch	Nr.	40	„	12
ditto	„	„	23	„	15
ditto	„	„	112	„	20
A. Meldolla	„	„	14	„	15
ditto	„	„	81	„	10

☞ Die Preiſe verſtehen ſich für tadelloſe Drucke von vollkommen guter Erhaltung.

[735] **Hannoverſche Kunſtblätter für 1837.**

Die während der beiden lezten Kunſtausſtellungen hieſelbſt erſchienenen Kunſtblätter haben nach vielen Seiten hin gerechte Anerkennung und Theilnahme gefunden. Da jedoch die Redaction derſelben, durch äußere Umſtände veranlaßt, dieſes Unternehmen nicht weiter verfolgen wird, ſo glauben wir den Wünſchen des kunſtliebenden Publikums durch die Anzeige entgegen zu kommen, daß wir während der Dauer der nächſtjährigen Kunſtausſtellung hieſelbſt unſrer „Poſaune“ ein Kunſtblatt beizugeben beabſichtigen, welches wöchentlich zweimal erſcheint, alſo 8—9 Nummern umfaſſen wird. Freundliche und ſchäzbare Zuſicherungen werden uns in den Stand ſezen, dieſem Kunſtblatt ein allgemein anſprechendes und der Würde des Gegenſtandes angemeſſenes Intereſſe zu verleihen. — Beiträge werden ſehr anſtändig honorirt.

Der Preis der Kunſtblätter für Abonnenten der Poſaune beträgt 12 Gr.; einzeln: 18 Gr. Alle ſoliden Buchhandlungen, in Leipzig das literariſche Muſeum, und reſp. Poſtämter nehmen Beſtellungen an.

Hannover, im November 1836.

Die Redaction der Poſaune.

Digitized by Google

№ 103.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 27. December 1836.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Fortſetzung.)

Theodor Gudin ſcheint unter den Neueren am meiſten des großen Lorrains Farbenſinn, ſein Gefühl für die Harmonie der Töne, für die Klarheit der Lüfte, für die Kraft der Reflexe geerbt zu haben, und er verbindet damit einen Geiſt ſeiner Erfindungen und Staffagen, den wir in den Ideal-Compoſitionen jenes berühmten Künſtlers oft vermiſſen. Das Palais royal beſizt von ihm ein Seeſtück mit Sturm; hier iſt mehr die ganze Geſtaltung des Meeres, als die der einzelnen Wogen in Form und Farbe feſtgehalten. Ueberhaupt darf man in Gudins Bildern nicht den deutſchen Fleiß des Details ſuchen: ſeine Bäume ſind oft faſt ohne alle Form; Farbe und Effect iſt Alles; aber dieſer iſt oft hinreißend ſchön erfaßt. Eine Gebirgsgegend in wellenförmigen, ſanften Linien gehört zu ſeinen früheren Werken (Palais royal). Wir ſehen von der Höhe eines Berges in das Thal, durch das ein Bach fließt; blaue Wolkenſchatten ſtreifen über die Gegend; nur die Straße, die ſich im Vorgrunde die Höhe hinaufzieht und ſich in einer in den Felſen geſprengten Gallerie verliert, hat volles Sonnenlicht. Im Atelier des Künſtlers befanden ſich noch einige ſeiner ſchönſten Bilder. Ein Meiſterſtück iſt der Hafen von Neapel. In der Mitte der Veſuv: eine ſchwere Dampfwolke wälzt ſich ſeinen Rücken herunter und verbreitet ſich im leuchtenden Horizont, hinter den ſo eben die Sonne geſunken. Im Mittelgrunde der Pharus, in den leicht ans Ufer ſpielenden Wellen wiederſcheinend; vor den alten Gebäuden am Strande eine Gruppe ruhender Galeerenſclaven, weiterhin andere an der Arbeit. Dieſe Staffagen, mit keckem Pinſel ausgezeichnet ausgeführt, erinnern jedoch ſtark an Vernets bekannte Gruppe der Forçats. Es herrſcht im ganzen Bilde eine Harmonie, eine Milde des Tons, eine Wärme der Luft, wie wir ſie kaum auf einem neuern Bilde geſehen. Wie im Gegenſatz dazu iſt der Mondſchein bei Neapel gedacht. Ein balſamiſcher Hauch ſcheint durch die wunderklare, linde Sommernacht zu wehen. Das iſt der Geiſt des Südens, der über den Waſſern ſchwebt, der dieſe im Mondſchein flimmernden Wellen leiſe ans Ufer ſpielen, dieſe Fiſcher auf ihren Barken ſüße Töne zur Mandoline ſingen läßt. Wie ganz anders iſt wieder jene große Sturmſcene: der Windſtoß auf der Rhede von Algier (Luxemburg). Es iſt nicht möglich, das empörte Element mit mehr Kraft und energiſcher Virtuoſität und zugleich den Zuſtand der Menſchen, die in jedem Augenblicke ſein Opfer zu werden bedroht ſind, mit größerer Wahrheit darzuſtellen. Hoch hängt im dunkeln Mittelgrunde die Fregatte Syrene auf der Spitze einer Woge, während im Vorgrunde die eine der von ihr escortirten, übervoll mit Truppen und Reiſenden beſezten Schebecken eben einen Abgrund herabfährt. Röthlich glühend blickt zwiſchen den Wogen nur auf einem Punkt der Horizont durch: der ſcheidende Tag kämpft mit der ſchauerlichen Nacht. Ergreifend iſt das Durcheinander der eng zuſammengedrängten, todesbangen Bemannung. Noch ſchrecklicher und allerdings nicht frei vom Tadel der Uebertreibung ins Graſſe iſt die verſchlagene Barke, eine Scene, die an die empörendſten Momente in Hugo's und Eugène Sues Werken erinnert: Mehrere Männer, ſchon lange auf offenem Meere herumgetrieben, von Anſtrengung und Hunger zur Verzweiflung gebracht. Eben iſt die Sonne blutroth geſunken und die Wogen treiben das morſche Fahrzeug wieder rettungslos in die ſtürmiſche Nacht hinaus, wo ſchon der Mond am Himmel ſteht. Einer der Unglücklichen iſt bereits unterlegen. Als leztes Mittel, ihr Daſeyn zu friſten, ſcheint den Uebrigen der Leichnam ihres Gefährten dienen zu ſollen. Schon hat ein Mulatte das Gräßliche begonnen; fruchtlos heulen die Andern in die Lüfte. Das Spiel des Lichtes auf den Wellen, die doppelte Beleuchtung vom Mond und Abendroth ſind mit großer Kunſt und Phantaſie gegeben. Wieder anders iſt die treffliche große Landſchaft der Gegend von Algier. Ferne zackige Gebirgskette des Atlas: Standpunkt auf

Digitized by Google

mäßiger Höhe, im Mittelgrunde ein tiefer, ſchattiger Hohlweg, zu deſſen Seiten der Weg höher hinaufführt. Im Vorgrunde links ein Brunnen. Aloen und Palmen bilden die Vegetation, einzelne ihres Weges ziehende oder am Brunnen ſich labende Beduinen die Staffage der Gegend, die ein brennendes ſüdliches Abendlicht beleuchtet. Gudins Studien gehen faſt immer mehr auf den Effect, an das, was wir Studien nennen, genaue Charakteriſtik der Form und Localfarbe iſt nicht zu denken. Es iſt überall das Totale, großartige Feſthaltung des Hauptcharakters und Aufopferung des Details; Viele haben die Welle, Wenige das Meer ſo ſchön dargeſtellt. Vielleicht iſt Uebertreibung in ſeiner Vorliebe für die klaren Töne, für jenes irisartige Lüſtre; aber es iſt das Farbenſpiel des durchſichtigen Mittelmeeres, das er uns vorführt; nicht wie bei dem vielleicht natürlichern, aber minder poetiſchen Schotel die flachen Sanddünen Hollands, die ſchmutzig aufgewühlten Wogen der Nordſee.

An Gudin ſchließt ſich Tanneur, deſſen Mondſchein auf der Rhede mit Schiffen halb an dieſen, halb an van der Neer erinnert. Sein Effect iſt brillant, doch die Behandlung zu gläſern.

Ganz anders iſt der Weg, den der tüchtige Marinemaler Garneray in Rouen eingeſchlagen. Selbſt vierzehn Jahre Seemann, beſitzt dieſer Künſtler eine ſo vollkommene Kenntniß des Schiffes, wie wohl kein anderer unſrer Zeit. Die Fiſcherbarke, der Kauffahrer, die gewaltigen Koloſſe der Dreidecker und die zierlichen Fregatten ſind ihm organiſche Weſen, deren Gliederung, deren Anatomie er ſo genau, wie der gelehrteſte Hiſtorienmaler die des menſchlichen Körpers ſtudirt, und in allen Bewegungen und Verkürzungen, in der Ruhe des Hafens und im Spiel der vollen Segel, im wüthenden Sturm und im Donner des Gefechts, wo die Rippen krachen und die Maſten zerſplittern, uns vorführt. Ihm iſt das Schiff die Hauptſache, wie Gudin das Element; er iſt der Vernet der Seeſchlacht und verdiente es daher, von der Regierung vorzugsweiſe zur Darſtellung derſelben gewählt zu werden, wie er denn auch die Waffenthaten von Auguſta und Navarin verherrlicht hat. Zu bewundern iſt dabei die Kunſt, mit der er in dieſem wilden Chaos, wo die ſtreitenden Elemente, Waſſer und Feuer, ſich zum Untergange des Menſchen und ſeines kühnſten Werkes vereinigen, ſtets die Wirkung des Ganzen, in Compoſition und Haltung durchzuführen verſteht. Garneray's Auffaſſung hat vielleicht weder die ruhige Natur Schotels, noch die großartige, blühende Phantaſie Gudins, und ſeine mehr genreartige Behandlung ſtimmt damit überein; man kann ihm ſogar bisweilen eine gewiſſe kalte Buntheit vorwerfen, aber unmöglich wäre es auch oft, dies von dem Gewirre der Schlacht getrennt zu denken. In Rouen auf der Ausſtellung und im Atelier des gefälligen Künſtlers ſahen wir mehrere ſeiner tüchtigſten Arbeiten; ſo die erwähnte Schlacht von Auguſta für Verſailles, die Rhede von Marſeille und das ſich mehr dem Genre nähernde, treffliche Bild: der Fiſchfang an der Hérault. Eine alterthümliche Mühle, an einem Arme des Fluſſes, wo die Fiſche ſich im ſeichten Waſſer ſchaarenweiſe zu verſammeln pflegen, hat das rührige Volk der Fiſcher vereint, ſie mit Streichnetzen und Hamen zu bekriegen. Sorgfältige Ausführung, ſo der Landſchaft als der Figuren, geiſtreiche, paſtöſe Behandlung, warmes, klares Licht zeichnen dieſes Bild beſonders aus.

Eine ähnliche Art, faſt noch markiger und charakteriſtiſcher, zeigt ein prächtiges Bild von Lepoittevin im Luxemburg, die Ebbe am Strande der Bretagne, die intereſſante Vereinigung von Landſchaft und Genre: ein finſterer Wolkenhimmel ſenkt ſich auf den Horizont, der das dunkle ſchwarzklare Meer begrenzt; ein Sturm ſcheint an der Küſte gewüthet und das Schiff im Mittelgrunde auf den Strand getrieben zu haben; jetzt iſt man beſchäftigt, es abzuladen: alles Geräthe, Fäſſer, Körbe und Waaren liegen bereits am Strande. Ein alter, halbverdeckter Wagen ſcheint ſie aufnehmen und nach den alterthümlichen Häuſern in einiger Entfernung führen zu ſollen. In Allem herrſcht eine kräftige Farbe und Durchführung, eine trefflich gehaltene Maſſe und Lichtvertheilung. Dieſer Künſtler, von dem mir ſonſt nichts vorgekommen, dürfte unbedingt zu den talentvollſten ſeines Faches gehören.

Watelet iſt auch in Deutſchland durch die ausgezeichneten Bilder bekannt, die ſich von ihm 1834 auf der Berliner Ausſtellung befanden. Die öffentlichen Sammlungen aber beſitzen weder von ihm noch Iſabey etwas. Rühmlich zeichnen ſich ferner André, Giroux, Renoux, Remond, Brune und Eduard Bertin aus. Des Letzteren Parthie aus dem Walde von Fontainebleau iſt ein eben ſo eigenthümliches als geiſtvolles Bild in einer Auffaſſung, die man hiſtoriſch nennen kann: zur Rechten farblos graue Felsblöcke, die im Hintergrund eine, die Ausſicht ſperrende Mauer bilden. Alles iſt herbſtlich und öde; nur im Mittelgrunde eine dichte, braune Baumgruppe: vorn eine ſinnreiche Staffage in der Tracht des früheren Mittelalters.

Algier hat außer Gudin noch manche Darſteller gefunden; auf der ſonſt höchſt mittelmäßigen Ausſtellung in Rouen befanden ſich von drei Künſtlern Abbildungen jener Gegenden. Wir erwähnen Morel-Fatin's große, klar und warm gehaltene Anſicht der Stadt Algier mit dem franzöſiſchen Bombardement von den hinter ihr gelegenen Höhen aus geſehen, und einige geiſtreiche kleinere Landſchaften von Duboc, beſonders den Feigenbaum in der Wüſte von Oran. Mitten in der ſonnenheißen Ebene

Digitized by Google

ſchattet, zwar nur im engen Umkreiſe, aber dicht, der wohlthätige Baum: zu ihm iſt Alles geeilt; hier ſitzen die Eingebornen am Boden, ruhend und Erzählungen zuhörend; dabei der treffliche Ton in Luft und Erde, der ſo recht die trockene Gluth des Klima's fühlen läßt.

Manche Landſchafter und Genre-Maler lernt der Fremde, den ſeine Reiſe außer der Zeit der Ausſtellung hierher führt, ſchwer kennen, weil ihre Werke weniger in die öffentlichen Sammlungen kommen, als durch den Kunſthandel in die Provinzen und die Hände der Privaten vertrieben werden. Auch an Stillleben und Blumenſtücken iſt, obgleich erſtere dem lebendigen Sinne der Franzoſen weniger zuſagen, leztere meiſt von Damenhänden herrühren, vielleicht gerade deßhalb kein Mangel. Es iſt aber hier bei den Franzoſen nicht wie bei den ältern Niederländern, wo die Wirkung des Ganzen der Freude an der Vollendung des Einzelnen keinen Eintrag that.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachrichten vom November.

Statiſtik der Kunſt.

Paris, 23. Oktober. Der Miniſter des Innern, Herr Gasparin, hat den Grafen Philipp von Segur zum Präſidenten einer Commiſſion ernannt, welche ein Geſez zum Schuze der Eigenthumsrechte der Künſtler, Gelehrten und Schriftſteller auszuarbeiten beauftragt iſt.

Mailand, 15. Oktober. Bei einer Bevölkerung von 145,000 Seelen zählt die Stadt Mailand 59 Figuren- und Perſpectiv-Maler, 12 Landſchaftsmaler, 10 ſceniſche Maler, 26 für Ornamente und Decorationen und 5 Glas- und Emailmaler, 19 Bildhauer, 57 Kupferſtecher, Lithographen und Graveurs.

England. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo zuerſt die Emolumente der Baumeiſter geſezlich und zwar auf 5% vom Koſtenbelauf des Baues feſtgeſezt wurden, zählte Großbritannien nur 25 Baumeiſter. Bei öffentlichen Bauten beträgt jezt die regelmäßige Remuneration 5%. Die berühmteſten Londoner Baumeiſter ſind gegenwärtig Wyatville, Smirke und Naſh. Bei dem Bau des Poſthauſes bezog Smirke an Emolumenten 6000 Pfd.; Naſh bei der Leitung der neuen Bauten in Regent-Street, Strand ꝛc. 46,496 Pfd.

Perſönliches.

Wien, 31. Oktober. Graf Moriz Dietrichſtein hat die Direction des Münzen- und Antikencabinets übernommen.

Frankfurt, 12. November. Der Bildhauer Herr von Launiz eröffnet für dieſen Winter einen Curſus über die Geſchichte der bildendten Künſte, wobei viele Nachbildungen der Hauptkunſtwerke vorgezeigt werden ſollen, die derſelbe zum Theil von einer kürzlich unternommenen Reiſe nach Italien mitgebracht hat.

Stuttgart, 19. Oktober. Unſer geſchickter Portraitmaler Stirnbrand iſt nach Sondershauſen berufen worden, um den dortigen Fürſten zu malen.

Berlin, 30. Oktober. Herrn Julius Moſer aus Gumbinnen in Litthauen, Schüler der Akademie und des Profeſſors W. Henſel, iſt für ſein Bild „Rahel und Jakob, welcher die bunten Stäbe ſchneidet,“ 1. B. Moſ. 30 – 37, die Prämie von 500 Thlr. auf ein Jahr zu einer Studienreiſe nach Italien aus der Michael Beer'ſchen Stiftung zuerkannt worden. Das mit dieſem concurrirende Gemälde, Joſeph darſtellend, welcher dem Oberſchenken und Bäcker Pharao's ihre Träume deutet, iſt ebenfalls von bedeutendem Kunſtwerthe.

17. November. Die Königliche Akademie der Künſte hat den Wappenſtecher Friedrich Keiſer hierſelbſt zu ihrem akademiſchen Künſtler ernannt.

Hamburg. Herr Charles Fuchs, Inhaber eines lithographiſchen Inſtituts hierſelbſt, hat vom Könige von Dänemark für Ueberſendung eines colorirten Panorama's des rechten Elbufers von Hamburg und Altona bis Blankeneſe eine goldene Medaille erhalten.

St. Petersburg. Außer Horace Vernet hat nun auch der Marinemaler Tanneur Aufträge von Sr. Maj. dem Kaiſer bekommen, und zwar wird er die ruſſiſchen Seehäfen malen, wofür ihm 150,000 Rubel zugeſichert ſind.

Haag, 11. November. Die Akademie der ſchönen Künſte hat ihrem Zögling H. W. Couwenberg den großen Preis von 900 fl. auf 4 Jahre für die Kupferſtecherkunſt zuerkannt.

Copenhagen, 4. November. Der als Verfaſſer mehrerer Schriften über nordiſche Geſchichte und Alterthumskunde bekannte Rector Magnificus und Profeſſor der Copenhagener Univerſität, Etatsrath E. C. Werlauff, iſt an die Stelle des verſtorbenen Profeſſors Schlegel von der Königlichen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde in deren Sizung vom 27. Oktober zum Präſidenten gewählt worden.

Nekrolog.

München. Am 13. November erlitt die Kunſtwelt einen herben Verluſt durch den Tod des Inſpectors des Königl. Kupferſtichcabinets, Hrn. Franz Brulliot, welcher nach kurzem Leiden ein Opfer der Cholera wurde. Sein edler und freimüthiger Charakter und die große Sorgfalt und Thätigkeit, womit er die ihm untergebene Anſtalt, nachdem er ſie vortrefflich eingerichtet, auf alle Weiſe förderte und nuzbar machte, hatte ihm die allgemeinſte Achtung erworben. Als Kenner der Kunſt ſtand er durch ſein richtiges und unbefangenes Urtheil in großem Anſehen und im Fache der Kupferſtichkunde hatte ihm ſein großes Werk über die Monogramme einen berühmten Namen gemacht. Er war 1779 zu Düſſeldorf geboren, wo ſein Vater Profeſſor an der Akademie und Inſpector der Gemäldegallerie war. Unter ſeiner Leitung widmete er ſich zuerſt der Kupferſtecherkunſt und äzte verſchiedene Bildniſſe und Hiſtorien. Mit ihm und der Gallerie kam er 1805 nach München, wo er bald einen Wirkungskreis bei der Königl. Kupferſtichſammlung fand. Schon 1808 ſtand er hier dem Inſpector Schmidt zur Seite, weßhalb er ſeinen Fleiß nun weniger auf Ausübung der Kunſt, als auf das Studium ihrer Geſchichte und beſonders auf das der Kupferſtichkunde verwendete, zu welchem Zweck er auch mehrere Reiſen in Deutſchland, Holland, Frankreich

Digitized by Google

und Italien unternahm. Im Jahr 1817 erſchien die erſte Ausgabe ſeines Dictionnaire des Monogrammes, welcher bald die Table générale als Ergänzung folgte. Bald jedoch dachte er an eine gänzliche Umarbeitung des Werkes und war daran faſt ununterbrochen bis zum J. 1832 beſchäftigt, wo ſie in drei Quartbänden weit vollſtändiger und zweckmäßiger eingerichtet erſchien. Dieſe große Arbeit erwarb ſich die allgemeinſte Anerkennung als die vorzüglichſte ihres Fachs. Nicht minder reiche Materialien hatte Brulliot für ein Supplement zu Bartſchs Peintre graveur zuſammengebracht und die Ausarbeitung derſelben war bereits ſo weit gediehen, daß der Druck in 10 Bänden mit Anfang des Jahres 1837 beginnen ſollte. Möchte ſein Sohn und Zögling in der Kupferſtichkunde, bereits ſeit mehreren Jahren ſein amtlicher Gehülfe, dies Werk beendigen und den Ruhm des väterlichen Namens auf ſich vererben! Schon früher hatte Brulliot an ſeinem Neffen, Hrn. Wilhelm Schorn, jezigem Director des Königl. Kupferſtichcabinets in Berlin, einen Schüler erzogen, der ihn durch ſchnelles und ehrenvolles Fortſchreiten erfreute. Brulliot war ein Mann von durchdringendem Verſtand und feinem Gefühl, ein kräftiger, offener Charakter. Raſch und entſchieden im Reden und Thun, war er anſpruchlos, von unzerſtörbar heiterer Laune und voll ſchlagenden Wizes, ein geiſtreicher und liebenswürdiger Geſellſchafter. Seinen Freunden war er ein treuer und zuverläſſiger Freund, und gewiß wird er von Allen, die ihn kannten, innig betrauert!

Frankreich. Zu Obernay ſtarb vor Kurzem der Miniaturmaler Jean Guérin; in Straßburg geboren, war er bald durch die erſte ausgezeichnete Probe ſeines Talentes nach Paris gekommen und hatte ſich die Protection der unglücklichen Königin Maria Antoinette erworben. Auch verließ der junge Künſtler ſeine Gönnerin nicht während der unglücklichſten Tage. Am 20. Juni 1793 war er es, der ſich zwiſchen die Dolche der Mörder und die bedrohte Königin von Frankreich warf. Guérin gehörte zu den unerſchrockenen Nationalgarden, welche die Conſtitution von 1791 ernſthaft nahmen und ſich zu Märtyrern der Unverlezlichkeit des Königs machten. Während der Schreckensperiode wurde Guérin proſcribirt und kam erſt unter dem Conſulat zurück, wo er ſeinen Plaz zwiſchen Auguſtin und Iſabey, den beiden erſten Miniaturmalern jener Zeit, einnahm. Der Kreis ſeiner Bekanntſchaften und Verbindungen war ein ſehr glänzender. Jugendgefährte Klebers, der ihm ſeinen Säbel vermachte, lebte er in vertrauter Freundſchaft mit Deſaix, Morean, Rapp, Caſarelli und Bernadotte, dem jezigen König von Schweden, der ihm noch kürzlich Beweiſe ſeiner unveränderten Zuneigung in ſeine beſcheidene Wohnung nach Obernay, wohin er ſich zurückgezogen hatte, überſandte.

Neapel. Am 11. November ſtarb hier an der Cholera der Portraitmaler Hr. Guérard.

Rom, 1. November. Vor einigen Tagen ſtarb hier der ruſſiſche Maler Oreſt Kiprenskoy, von dem wir in der lezten Ausſtellung mehrere Bilder ſahen. Sein Verluſt iſt für Rußland ſchmerzlich, da er gerade im Begriff ſtand, ſeine Rückreiſe anzutreten, um durch ſein Talent ſeinem Vaterlande nüzlich zu ſeyn.

Venedig. Die durch die Herausgabe der Erläuterungen zu Canova's Werken bekannte, von den joniſchen Inſeln ſtammende, aber ſeit vielen Jahren in Venedig lebende, geiſtreiche Schriftſtellerin, Gräfin Theotochi (Theotoki) Albrizzi iſt am 27. Sept. d. J. im Alter von 75 Jahren mit Tode abgegangen.

Bauwerke.

Potsdam. Die nun bald vollendete große Nicolaikirche allhier, unmittelbar am Königl. Schloſſe, wird von Fremden viel beſucht und bewundert. In der prachtvollen Altarhalle befindet ſich das Gemälde der Evangeliſten und Apoſtel in Lebensgröße, auf Goldgrund, von dem Berliner Künſtler Roſenthal.

Bamberg, 2. November. Unſer Dom wird, behufs der ſchnellern Vollendung der Reſtauration, nächſtens geſchloſſen, und man hofft, das zu ſeiner urſprünglichen Geſtalt hergeſtellte Gebäude am 25. Auguſt k. J., zum Geburtstagsfeſte des Königs, wieder eröffnen zu können.

Regensburg, 26. Oktober. Der Fürſt von Thurn und Taxis läßt gegenwärtig in der Kirche zu St. Emmeran eine prachtvolle Gruftcapelle aus Quaderſteinen bauen, die bereits weit vorgerückt und für welche ein Meiſterſtück Danneckers beſtimmt iſt.

Stuttgart, 4. November. Mit den angefangenen großartigen Bauten geht es raſch vorwärts. Zwei der bedeutendſten ſind nun unter Dach: das Palais der Königlichen Prinzeſſinnen und der Bazar.

Paris, 25. Oktober. Die Aufrichtung des Obelisken von Luxor auf dem Plaze de la Concorde iſt heute glücklich vollführt worden. Fünfhundert Artilleriſten waren bei der Operation beſchäftigt, die um $11\frac{1}{2}$ Uhr begonnen und um $5\frac{1}{2}$ Uhr vollendet war. Der Obelisk wird nicht, wie man geſagt, oben eine Kappe von Metall erhalten, ſondern Herr Lebas will die Spize aus irgend einer Compoſition herſtellen, mit deren Zuſammenſezung er ſich jezt beſchäftigt. Vor der Hand hat er die fehlende Stelle durch ein ſogenanntes Pyramidion von Holz erſezt.

Bei Gelegenheit der Errichtung des Obelisken gibt das Journal des Debats (11. Oktober) folgende Notizen über ähnliche Monumente: Nach den alten Schriftſtellern ſcheint Seſoſtris zwei Obelisken von 49 Mètres (151 Fuß) Höhe errichtet zu haben. Der, welchen Conſtantin aus Aegypten kommen ließ, hat 33 M. (103 Fuß); der, welcher noch zu Karnak ſteht, hat dieſelbe Höhe. Die gewöhnliche Größe iſt 22 bis 26 M. (68 – 80 F.); der, welcher den Plaz de la Concorde ſchmücken wird, hat 22 M. 80 Cent. (70 F.) und wenn die Spize reſtaurirt iſt, 24 M. (74 F.). Die Breite der Baſis beträgt immer nur etwa ein Zehntheil der Höhe. Der unſrige (von Luxor) hat 2 M. 42 C. ($7\frac{1}{2}$ F.) an der Baſis. Er verjüngt ſich allmählig, ſo daß er an dem Pyramidion, das ihn krönt, nur noch 1 M. 50 C. auf 2 Seiten und auf den beiden andern 1 M. 58 Cent. hat. Er wiegt 250,000 Kilogr. oder 500.000 Pfd. Der Obelisk vom Plaz des Lateran wiegt faſt das Doppelte, der vom Vatican, welchen Fontana errichtete, wiegt 680.000 Pfd. Die Säule des Pompejus zu Alexandrien iſt ein Monolith von 21 M. (65 F.) und wiegt ohngefähr eben ſo viel als der Obelisk von Luxor. Die Säulen der Iſaakskirche zu Petersburg haben 56 F. Höhe auf 6 F. im Durchmeſſer und ein Gewicht von 550,000 Pfd. Die Alexanderſäule, die 1831 zu Ehren des Kaiſers Alexander eingeweiht wurde, hat 80 F. Höhe, 7 F. im Durchmeſſer und ein Gewicht von 750.000 Pfd. Das Gewölbe über dem Grabmal des Theodorich zu Ravenna, welches aus einem einzigen Steinblock gehauen iſt, wurde von Soufflot auf 900,000 Pfund Gewicht geſchäzt. Der Granitblock, der als Baſis von Peters des Großen Reiterſtatue zu Petersburg dient und welchen der Ingenieur Caburi ſo glücklich dahin brachte, wiegt 3 Millionen Pfund.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 104.

Kunſt-Blatt.

Donnerstag, den 29. December 1836.

Ueber die neueſte Malerei in Paris.

(Beſchluß.)

Man wird bemerkt haben, daß wir unter den Hiſtorienmalern eine bedeutende Lücke gelaſſen haben, den großen Paul Delaroche. Weil an die Exiſtenz dieſes Künſtlers ſich die wichtigſten Fragen und Hoffnungen der Zukunft franzöſiſcher Kunſt knüpfen, ſchien es uns am geeignetſten, ihn am Schluſſe dieſer Bemerkungen zu beſprechen. Paul Delaroche iſt von der Natur mit einer Schärfe des Geiſtes, einer Unbeſtechlichkeit des Urtheils und dabei mit einer Ausdauer begabt, die ihn nirgends ſtehen bleiben, ſtets ſeiner Zeit voraneilen, ſtets neue, beſſere Bahnen ſich brechen und feſt, aber bewußt, ſeinem Ziele zuſteuern ließen. Was wir früher von der haarſcharfen Erfaſſung des dramatiſchen Moments ſagten, gilt von keinem mehr als von ihm; während die meiſten übrigen auf der zuerſt eingeſchlagenen Bahn verharrten, oder höchſtens einmal dem Impuls der Zeit folgten, ging Delaroche allmählig, aber beſtändig vor. Er hat alle Irrthümer ſeiner Zeit durchgemacht, manchen durch das Uebergewicht ſeines Talents ſeinen Namen geben müſſen, aber jezt ſich weiter als irgend einer, ſelbſt Vernet nicht ausgenommen, durchgedacht und durchgearbeitet, und ſcheint zu einem Reſultat gekommen, das, wenn es nur allgemeinen Eingang fände, das Gute und Beſte aller Richtungen, der deutſchen wie der franzöſiſchen, in Einem Brennpunkt vereinigen könnte. Leider ward es uns durch manche widrige Umſtände unmöglich gemacht, ihn in allen ſeinen Hauptwerken zu verfolgen; allein auch die wenigen, die wir ſahen, reichen hin, dies Urtheil zu begründen. Das älteſte derſelben iſt das Kind Joas, von Joſabeth dem Tode entriſſen und geflüchtet. Es iſt vom J. 1822 und gehört noch mehr der Schule als der freien Entwickelung des Künſtlers an. Joſabeth hält das verwundete Kind eng an ſich gedrückt: ein dunkel ſchwarzblauer Mantel umhüllt die eilig und verſtört Fliehende. Die Amme, als ſolche vielleicht zu alt gedacht, wendet ſich, zur Eile treibend, bange nach den Mördern um, die im Hintergrunde noch an ihrem blutigen Werke beſchäftigt ſind: Leichen bedecken den Boden. Ein düſteres Lampenlicht erleuchtet die Gruppe. Ueberall das ſich entfeſſelnde Streben nach Individualität im Kampfe mit den Grundſätzen der Schule. Weiter ſchon iſt Delaroche im Tode der Eliſabeth gekommen (1827). Das argliſtige, nun ſelbſt getäuſchte Weib erliegt der zu ſpäten Reue, der Verzweiflung, da die Entdeckung der ſterbenden Herzogin von Nottingham ſie als die Mörderin ihres Lieblings Eſſex ſich betrachten läßt. Alle Hülfe verſchmähend, hat ſie ſich auf den Boden geworfen und wälzt ſich, ſchon die Züge des Todes im Geſicht und in den welken, matt niederhängenden Händen, auf den Teppichen vor ihrem ſtolzen Throne. Der Kanzler Cecil kniet vor ihr, ihre Befehle zu empfangen. Umſonſt ſucht er ſie zu beruhigen, umſonſt ſind ihre Frauen um ſie bemüht. Dieſer Gegenſatz königlicher Pracht mit Verzweiflung und Todesnähe wirkt gewaltig, und dieſe Wirkung iſt es, welche Delaroche mit aller Energie feſtgehalten, ihr ſelbſt die gewöhnlichſten Regeln der Schönheit opfernd. Weniger gelungen erſcheinen die Nebenfiguren, deren ſteife Haltung und zum Theil bedeutungsloſe Geſichter des Meiſters nicht ganz würdig ſind. — Vier Jahre ſpäter erſchienen die Kinder Eduards. Die gefangenen Prinzen ſitzen auf dem alterthümlichen, breiten Bette mit ſchweren, grünen Vorhängen und altem Schnitzwerk, wo in den Wappenſchilden die Lilie von Frankreich und die Roſe von Lancaſter wechſeln. Der Aeltere, fieberkrank, blaß und matt, lehnt ſich mit ſchlaff gefalteten Händen auf den jüngeren Bruder; ſie haben in einem Buche geleſen, als das Geräuſch der nahenden Mörder, das Gebell des Hündchens, des Gefährten ihrer Einſamkeit, die bange Aufmerkſamkeit des Jüngeren erregt, der mit ängſtlichem Blick nach der zwar noch nicht geöffneten Thüre ſieht, zwiſchen deren Spalten aber und namentlich über deren Schwelle ſchon der Schein des kommenden Lichtes hindurchſchimmert.

Digitized by Google

Trefflich iſt dieſer Moment aufgefaßt und mit überzeugender Wahrheit in den feinſten Zügen wiedergegeben. Die ſpähende Unruhe in dem blühenden, hoffnungsvollen Geſichte des Jüngern, die kranke Gleichgültigkeit Eduards, der Gegenſatz ihrer Färbung; Haltung und Harmonie der Farben und des kalten Lichtes, Alles iſt trefflich, der Eindruck ein durchaus hiſtoriſcher und zugleich dramatiſch ſpannender, ohne theatraliſche Aeußerlichkeit. Wie ganz verſchieden dennoch dieſe Auffaſſung von jener deſſelben Gegenſtandes von Hildebrandt. Wir wiederholen es: der Franzoſe iſt dramatiſcher, der Deutſche lyriſcher. Hier die ſüßſchlummernden Knaben, ihrer Gefahr unbewußt, ein liebliches, rührendes Bild; ſelbſt die Mörder ſcheinen zu zagen und zu ſchwanken — ſind vielleicht im Begriff umzukehren, ohne die That vollführt zu haben; dort — die nahende Gefahr ſelbſt iſt uns verborgen, aber mächtig fühlen wir die Bangigkeit des Knaben, und gräßlich malt die Einbildungskraft die kommende Scene. Dabei iſt Delaroche im Vortheil, dieſe Züge genau den hiſtoriſchen Quellen entnommen zu haben und dieſen in Allem, was Anordnung und Koſtüm betrifft, gefolgt zu ſeyn, während Hildebrandt ſich mehrentheils an Shakespeare's Erzählung, doch mit Ausnahme der Todesart, hielt. Aber indem Delaroche die Krankheit Eduards ſo ſehr hervorhebt, indem er die Art des Verderbens nicht zeigt, läuft er nicht Gefahr, von Jenen, die den Gegenſtand nicht kennen, völlig mißverſtanden zu werden? Auch in Kraft und Vollendung der Behandlung, in der Wärme und Durchſichtigkeit des Tons, in der Sorgfalt aller dennoch gehörig untergeordneten Details hält freilich Delaroche's Bild keinen Augenblick den Vergleich aus. Alle Hauptſachen, mit Ausnahme der in der That etwas vernachläſſigten Hände, ſind in dieſem charakteriſtiſch, aber, wenigſtens ſcheinbar, leicht gemalt. Der faſt zu krankhafte Zuſtand des älteren Prinzen, die zu rothen Wangen des jüngeren, die vernachläſſigten Einzelnheiten, ſind fühlbare Mängel. Delaroche opferte damals noch aus Grundſatz das Einzelne dem Ganzen auf. Von dieſem Princip ſcheint er, ſtets voranſtrebend und in der wilden Bravourmalerei anderer Künſtler die Gefahren derſelben erkennend, ſeit ſeinem zweiten Aufenthalte in Italien völlig abgegangen zu ſeyn. Aus dieſer Zeit iſt ſeine jüngſt vollendete Cäcilie, ſein jezt auf der Staffelei befindliches Bild: Karl I. und ſeine Studien für die Magdalenenkirche. Karl I., bewacht und verhöhnt von den wilden Soldaten Cromwells. Dieſe gewaltige Compoſition, erſt vor 5 Wochen begonnen und ſchon untermalt, ſchon ein von der Leinwand ſich löſendes Enſemble, lebendige, charakteriſtiſche und ausdrucksvolle Köpfe bietend, verſpricht eins der ſchönſten Werke zu werden, die Delaroche und die neuere Kunſt hervorgebracht. In der Mitte des etwa 11 Fuß breiten und 8 Fuß hohen Bildes ſizt der unglückliche Stuart im einfachen ſchwarz-ſeidenen Kleide mit der blauen Schärpe: er hat in einem Buche geleſen, ſich in ſeiner entwürdigenden Lage zu faſſen, aber das Buch ſinken laſſen im Uebermaß innern Kampfes, den nicht ſeine ruhige, ernſte Haltung, nur der ſchmerzliche Zug um den Mund und die Stirn und der würdevoll-ſtrafende Blick des Duldenden ausſprechen, den er ſeitwärts auf den Soldaten richtet, der mit rohem Hohne ihm den Dampf ſeiner Pfeife ins Geſicht bläst, während mit höhniſchem Gelächter von der andern Seite ein halbtrunkener das Glas erhebt. Ein dritter hat ſich, ſchlafend, mit Armen und Kopf auf den Tiſch geworfen. Ueberall der gränzenloſeſte Hohn über das Unglück der gefallenen Majeſtät. Wir fühlen mit dem Armen, wir möchten ihn den Fäuſten der ſchmählichen Soldateska entreißen. Kaum erlabt ſich das Auge an einigen edlern Geſichtern. Dort der Jüngling, der, den Arm in die Seite geſtüzt, ſich nach dem Könige umwendet, ſcheint menſchlich zu fühlen, und, müßte er nicht ſchweigen, wäre Widerſtand nicht fruchtlos, ſo machte er gern der unwürdigen Scene ein Ende. Weiter hinten an den Säulen des Kamins, an die Wand gelehnt, der Mann in ergrauendem Bart und Haar iſt gewiß ein Anhänger des Königs, vielleicht ein Diener ſeines Hofes; — aber er muß zuſchauen mit ſchmerzlichem Mitleid und tiefſtem Unwillen, aber ſtumm und ſcheinbar ruhig, um die Rohheit der Fühlloſen nicht zur Wuth zu ſteigern. Es wäre voreilig, von einer Untermalung ſchon auf die Ausführung ſchließen zu wollen; aber bei dieſem Bilde, wenn man die Beſtimmtheit der Charaktere, die Durchſichtigkeit und Vorbereitung der Touchen und Gründe ſieht, wo gerade genug angedeutet iſt, um die Uebermalung zu leiten, ohne ſie zu ſtören, wenn man, mit einem Worte, ſieht, wie der Künſtler bewußt und conſequent ſeinem Style zuſteuert und ſchon jezt die eigenthümliche, dem Gegenſtande entſprechende Behandlung gefunden, darf man wohl einen Schluß auf die Vollendung machen. — Es war nicht möglich, das große Bild: den Einzug des Volkes ins Hôtel de ville nach Erſtürmung der Baſtille genau zu ſehen. Es ſcheint ein kräftiges Bild mit energiſchem Naturalismus, faſt an Caravaggio erinnernd. — Beim Kupferſtecher ſahen wir die heilige Cäcilia und trauten kaum unſern Augen, den Maler, den wir eben die Phyſiognomien der Wuth und Rohheit mit ſolcher derben Wahrheit hatten auffaſſen geſehen, ſich plötzlich ganz auf die entgegengeſezte Seite wendend, uns ein Bild, leuchtend in der klaren Himmelsluft, ſchattenlos, und doch ſich rundend und löſend, im edelſten Style, mit faſt Rafaeliſcher Schönheit und Reinheit der Conturen, mit vollendeter Grazie des Ausdrucks in den Köpfen uns vorführend zu erblicken. Cäcilia ſizt auf einem elfenbeinenen Seſſel mit reicher Moſaik, der zugleich als Brüſtung unten, wie oben der milde Himmel,

das Bild ſchließt. Ueber das weiße, ohne Gürtel herabwallende Leibgewand fällt der gelblich-weiße, inwendig grüne Mantel mit goldgeſticktem Saume; ihr Blick iſt zum Himmel gehoben, ihr Mund zum Lobgeſang geöffnet. An das ſüdlich-warme und doch mit vollem Lichte ſich von der Luft hebende Geſicht legt ſich das dunkle, einfach in einen Knoten geſchlungene Haar. Ihre wunderſchön gezeichneten Finger ſpielen auf der Handorgel, welche, als Geſchenk des Himmels, zwei vor ihr kniende Engel ihr darreichen. Ueber die Lieblichkeit dieſer Gebilde geht nichts: klar, feſt und beſtimmt ſind ihre Formen, und doch wie aus Himmelsduft gewoben. Der erſte iſt in ein leichtgefaltetes, lichtrothes, der andere in ein violett-changirendes Gewand gekleidet. Erſteres iſt der Länge nach fein geſtreift, was ſich in der Nähe nicht gut macht, in einigem Abſtand aber verſchwindet. Man mag dieſe Beſchreibung für übertrieben halten, weil man eben nicht gewohnt iſt, Zartheit des Umriſſes, Klarheit, Innigkeit und Naivetät von franzöſiſcher Kunſt zu erwarten. Wir können nur ſagen: kommt und ſeht! Freilich iſt es auch wohl nur Delaroche, der im Stande iſt, der deutſchen Kunſt auf ihrem eigenſten Gebiete erfolgreich gegenüberzutreten, und für ſich, wenn auch nicht für ſein Volk, Reinheit und Tiefe eines nichtſinnlichen, nicht um Beifall buhlenden Gefühls zu vindiciren. Wie vielſeitig aber das Wirken, wie ernſt das Streben dieſes Künſtlers, das zeigen, faſt mehr als alle ſeine vollendeten Bilder, jene Studienköpfe und Zeichnungen, die er für die Kirche der heil. Magdalena gemacht, deren Ausführung aber leider durch einen Zwieſpalt zwiſchen dem Künſtler und dem Miniſter vereitelt ward. Der Chriſtuskopf iſt gewiß der ſchönſte, ich möchte ſagen der einzig würdige, den franzöſiſche Kunſt gebildet, ſo tief, ſo erhaben, wie wir ihn nur aus den beſten Zeiten alter Kunſt zu ſehen gewohnt ſind. Trefflich iſt auch der der ſterbenden Magdalena, ebenfalls Studium. In den Zeichnungen der Gewandſtudien und Akte, fleißig bis ins kleinſte Detail, bis auf die feinſte Ader, und doch ſtets im hiſtoriſchen Charakter, ſahen wir nichts Schöneres. — So ſtreng wie in ſeinen eigenen ſpäteren Werken iſt Delaroche auch als Lehrer. Eine zahlreiche Schule bildet ſich unter ihm, manche haben ſich ſchon ausgezeichnet, wie Delaborde. Auch von den in Paris ſtudirenden Deutſchen ſchließen ſich viele, und mit Recht, an ihn an. Bouterweck aus Berlin hat jüngſt unter ſeiner Leitung ſein Bild: Romeo und Julia vollendet, über welches man in Deutſchland, wohin es bereits abgegangen, bald wird urtheilen können.

So finden wir denn nun in Frankreich Meiſter, die die Anerkennung jedes unpartheiiſchen Künſtlers und Kunſtfreundes verdienen, in allen Fächern, aber auch in verſchiedenen widerſtrebenden Richtungen. Einerſeits die bald ganz verſchwindende frühere klaſſiſche Schule, nur noch in einigen älteren Genoſſen David's und den Schülern Gérard's und Gros'. Dann die eigentlich romantiſche Schule, am würdigſten durch Vernet, Scheffer und Delacroix repräſentirt, aber zum Theil in eine nach Effect und Farbe zielende Bravourmalerei übergegangen. Endlich, als die zwei Stützen der kommenden Zeit, Delaroche mit ſeinem feinen, kräftigen Gefühle für die individuellſte Auffaſſung der Natur, für das vollſte, ſtets modificirte Eingehen in den Charakter des Gegenſtandes, und Ingres, auf klaſſiſchem Stamme den Zweig Rafaeliſchen und alt-italieniſchen Geiſtes impfend, wie es die kürzliche Ausſtellung eingeſandter Arbeiten von den Zöglingen der römiſchen Akademie beweiſt und namentlich das in Farbe und Effect ſchwache, in Zeichnung und Compoſition in einem faſt an Overbeck erinnernden Streben nach tiefem Seelenausdruck, höchſt verdienſtvolle Bild Flandrin's: St. Clair, die Blinden heilend. Und dieſe beiden Richtungen ſind es, wo deutſche und franzöſiſche Kunſt ſich die Hände reichen können: ſie ſelbſt ſtehen zu einander, wie die auch aus Rom, dem ewigen Mittelpunkte des Schönen, hervorgegangenen Beſtrebungen Overbeck's, Veit's und ihrer Nachfolger zu dem Wirken der norddeutſchen, namentlich der Düſſeldorfer Schule.

Am Schluſſe dieſer Bemerkungen müſſen wir dankend der oft verkannten Gefälligkeit dieſer Künſtler gedenken, welche, wo ſie wahres Intereſſe für die Sache und nicht bloße Neugierde der Pariſer Pflaſtertreter oder anmaßender Fremden ſehen, gegen deren Indiscretion allein eine etwaige Abſperrung der Ateliers gerichtet iſt, weder Mühe noch Zeit ſcheuen, den Beſuch derſelben ſo erſprießlich als möglich zu machen. Freundlich kamen ſie dem Kunſtjünger wie dem bloßen Kunſtfreunde entgegen, und ſo ward es uns ſelbſt in der unglücklichſten Zeit möglich, ſo manches Atelier, ſo manches noch verſchloſſene Werk zu ſehen.

Nachrichten vom November.

Bauwerke.

Coblenz, 22. Oktober. Das Kloſter zu Oberweſel iſt am 19. durch eine Feuersbrunſt gänzlich zerſtört worden.

London, 5. November. Am 5. November wurde die Chriſtkirche zu Doncaſter, ein ſchönes Denkmal der gothiſchen Baukunſt, durch den Blitz zerſtört.

25. Oktober. Der berühmte Hafendamm (gewöhnlich Breakwater oder Waſſerbrecher genannt) vor dem Plymouth-Sunde iſt am weſtlichſten Ende, wohin ein Leuchtthurm kommen wird, ſeiner Vollendung nahe. Die Aufführung dieſes Baues iſt eins der kühnſten und ſchwierigſten Unternehmen alter und neuer Zeit.

Digitized by Google

Paris, 9. November. Die neue Kirche zu St. Vincent und Paul im Faubourg Poiſſonière ſchreitet raſch vorwärts. Sie iſt im griechiſchen Style der Madelaine erbaut, bekommt aber zwei viereckige Thürme, die bereits begonnen ſind.

Pau. Der Palaſt Heinrichs IV. wird auf Koſten der Civilliſte reſtaurirt.

Athen, 6. Oktober. Der Palaſt des Königs hat ſich bereits eine Elle hoch über den Boden erhoben; er wird ganz aus Marmor aufgeführt.

Bildnerei.

Berlin, 20. Oktober. Das 11 — 12 Fuß hohe Standbild Albrecht Dürer's ſteht nun in Rauchs Atelier in Thon vollendet da, und in wenigen Tagen wird der Gypsguß gemacht und zum Verſenden bereit ſeyn. In der Geſichtsbildung hat ſich der Künſtler hauptſächlich nach einem in Braunſchweig befindlichen in Holz geſchnizten Medaillon und nach den auf den Wiener Bildern von Dürer ſelbſt angebrachten Portraits gerichtet. Ob der Guß, dem urſprünglichen Plane gemäß, in Nürnberg ſtattfindet, wo die Statue auf dem Hügel hinter der Sebalduskirche aufgeſtellt wird, muß ſich erſt noch entſcheiden.

Denkmäler.

Frankfurt, 12. November. Das von dem Bildhauer von Launiz gefertigte Modell zu dem Guibert'ſchen Denkmale iſt nun fertig. Auf einem runden Piedeſtal, geſchmückt mit fünf Figuren in Basrelief, erhebt ſich die koloſſale Büſte des Gefeierten. Der Erzgießer Hr. Beyer allhier iſt mit dem Guſſe beauftragt und die Stelle des öffentlichen Spaziergangs, wo das Denkmal aufgeſtellt werden wird, bereits bezeichnet.

Darmſtadt. Die Gemeinde Groß-Rohrheim hat aus eigenen Mitteln dem Großherzogl. Heſſiſchen Oberbaudirector Dr. Krönke, demſelben, welcher den Rheindurchſtich am Geyſer leitete, ein 12 Fuß hohes Denkmal aus rothem Sandſtein, mit bezüglichen Inſchriften und Darſtellungen, errichtet. Das Monument beſteht aus einem Würfel und iſt von dem hieſigen Hofbildhauer Scholl gearbeitet.

München. Der Bildhauer Hr. Woltreck aus Deſſau, jezt hier, hat vom König von Bayern den Auftrag erhalten, die koloſſale Büſte des kürzlich verſtorbenen Dichters Grafen Platen für die Walhalla in Marmor auszuführen.

Rom, 2. November. Thorwaldſen arbeitet für den Kronprinzen von Bayern eine Statue: Conradin von Schwaben, und hat ein Basrelief: Hektor's Abſchied, vollendet. Beide Werke werden außerordentlich bewundert.

Mailand. Der berühmten Sängerin Malibran wird auf Subſcription eine Denkmal errichtet, das von dem berühmten Bildhauer Marcheſi ausgeführt und noch vor Ende des nächſten Carnevals fertig werden ſoll.

Brüſſel, 17. November. Auf dem Ausgabe-Budget für 1837 ſteht eine Summe von 50,000 Fr. für das Monument auf dem Märtyrerplaze; in dem vorjährigen Budget waren dafür nur 35,000 Fr. angeſezt.

Viborg, 15. November. Bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums wurde ein dem Reformator Hans Tauſen errichtetes, von dem Bildhauer Freund aus Sandſtein gearbeitetes Denkmal enthüllt.

St. Petersburg, 12. November. Die 16 Schlachtfelder des Jahres 1812, auf welchen Denkmäler errichtet werden ſollen, zerfallen in drei Claſſen, hinſichtlich der Bedeutenheit der Orte, Schlachten und Erfolge. Zur erſten Claſſe gehört das Borodino'ſche Schlachtfeld, (für welches das Monument beſtimmt iſt, das nach dem gegenwärtig auf dem Marsfelde aufgeſtellten Modell gearbeitet werden ſoll.) zur zweiten die Wahlſtätten von Tarutino, Malo-Jaroslaw, Krasnoy, Studenka, Kljäſtiz, Smolensk, Polozk, Tſchaſchnik, Kulakowo, Kowno; zur dritten Saltanowka, Oſtrowna, Kobriin, Gorodetſchno, Wjasma. Zu dem vom Finanzminiſter eröffneten Concurs meldeten ſich mehrere talentvolle Künſtler mit Einreichung von Plänen. Von dieſen hat der Kaiſer vorläufig drei vom Architekten Adamini gefertigte Zeichnungen der bei Borodino, Smolensk und Kowna aufzuführenden Monumente genehmigt, zu deren Errichtung nun unverzüglich geſchritten werden ſoll.

29. November. Auf dem hieſigen Marsfelde ſieht man jezt eine Pyramide mit Emblemen und Inſchriften aufgeſtellt, das Modell des Monumentes, welches der Adel von Moskau und Smolensk auf dem Schlachtfelde von Borodino aufzuſtellen beabſichtigt.

Gemmen-Abdrücke.

Rom. Bei Cades iſt nun eine Sammlung von Abdrücken der vorzüglichſten antiken geſchnittenen Steine, nach Epochen und Gegenſtänden von dem Hannöverſchen Leg. Rath Ritter v. Keſtner geordnet und mit einem ſehr gut gearbeiteten Verzeichniß verſehen, käuflich zu haben.

Berlin. Von der ehemaligen Stoſchiſchen, jezt Königl. preußiſchen Sammlung wurden bekanntlich ſchon vor mehreren Jahren durch Hrn. Reinhardt in Berlin Abdrücke gemacht, welche nach dem Wickelmann'ſchen Katalog numerirt ſind. Seitdem iſt Herrn Profeſſor Tölkens Verzeichniß der gegenwärtig im Königl. Muſeo aufgeſtellten Sammlung von Intaglio's, von welcher die Stoſchiſche nur einen Theil ausmachte, erſchienen, und von dieſer Sammlung ſind nun Abdrücke durch den Diener bei der Sammlung, Herrn Krauſe, beſorgt und nach dem Tölken'ſchen Katalog numerirt worden. Bereits ſind auch einige der vorzüglichſten Cameen durch Hrn. Krauſe geformt. Dieſe Sammlung koſtet circa 100 Thlr.

In der ſogenannten Kunſtkammer in Berlin findet ſich gegenwärtig eine große Anzahl, meiſt aus der Nagler'ſchen Sammlung herſtammender, altdeutſcher, in Holz geſchnizter Bildnißmedaillons. Von dieſen hat Hr. Reinhardt ebenfalls Gypsabdrücke gefertigt; ſie ſind ein wichtiger Beitrag zur Kunde der deutſchen Bildſchnizerei und Stempelſchneidekunſt, da ſie wohl auch als Vorbilder für gegoſſene Medaillons dienten.

Malerei.

Niederlande. Ein Bäcker zu Lockeren kaufte neulich für 50 Fr. ein altes Gemälde: Abigail, die dem David entgegen geht. Es fand ſich ſpäter, daß es ein Bild des Otto Venius, Meiſters des Rubens, iſt, deſſen Namen mit der Jahrszahl 1595 es trägt. Dem glücklichen Käufer ſind bereits 25,000 Fr. vergeblich geboten worden. Das Bild iſt 5 Fuß hoch und 3 Fuß breit, auf Leinwand und ward nie retouchirt. Das Brüſſeler Muſeum beſizt von dieſem Meiſter nur ein kleines Bild, ein Ecce Homo.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

Literatur-Blatt

auf das Jahr 1836.

Redigirt

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

Digitized by Google

Alphabetiſches Verzeichniß.

Abraham a St. Clara, Werke . . Nr. 29. S. 116.
Adolfine, Lotosblätter . . . Nr. 102. S. 408.
Aeſthetik . . Nr. 124—125, 127. S. 493—497, 505.
Afrika, ſ. Semilaſſo.
Alexander der Große, ſ. Droyſen.
Alexis, W., das Haus Düſterweg . Nr. 34. S. 134.
Alpenroſen . . . . . . Nr. 112. S. 448.
Altartafel, die goldene, Heinrichs II. Nr. 93. S. 372.
Alterthumskunde N. 61—66, 71, 75, 92. S. 241—262, 282, 297, 365.
Altgriechiſche Literatur . . Nr. 18, 19. S. 69, 73.
Alvensleben, L. v., die Eroberung Siciliens . . . . . Nr. 15. S. 59.
Amerika, ſ. Reiſen.
Ammon, v., die Fortbildung des Chriſtenthums . . . . . Nr. 102. S. 405.
Ammon, Fr. A. v., Brunnendiätetik Nr. 41. S. 164.
Angelſtern, Thaleck . . . . Nr. 116. S. 463.
Anſichten aus der Cavalier-Perſpektive Nr. 128. S. 509.
Arnim, A. v., ſechs Erzählungen . Nr. 122. S. 485.
Ariſtophanes Werke, überſ. v. Droyſen Nr. 51. S. 201.
Arth, F. v., Mairoſen . . . Nr. 122. S. 488.
Atellanen, von Jovialis . . . Nr. 74. S. 293.
Auguſti, die Religionswanderungen des Herrn Th. Moore . . . Nr. 99. S. 396.
Baader, Franz, philoſoph. Schriften Nr. 42. S. 165.
Bacherer, Eliſabeth Cromwell . . Nr. 73. S. 290.
Balbi, essai sur les bibliothèques de Vienne . . . . . . Nr. 43. S. 172.
Balzac's Schriften, überſ. v. Seybold Nr. 76. S. 301.
— Goriot, überſ. von F. v. R. Nr. 76. S. 301.
— Eugenie, überſ. v. F. Tarnow Nr. 76. S. 303.
Banim, das Haus Rowlan . . Nr. 11. S. 53.
— Peter aus der alten Burg . Nr. 14. S. 54.
Barth, die Mythen d. Lebens Jeſu Nr. 113. S. 451.
Bauch, Epaminondas . . . Nr. 75. S. 300.
Bauer, die Ueberſchwänglichen . . Nr. 117. S. 468.
Baur, die Paſtoralbriefe Pauli . Nr. 111. S. 442.
Bechſtein, L., der Fürſtentag . . Nr. 12. S. 46.
— — des Haſſes u. der Liebe Kämpfe . . . . Nr. 75. S. 300.
— Novellen . . . . Nr. 122. S. 488.
Beck, der chriſtliche Glaube . . Nr. 112. S. 446.
Beckers Mittheilungen üb. d. Zuſtand der Seele nach dem Tode . . Nr. 121. S. 482.
Beer, Michael, ſämmtl. Werke . Nr. 60. S. 240.
Bericht vom Cap über Herſchels Entdeckungen im Monde . . . Nr. 110. S. 440.
Belagerung, die, d. Caſtels von Gozzo Nr. 15. S. 58.
Belani, der Premierminiſter . . Nr. 35. S. 139.
— romantiſche Erzählungen . Nr. 35. S. 140.
Berghaus, Almanach der Erdkunde . Nr. 123. S. 492.
Beſchreibung d. Stadt Rom, von Platner, Bunſen, Gerhard u. Röſtell Nr. 20. S. 77, 81.
Betrachtungen üb. d. Gebet d. Herrn Nr. 118. S. 469.
Bibliothek des Frohſinns . . . Nr. 109. S. 436.
Biernatzki, Wege zum Glauben . Nr. 129. S. 516.
Biſchof, merkwürd. Criminalrechtsfälle Nr. 27. S. 108.
Bismark, Graf v., die kaiſ. ruſſiſche Kriegsmacht . . . Nr. 53, 4. S. 209, 213.
Blätter aus Prevorſt . . . Nr. 44. S. 175.
Blum, Herodot und Kteſias . . Nr. 71. S. 282.
Bobrik, Vorträge über Aeſthetik . Nr. 124. S. 496.
Böhme's, Jakob, Leben und Wirken, von Wullen . . . . . . Nr. 120. S. 477.
Börne und der deutſche Patriotismus Nr. 37. S. 145.
Bohemus, Frauengröße . . . Nr. 12. S. 48.
Bohlen, P. v., die Geneſis . . Nr. 111. S. 442.
Borck, Dornenkranz der Religionsverfolgung . . . . . . Nr. 35. S. 139.
Bornſtedt, A. v., Briefe üb. Paris ꝛc. Nr. 21. S. 84.
Brail's Seezüge, von Richard . . Nr. 117. S. 465.
Brandes, Aufſätze über Aſtronomie . Nr. 19. S. 75.
Brandis, Geſchichte der griechiſch-römiſchen Philoſophie . . . Nr. 62. S. 247.
Braun, Wanderungen in Griechenland Nr. 125. S. 500.
Braun, G. C., Erwin von Steinbach Nr. 12. S. 45.
Bray, Miſtreß, Romane . . . Nr. 117. S. 466.
Bretſchneider, die Grundlage des Pietismus . . . . Nr. 102. S. 407.
Bridgewater-Bücher . . . . Nr. 17. S. 67.
Briefe in die Heimath, während einer Reiſe nach Mexiko . . . . Nr. 10. S. 37.
Bronn, die Kalobiotik . . . Nr. 127. S. 507.
Brummer, Taſſo . . . . Nr. 71. S. 295.
Buchner, Geſchichte des großherzogl. heſſiſchen Landtags . . . . Nr. 22. S. 88.
Bülow, v., Novellenbuch . . Nr. 94. S. 373.
Bürck, König Arthur . . . Nr. 73. S. 291.
— Heinrich von Ofterdingen . Nr. 12. S. 45.
Bürger's ſämmtliche Werke . . Nr. 32. S. 128.
Bulwer's Werke } . . Nr. 13. S. 49.
— neueſte Romane }
Buſch, Anleitung zur Mittheilung der Religion . . . . . . Nr. 99. S. 396.
Byrons Manfred, überſ. von Köpke Nr. 62. S. 217.
Carové, über kirchliches Chriſtenthum Nr. 103. S. 409.
Carteſius, ſ. Erdmann.
Carus, Briefe üb. Landſchaftsmalerei Nr. 125. S. 498.
Chamier, das Leben eines Seemannes Nr. 47. S. 186.
Chamiſſo, A. v., Peter Schlemihl . Nr. 26. S. 104.
Chezy, W. v., der fahrende Schüler Nr. 94. S. 375.
Chile, ſ. Pöppig.
Chriſtoph Walter, Novellen . . Nr. 107. S. 428.
Clemens, das Manifeſt der Vernunft Nr. 17. S. 68.
Cochem, Martin von, die vier letzten Dinge . . . . Nr. 121. S. 481.
Cöleſtine, ein Weihgeſchenk . . Nr. 120. S. 480.

Digitized by Google

Cooper's Werke / — die Meerkatze } . . . Nr. 19. S. 76.
Coriſande von Mauleon . . . Nr. 97. S. 388.
Couſin, ſ. Schelling.
Cramer, le livre de l'homme . Nr. 119. S. 475.
Detmold, Anleit. zur Kunſtkennerſchaft Nr. 125. S. 498.
Dichtkunſt, helleniſche, ſ. Ulrici.
Dieſterweg, über das Verderben auf deutſchen Univerſitäten Nr. 56, 57. S. 222, 224.
Dilthey, griechiſche Fragmente . . Nr. 27. S. 103.
Dramatiſche Literatur Nr. 50—52, 54, 58—60, 62, 65, 66, 71—75, 77, 95. S. 197—205, 214, 229—237, 245, 260, 264, 284—300, 308, 377.
Droyſen, Geſchichte Alexanders d. Gr. Nr. 64. S. 255.
— Geſchichte der Nachfolger Alexanders . . . . . . Nr. 92. S. 365.
Ducange, Schloß Teufelslager . . Nr. 101. S. 403.
Duller, Ed., die Feuertaufe . . Nr. 12. S. 46.
— — Kronen und Ketten . Nr. 12. S. 46.
Eble, die Bäder zu Gaſtein . . Nr. 40. S. 159.
Eine unter Tauſend . . . . Nr. 129. S. 515.
Ehrenrett. d. Naturforſch. Schweigger Nr. 42. S. 167.
Eichel, Schatten des Lebens . . Nr. 116. S. 464.
Eichendorff, Frhr. v., Dichter und ihre Geſellen . . . . . . Nr. 122. S. 486.
Eiſenbahnen, ſ. Plieninger.
Elsholtz, v., Schauſpiele . . . Nr. 74. S. 296.
Emmy, Märzveilchen . . . Nr. 116. S. 464.
Ende des jungen Deutſchlands . . Nr. 66. S. 261.
England, ſ. Raumer.
Engliſche Bibliothek, ſ. Kreling.
Erdmann, Philoſophie des Carteſius Nr. 29. S. 115.
Erwin von Steinbach, Roman . . Nr. 12. S. 45.
Erzählungen aus der Kopenhagner fliegenden Poſt . . . . . . Nr. 97. S. 388.
Eſchenmayer, die Hegel'ſche Religionsphiloſophie . . . . . . Nr. 33. S. 131.
Fallmerayer, welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf d. Schickſal Athens Nr. 86, 87. S. 341, 5.
Falkenſtein, Thadd. Kosziuszko Nr 70, 1. S. 277, 281.
Fauſt, von B. v. B. . . . . Nr. 59. S. 235.
Fehr, die Inſel Sicilien . . . Nr. 22. S. 85.
Ferrand, Novellen . . . . Nr. 94. S. 375.
Fichte, Wiſſenſchaftslehre / — Einleitungsvorleſungen } . Nr. 33. S. 132.
— jun., über Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie Nr. 32. S. 125.
Fiſcher, Fr., die Naturlehre der Seele Nr. 43. S. 169.
— G., die falſchen Erwartungen von den Volksſchulen . . . Nr. 82. S. 326.
— K. Ph., Metaphyſik / — — Freiheit d. menſchlichen Willens } Nr. 41. S. 162.
Flathe, Geſchichte Macedoniens . Nr. 65. S. 257.
Fleckles, Wegweiſer nach den vorzüglichſten Heilquellen des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates . . . . . . Nr. 39. S. 156.
Foa, Eugenie, die Jüdin . . Nr. 84. S. 333.
Förſter, Ernſt, Beiträge zur neuern Kunſtgeſchichte . . . . . Nr. 125. S. 498.
France littéraire . . . . Nr. 15. S. 60.
Franceſca Cararra . . . . Nr. 13. S. 52.
Frank, v., König Eduards Söhne . Nr. 71. S. 284.
Freyſtadt, philosophia kabbalistica . Nr. 28. S. 111.
Gairdner, essay on the natural history etc. of mineral and thermal springs . . . . Nr. 39. S. 153.
Gans, Rückblick auf Perſonen und Zuſtände . . . . . . Nr. 126. S. 501.
Gaudy, Frhr. v., Deſengaño . . Nr. 93. S. 370.
Gay, die Herzogin von Chateauroux Nr. 13. S. 52.
Gebſer, Geſchichte der Domkirche zu Königsberg . . . . . Nr. 106. S. 424.
Gehe, Demetrius . . . . Nr. 94. S. 376.
— vermiſchte Schriften . . Nr. 95. S. 379.
Geſchichte der helleniſchen Dichtkunſt, ſ. Ulrici.
Geſchichte der Grafen von Eberſtein, ſ. Krieg.
Geſchichte Griechenlands, ſ. Schorn.
Geſchichte der griechiſchen Revolution, ſ. Kind.
Geſchichte Macedoniens, ſ. Flathe.
Geſchichte der Philoſophie, ſ. Ritter.
Geſchichte der polniſchen Revolution, ſ. Spazier.
Geſchichte Rußlands, ſ. Strahl.
Geſchichte des Skepticismus, ſ. Tafel.
Geſchichte d. trojan. Krieges, ſ. Uſchold.
Geſchichte der Zigeuner, ſ. Tetzner.
Geſundbrunnen und Mineralbäder, Schriften über . . Nr. 38—41. S. 149—164.
Glagolita Clozianus ed. Kopitar . Nr. 85. S. 339.
Godolphin oder der Schwur . . Nr. 127. S. 507.
Grab, das, des Puritaners . . Nr. 13. S. 52.
Grabbe, Hannibal . . . . Nr. 51. S. 203.
— Aſchenbrödel . . . Nr. 52. S. 205.
Gräfe, über Schulreform . . . Nr. 78. S. 309.
Griechenland, Werke über Nr. 86—88. S. 341—349.
Griechenland, ſ. Braun.
Griech. Denkwürdigkeiten v. J. A. S. Nr. 87. S. 347.
Griechiſche Fragmente, ſ. Dilthey.
Groos, die geiſtige Natur d. Menſchen Nr. 45. S. 180.
Groß-Hoffinger, Gallerie der Denker Nr. 29. S. 113.
— Oeſtreich i. J. 1835 Nr. 36. S. 143.
Groſſi, Marco Visconti . . . Nr. 15. S. 57.
Große, K., das Leben im Reiche Gottes . . . . Nr. 111. S. 444.
Gubitz, deutſcher Volkskalender . Nr. 33. S. 132.
Guide to all the watering and sea bathing places . . . Nr. 38, 9. S. 151, 3.
Härlin, unſere Anſprüche auf Fortdauer nach dem Tode . . . Nr. 121. S. 483.
Hagemeiſter, Rußlands Territorialvergrößerungen . . . . Nr. 67. S. 265.
Hagen, F. v., Frühblüthen . . Nr. 118. S. 472.
Halling, altdeutſche Schauſpiele . Nr. 50. S. 199.
Haniſch, neueſte Erzählungen . . Nr. 118. S. 472.
Hanke, H., die Perlen . . . Nr. 116. S. 463.
Hauch, Tiberius . . . . Nr. 95. S. 378.
Heeringen, G. v., Fränkiſche Bilder Nr. 12. S. 47.
Hegemann, Reiſe durch Italien . Nr. 21. S. 83.
Heilquellen, die, am Unterharz . Nr. 41. S. 164.
Heine, Salon . . . Nr. 30, 1. S. 119, 121.
Heinſius, Verhältniß der Moralität zur Intelligenz . . . . . Nr. 84. S. 336.
Henrici, die Kupferſtecherkunſt . . Nr. 125. S. 499.

Digitized by Google

Herbart, Einleitung in die Philoſophie Nr. 41. S. 161.
— pädagogiſche Vorleſungen . Nr. 82. S. 327.
Hermann, C. F., Lehrbuch der griech. Staatsalterthümer . . . Nr. 92. S. 366.
Herr Thaddäus, ſ. Mickiewicz.
Heuſinger, des Kriegers Feierabende Nr. 35. S. 140.
Heyfelder, über Bäder und Brunnenkuren . . . . . . Nr. 40. S. 157.
— Imnau u. ſeine Heilquellen Nr. 40. S. 158.
Hofacker, Sittengeſetz u. Offenbarung — la nouvelle Eglise Nr. 119. S. 475.
Hoffmann, Fr., Vorhalle zur ſpeculativen Lehre Franz Baaders . Nr. 42. S. 165.
— K. J., die Wiſſenſchaft der Metrik . . . . . Nr. 127. S. 506.
— S. F. W., die Alterthumswiſſenſchaft . . . . . Nr. 61. S. 241.
Hoffmeiſter, Romeo oder Erziehung und Gemeingeiſt . . . . Nr. 82. S. 325.
Hüffel, Prachtbibel . . . . . Nr. 111. S. 444.
Hülsmann, Predigerbibel . . . Nr. 105. S. 418.
Hufeland, Ueberſicht der Heilquellen Deutſchlands . . . . . . Nr. 39. S. 155.
Hugo, Victor, Angelo Tyran de Padoue . . . . Nr. 10, 11. S. 39, 41.
— — Werke . . Nr. 72, 73. S. 285, 9.
Jacobs, Demoſthenes Staatsreden . Nr. 64. S. 253.
Jean Paul, Wahrheit aus ſein. Leben — — Briefwechſel mit H. Voß — — Biographie v. Spazier Nr. 48, 9. S. 189, 193.
Jeitteles, äſthetiſches Lexikon . Nr. 124. S. 496.
Ingemann, Prinz Otto . . . Nr. 14. S. 56.
John, Marſton Hall . . . Nr. 13. S. 52.
Jomini, tableau analytique des principales combinaisons de la guerre Nr. 123. S. 489.
Italien, Werke über Nr. 20—23. S. 77—89.
Jugendwanderungen des Verſtorbenen Nr. 130. S. 517.
Julian, Skizzen . . . . . Nr. 101. S. 401.
Kalenderſtreit, der, in Riga . Nr. 97. S. 388.
Kayſer, Frhr. v., Verſuch einer Feſtſtellung der natürlichen und chriſtlichen Theologie . . . . . Nr. 103. S. 411.
Keller, K., Bosheit und Wahnglaube Nr. 12. S. 46.
Kerner, J., eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur. Nr. 108, 9. S. 429, 433.
— Nachricht vom Vorkommen des Beſeſſenſeyns . . . . . Nr. 109. S. 435.
Kind, Th., Geſchichte der griechiſchen Revolution . . . . Nr. 87. S. 347.
Kirche und Gottesgelahrtheit Nr. 98—100, 102—105, 107, 111—113, 115, 118—121. S. 389—397, 405—417, 425, 441—451, 459, 469—481.
Klaiber, Bemerkungen über das Leben Jeſu von Strauß . . . . . Nr. 100. S. 398.
Knauer, der evangel. Kirchenfreund Nr. 112. S. 445.
Kobbe, Th. v., nordiſche Blüthen Nr. 129. S. 526.
— — N. H. Ec. Meyer Nr. 34. S. 136.
König, die Bußfahrt . . . Nr. 77. S. 308.
König und Freiheit . . . . Nr. 34. S. 136.
Kosmopolita, Afronius Fatagel . Nr. 121. S. 484.
Koszinszko, ſ. Falkenſtein.
Kreling, K. v., engl. Bibliothek Nr. 13, 118. S. 52, 472.
Krieg von Hochfelden, Geſchichte der Grafen von Eberſtein . . . Nr. 106. S. 424.
Krug, philoſophiſches Lexikon . . Nr. 26. S. 102.
Krummacher, d. Leben d. h. Johannes Nr. 111. S. 441.
Kruſe, Verwirrung und Selbſtſucht Nr. 101. S. 404.
Kutzen, Perikles als Staatsmann . Nr. 75. S. 299.
Lamb, Carol., Ada Reis . . Nr. 101. S. 403.
Lambrecht, Waska . . . . Nr. 77. S. 308.
Landauer, Jehovah und Elohim . Nr. 111. S. 441.
Laval, Maria von Medicis . . Nr. 84. S. 333.
Lax, die Reiſekur . . . . Nr. 94. S. 376.
Lebeus, des, Wechſel . . . Nr. 116. S. 464.
Lebensbilder aus beiden Hemiſphären Nr. 36. S. 141.
Lehmann, das Evangel. in Gymnaſien Nr. 115. S. 459.
Lelly, Chevalier de, Cavalier-Perſpektive . . . . Nr. 128, 9. S. 509, 513.
Lenau, Fauſt . . . Nr. 58, 59. S. 229, 233.
Lennep, van, der Pflegeſohn . . Nr. 12. S. 48.
Leonhardt, Caroline, Conradin von Schwaben . . . . . Nr. 65. S. 260.
Leſſing, Carol., hiſtoriſche Novellen Nr. 35. S. 139.
Lisco, das neue Teſtament . . Nr. 111. S. 444.
Literatur, die junge . . . Nr. 1—5. S. 1—17.
Literaturgeſchichte, griech., ſ. Peterſen.
Littrow, Geſchichte der Entdeckung der Gravitation . . . . . Nr. 90. S. 359.
— die Wunder des Himmels Nr. 89, 90. S. 353, 359.
Locmaria, Graf, die Guerillas . . Nr. 35. S. 140.
Lorenz, Wilhelmine, die Geſchwiſter Nr. 14. S. 54.
— — Eliſabeth Tarakonow Nr. 14. S. 55.
— — Er kehrt zurück . Nr. 14. S. 55.
Lorinſer, zum Schutz der Geſundheit auf Schulen . . . . Nr. 56, 7. S. 222, 4.
Malty, Andeutungen über Mathematik und Philoſophie . . . Nr. 42. S. 166.
Makanna oder das Land der Wilden Nr. 15. S. 60.
Marryat, der Seeofficier . . . Nr. 47. S. 186.
— Peter Simpel . .
— Jacob Ehrlich . .
— Newton Forſter . .
— Der Pirat . .
— Japhet . .
— Erzählungen eines Paſcha
Nr. 96, 97. S. 381, 385.
Maſſaloup, der Corregidor . Nr. 35. S. 139.
— der Hochmuthsteufel . Nr. 94. S. 376.
Maurer, Staatsrath v., das griech. Volk in öffentlicher, kirchlicher u. privatrechtlicher Beziehung . Nr. 87. S. 347.
Meerfels, die Familie Walldorf . Nr. 34. S. 136.
Merkur, Schweizeriſcher . . . Nr. 44. S. 176.
Mexiko, ſ. Briefe.
Mickiewicz, Herr Thaddäus . Nr. 68, 9. S. 270, 3.
Miſes, Dr., das Büchlein vom Leben nach dem Tode . . . . Nr. 121. S. 482.
Mnemoſyne, Schilderung a. d. Leben Nr. 116. S. 464.
Möller, über Sohlbäder . . . Nr. 41. S. 161.
Molitor, Philoſophie der Geſchichte, oder über Tradition . . . Nr. 28. S. 109.
Montgomery Martin, die brittiſchen Colonien . . . . Nr. 25, 6. S. 98, 103.
Moore, Th., Reiſen eines Irländers, um die wahre Religion zu ſuchen Nr. 99. S. 395.
Morgan, Lady, die Prinzeſſin und die Beguine . . . . . Nr. 34. S. 133.
Morier, Auguſta, d. Jungfrau v. Kars Nr. 15. S. 59.

Digitized by Google

Mortonval, der Mönch u. die Dame Nr. 83. S. 332.
Moſel, Edler v., Geſchichte der kaiſ. königl. Hofbibliothek in Wien . Nr. 43. S. 172.
Muchar, v., das Bad Gaſtein . Nr. 40. S. 159.
Müage, der Chevalier . . . . Nr. 36. S. 142.
Müller, C. Fr., der Geſundbrunnen zu Teinach . . . . . Nr. 41. S. 164.
— C., Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten . Nr. 125. S. 499.
Müller, J., das chriſtliche Leben . Nr. 112. S. 446.
— W., die Verworfenen . Nr. 83. S. 330.
— des Bettlers Gabe . Nr. 83. S. 332.
Napoleons Leben, mit Nutzanwendung auf das Leben Jeſu v. Strauß Nr. 111. S. 444.
Nationalkalender für die deutſchen Bundesſtaaten . . . . Nr. 125. S. 500.
Neidhard, amerikaniſches Magazin . Nr. 9. S. 36.
Neumann, Ueberſiedelung von 40,000 Armeniern . . . . . . Nr. 67. S. 266.
Nitzſch, Beantwortung der Symbolik Möhlers . . . . . . Nr. 99. S. 395.
Noblet, über Dreifaltigkeit . . Nr. 119. S. 475.
Nork, die Seleniten . . . Nr. 110. S. 440.
Novellen vom Verf. e. Alltagsgeſchichte Nr. 97. S. 388.
Novellenbuch, ſ. Bülow.
Oefele, Frhr. v., Widerhold . Nr. 12. S. 48.
Ohneſorgen, Bilder a. d. Kriegsleben Nr. 34. S. 136.
Oſann, Darſtellung der Heilquellen Nr. 39. S. 155.
Pädagogiſche Literatur Nr. 78, 79, 81, 82, 84. S. 309, 316, 323, 325, 336.
Pannaſch, v., dramat. Dichtungen . Nr. 66. S. 261.
Pardon, Miß, Skizzen aus Portugal Nr. 35. S. 137.
Paris im Jahr 1836 . . . . Nr. 132. S. 525.
Paſſavant, v. d. Freiheit d. Willens Nr. 41. S. 163.
Peyer, Georg, die Zigeuner . Nr. 94. S. 376.
Peschier, histoire de la littérature allemande . . . . Nr. 31, 49. S. 121, 196.
Peez, Wiesbaden u. ſeine Heilquellen Nr. 40. S. 160.
Pellico, Silvio, Denkwürdigkeiten in vier Sprachen . . . . . Nr. 125. S. 500.
Pepinga, d. Leben im Planeten Venus Nr. 110. S. 440.
Peregrin, Jakob Waldis . . . Nr. 103. S. 412.
Peterſen, Handbuch der griech. Literaturgeſchichte . . . . . Nr. 75. S. 297.
Pflanz, über das religiöſe u. kirchliche Leben in Frankreich . . . Nr. 107. S. 425.
— freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum . . . Nr. 107. S. 427.
Pfnor, Forſchungen der Vernunft . Nr. 41. S. 162.
Phantaſus, Skizzenbuch . . . Nr. 98. S. 392.
Philoſophie Nr. 26—33, 41—45. S. 101—129, 161—177.
— griechiſch-röm., ſ. Brandis.
Plate, Leontine von Medici . . Nr. 95. S. 380.
Plieninger, Bericht über die Eiſenbahn von Brüſſel nach Mecheln . Nr. 129. S. 526.
Pöppig, Reiſe in Chile und am Amazonenſtrom . . . . . Nr. 7—9. S. 26—33.
Pompeji . . . . Nr. 21. S. 83.
Portfolio eines deutſchen Journaliſten Nr. 123. S. 492.
Portugal, ſ. Pardon.
Prozeß, der, des Lieut. de la Roncière } Nr. 55, 56.
— Gutachten darüber von Matthäi } S. 217, 221.
Quin, Dampfbootfahrt auf der Donau nach der Türkei . . Nr. 87, 88. S. 348, 349.
Rauch, die Verklärung des Weltalls Nr. 42. S. 167.
Raumer, F. v., Beiträge zur neuern Geſchichte . . . . . Nr. 113. S. 449.
— — England i. J. 1835 Nr. 24, 5. S. 93, 7.
— — hiſtor. Taſchenbuch Nr. 114, 5. S. 453, 7.
Raymond, die Macht der Beiſpiele } Nr. 83. S. 329.
— Werkſtatterzählungen }
Reed, keine Erdichtung . . . Nr. 129. S. 516.
Reform der Mittelſchulen . . . Nr. 79. S. 316.
Regiomontanus, Novellen . . . Nr. 116. S. 464.
Reichenbach, die Blume von Granada Nr. 35. S. 139.
Reinhold, E., Metaphyſik . . Nr. 41. S. 162.
Reiſen in Amerika . . Nr. 6—10. S. 21—37.
Reiſen und Länderbeſchreibungen der ältern und neueſten Zeit, herausgegeben von Widenmann und Hauff Nr. 10. S. 37.
Reiſen (e. Somnambüle) in den Mond Nr. 110. S. 439.
Reiſeſkizzen, transatlantiſche . . Nr. 36. S. 142.
Rellſtab, 1812, ein hiſtor. Roman Nr. 34. S. 135.
Rettich, die freie proteſtant. Kirche Nr. 112. S. 446.
Reumont, ein Beitrag zum Leben Michel Angelo's . . . . } Nr. 125. S. 498.
— Andrea del Sarto . }
Revue Européenne . . . . . Nr. 23. S. 91.
Richter, Fr., die Lehre von den letzten Dingen . . . . . . Nr. 42. S. 167.
— W., das Alleinſtehen . . . Nr. 129. S. 516.
— die Seebäder . . . Nr. 40. S. 158.
Ritgen, die höchſten Angelegenheiten der Seele . . . . . . Nr. 45. S. 177.
— üb. d. Weſen des Erkennens Nr. 45. S. 179.
Ritter, Geſchichte der Philoſophie . Nr. 27. S. 106.
Rom, ſ. Beſchreibung.
Romane Nr. 76, 77, 80, 81, 83—85, 92—94, 96—98, 101, 102, 107, 116—118, 121, 122, 127, 129. S. 301, 305, 317, 321, 329—337, 368—373, 381—392, 400—408, 428, 461—470, 481, 485, 507, 515.
— hiſtor. Nr. 12—15, 34—36. S. 45—57, 133—139.
Roſa, de la, auserleſene Schriften . Nr. 62. S. 245.
Roß, zweite Entdeckungsreiſe nach den Gegenden des Nordpols . Nr. 6, 7. S. 21, 25.
Rowſon, die Getäuſchte . . . Nr. 118. S. 472.
Rumohr, v., zweiter Band Novellen Nr. 116. S. 461.
Rußland und Polen, Werke über Nr. 53, 54, 67—71. S. 209, 213, 265—281.
Ruſt, Philoſophie und Chriſtenthum Nr. 102. S. 408.
Ryba, Karlsbad und ſeine Heilquellen Nr. 40. S. 159.
Sachſe, über die Wirkungen der Bäder Nr. 40. S. 158.
Sämann, der Kirchengeſang . . Nr. 125. S. 499.
Saintini, der Verſtümmelte . . Nr. 77. S. 307.
Sand, André . . . . . Nr. 80. S. 317.
— Leone Leoni . . Nr. 80, 81. S. 320, 321.
Satori, Erik von Schweden . . Nr. 14. S. 55.
— die Fürſtin Worotſchin . Nr. 102. S. 408.
Scävola, Emerentius, Leonide . Nr. 84. S. 334.
— — die Kreolin u. der Neger . . . . Nr. 84. S. 335.
— — Learoſa, die Männerfeindin . . . . Nr. 85. S. 337.
Schefer, Leop., die Gräfin Ulfeld . Nr. 14. S. 56.
Scheffer, H., Wanderjahre Nr. 88, 9. S. 351, 356.
Schelling, Couſin üb. franzöſiſche und deutſche Philoſophie . . Nr. 30. S. 117.
Schenk, Ed. v., Schauſpiele . . Nr. 60. S. 239.

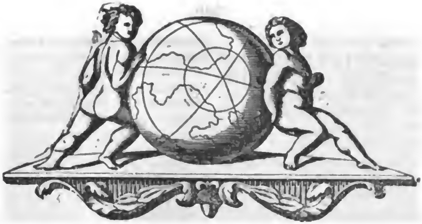
Digitized by Google

Scherer, Purbaum . . . . . Nr. 74. S. 296.
Scherer, Bilder aus dem Kriegsleben Nr. 47. S. 188.
Schillers ſämmtliche Werke . . Nr. 50. S. 197.
— Album . . . . . Nr. 47. S. 185.
Schilling, Briefe üb. Kanzelberedſamk. Nr. 104. S. 415.
Schlemihl, ſ. Chamiſſo.
Schleiermacher, Lehrplan für Gymnaſien und Realſchulen . . . Nr. 78. S. 309.
Schlüter, die Lehre des Spinoſa . Nr. 29. S. 114.
Schmidt, C. Ch., vom liturg. Recht der Fürſten . . . . . . Nr. 112. S. 446.
Schmid, H., Vorleſungen über das Weſen der Philoſophie . . . Nr. 33. S. 130.
— L., Erklärung d. h. Schriften Nr. 111. S. 443.
Schopenhauer, J., zwei Novellen . Nr. 92. S. 368.
Schoppe, Amalie, neue Erzählungen und Novellen . . . . . Nr. 13. S. 52.
Schoen, Geſchichte Griechenlands . Ne. 75. S. 298.
— Umeiſſe einer Theorie der biidenden Künſte . . . . . Nr. 127. S. 505.
Schreiben eines Flohes an G. Nicolai Nr. 23. S. 91.
Schröter, Wiſſenſchaft, Kunſt u. Relig. Nr. 41. S. 163.
Schulz, die Predigerwahl zu Schwelm Nr. 105. S. 417.
Schwab, Guſtav, Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen . . . Nr. 121. S. 481.
Schwarz, Th., über relig. Erziehung Nr. 113. S. 452.
Scotus Celgena, ſ. Staudenmaier.
Scudamore, a treatise on the composition etc. of the mineral waters of Buxton etc. . . . . . Nr. 39. S. 153.
Seelenfrieden, übee den . . . Ne. 103. S. 412.
Seimas Erzählungen . . . Nr. 116. S. 464.
Semilaſſo's voeletzter Weltgang in Europa u. Afrika Nr. 16, 17, 130, 1. S. 61, 65, 517, 521.
Seneka's Teagödien, überſ. v. Sommer Nr. 52. S. 207.
Seume's ſämmtliche Werke . . Nr. 47. S. 188.
Seybold, Fr., d. Erbe v. Toggenburg Nr. 12. S. 46.
— — Zumala.Carregui . Nr. 54. S. 214.
Seyffarth, Andronikos . . . Nr. 15. S. 59.
— Dick Beown . . . Nr. 118. S. 470.
Shakeſpeare, vier hiſtor. Trauerſpiele, überſetzt von Tieck . . } Nr. 60. S. 237.
— überſ. von Kaufmann }
Sheridan, the school for scandal . Nr. 60. S. 239.
Silcher, 12 deutſche Volkslieder mit Melodien . . . . . . Nr. 45. S. 180.
Sicilien, ſ. Fehr und Wanderungen.
Snorri Sturluſons Werke, überſetzt 1) von Wachter, 2) von Mohnike Nr. 49. S. 191.
Sophokles Antigone, überſ. von Wer Nr. 52. S. 206.
Spazier, Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volks . . . Nr. 67. S. 266.
— Oſt und Weſt, Reiſen in Polen und Frankreich . . Nr. 67, 8. S. 267, 9.
— ſ. Jean Paul.
Spindler, Boa Conſtrictor . . Nr. 122. S. 487.
— Vergißmeinnicht . . Nr. 103. S. 412.
Spinoza, ſ. Schlüter.
Starklof, Alma . . . . . Nr. 97. S. 388.
Staudenmaier, Joh. Scotus Erigena Nr. 28. S. 111.
Steckling, die Kalologie . . . Nr. 124. S. 493.
Steinbeck, der Dichter ein Seher . Nr. 44. S. 173.
Stengel, Franziska v., Sinzendorf . Nr. 14. S. 56.
Stieglitz, Dionyſosfeſt . . . Nr. 74. S. 295.
Stirm, Apologie des Chriſtenthums Nr. 102. S. 405.
Storch, der Diplomat . . . Nr. 34. S. 134.
— der Kaerikatueiſt . . . Nr. 34. S. 135.
Strahl, Geſchichte des ruſſ. Staats Nr. 67. S. 266.
Straube, Gutenſtein . . . Nr. 101. S. 404.
Strauß, d. Doctoe, Leben Jeſu, eine Sage des 19ten Jahehunderts . Nr. 79. S. 313.
Strozzi, Louiſe, eine floeentiniſche Geſchichte . . . . . . Nr. 15. S. 57.
Struenſee, Roman . . . . . Nr. 14. S. 56.
Swedenborg, arcana coel. ed. Tafel } Nr. 119. S. 474.
— göttliche Offenbarung }
Sydow, Frhr. v., d. Grandmusketier Nr. 14. S. 56.
Tafel, Geſchichte u. Kritik des Scepticismus . . . . . . Nr. 33. S. 129.
— J., Daeſtellung der Lehrgegenſätze der Katholiken u. Peoteſtanten Nr. 119. S. 473.
— ſ. Swedenboeg.
Tarnow, Fanny, das Teſtament . Ne. 81. S. 322.
— — d. Töchter d. Wittwe Nr. 81. S. 323.
Taſchenbuch der Liebe u. Freundſchaft Nr. 109. S. 436.
— rheiniſches . . . Nr. 115. S. 460.
Telesforo de Trueba, Salvador . Ne. 35. S. 140.
— — Königsbilder . Nr. 93. S. 369.
Teſchendorff, Nicodemus . . . Ne. 103. S. 411.
Tetzner, Geſchichte dee Zigeuner . Nr. 9. S. 36.
Tietz, Erinneeungsſkizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland Nr. 87. S. 317.
Tholuck, Predigten . . . . . Ne. 104. S. 413.
Theandorf, Chriſtus in unſerer Zeit Ne. 99. S. 396.
Trede, der Schule Mitgabe für's akademiſche Leben . . . . . Nr. 81. S. 324.
Tritſchler, Canſtatts Mineralquellen Nr. 41. S. 164.
Troxler, Voeleſungen übee Philoſophie Nr. 33. S. 130.
— über Mittelſchulen . . Nr. 78. S. 309.
Tſchabuſchnigg, v., Novellen . . Nr. 116. S. 464.
Uechtritz, v., die Babylonier in Jeruſalem . . . . Nr. 93. S. 377.
Ullmann, üb. die Sündenloſigkeit Jeſu Ne. 99. S. 393.
— und Müller, das Leben Jeſu von Strauß . . . . . . Nr. 100. S. 597.
Ulrici, Geſchichte der hellen. Dichtkunſt . . . Nr. 18, 9, 63. S. 71, 3, 249.
Umbeeit, chriſtliche Erdauung aus dem Pſalter . . . . Nr. 111. S. 444.
Ueania, Taſchenbuch . . . . Nr. 125. S. 500.
Uſchold, Geſchichte des trojan. Kriegs Nr. 119. S 475.
Vering, Rittee v., Heilkraſt verſchiedener Mineealbäder . . . Ne. 39. S. 156.
Vigny, Alfeed de, deei Erzählungen Nr. 77. S. 305.
Volger, Handbuch der allgem. Weltgeſchichte . . . . . . Nr. 66. S. 262.
Wache, die ſchwarze . . . . Nr. 14. S. 54.
Wagner, J. J., Syſtem der Peivatökonomie . . . . Ne. 90. 1. S. 357, 61.
Walch, das Gelübde . . . . Nr. 91. S. 376.
Walden, die drei Schweſtern . . Nr. 116. S. 464.
Walthen, v., Dramatiſches und Lyriſches . . . . Nr. 74. S. 296.
Wanderungen durch Sicilien und die Levante . . . . Nr. 23. S. 89.
Wangenheim, Hakkem Ben Haſchem Ne. 15. E. 59.
Waſhington Jrving, Abbotsford und Newſtead . . . . . . Nr. 19. S. 76.

Digitized by Google

Waſhington Irving, Wanderung in die Prairien . . . . . Nr. 9. S. 36.
Weber, W. E., Aeſthetik . . Nr. 124. S. 495.
Wechmar, Frhr. v., Trauerſpiele . Nr. 65. S. 260.
Weiſe, F. Ch., Organon d. Philoſophie Nr. 42. S. 166.
— drei Trauerſpiele . . . Nr. 50. S. 200.
Weiske, Alfonſo . . . . Nr. 93. S. 372.
Welcker, F. G., der epiſche Cyclus oder die homeriſchen Dichter . . Nr. 18. S. 69.
Weltgeſchichte, ſ. Volger.
Wenzel, H., König Wilhelm . . Nr. 95. S. 379.
Weſſenberg, v., über Bildung der gewerbtreibenden Volksklaſſen . Nr. 79. S. 316.
Weyden, Feyerſtunden . . . Nr. 12. S. 46.
Wezyck, Sigismund aus Samter . Nr. 14. S. 55.
Wiegmann, die Malerei der Alten . Nr. 125. S. 497.
Wiener, die Proſelyten . . . Nr. 84. S. 336.
Wieſe, drei Dramen . . . Nr. 95. S. 380.
Wilſon, Tom Cringle's Schiffstagebuch Nr. 46, 7. S. 181, 6.
Windiſchmann, die Philoſophie im Fortgang der Weltgeſchichte . . Nr. 26. S. 102.
Wirth, Theorie des Somnambulismus Nr. 110. S. 437.
Wolf, F. A., über Erziehung . Nr. 81. S. 323.
Wolff, O. L. B., Mirabeau und Sophie . . . . . . Nr. 15. S. 57.
Wullen, ſ. Böhme.
Zedlitz, L. Frhr. v., balneographiſches Wörterbuch . . . . . Nr. 39. S. 154.
Zehner, der Prediger . . . Nr. 104. S. 415.
Zeller, K. A., Anleitung zur Vorleſekunſt . . . . . Nr. 104. S. 416.
Zigeuner, ſ. Tetzner.
Zinkgreff, ſcharfſinnige Sprüche . Nr. 29. S. 115.
Zitterland, Aachens heiße Quellen . Nr. 41. S. 164.
Zweibein, Oskar von Lautenwald . Nr. 101. S. 401.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 67. Freitag, 1. Juli 1836.

Werke über Ruſsland und Polen.

Nachdem wir erſt kürzlich das merkwürdige Buch des Grafen von Bismark über Rußland angezeigt, holen wir hier noch einige andere Werke über dieſes Land nach.

Die kleine Schrift:

Rußlands Territorial-Vergrößerungen von der Alleinherrſchaft Peters des Großen bis zum Tode Alexanders I., geſchichtlich dargeſtellt von Julius von Hagemeiſter. Riga und Dorpat, Frantzen, 1834.

gibt eine anſchauliche Ueberſicht der ungeheuern Vergrößerung Rußlands und der Fortſchritte, welche dieſe Macht in ihrem Andrange gegen Europa gemacht hat.

Vor Peter dem Großen beſaß Rußland ſchon die Ukraine, das Koſakenland, Sibirien. Im Jahr 1700 gewann Rußland Aſow, 1721 Livland, Eſthland, Ingermannland, 1724 ein großes Küſtenland am kaspiſchen Meere, 1726 das Gebiet der Tubanskiſchen Tartaren, 1746 das Gebiet mehrerer turkomanniſchen Horden, 1748 das der Oſſetiner, 1750 Kamtſchatka, die kuriliſchen und aleutiſchen Inſeln, 1760 das Altaigebirge (zum Schutz der Kolywanſchen Bergwerke), 1773 das erſte große Stück von Polen durch die erſte, 1795 das zweite große Stück durch die zweite polniſche Theilung, dazu Kurland, 1783 die Krimm, 1791 Oczakow, 1789 den Notkaſund, 1801 Georgien, 1807 Bialyſtok, 1809 einen Theil des öſterreichiſchen Polen und ganz Finnland (auf kurze Zeit auch die joniſchen Inſeln), 1812 Beſſarabien, 1815 das Königreich Polen, 1821 das nördliche Kalifornien in Nord-Amerika, und ſeitdem die kleinen, aber wichtigen Erwerbungen an der perſiſchen und türkiſchen Grenze, die Schlüſſel Perſiens und der ottomanniſchen Pforte. Es bedürfte nur noch des Sundes und der Dardanellen und Europa hätte die Ausſicht, ſich zu ruſſificiren.

Zwar ſagt man, dieſer ruſſiſche Koloß ſtehe auf tönernen Füßen, allein ein Blick auf die immer wachſenden Eroberungen Rußlands lehrt wohl, daß der Graf von Bismark gewiß Recht hat, wenn er das übrige Europa auf die ungeheure Streitmacht und auf die kriegeriſche Tendenz dieſes Staates wieder aufmerkſam macht, und denen, die ſeit einiger Zeit von Rußlands Kriegsmacht verächtlich zu ſprechen gewohnt waren, eine Lektion ertheilt. Sollte er uns Rußland zu furchtbar dargeſtellt haben, ſo wollen wir uns erinnern, daß Furcht allerdings die Macht deſſen, vor dem man ſich fürchtet, nur vergrößert, daß aber eine voreilige Verachtung und übertriebene Sicherheit nicht minder am unrechten Orte ſind.

Digitized by Google

Außer der ſchon ältern

Geſchichte des ruſſiſchen Reichs von Karamſin. Nach der Originalausgabe überſezt. Leipzig, Brockhaus.

welches wohl bisher die beſte Geſchichte Rußlands war, iſt unlängſt eine kürzere in der großen Heeren-Ukertſchen Sammlung erſchienen,

Geſchichte des ruſſiſchen Staats von Dr. Philipp Strahl, Profeſſor in Bonn. Erſter Theil. Hamburg, Perthes, 1832.

worin die ältere Geſchichte der Ruſſen und die allmählige Entwicklung ihres Staats mit vieler Klarheit vorgetragen wird. Da der zweite Theil noch nicht erſchienen, und die ältere Geſchichte für unſere Leſer von weniger Intereſſe ſeyn dürfte, behalten wir uns eine ausführlichere Anzeige vor.

Eine Geſchichte Rußlands aus der neuern und neueſten Zeit darf nicht erwartet werden. Selbſt über Kaiſer Alexander iſt die Geſchichtſchreibung noch nicht unbefangen genug. Die 1832 bei Kummer in Leipzig erſchienenen Memoiren des Admiral A. Schiſchkow, überſezt von Goldhammer, enthalten reiche Details über die glänzende Zeit von 1812 und 1813 und über die Perſonalien, aber ſie verhalten ſich zu Rußland ungefähr wie die Memoiren Paccas zur Kirche, wenn ſie auch in Vergleich mit dem, was man heutzutage ſchreibt, äußerſt liberal genannt zu werden verdienen. In der That, wer dieſes Werk eines gebornen Ruſſen mit dem des Grafen von Bismark vergleicht, wird über die Veränderung der Zeit erſtaunen. In dieſen Memoiren kann man alle Proklamationen Rußlands, alle jene Aufrufe zur Freiheit leſen, die der Admiral gröſtentheils ſelbſt, als damaliger Staatsſecretair im Gefolge Alexanders verfaßt hat.

Zur Kriegsgeſchichte Rußlands im Orient iſt leider noch ſehr wenig geſammelt. Wir haben ein paar Darſtellungen des lezten türkiſchen Krieges, aber nichts Gründliches über die kaukaſiſchen und perſiſchen Vorgänge, die doch die intereſſanteſten ſeyn dürften. Nur die naturwiſſenſchaftlichen Reiſenden geben uns hie und da Aufſchlüſſe, wie wir ſchon öfter bei der Beſprechung der Werke von Parrot, Eichwald ꝛc., dankbar anerkannt haben.

Dahin gehört auch die kleine Schrift:

Geſchichte der Ueberſiedelung von 40,000 Armeniern, die im Jahr 1828 aus der perſiſchen Provinz Aderbaidſchan nach Rußland auswanderten, von Prof. Dr. C. F. Neumann. Leipzig, Weidmann, 1834.

Bekanntlich befolgt Rußland bei ſeinen Kriegen im Süden ſtets die Politik, die von den Muhamedanern unterdrückten Chriſten für ſich zu gewinnen, mit ihrer Hülfe ſeine Eroberungen zu erweitern und bei Friedensſchlüſſen ſie der Rache ihrer ehemaligen Herrn dadurch zu entziehen, daß ihre Auswanderung nach Rußland in den Traktaten ausbedungen wird. Dadurch bevölkert Rußland zugleich ſeine öden Grenzländer und entzieht den alten Nachbaren die fleißigen Hände. Uebrigens ſpielen die Chineſen daſſelbe Spiel mit den Ruſſen, wie dieſe mit den Muhamedanern. Der chineſiſche Kaiſer zieht alle unter der Knute der Koſaken ſeufzenden heidniſchen Völker in Nordaſien an ſich und bildet ſich aus ihnen eine lebendige Mauer von mongoliſchen und tſchudiſchen Stämmen, ganz ſo wie ſich Rußland gegen Perſien und die Türkei hin mit emancipirten Rajahs umringt. Das vorliegende Werkchen ſchildert ausführlich die Ueberſiedelung der Armenier, die den Ruſſen im lezten perſiſchen Kriege weſentliche Dienſte geleiſtet hatten und nachher von ihnen mitgenommen wurden.

Das reichhaltigſte Werk über den lezten polniſchen Revolutionskrieg iſt und bleibt wohl die

Geſchichte des Aufſtandes des polniſchen Volkes in den Jahren 1830 und 1831, von Dr. R. O. Spazier. Zweite außerordentlich verbeſſerte und vervollſtändigte Ausgabe. Mit 11 Karten und Schlachtplänen und 9 Porträts. Stuttgart, Brodhag, 1834.

Wir haben früher ſchon auf den Werth und die ſeltene Entſtehungsart dieſes Werkes, bei Gelegenheit der erſten Auflage, aufmerkſam gemacht. Herr Spazier ſammelte mit unſäglichem Fleiß ſchon in Sachſen Nachrichten von den damals zahlreich aus Polen geflüchteten Deputirten und Generalen, deren mündliche und ſchriftliche Notizen ſich ohne einen ſo treuen und unbefangenen Sammler wahrſcheinlich verflattert hatten. In Paris hatte er ſpäter hinreichend Gelegenheit, noch viel mehr Polen von Auszeichnung kennen zu lernen, die ihm neue Aufſchlüſſe oder Berichtigungen der erſten Skizzen geben konnten. Sein Eifer, das Werk möglichſt zu vollenden, ging ſo weit, daß er ſich ſogar der Gefahr einer polniſchen Reiſe und großer Verdächtigung ausſezte. Man wollte nicht begreifen, warum ein deutſcher Gelehrter nicht ſo viel Muth haben ſollte, wie Horaz Vernet, der ſich dem heftigſten Seeſturm ausſezte, nur um die See zu malen. Und hier war ganz der gleiche Fall. Wer die unendliche, wahrlich nur einem deutſchen Gelehrten mögliche Anſtrengung im Sammeln, Vergleichen und Corrigiren kennt, durch welche ſich Herr Spazier bei ſeinem Werk ſo ſehr ausgezeichnet hat, der begreift, welcher Eifer ihn an die polniſche Grenze führen mußte, und wenn man ihn deßfalls verdächtigen wollte, ſo war es nicht viel anders,

Digitized by Google

als hätte man Horaz Vernet, als er den Seeſturm ſehen wollte, der Schmuggelei beſchuldigen wollen. Hören wir ihn ſelbſt. „Wenn die erſte Bearbeitung dieſes Werkes alſo mit mancherlei Fehlern, Lücken, hier und da mit unvollſtändigen Motiven und ſchiefen Anſichten über einzelne Individualitäten und Scenen erſcheinen mußte, ſo lag der Grund nicht darin, daß vorzugsweiſe lebende Quellen überhaupt, ſondern daß ſie nicht alle hatten benutzt, verglichen und ſtudirt werden können; denn ein großes Drittheil der bedeutendſten Führer hatte den Weg nach Frankreich durch die Heimathprovinz des Verfaſſers nicht nehmen können. Mit dieſer erſten Bearbeitung alſo konnte die Verbindlichkeit und die moraliſche Verantwortlichkeit, welche der letztere wie gegen ſeine Zeitgenoſſen und die ſpäteren Generationen, ſo gegen die Polen ſelbſt durch die Hervorrufung eines ſolchen Geſchichtswerks auf ſich genommen, noch lange nicht erfüllt ſeyn. Er ſelbſt mußte daſſelbe hauptſächlich als einen Aufruf an alle Handelnden betrachten, ihm zur völligen Erſchöpfung des großen Vorwurfs behülflich zu ſeyn, ſie gewiſſermaßen zur Vertheidigung oder zur Beſtätigung, mit einem Worte zum Brechen ihres Schweigens zu nöthigen. Die erſten Reſultate der von ihm dadurch unter den Gliedern der polniſchen Emigration, welche ſich den Quellen zu dieſem Werke noch nicht angeſchloſſen, hervorgerufenen Bewegung, wurden in der zweiten, auf Veranlaſſung und mit Hülfe der im Lande ſelbſt zurückgebliebenen Patrioten, in polniſcher Sprache erſchienenen Bearbeitung niedergelegt. Von ſeiner Seite ſcheute der Verfaſſer ſelbſt keinen, noch ſo beſchwerlichen und Zeit raubenden, ſelbſt perſönliche Gefahr drohenden Verſuch, ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten zu durchdringen. Nur das war der Zweck einer ſechswöchentlichen Reiſe in die zugänglicheren Theile von Polen, die ihn bis über die von Koſaken beſetzte Grenze führte, und welche beſonders mit zu den Verdächtigungen beigetragen zu haben ſcheint, die ſeine Papiere und ſeine Briefe vor Kurzem in die Hände der Behörden brachte. Eine Unvorſichtigkeit oder gar eine Tollkühnheit kann Verſuche ſolcher Art nur der nennen, der nicht bedenkt, daß ſo mancher frühere Geſchichtsſchreiber ſich von dem Staube der Folianten die Schwindſucht zuzog, friedliche Opfer, die man ganz in der Ordnung findet, während man vergißt, daß der Verfaſſer bei ſeinen Bemühungen und Gefahren ein friſches, grünes und bewegtes Leben mit in den Kauf bekommt! — Kurze Zeit nach der Rückkehr von da eilte er in den Centralpunkt der polniſchen Emigration, wo er alles, was an Quellen ihm noch mangelte, vereint vorfand, um mit den abermals geſammelten reichen Schätzen die, vor ein noch einflußreicheres Publikum hintretende, franzöſiſche Ausgabe zu arbeiten ꝛc.

In das Einzelne wollen wir nicht eingehen. Zur Kritik fehlt uns der Maßſtab. Das Buch ſelbſt iſt erſte Quelle.

Oſt und Weſt. Reiſen in Polen und Frankreich von R. O. Spazier. Stuttgart, Brodhag, 1835.

In dieſer Schrift ſchildert Herr Spazier ſeine Reiſe nach Poſen und einen Theil deſſen, was er in Paris und Metz geſehen und erlebt, insbeſondere ſeine Verbindungen mit den Polenfreunden.

Wir wählen einige Schilderungen der patriarchaliſchen Zuſtände in Polen aus: „Das Haus, dem gegenüber einige Wirthſchaftsgebäude ſich befanden, dieſe mit Stroh gedeckt, ſtand ſo ohne alle Abſonderung von den Feldern, von dem Dorf und von der Landſtraße da, daß nicht einmal von einem eigentlichen Hofe die Rede war, und nur hinter demſelben bezeichnete ein ungepflegter und halbverwildeter Obſtgarten mit einem kleinen Holzzaune ein abgeſondertes Eigenthum. Später überzeugte ich mich, daß dies im Allgemeinen mit wenigen Ausnahmen der Charakter aller polniſchen Edelhäuſer iſt. Ich habe auf meiner ganzen Tour kaum drei geſehen, welche einen zweiten Stock und eine Treppe hatten, und ein eigentliches Schloß nur auf dem Gute des Generals Wenglerski, das aber, wie alle Gebäude der Art in Polen, nicht ausgebaut war und, nach Verſchwendung außerordentlicher Summen unvollendet geblieben und nicht unterhalten, ſchon Spuren des Verfalls an ſich trug. Die meiſten von den mir zu Geſicht gekommenen Edelhäuſern waren ſogar mit Stroh gedeckt und unterſchieden ſich von den Bauernhäuſern hauptſächlich nur durch den weißen Anſtrich und die großen Scheibenfenſter. Man kann dieſe Häuſer höchſtens mit den Pfarrwohnungen in armen deutſchen Dörfern vergleichen, und in einigen wohlhabendern Gegenden Deutſchlands, wie in Schleſien, in Sachſen, in den Rheingegenden und in dem größten Theile von Schwaben iſt faſt jedes Bauernhaus ſolider und geräumiger; nur daß die größeren Fenſterſcheiben die größere Bildung und die feineren Bedürfniſſe der Bewohner gleich von außen andeuten. Und dennoch finden ſich in den wenigen ſolid gebauten und darum noch aus älteren Zeiten ſich erhaltenen polniſchen Edelhäuſern der buntkarirte Anſtrich und die kleinen runden Fenſterſcheiben jener deutſchen Bauernhäuſern vor, und Das ward mir ſogar als der eigenthümliche Charakter der alten polniſchen Bauart bezeichnet. An Architektur iſt eigentlich im ganzen Lande nicht zu denken, und ich werde bei Gelegenheit der polniſchen Städte ausführlich davon, ſowie von den politiſchen Gründen derſelben ſprechen. Was die Landgebäude der Edelleute anbetrifft, ſo iſt der Hauptgrund davon, daß der Slave im Allgemeinen, wie faſt

Digitized by Google

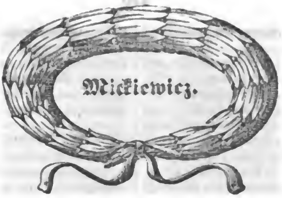
alle phantaſiereiche und genußſüchtige Völker, aus Schönheit der Wohnung und derjenigen Gegenſtände, welche ſie täglich umgeben, und die durch Beſonderheit oder Reiz des Ungewöhnlichen der Neuheit, weil man ſie gewohnt wird und überall ſieht, ihre Phantaſie nicht mehr aufregen können, ſich gar nichts macht. Man findet darum die von außen unſcheinbaren Privatwohnungen nicht nur bei allen ſüdlichen europäiſchen Völkern und bei den Orientalen, ſondern ſogar auch ſchon bei den Franzoſen. Mit den lezteren wird ſich der weſtliche Theil unſeres Buches ſpäter ausführlicher beſchäftigen. Nur der deutſche, holländiſche und engliſche Privatmann baut mit Luxus und opfert ein reiches Mittageſſen gern einem feineren Rocke. Der Pole wie die genannten ihm verwandten Völker ziehen dagegen vor, ein Kleid von dem gröbſten Tuche oder von Linnen über einen mit zehn Mittagsſchüſſeln und einigen Flaſchen Wein ausgefütterten Magen zuzuknöpfen und eine ſchlechte Kappe auf das dadurch erwärmte, erheiterte und mit frohen Träumen erfüllte Gehirn zu ſetzen. Jenen gegenüber läßt ſich der Norddeutſche nach einem dürftigen Mittagsmahl lieber von ſeiner Frau den ſauber gebürſteten feinen Kaſtorhut reichen, um mit unbeſchwertem Magen ſchon um zwei Uhr auf ſein Bureau zu gehen und ſeine Tabellenarbeit wieder zu beginnen. Ein zweiter, den Polen beſonders eigenthümlicher Grund ſeiner dürftigen Bauart iſt, daß er leidenſchaftlich das Landleben liebt, Städte wie die Peſt flieht, nicht nur daher gern ſeinem Hauſe den ganz ländlichen Anſtrich läßt, ſondern es auch in der unmittelbarſten Verbindung mit Wald und Feld und Wieſe haben will. Endlich kommt auch der allerdings bedeutende Grund hinzu, daß im ganzen Lande Steine äußerſt ſelten und koſtſpielig ſind. In den übrigen Theilen von Polen tritt daher überall das in ſo reichem Ueberfluß vorhandene Holz an deſſen Stelle, und man kann ſich in den ſchwäbiſchen Dörfern hauptſächlich davon überzeugen, daß die Auetäfelung der Zimmer mit demſelben unendlich viel wohnlicher und heimiſcher iſt, als der kalte Stein. Im Großherzogthum Poſen aber iſt man meiſt auf den Lehm angewieſen, weil es gegen die gewöhnlichen Vorſtellungen unendlich viel ärmer an Wald und Holz iſt, als die benachbarten deutſchen Provinzen, die Mark, die Lauſitz und Niederſchleſien. Das Holz wird daher meiſt nur zu den wenigen Dorfkirchen gebraucht, welche man hin und wieder erblickt, und die, bis zum Thurm hinauf mit Holzlatten überſchlagen, altgewordenen Bretterbuden gleichen und daher das einförmige Dunkel der Gegend nicht heben. Die Bauernhäuſer haben durchaus nackte braune Lehmwände, und die von Alter ganz grau gewordenen dicken Strohdächer hängen darüber faſt bis zur Erde herunter, ſo daß ſie faſt mehr als Dächer von Erdwohnungen, als von Häuſern erſcheinen. Dies iſt es nun, was dieſe Provinz für den Blick ſo leblos macht. — Die Wohnſtuben bieten aber alle mehr oder weniger die Einrichtung, Meublirung, ſelbſt den Luxus größerer Städte dar, ſelbſt das Piano, Gemälde u. ſ. w. mit inbegriffen. Das Ueberraſchendſte dabei ſind die auf das Eleganteſte nach den neueſten Moden gekleideten coiffirten Frauen und Fräulein in dieſen kleinen Häuſern unter Stroh und Latten. Wenn man ſich dabei erinnert, daß faſt alle dieſe Herrn und Damen nach polniſcher Sitte in den größten Hauptſtädten Europas eine Zeitlang geweſen ſind und dort, wie in den Badeorten, nicht geräumig und prächtig genug wohnen konnten, ſo iſt man kaum im Stande, Ausrufe des Erſtaunens zu unterdrücken. Daſſelbe iſt aber, wie ich ſchon erwähnte, kein anderes als ein äußerſt angenehmes und wohlthuendes, indem man leicht begreift, wie dieſe einfache beſchränkte und ländliche Umgebung das brüderliche Verhältniß der polniſchen Gutsbeſitzer unterhalten und fördern muß. Der Vornehmſte wie der Titelloſe, der Reichere wie der Aermere, wohnt im Weſentlichen auf dieſelbe anſpruchsloſe Weiſe, und vielleicht wird durch nichts mehr die republikaniſche Gleichheit Aller aufrecht erhalten, die außerdem natürlich auch beſonders durch die Abgelegenheit der Wohnungen, die den Beſuch jedes Nachbars zu einer freudigen Begebenheit macht, hervorgerufen werden muß.“

Intereſſant ſind auch folgende Bemerkungen: „Die polniſche Landplage, die herumwandernden Juden bringen bis in die entlegenſten Dörfer und Hütten, locken die Weiber mit bunten Bändern und andern kleinen Luxusartikeln und dringen ihnen dieſelben, ohne Bezahlung zu fordern, auf. Nach einiger Zeit erſcheinen ſie wieder, und da der Bauer äußerſt ſelten baares Geld beſizt, ſo nehmen ſie ihm Hühner, Gänſe und andere Erzeugniſſe für einen nichtswürdigen Spottpreis zur Bezahlung ab. Noch unendlich verderblicher wirken auf dieſe armen Leute die Juden in den Dorfwirthshäuſern, wo ſie faſt ausſchließlich die Schenkgerechtigkeitspächter ſind. Hier bringen ſie den Bauern den Schnapps auf dieſelbe Weiſe auf, machen ſich auf dieſelbe Weiſe bezahlt, befördern ſomit nicht nur die Verarmung der Bauern, ſondern auch ſeine Trunkenheit und Faulheit. — Ich fragte meine Freunde, auf welche Weiſe dieſe Landesplage radikal geheilt werden könne, und ſie antworteten einſtimmig: Nur durch völlige Emancipirung der Juden und Zulaſſung zu allen bürgerlichen und ſtädtiſchen Gewerben, und hauptſächlich durch Erlaubniß zu Ankauf von Grundbeſitz.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 68. Montag, 4. Juli 1836.

Werke über Rußland und Polen.

Oſt und Weſt. Reiſen in Polen und Frankreich von R. O. Spazier. Stuttgart, Brodhag, 1835.

(Schluß.)

„Beſonders ſey das Lezte von großer Wichtigkeit; denn die Juden, in deren Händen das Geld ſey, hätten einen beſondern Ehrgeiz, ſich durch Ankauf der ſo außerordentlich wohlfeilen Landgüter an die Seite der von ihnen hier ganz beſonders beneideten Edelleute zu ſetzen, und auf dieſe Weiſe müſſe das Geld wieder in die Hände der Einwohner kommen. Die preußiſche Regierung hat hiervon aber gerade das Gegentheil gethan durch beſondere Judengeſetze für das Großherzogthum Poſen, welche die hier ſchon früher nach der Provinzialverfaſſung beſchränkteren Gewerbsfreiheiten derſelben und beſonders ihre Anſäſſigmachung noch mehr geſchmälert haben. Allerdings hatte man dabei die beſonders gemißbrauchte Schenkgerechtigkeit ins Auge gefaßt, dagegen aber die Juden durch die Geſammtheit der Maßregeln noch mehr auf das weit verderblichere Herumſtreifen und Hauſiren angewieſen.“ — Damit hängt folgender nicht minder intereſſante Gegenſtand zuſammen. Der ſchon erwähnte Freund äußert ſich: „Uebrigens habe die Regierung durch die Eigenthumsverleihung an die Bauern dem Lande, als einem polniſchen, mehr genuzt als ſich ſelbit, und in dieſer Beziehung werde der König von Preußen ſehr oft von den Edelleuten ſelbſt, deren Vermögen dadurch vor der Hand wenigſtens gelitten hat, der beſte Pole, im Sinne des polniſchen National- und Selbſtſtändigkeits-Patriotismus, genannt. Wäre der Zweck dieſer Maẞregel, wie man wohl während des lezten Aufſtandes aus manchen Aeußerungen preußiſcher Seits hätte vermu:hen können, geweſen, den polniſchen Bauer von ſeinem Edelmann loszureißen, ſo wäre er dennoch vollſtändig verfehlt, theils in der Hauptſache ſelbſt, theils durch die Art der Ausführung. Es ſey durchaus nicht wahr, daß die polniſchen Edelleute im Allgemeinen die alte Zeit der Frohnen zurückwünſchten, ſo ſehr ſie auch beſonders für den Augenblick durch den Mangel an Handarbeitern und dem ihnen ſehr empfindlichen Taglohn bei der Pflege und Verbeſſerung ihrer Güter gehindert wären. Man habe wohl ſo viel landwirthſchaftliche Kenntniſſe, um für die Zukunft die Ausgleichung wenigſtens der jetzigen Verluſte vorherzuſehen, und ſo viel Patriotismus, um ſich über den zu erwartenden beſſern Anbau des Landes zu erfreuen. Jedem aber thue das beſſere Verhältniß zu ſeinem Bauer wohl, gegen den er durchaus jezt weniger Veranlaſſung, wegen Faulheit oder Liederlichkeit zu beſtrafen und ihn ſich verhaßt zu machen, hat.“ Zum Beweiſe, daß der Verfaſſer nichts bemänteln will,

Digitized by Google

folgen einige ſehr komiſche Anekdoten, den landüblichen Schmutz betreffend.

Auch über Frankreich ſpricht der Verfaſſer ſehr ausführlich und bringt namentlich den Manen des edlen Lafayette ein gebührendes Opfer. Doch möchten wir den warmherzigen, für alles Edle glühenden Verfaſſer warnen, daß er der Ehre ſeines deutſchen Vaterlandes nicht zu viel vergebe, indem er nur fremdes Verdienſt und fremde Tugend im roſenfarbnen Lichte ſieht. In der That liegt in der Art und Weiſe, wie Spazier, als geborner Deutſcher, ſich für Polen intereſſirt hat, ein großes Compliment für die Humanität des deutſchen Charakters, für die uneigennützige Hingebung an alles Große und Hohe des Auslandes, wodurch Deutſche ſich von jeher auszeichneten. Dieſe Hingebung darf aber eine zarte Linie des Ehrenpunkts nicht überſchreiten. Sie darf z. B. der Eiferſucht anderer Nationen gegen uns, zumal dann nicht, wenn ſie kleinlich wird, die mindeſte Conceſſion machen. Herr Spazier billigt aber zuweilen und wiederholt die kleinen Eiferſüchteleien, die er an Nichtdeutſchen vernommen hat. So erzählt er wieder, bei einer Feuersbrunſt hätten die polniſchen Einwohner dicht am Feuer gelöſcht, die Deutſchen nur aus der Ferne nach Waſſer geſchrieen. Das iſt ſo unwahr, durch zahlloſe Beweiſe des Muths und der Geſchicklichkeit deutſcher Bürger bei Feuersnöthen ſo tauſendfach widerlegt, daß man eine ſolche Behauptung kaum einem animoſen Nichtdeutſchen, gewiß aber nicht einem Deutſchen hingehen laſſen kann. Dahin gehört auch die Erzählung, daß ein hoher franzöſiſcher Offizier den Verfaſſer in einem öffentlichen Gedränge als einen Deutſchen bruskirt, ihn nachher aber, indem er ihn plötzlich für einen Polen hielt, auf das artigſte behandelt habe. Dieſe Unterordnung des deutſchen Stolzes unter den polniſchen iſt doch etwas zu freigebig.

Wenn ſodann der Verfaſſer in ſeinem liebenswürdigen Humanismus ſich dem Traum einer allgemeinen „europäiſchen Geſellſchaft“ hingibt, in dem Sinn, wie ſie der alte Lafayette, eingedenk ſeines erſten Jugendenthuſiasmus projektirte, ſo vergißt er, daß dieſer Traum, ſo achtbar auch ſeine Urheber ſeyn mögen, nie verwirklicht werden kann, daß ſeine Realiſirung in der Eigenheit und im Intereſſe der verſchiedenen Nationen unüberſteigliche Schranken findet, und daß er, von edeln Charakteren ausgedacht, immer nur von den abgefeimteſten Parteien benutzt worden iſt, um unter der Maske der Liebe und Verbrüderung Nachbarvölker zu dupiren. Halte jede Nation bei ſich ſelbſt gut Haus, ſo wird es gut um alle ſtehn. Hinter der Zärtlichkeit für Andere verſteckt ſich aber nicht immer ein ſo aufrichtiger Kosmopolitismus, wie bei Herrn Spazier, und insbeſondere ſteckt hinter den gnädigen Billigungen des deutſchen Geiſtes, wie ſie in franzöſiſchen Salons ertönen, nichts als Arroganz oder noch etwas Schlimmeres, denn noch niemals haben uns die Franzoſen anerkannt, außer um mit ihrer Superiorität über uns zu prahlen, ſich zu Gönnern über uns aufzuwerfen, oder um uns kirre zu machen und nach ihren Abſichten zu dreſſiren.

Herr Thaddäus oder der letzte Sajasd in Lithauen. Eine Schlachtſchitz-Geſchichte aus den Jahren 1811 und 1812. Aus dem Polniſchen des Adam Mickiewicz, in Gemeinſchaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1836.

Noch in keinem Werke ſind Natur und Sitten von Lithauen ſo genau und mit ſo meiſterhafter Hand geſchildert worden. Das Gedicht gehört der Gattung von größern Idyllen an, die wir durch die Louiſe von Voß hinlänglich zu charakteriſiren glauben und wenn ſich bei großartigen patriotiſchen Beziehungen der Ton des Gedichts zuweilen über die Idylle erhebt, ſo entſteht doch dadurch kein Mißverhältniß. Der Pole, der Lithauer, heute mit ſeiner ländlichen Arbeit beſchäftigt und in ſeinem Dorf verbauert, greift morgen zu den Waffen und erſcheint plötzlich ein Held.

Was iſt ein Sajasd? Wir erfahren es erſt durch die hinten geſammelten Anmerkungen: „Zu Zeiten der polniſchen Republik war die Execution richterlicher Urtheile ſehr ſchwierig; es konnte auch nicht anders ſeyn in einem Lande, wo die Executivgewalt gar keine Mittel hatte, den Spruch geltend zu machen, zumal die Vornehmen Haustruppen hielten, ja einige mehrere Tauſend, wie namentlich die Fürſten Radziwill. War es daher dem Klagenden gelungen, ein günſtiges Gerichtsurtheil zu erlangen, das ihm den Beſitz eines von einem Andern innegehabten Gutes zuerkannte, ſo mußte er ſich an den Ritterſtand, d. h. an den Adel des Kreiſes wenden, der auch eine executive Gewalt hatte, damit das Geſetz in Wirkung trete. Bewaffnet, das Decret in Händen, zogen Verwandte, Freunde und Nachbarn, in Begleitung einer Gerichtsperſon, Wozny genannt, in das Gut, in deſſen Beſitz den Kläger das Decret ſetzte. Oft erſt nach Blutvergießen extradirte dort der Wozny dem Klagenden die Poſſeſſion des Gutes. Eine ſolche bewaffnete Execution des Decrets hieß Sajasd. In den ganz alten Zeiten, wo noch die Geſetze geachtet wurden, wagte es auch der Mächtigſte nicht, einem Gerichtsurtheile Widerſtand zu leiſten; ſelten waren ſolche bewaffnete Ueberfälle, und faſt nie blieb Gewaltthat unbeſtraft.“

Von einem ſolchen Falle fauſtrechtlicher Juſtiz handelt es ſich nun hier. Ein Sajasd iſt der äußere Anlaß, an

Digitized by Google

den der Dichter ſeine ganze Darſtellung des lithauiſchen Lebens anknüpft.

Ehe wir näher in den Inhalt dieſes vortrefflichen Gedichts eingehen, müſſen wir einige Worte von der Ueberſetzung reden. So großes Verdienſt Herr Spazier ſich auf's Neue um die Aufhellung des polniſchen Nationallebens auch wieder bei dieſem Werk erworben hat, können wir uns doch nicht genug wundern, wie es ihm möglich war, den guten Geſchmack dabei ſo gänzlich außer Acht zu laſſen. Die Lektüre der Ueberſetzung iſt eine wahre Folter und nur die ſeltene Schönheit des Originals kann uns bewegen, dabei bis zu Ende auszudauern. Auch hier wieder iſt der leidige, von uns ſo oft bekämpfte Grundſatz befolgt worden, dem Versmaaß des Originals und dem Reim die Natürlichkeit, Verſtändlichkeit und Grazie gänzlich aufzuopfern. Die leichteſten und zarteſten Gedanken und Bilder erſcheinen in der deutſchen Ueberſetzung wie eingefroren ſteif und der Zwang des Reims fällt auf die widrigſte Weiſe um ſo mehr auf, als der Gegenſtand des Gedichts größtentheils die natürlichſte, zwangloſeſte Sprache verlangt. Die nachfolgenden Proben werden zu Belegen dieſes Tadels dienen.

Herr Thaddäus, ein junger Pole, kehrt von der Univerſität auf das Landgut ſeines Oheims zurück, kommt ſehr früh Morgens an, will in ſein altes Zimmer, findet darin aber eine ganz neue Anordnung und deutliche Beweiſe, daß es von einem weiblichen Weſen bewohnt wird, die er auch flüchtig im leichten Morgenkleid im Garten überraſcht. Eine ſehr liebliche Introduktion. Der Ohm erwacht, man kommt zu einem Familienfeſt zuſammen. Telimene, ein in der Hauptſtadt gebildetes und halbgelehrtes Fräulein, gibt den Ton an und beſtürmt das Herz des jungen Neulings. Ein alter Bernhardiner-Mönch, geheimer Emiſſär Dombrowski's, miſcht ſich unter die heitern Gäſte. Dann werden wir wieder hinausgeführt in die Landſchaft:

Wer denkt der Jugendjahre gern nicht, wo er ſtreifend
Durch Felder wanderte, die Flint' im Arm' und pfeifend!
Wo nirgends Wald und Zäune uns zu halten drohten,
Wo man nicht wußte, daß uns fremder Rain verboten! —
Dem Schiff im Meer der Jäger kann in Litwa gleichen;
Nach Luſt ſchwelgt er auf jedem Pfad in weiten Reichen,
Hinauf ſchaut er Propheten gleich zu Wolkenſchaaren,
Zum Himmel, wo viel Zeichen kann ſein Blick gewahren;
Die Erde hat wie Zaubrer oft er ſchon beſchworen,
Die, Layen ſtumm, ihm vielfach flüſtert in die Ohren.
Von Wieſen her ſchrei'n Schnepfen dort! Umſonſt dein Eilen!
Wie Hechte oft den Riemen, ſie das Gras durchtheilen!
Dort hörſt du über'm Haupte Frühlings-Morgen-Singen
Der tief im Blau verborgnen Lerchen klingen.
Hier breitgeflügelt durch die Luft ein Aar ſich ſtrecket.
Und Sperlinge, wie Zaaren wohl Kometen, ſchrecket.
Dort hängt ein Adler in der Luft, mit Flügeln wehend,
Wie aufgeſpießte Falter; auf der Wieſe ſehend
Dann einen Vogel oder Haſen, ſtürzt er wieder,
Wie wohl ein Fallſtern, auf den grünen Raſen nieder.

Der Dichter begleitet uns auf ein Schloß, wo eine edle patriotiſche Familie unterging, jezt im Beſitz einer neuen, jener feindlichen Familie. Ein einziger Diener des alten Hauſes iſt noch übrig, narbenbedeckt, von Stahl und Eiſen, glühend von altem tiefem Haſſe, Gervaſy genannt:

Ein Schlachtſchitz war's, dem alten Schloßherrn dienſtergeben,
Der von Hereſchko's Dienern einzig noch am Leben.
Ein Greis, mit rothem friſchem Antlitz, weißen Haaren;
Deß düſtre ſtrenge Züge tief durchfurcht ſchon waren.
Sonſt war durch Fröhlichkeit bekannt der Schlachtſchitz Allen.
Doch ſeit der Herr des Schloſſes war im Kampf gefallen.
Seitdem war er verändert; ſchon ſeit langen Zeiten
Mocht' er nicht mehr zur Hochzeit, nicht zur Kirmeß reiten;
Seitdem hat ſeine Späſſe Niemand mehr vernommen,
Kein Lächeln war auf ſein Geſicht ſeitdem gekommen. —
Auch ward von ihm die alte Liverey getragen
Die Kurtka, gelb von Schooß, mit Treſſen ausgeſchlagen,
Die jetzo gelb, einſt golden waren, und mit Seide
Rings ausgenäht; auch waren Wappen an dem Kleide; —
Ein Halbbock; — drum im Kreiſe Alle, die ihn kannten,
Den alten Schlachtſchitz, Halbbock auch wohl ſpottend nannten.
Und weil dies Wort zu wiederholen ſtets er pflegte,
Man ihm den Namen noch: „Mein Herrchen“, bei auch legte.
Und Narbe auch, weil voller Narben ſeine Platte.
Er hieß Renbayllo; doch die Wappen, die er hatte,
Sind unbekannt. Sich Pförtner ſelbſt er titulirte,
Weil auf dem Schloſſe dieſes Amt er einſtmals führte.
Noch ward ein großes Schlüſſelbund an ihm gefunden,
An ſeinem Gurt mit Silberquaſten feſtgebunden; —
Wiewohl er nichts zu ſchließen mehr; denn offen ſtanden
Des Schloſſes Thüren; zwei nur waren noch vorhanden,
Die er ſich ſelber kaufte, die er eingehangen.
Seitdem war ſie zu ſchließen täglich er gegangen.
Zur Wohnung auch ein wüſtes Zimmer er ſich wählte ꝛc.

Der Alte erzählt, wie das Schloß zu Kosciuszko's Zeit von den Ruſſen verwüſtet worden ſey. Ein junger Graf, aus dem alten Stamm der Hereſchko, denen das Gut einſt gehörte, tröſtet den Greis, macht einen Spazierritt durch die Felder und findet die unbekannte Schöne, die am Morgen Thaddäus überraſchte.

Ein Obſtgeheg war's. Reihenweis gepflanzte Bäume
Mit Obſt beſchatten unter Beeten weite Räume.
Ringsum das kahle ehrbar' Haupt der Kohl hier ſenket,
Als ob er ſitzend der Gemüſe Loos bedenket.
Ein Flechtenbach dort Schoten in die Möhren drehen.
Und draus aus tauſend Augen ſchlanke Bohnen ſehen.

Digitized by Google

Empor hebt türk'ſcher Waizen dort die goldnen Kronen.
Und weiter liegen dickbeleibet da Melonen.
Die von den Stengeln weithin ab ins Bett ſich ſchieben,
Als wie zu Gaſte bei den rothen Runkelrüben.
Die Beete ſcheiden Raine. und auf beiden Seiten
Wie Wachen reihenweis des Hanfes Standen ſchreiten.
Cypreſſen im Gemüſe ſtill und grade grünen;
Dem Rain Geruch und Blätter ſo zum Schutze dienen;
Denn durch die Blätter wagen Ottern nicht zu dringen,
Die Düfte Raupe und Inſekt um's Leben bringen.
Und weiterhin ſich Standen weißen Mohns erheben;
Du glaubſt, daß jetzo tauſend Falter daran kleben.
Mit Flügeln ſchlagend, die im Glanz von Edelſteinen
Und in des Regenbogens Farbenſpiele ſcheinen.
So täuſcht der Mohn den Blick mit reichem Farbeleben!
Wie Vollmond unter Sternen, aus den Blumen ſtreben
Mit Gluthgeſichtern Sonnenblumen auf, und wollen
Nach Oſt und Weſt der Sonne nach das Antlitz rollen.
Gewölbte Hügel ſieh' am Zaun! die ſchmalen, langen,
Buſch-, baum- und blüthenlos, mit Gurkengärten prangen.
Schön aufgeſchoßt, die großen Blätter aus ſich ſtrecken,
Und wie ein Farbenteppich rings das Beet bedecken.
Und, weiß gekleidet, drin ein Mädchen blicket,
In's Maigrün tauchend bis an's Knie. Vom Beet ſie bücket
Zum Raine ſich; die Füße ſiehſt du nicht, die kleinen,
Im Gehn; auf Blättern ſchwimmend, badend drin, ſie ſcheinen.
In einen Strohhut hüllte auch ihr Haupt die Dirne;
Zwei Roſabänder flattern abwärts von der Stirne;
Und noch in Flechten ihre Locken ſind, die lichten.
Die Hand hält einen Korb; die Augen rückwärts richten
Sich, und die Rechte hebt ſich, etwas ab zu ſtreifen,
Wie Mädchen wohl nach Fiſchchen in dem Bache greifen,
Damit zu ſpielen. Dann, ſo ſchnell das Aug' nur ſiehet,
So bückt ſie ſich, und Früchte hin zum Korbe ziehet.

Er verfolgt das wunderbare Mädchen, die ihm eine Fee ſcheint und doch ganz naiv bittet, er möge ihr die Hühner aus dem Garten treiben helfen, ſo daß er nicht weiß, wie er mit ihr daran iſt, da ſie halb eine Prinzeſſin, halb das gemeinſte Bauernmädchen ſcheint.

In ſich er denkt: Romanheldin nicht! Doch immer
Ein junges Mädchen, wunderlieblich. Oftmals ranken
Im Dunkel große Seelen auf ſich und Gedanken,
Wie Roſen blüh'n im Walde.

Nun eine große Jagdſcene. In der Schilderung des Waldes iſt der Dichter ſo originell, ein ſo meiſterhafter Naturmaler, daß wir einige der auffallendſten und ſchönſten Bilder hier wiedergeben müſſen. Iſt die lithauiſche Natur rauher und ärmer, als die Südeuropas, ſo hat der Dichter doch das Vorhandene mit einer Treue und Liebe aufgefaßt, die auch das Gemeine verſchönert.

Da gibt's viel Pilze: Fuchspilz mit den rothen Wangen
Die Jugend ſucht. Ihn Litwa's Lieder oft ſchon ſangen;
Als ein Symbol der Jungfrau'n; Schimmel ihn nicht ätzet,
Und, ſeltſam, niemals ein Inſekt auf ihn ſich ſetzet.
Die Fräulein nach dem Steinpilz, von dem Lieder ſagen,
Daß er der Pilze Obriſt wäre, lieber jagen.
Doch nach dem Rothpilz, mit beſcheidnem Wuchs, in Sängen
Nicht ſo berühmt, ſchmackhafter doch, ſich alle drängen;
Denn ſtets ſie friſch, in Salz, im Herbſt und Winter, ſchmecken.
Der Weyski aber Fliegenpilze möcht' entdecken.
Das andre Pilzvolk man als Unkraut nur verachtet,
Weil man es unſchmackhaft und ſchädlich auch betrachtet.
Doch iſt es nützlich; denn das Wild es frißt mit Gierde;
Inſekten gibt es Neſter, und den Wäldern Zierde.
Auf grünem Wieſentiſchtuch ihre Reih'n, die langen,
Die Tiſchgefäße ſind. Mit rundem Rande prangen
Die Roh-Eß-Pilze; roth, von Gold und Silber, ſcheinen
Sie Schaalen, angefüllet mit verſchiednen Weinen.
Der Ziegenpilz dem Kelchbauch gleicht, der umgedrehet;
Im ſchlanken Trichterpilz Champagnergläſer ſehet!
Der Weißpilz rund und platt und breit, kann Taſſen
Von Meißnerporzellan, mit Milch, uns denken laſſen.
Der Staubpilz, roth, mit Staub beſtreut, der kugelrunde,
Die Pfefferbüchſe iſt. — Von andrer Namen Kunde
Nur gibt der Haſen und der Wölfe Sprache; taufen
Nie konnt' ein Menſch ſie, und iſt zahllos auch der Haufen.
Den Wolf und Haſenpilz möcht' Keiner gern befaſſen;
Wer ſich gebückt und ſah, daß er ſich täuſchen laſſen,
Zerbrach erboſ't den Pilz und ſtieß ihn mit den Füßen;
Doch unklug war, wer ſo dem Gras den Schmuck entriſſen.

Ein anderes Bild:

Und ringsumher gelagert doch die Wälder waren
Von Litwa, die ehrwürdigen, die wunderbaren! —
Der Faulbaum, von dem wilden Hopfenkranz umwunden,
Die Vogelbeer' im Hirtenroth, dem friſchgefunden,
Die Haſelnuß mit grünen Zeptern, wie Mänaden,
In Trauben eingekleidet und in Nüſſe-Faden
Wie Perlen. Unter Waldesjugend! Rings umſchließen
Den Hagedorn die Hahnebutten, Brombeer'n küſſen
Mit ſchwarzer Lippe Heidelbeeren. Alle halten
An Händen ſich, wie Tänzerpaare, die geſtalten
Den Tanz. Eh'leute paarweiſ' ſie umſtehn. Im Steigen
Vor allen Waldesreihen hoch erhaben zeigen
An Schlankheit ſich des Wuchſes und durch Farbentöne
Der Mann, die Lerch', die weiße Birke, ſeine Schöne.
Und dann, wie Greiſe hin auf Kind und Enkel, ſchauen
Im Reiz der Stille Buchen hin, die ehrbar grauen;
Matronenpappeln, moosig bärt'ge Eichen, ſtützen,
(Fünfhundert Jahr auf redlich alten Rücken ſitzen),
Sich auf zerbroch'nem Hagbuchſtamm, auf Eichen,
Die ihrer Ahnen ſind zu Stein gewordne Leichen!

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Mickiewicz.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 69. Mittwoch, 6. Juli 1836.

Werke über Ruſsland und Polen.

Herr Thaddäus oder der lezte Sajasd in Lithauen. Eine Schlachtſchitz-Geſchichte aus den Jahren 1811 und 1812. Aus dem Polniſchen des Adam Mickiewicz, in Gemeinſchaft mit dem Dichter von R. O. Spazier. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1836.

(Schluß.)

Noch ein anderer Baum, der dem Dichter zu der ſchönſten Klage Anlaß gibt.

Und dort in der Ukraine, iſt wohl noch vorhanden
Vor Holowinski's Hauſe, dicht am Roſch geſtanden,
Die Linde, die ſo groß, daß rings in ihrem Schatten
Wohl hundert Tänzerpaare Platz zum Tanzen hatten?
  Denkmäler unſres Lands! wie viel, in Jahres Welle,
Zerſetzen euch wohl Kaufmanns und der Ruſſen Beile? .
Die keinen Schutz den Waldesſängern übrig laſſen,
Noch Dichtern, die, wie Vögel, euch mit Lieb' umfaſſen!
  Was habt ihr mir nicht, Heimathbäume, ſchon verliehen!
Wenn, ſchlechter Jäger, ich, der Freunde Spott zu fliehen,
Weil ich das Wild verfehlte, in dem Dickicht jagte
Gedanken und Gefühle, wenn es mir behagte
Zu ſetzen mich auf Sumpfesinſeln, jagdvergeſſen,
Hin zu dem grauen bärt'gen Moos mit Silbertreſſen,
Von der zerdrückten Brombeer' dunkelblau begoſſen;
Bei Roſenhügeln, von dem rothen Schmuck umfloſſen
Der Preißelbeer', Korallenperlen gleich; umfangen
Ringsum von Dunkelheit, und droben überhangen,
Wie von geſenkten grünen Wolken, von den Aeſten!
Der Sturm da tobte über dem Gewölb', dem feſten,
Er ſeufzte, ſchäumte, heulte, lärmte, donnernd krachte,
So ſeltſam mich betäubend, daß ich manchmal dachte,
Den Lärm ein über'm Haupt mir hängend Meer wohl machte! —
  Wie Stadtruinen unten iſt's! Gafallne Eichen,
Vom Boden ragend, ungeheurem Denkmal gleichen.
Auf ſie geſtüzt, wie Wand- und Säulentrümmer, zeigen
Sich Aeſtesarme mit den halbverfaulten Zweigen,
Umhegt vom Graszaun. Dahinein zu ſeh'n, ein Grauſen
Mich abhielt ſtets! Des Waldes Wirthe darin hauſen!
Der Eber, Bär und Wolf! Am Eingang, halbzerbiſſen,
Gebein liegt kecker Gäſte, die ſie hier zerriſſen.
Manchmal heraus durch Graſes Grün empor ins Freie,
Wie Waſſerſprünge, ſchießen auf zwei Hirſchgeweihe,
Und wohl, wie gelbe Blitze durch die Bäume ziſchen,
Wenn in dem Wald gefallne Strahlen drin erliſchen.
  Und wieder ſtill iſt's in der Tiefe! An der Fichte
Ein Specht nur leiſe hämmert, weiter flieht in's Dichte,
Und ſich verſteckt, doch mit dem Schnabel weiter picket.

Digitized by Google

So ruft ein Kind, daß man es ſuche, weil's ſich bücket! —
Das Eichhorn, Haſelnüß' im Pfötchen, näher ſtreifet
Und frißt; den Schwanz es über's Aug' hinüberſchweifet,
Wie einen Federbuſch am Helm von Euraſſieren;
Obgleich verſteckt ſo, mag es ſorgſam ringsum ſpüren; —
Sieht Fremde dann die Waldestänzerin, ſo ſpringet
Von Baum zu Baum ſie, und gleich Blitzen fort ſich ſchwinget,
Bis ſie im unſichtbaren Aſtloch ganz verſchwindet,
Wie die Dryade ein im heim'ſchen Baum ſich findet! —
Jezt wieder ſtill! Da regt ſich's in bewegten Zweigen,
Und zwiſchen den zertheilten Ebreſchtrauben zeigen
Sich Wangen, röther als die Vogelbeeren blickend. —
Es iſt ein Mädchen, Beeren oder Nüſſe pflückend.
Sie legt in's Körbchen von beſcheid'ner Rinde eben
Die friſchen lippenrothen Preißelbeeren; neben
Ihr geht ein Jüngling, um den Haſelzweig zu biegen,
Sie haſcht die Nuß, die blitzende, alsdann im Fliegen.
Da hören ſie der Hörner Rufen, Hunde bellen,
Errathen, daß nun ihnen nah'n die Jagdgeſellen,
Und voller Furcht, in Zweigen hin und durch das Dicke,
Wie Waldesgötter, ſchwinden plötzlich ſie dem Blicke.

Wir können dieſe in ihrer Art ſo durchaus einzigen Waldbilder nicht verlaſſen, ohne auch noch der Sage zu gedenken, die im tiefſten Innern der großen lithauer Wälder hauſt:

Wer kennt wohl Litwa's bodenloſe Wälderweiten?
Wer kann zur Mitte hin, zum Kern des Dickichts ſchreiten?
Wie Fiſcher kaum am Meeresrand zum Boden ſtreifen,
So Jäger um die Waldeslager Litwa's ſchweifen,
Kaum oberflächlich kennend die Geſtalt, die Wangen; —
Denn nie zu ihren Herzensräthſeln ſie gelangen! —
Und dieſe weiß nur Fabel, Sage nur zu ſingen.
Kannſt du den Wald, den ausgefütterten, durchdringen,
Da triffſt Du einen Wald von Stämmen, Wurzeln, Aeſten,
Wie Burgen ſtark von tauſend Bächen und Moräſten,
Von Ameisbergen, Netzen, welche Kräuter rings ſich ſchlangen,
Von Weſpen=, Horniſneſtern, Klumpen giſt'ger Schlangen,
Hat mehr als Menſchenkühnheit Alles dies beſieget,
Die größ're Schrecniß Dir noch weiter einwärts lieget.
Gleich Wolfesgruben lauern Höhlen jedem Schritte,
Und kleine Seen, grasbedecket in der Mitte,
Von Menſchen ihre Tiefen nie erforſcht noch waren;
(Sehr wahr erſcheint die Sage, daß dort Teufel ſchaaren.)
Der Seen Waſſer decket fleckig blut'ger Schimmel;
Stets raucht aus ihm ein ſtink'ger Brodem auf zum Himmel,
Vor dem den Bäumen Laub und Rinde rings entfallen,
Die kahl ſteh'n, zwerghaft, krank, der Wurm in Allen;
Die Aeſte hält ein weichſelzöpfig Moos gebogen,
Mit Pilzen wie mit Bärten, iſt der Stamm umzogen.
Den See umſitzend, einer Hexenſchaar ſie gleichen,
Die ſich am Keſſel wärmet, und ſich kochet Leichen!
Und hinter dieſe Teiche ſtrebt umſonſt zu gehen
Nicht nur der Fuß, das Aug' auch, weiter noch zu ſehen.
Dort Nebelwolken Alles bergend ſchon umgeben,
Die aus den weichen Sümpfen ewig ſich erheben.
Doch hinter dieſem Nebel, wie die Sage wähnet,
Nun eine ſchöne reiche Landſchaft aus ſich dehnet. —
Die große Hauptſtadt aller Thier= und Pflanzenarten,
Wo ſie den Baum= und Pflanzenſaamen aufbewahrten
Von den Geſchlechtern, die ſich in der Welt zerſtreuen;
Da, wie in Noah's Schiffe, alle Thiere ſeyen,
Zum wenigſten die Paare, die ſich hier vermehren.
Ganz in der Mitte hätten ihren Hof, wir hören,
Des Waldes Kaiſer, wie die Turus, Ur' und Bäre;
Die flinke Iltis auf den Bäumen niſtend wäre,
Sowie der Vielfraß, als Miniſter, die da wachen.
Die untergeb'nen adligen Vaſallen machen
Der Eber, Wolf, das Elenthier, die weiter wohnen;
Und über ihren Köpfen Falk und Adler thronen,
Und von der Herrſchaft Tiſch als Hofſchmarotzer zehren.
Des Thierreichs Haupt= und Aelterpaare ſo verkehren
Im Kern des Waldes, und den fernen Boten ſchicken,
Indeß ſie ſelbſt hier weilen und ſich ſtill beglücken.
Die Altgeword'nen den Naturtod nur erleiden.
Sie haben einen Kirchhof, dem, wenn nah' dem Scheiden,
Sie ihr Gefieder, ihre Haare anvertrauen;
Der Bär, deß ſtumpfgeword'ne Zähne nicht mehr kauen,
Der Hirſch, wenn er gebeugt kaum rutſchet auf den Füßen,
Ergraute Raben, Falken, denen zu ſich ſchließen
Die Augen; Haſen, wenn ihr Adernblut erkaltet,
Der Adler, wenn der Schnabel krumm ſich ſchon geſtaltet,
Dem Hals ſich naht, und nun auf immer iſt geſchloſſen;
Sie birgt der Kirchhof. — Kleinwild auch, wenn angeſchoſſen,
Erkrankt auch, eilet in der Heimath zu verenden; —
Weßhalb man, wo als Gäſte hin ſich Menſchen wenden
Auch nie man noch gefunden todter Thiere Knochen!
Dort in der Thiere Hauptſtadt, alſo wird geſprochen,
Mit guten Sitten alle Thiere ſich regieren,
Weil Menſchen nicht durch ihre Bildung ſie verführen.
Nicht Eigenthum und Rechte, die oft Menſchen trennen,
Nicht Zweikampf und nicht Kriegskunſt dieſe Thiere kennen;
Den Vätern gleich im Paradies die Enkel leben,
Und wild und zahm der Eintracht ſind, der Lieb' ergeben.
Nie beißet, nie mit Hörnern einer ſtößt den andern.
Ja, ſollte unbewaffnet auch ein Menſch hier wandern,
Er könnte ruhig unter dieſe Beſtien gehen;
Sie würden ihn mit dem erſtaunten Auge ſehen,
Mit dem an jenem erſten Schöpfungsmorgen
Die Väter, die in's Paradies ihr Neſt geborgen,
Auf Adam ſahen, ehe ſie ſich ihm entzweiten.
Zufälle nie zum Glücke her die Menſchen leiten,
Denn Furcht und Tod und Mühe wehren hin zu ſchreiten.
Nun manchmal wohl verdutzte Hunde bei dem Jagen,

Digitized by Google

Wenn zwiſchen Sumpf und Jungholz ſie uns Moor ſich wagen,
Und jene Schauer ihre Augen ganz verwunden,
Wie toll, und mit verwirrtem Blicke flieh'n, und Stunden
Noch lang, wenn ſie des Herren Hand geſtreichelt, müſſen
Noch zittern, ihm, gefeſſelt ganz vor Angſt, zu Füßen.
Des Urwalds Schlupfort, den die Menſchen nimmer kennen,
In ihrer Sprache Jäger nun Matecznik nennen. —

Eine große Bärenjagd macht den Schluß dieſer Waldbilder. Wir kehren nach Hauſe zurück, wo die ſchöne Telimene eine Doppelheirath ausdenkt, nämlich zwiſchen ſich und dem liebenswürdigen Thaddäus einerſeits, und zwiſchen dem Grafen und der kleinen Sofia andrerſeits. Dieſe leztere lernen wir nun als das unbekannte, vorher nur flüchtig erſchienene Landmädchen näher kennen. Es iſt eine arme, aber vornehme Senatorentochter, die hier auf dem Lande ziemlich wild bei Verwandten aufwächst, deren Schönheit und liebliche Unſchuld alles entzückt, ſowohl dem Thaddäus als dem Grafen den Kopf verrückt und, ohne es ſelbſt zu wiſſen, der eiferſüchtigen Telimene bittere Schmerzen bereitet. Sie wird jezt herausgepuzt, um dem Grafen mit Anſtand vorgeſtellt zu werden. Telimene ſucht ihrerſeits den jungen Thaddäus zu bezaubern und läßt ſich von ihm in einer ſehr reizenden Attitude im Graſe überraſchen, es ſchlägt aber nicht an, und da ſie nicht gemerkt hat, daß ſie in der Nähe eines Ameiſenhaufens niedergeſeſſen iſt, wird ſie auf die lächerlichſte Art von dem ſtillen Ort und ihren romantiſchen Hoffnungen vertrieben.

Dann eine wilde Gaſtmahlsſcene. Die Köpfe erhitzen ſich. Die Wuth des alten Gervaſy bricht aus, und nur die Dazwiſchenkunft der lieblichen Sofia hindert Mord und Todſchlag. Indeß betreibt Gervas die Rache für das alte Geſchlecht der Hereſchko, zu dem der Graf, gegen das neue Geſchlecht Sopliz, zu dem Thaddäus gehört, und hezt die Dobrzyner auf zu einem Sajasd.

Ihr, Brüder, wollt mit Rußlands Imperator fechten,
Und ſcheut, in Krieg mit Sopliz heute zu gerathen,
Und ſcheut den Thurm? Ermuntre ich zu Räuberthaten?
Als ob ich nicht, was die Geſetze uns erlauben, thäte?
Der Graf erhielt im Tribunal Gerichtsdecrete.
Wir exequiren dieſe, wie's die Alten führten,
Die Sprüche gab der Richter, Schlachtſchitz exequirten;
Zumal die Dobrzyner.

Die geheimnißvollen Andeutungen des Bernhardinermönchs, einzelne Nachrichten aus der Ferne und endlich der große Komet von 1811 lenken die Gemüther von dem engen Schauplatz ab. Napoleon zieht nach Rußland. Junge Polen eilen zu ſeinen Fahnen. Auch Thaddäus will ſich heimlich entfernen. Da hält ihn Telimene jammernd feſt, aber er reißt ſich los. Ihre Zärtlichkeit wechſelt mit Ausbrüchen der Wuth. Schade nur, daß die Ueberſetzung ſo unbegreiflich vernachläßigt iſt. Die empörte Schöne ſagt:

Dies wollt' ich, ſchrie ſie, Drachenzunge nur entdecken.
Du Schlangenherz, deß willen Andre ich verſchmähte!
Vergebens Graf, Aſſeſſor mich, der Reſent flehte. —
Du erſt verführſt, verläſſeſt ſpäter eine Waiſe?
Ja biſt ein Mann! ich kenne eure Schurkenweiſe ꝛc.

Bevor Thaddäus noch fort iſt, kommt der Sajasd, Gervaſy und der Graf mit den Dobrzynern an. Die überraſchten Soplizen werden gefangen, über Nacht aber hat ein heimlicher Verräther Ruſſen herbeigeführt, und die berauſchten Sieger werden im Schlaf überfallen und als Ruheſtörer und Rebellen gebunden. Der ruſſiſche Major, ein geborner Lithauer, erbietet ſich, die ganze Sache zu vertuſchen, wenn man ihm für jeden Kopf 1000 Rubel zahle. Sonſt werde er die Gefangnen abführen. Nun ſind, die ſich eben erſt auf's heftigſte angefeindet, die Soplizen und Hereſchkos mit ihrem Anhang, plötzlich wieder einig und gute Freunde, indem ſie alle als Polen den Ruſſen gegenüber ſtehen. Ehe aber das Geldgeſchäft zu Stande kommt, erlaubt ſich der Major, Telimenen zu küſſen und Thaddäus gibt ihm dafür eine Ohrfeige, welche die Friedensunterhandlungen auf einmal wieder abbricht. Viele Polen laufen zuſammen, übermannen die Ruſſen und befreien ihre Kameraden. Der Major wird vom alten Gervaſy pro bono publico, wie er ſich auszudrücken pflegt, in einen Sumpf verſenkt, theils damit er nichts verrathe, theils um ihn als Verräther an ſeinen Landsleuten zu beſtrafen. Man fürchtet keine Gefahr mehr, da die Franzoſen ſich nähern.

Thaddäus ſoll nun zum Heer abgehen, aber zuvor verlobt er ſich mit der reizenden Sofia, während der Graf ſein Herz Telimenen zuwendet. Der alte Bernhardiner, dem Tode nahe, entdeckt, daß er des Thaddäus Vater, der verhaßte Sopliza ſey, der einſt die Hereſchkos verderbt. Er beichtet ſeine Schuld und erzählt die Buße, die er ſich auferlegt. Mörder aus Eiferſucht, hat er das Verbrechen zu ſühnen geſucht durch den treueſten Dienſt für das Vaterland. Sopliza liebte Hereſchkos Tochter, konnte ſie nicht erhalten und erſchoß den Vater. Sie heirathete nachher einen Andern und Sofia iſt ihre Tochter. Auch Sopliza heirathete eine Andere und Thaddäus iſt ſein Sohn. Indem die jungen Leute ſich lieben und verloben, ſühnen ſie vollends der Väter Haß. Nur der alte Diener Gervaſy bleibt unerbittlich.

Bei Gott, Gervas ſprach, gerne ſtreckte ich Dich nieder!
Wie vieles Blut dem einz'gen Schuſſe iſt entfloſſen!
Wie viele Leiden über uns hat er ergoſſen!
Sie alle uns durch deine Schuld, Herr Jacek, trafen:
Und doch, als heut die Ruſſen zielten auf den Grafen,

Digitized by Google

Herreſchko's lezten (obwohl nur von Weiberſeite),
Haſt Du gedeckt ihn; warfeſt mich zu Boden heute,
Als mich der Lauf bedrohte, retteteſt uns Beide.
Biſt wirklich Mönch und Prieſter Du, vor jedem Leide
Und vor dem Federmeſſer Dein Gewand Dich wahret.
Leb' wohl! Auf eurer Schwelle nie mich mehr gewahret.
Denn wir ſind quitt! — Das Uebrige ſey Gott vertrauet!
 Die Hand ihm Jazek reichet. — Doch vor ihr ihm grauet.
Ich kann nicht, ſprach er, meinen Adel müßt' ich ſchänden,
Wenn ich mich je befaßte mit den blut'gen Händen,
Die einen Mord vollbrachten, nur aus ſchnöder Sache,
Und nicht pro bono publico, die gute Sache!

Der Mönch iſt todt. Die Liebenden ſind getrennt. Der große Krieg hat begonnen. Napoleon zieht durch die alten Wälder von Lithauen.

Der Bauer ſchleppte ſeinen Pflug in's Feld. Nicht Lieder,
Die doch gewöhnlich grüßen langen Winters Ende,
Er freudig trällert'; träge ſchufen ſeine Hände,
Als ob er nicht zu ſäen und zu ernten meine.
Die Ochſen hält bei jedem Schritte er, hält die Leine
Der Egge, und nach Abend hin die Augen ſehen,
Beſorgt, als müßt' ein ſeltſam Wunder dort geſchehen.
Mit Schreck er die zurückgekehrten Vögel ſchauet,
Und wie auf heim'ſcher Weide ſchon der Storch gebauet,
Die weißen Flügel, frühen Frühlingswimpeln gleichend,
Entfaltend. Dort, in lärmenden Schwadronen ſtreichend,
Die Schwalben kommen, an den Ufern ſich verſammeln,
Und auf dem Eisfeld, ihre Häuschen zu verrammeln,
Nach Kothe ſuchen. Abends, im Geſträuch, dem düſtern,
Hört man die reihenweiſe zieh'nden Schnepfen flüſtern,
Und über'm Walde ſchwirren wilder Gänſe Schaaren,
Die bald, ermüdet, rauſchend zu uns niederfahren,
Ihr Mahl zu halten. Tief im Himmelsdunkel ſtöhnen
Die Kraniche beſtändig. Hörend dieſes Tönen,
Erſchrocken ſich die Abendwächter rings befragen,
Was ſo viel Lärm in aller Vögel Reich zu ſagen,
Und welche Stürme alſo früh ſie zu uns jagen? —
 Sieh, neue Schwärme! Finken, Lerchen ſollt' man meinen
Und Staare! Federbüſche, helle Flammen, ſcheinen
Von Hügeln wieder, nieder in die Ebne ſteigend.
O Reiter! Fremde Kleider, fremde Waffen zeigend! —
Sieh! Schaar auf Schaar! geſchmolznem Schnee gleich laufen
Hin auf den großen Straßen Eiſenpanzerhaufen.
Vom Wald her Mützen, Bayonnette blitzend zücken;
Wie Ameiſen, dort Fußvolks Schaaren zu uns rücken.
Und alle ziehn nach Norden. Faſt man ſagen möchte,
Die Vögelſchaar ein ganzes Volk in's Land uns brächte,
Das unbegreifliche Naturgewalt ſo jage.
 Kanonen, Pferde, Menſchen, Adler, Nachts, bei Tage,
So ſtrömen; oft am Horizonte Feuer rollen,
Der Boden zittert; ferne Donner manchmal grollen.
 Krieg! Krieg! In Litwa war kein Winkel zu entdecken,
Wohin ſein Lärm nicht drang; in dunklen, wüſten Flecken
Der Bauer, deſſen Ahn, deß Vater ward begraben,
Ohn' jemals aus dem Wald den Fuß geſezt zu haben,
Und deſſen Ohr nie andre Himmelsſchreie füllten,
Als die des Sturms, und ird'ſche nur wenn Thiere brüllten,
Der andern Gaſt als ſeinen Waldnachbar nie kannte,
Sah jezt, wie wunderbarer Schein am Himmel brannte.
Ein Lärm dort in der Oede! — Als vom Schlachtfeld irrend,
Sucht die Kanonenkugel einen Weg ſich, ſchwirrend,
Im Wald, entwurzelt Bäume, Zweige rings zerknickend.
Der Ur mit mächt'gem Barte in dem Moos erſchricket;
Es ſträuben ſich der langen Mähne Haaresſpitzen;
Er hebt ſich halb, auf's Vorderbein mag er ſich ſtützen;
Drauf ſeinen Bart er ſchüttelt, und verwundert blicket
Ein Feuer, welches plözlich auf im Dickicht zücket.
'S iſt eine Bombe, die verirrt und wirbelnd pfeifet,
Uns donnernd ſpingt. Zum erſten Mal ihn Schreck ergreifet;
Es flieht der Ur, in's Dickicht weit hinein er ſtreifet!

Dann werden wir in ein Dorf verſezt. Die Landleute ſehn zum erſten Mal wieder Polen in ihrer alten Uniform von Dombrowskis Schaaren.

 Schon ſind Soldaten, Officiere auch, zu ſchauen,
Die man umringt, beſiehet; kaum dem Aug' ſie trauen,
Daß hier in Uniformen Polen zu begaffen,
Und polniſch redend, freie Leute und in Waffen!
 Die Meß' beginnt. Der kleine Tempel kann nicht faſſen
Die Bauern. Auf die Knie ſie ſich niederlaſſen
Im Gras, nach der Kapellthür blickend; und ſie ziehen
Den Hut. Blond iſt der Litwer oder weiß. Drum glühen
Wie Goldſtrahl ſie, wie reifes Kornfeld. Manchmal blicket
Wohl einer Jungfrau reizend Haupt empor; geſchmücket
Mit friſchen Blumen oder Pfauenfedern, ſehen,
Sie in der Bänder, ihrer Zöpfe Zierden, Wehen.
Und mitten in den Männerköpfen, gleich den blauen
Und rothen Blümchen in dem Korn. Dies buntgeſcheckte,
Auf Knieen da gelegene Volk das Feld bedeckte;
Beim Glockenſchall, beim Windeshauch die Häupter drückten
Sie dann herab, wie Aehren auf dem Halm ſich bücken.

Dombrowsky ſelbſt erſcheint und erkennt Gervaſy als alten Waffenbruder wieder. Der Graf hat ein ganzes Regiment geſtellt. Er und Telimene, Thaddäus und Soſia, von Volk und Kriegern umringt, feiern das Abſchiedsfeſt und Liebe und Patriotismus winden ihnen den Doppelkranz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 70. Freitag, 8. Juli 1836.

Werke über Ruſsland und Polen.

Thaddäus Kosciuszko, nach ſeinem öffentlichen und häuslichen Leben geſchildert von Karl Falkenſtein, k. ſächſ. Bibliothekar zu Dresden. Leipzig, Brockhaus, 1834. Zweite umgearbeitete, mit dem Bildniß und Facſimile Kosciuszkos ſo wie mit neuen Aktenſtücken vermehrte Auflage.

Der Herausgeber iſt in Solothurn geboren und hat daſelbſt in ſeiner Jugend Gelegenheit gehabt, Kosciuszko genau kennen zu lernen. Später kam er nach Dresden, wo er durch den Umgang mit Polen und durch eine ſehr ſpecielle Kenntniß der die Zeit Kosciuszkos betreffenden Geſchichtsquellen ſich zu dem Beruf, das Leben dieſes Helden zu ſchreiben, noch mehr befähigte. Sein Werk iſt in der That ſehr befriedigend, ſehr leſenswerth.

Hier nur eine kurze Skizze. Kosciuszko iſt 1746 geboren, von einem edeln, doch nicht ſehr begüterten Geſchlecht. Er kam frühzeitig in das Cadettenhaus nach Warſchau und zeichnete ſich durch mathematiſche Studien ſo aus, daß er in die Zahl der beſten Schüler aufgenommen wurde, die auf Staatskoſten zu ihrer weitern Ausbildung nach Paris reiſen durften. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich fortwährend den militäriſchen Studien und war wenig geſellig, bis ihn die heftigſte Liebe zu der Tochter des Marſchalls von Lithauen, Joſeph Sosnowski, ergriff. Allein die ſchwachen Aeltern, geblendet von dem hochfahrenden Stolze ihrer Ahnen, bis zur Entrüſtung dahingeriſſen von dem eitlen Wahne, daß die Verbindung ihrer Tochter mit einem Officier von ſo untergeordnetem Range den alten Glanz ihres Hauſes verdunkeln würde, unterſagten dem liebeglühenden Kosciuszko jede ferne Annäherung. Kosciuszko, in ſeinem innern Schmerz bis zur Verzweiflung gebracht, faßt den Entſchluß, ſeine Geliebte zu entführen. Sie ſelbſt willigt ein. Alles iſt vorbereitet. Der glücklichſte Erfolg ſcheint Beider Hoffnungen zu krönen. Schon ſind ſie unter dem Schleier einer dunkeln Nacht einige tauſend Schritte vom Schloſſe entfernt, ſie ſtürzen ſich wonnetrunken in die Arme, die heißeſte Umarmung gibt ihnen Erſatz für die überſtandene Angſt, und ein neuer Stern der Hoffnung geht hellleuchtend über ihrem Leben auf, — als ein plötzliches Geräuſch die Liebenden aus ihrem Taumel aufſchreckt, und abgeſchickte Männer des Marſchalls vor ihnen ſtehen und Beide gefangen nehmen wollen. Allein, Kosciuszko, an ſich nicht denkend, und nur das Aeußerſte für ſeine Geliebte fürchtend, zieht den Degen. Ein blutiges Gefecht entſteht, das ſich nicht eher endigt, als bis er, ſchwer verwundet und erſchöpft, zu Boden ſinkt. Als er ſich wieder erhebt, findet er nichts

Digitized by Google

als das weiße Taſchentuch ſeiner Geliebten. Dieſes Kleinod trug er in allen Schlachten in ſeinem Buſen mit herum und nur der Tod konnte ihn davon trennen. In Polen war ſeines Bleibens nicht. Er gab augenblicklich ſeine Entlaſſung ein und ging mit ſehr geringen Mitteln in die weite Welt.

Da wo man für die Freiheit kämpfte, glaubte er ſeinen Beruf zu finden. In Nordamerika ans Land geſtiegen, trat er vor Waſhington. „Was wollt Ihr hier machen?“ fragte ihn dieſer Feldherr, der ſtets in lakoniſcher Kürze ſprach. „Ich komme, als Freiwilliger für die Unabhängigkeit Amerikas mitzukämpfen,“ war die ebenſo kurze als unerſchrockene Antwort. „Was ſeyd Ihr im Stande zu verrichten?“ fragte Jener weiter, und Kosciuszko erwiderte mit der ihm eigenthümlichen edlen Einfachheit nichts als die Worte: „Stellt mich auf die Probe!“ — Dieſes geſchah, und man hatte bald Gelegenheit, ſeine Talente, Kenntniſſe und Tapferkeit, vor Allem aber ſeinen großen Charakter kennen zu lernen. Er ward in kurzer Zeit zum Officier befördert und zeichnete ſich in dieſem Amte vortheilhaft aus. In dieſem Kriege lernte er Lafayette kennen, nach der Schlacht bei Savannah. „Wer hat die erſte Compagnie angeführt?“ fragte am Abende dieſes merkwürdigen Tages (es war der 30. September) Lafayette ſeinen Waffengefährten. „Es iſt ein junger Pole, von edler Herkunft, aber arm, er heißt, wenn ich nicht irre — Kosciuszko!“ war die Antwort. Bei dieſem fremdartigen Namen, den er kaum ausſprechen konnte, wurde der franzöſiſche Held von einem ſo innigen Wunſche erfüllt, den wackern Mann perſönlich kennen zu lernen, daß er ſein Pferd ſatteln ließ und in das eine halbe Stunde weit entlegene Dorf ritt, wo die Freiwilligen die Nacht zubrachten. Wer beſchriebe die Freude des Einen und die Ueberraſchung des Andern, als der General, in das Zelt eintretend, den Hauptmann, noch über und über mit Blut und Staub und Schweiß bedeckt, an einem Tiſche ſitzend fand, den Kopf auf den Arm geſtützt, eine Landkarte vor ſich ausgebreitet, und Dinte und Feder zur Seite. Ein herzlicher Händedruck gab dem beſcheidenen Helden die Zufriedenheit ſeines Vorgeſezten und den Zweck des zur ungewöhnlichen Stunde vorgefallenen Beſuches zu erkennen. Mit dieſem Moment war ein ſchönes Band gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft um Beider Herzen geſchlungen; und obwohl Kosciuszko's Schickſal es fernerhin auf Amerikas Boden nie mehr geſtattete, mit dem vortrefflichen Lafayette auf längere Zeit zuſammenzukommen, war doch der Seelenbund geſchloſſen, und eine fleißige Correſpondenz war der ſchwache Erſatz für den Mangel mündlicher Mittheilung. Waſhington erfuhr dieſen Vorfall durch den Marquis ſelbſt, und ſein Auge war von nun an mit Vorliebe auf die Freiwilligen und deren Hauptmann gerichtet. Und da konnte es denn nicht fehlen, daß ſein ſcharfſehender Feldherrnblick nicht öfters Gelegenheit hatte, des jungen Polen außerordentliche Gewandtheit in allen Unternehmungen, ſeine perſönliche Tapferkeit im Gewühle der Schlacht, ſeine raſche Beſonnenheit im Angriff und die ruhige Geiſtesgegenwart im Rückzuge, wie die männliche Standhaftigkeit im Erdulden des Ungemachs und die bis auf die kleinſten Details ſich erſtreckende Genauigkeit in Ausführung erhaltener Befehle zu bewundern. Kosciuszko zeichnete ſich vorzüglich bei der Beſetzung von Rhode-Island und bei der Belagerung von Neuyork aus und beſtätigte die von Waſhington und dem Marquis Lafayette vorgefaßte Meinung auf das ehrenvollſte. Im Jahr 1789 wurde er General und der Vertrauteſte im Rathe Waſhingtons.

Nach Beendigung des Krieges kehrte er in ſein Vaterland zurück, um es bald darauf gegen die Ruſſen zu vertheidigen. Rußland ſpannte das Netz aus, der große Schlag war vorbereitet, Polen ſollte aus der Reihe der Staaten geſtrichen werden. Kosciuszko, der den ganzen Lauf der Dinge mit ruhiger Beobachtung verfolgt hatte, fand nun erſt, daß der wahre Augenblick der Noth gekommen ſey. Darum iſt nichts vermögend, ihn zurückzuhalten, er eilt nach Krakau und zieht, an der Spitze einiger wenigen Freunde, in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1794 in der alten Königsſtadt ein. Das Volk ſtrömte herbei. Unzählige Fackeln wurden angezündet und die Nacht in Tag verwandelt. Wie überſchwemmt waren die Straßen. Selbſt Damen eilten herbei und wollten den großen Feldherrn ſehen, der, in der Mitte der ausgezeichnetſten Männer der Nation, in ſeinem einfachen und beſtäubten Reiſeanzuge auf das Rathhaus ging, von wo er den Befehl erließ, alle Thore zu ſchließen, und alle Waffen, die nur aufzutreiben wären, herbeizuſchaffen. Während dem dieſes geſchah, rief das verſammelte Volk unaufhörlich: „Es lebe Kosciuszko, der Retter des Vaterlandes, es lebe Polen!“ und der Senat erklärte ihn feierlichſt zum Oberbefehlshaber aller polniſchen Truppen. Unumſchränkte Dictatorsmacht wurde durch eine Acte (die Inſurrections-Acte der Bürger und Einwohner der Woiwodſchaft Krakau), welche von der Stadt Krakau den 24. März unterſchrieben worden, in die Hände dieſes Mannes niedergelegt.

Was er that, kennt die Welt. Wir enthalten uns, hier die Kriegsgeſchichte zu wiederholen. Kosciuszko hatte nur Bauern, die er mit Senſen bewaffnete, gegen die ganze Macht Rußlands und Preußens. Er unterlag wie ein Held, nach der kühnſten Gegenwehr. Der Koſak, der ihn ſchwerverwundet gefangen nahm, erzählt Folgendes:

Digitized by Google

„Ich ſah einen zu Pferde ins Geſträuch fliehen. Dies brachte mich auf den Gedanken, es müſſe wohl einer ihrer commandirenden Officiere ſeyn, wiewohl derſelbe nicht in Uniform war und ein ſchlechtes Pferd ritt. (Kosciuszko hatte nämlich damals einen weißen krakauiſchen Bauernrock, mit ſchwarzen Schnüren beſezt, eine violett ſeidene Weſte und runden Hut getragen, und nachdem ihm zwei Pferde erſchoſſen waren, ritt er zulezt das ſchlechte Pferd eines gemeinen Cavaleriſten.) Ich ſezte ihm nach und rief ihm zu, er ſolle halten und Pardon nehmen. Da er aber hierauf nicht hörte und ich ihm unterdeſſen näher gekommen war, ſtach ich nach ihm, ſchrammte ihn aber, da er ſich bog, nur ein wenig in der linken Seite. Ich ſtach ſogleich nach, konnte ihn aber nicht gut erreichen und verſezte deßhalb dem Pferde einen ſo heftigen Stich in die Seite, daß es vor Schmerz einen Bogenſatz machte und bis an den Hals in den Sumpf ſtürzte. Auch Kosciuszko ſtürzte über den Hals ſeines Pferdes hinweg und mit der rechten Hand, worin er den Säbel hielt, tief bis an die Schulter in den Sumpf! Jezt wollte ich ihm eben den Reſt geben, als mir ein ſchwerbleſſirter Koſak, der nicht weitab lag, zurief: „Stich ihn nicht todt! Es iſt Kosciuszko.“ Schnell zog ich meine Picke, die ſchon etwas in Kosciuszko's Rücken eingedrungen war, wieder zurück. Aber in dieſem Augenblicke verſank auch mein eigenes Pferd im Sumpfe. Ich ließ es ſtecken, eilte auf meinen Gefangenen zu, und nahm ihm die Sachen, welche ich hier übergeben habe, ab. Da kam der Lieutenant Poſtuchowski mit ſeinem Commando am Rande des Gebüſches herunter geritten und mein Pferd, da es Kameraden ſah, arbeitete ſich heraus und wollte folgen. Aus Beſorgniß mein Pferd zu verlieren, ließ ich Kosciuszko fahren und eilte nun erſt nach meinem Pferde. Der aber benutzte das, raffte ſich auf und wollte zu Fuß davon. Dies ſah jedoch der Lieutenant Poſtuchowski und rief mir zu, ich ſolle doch den niederſtechen der davon liefe. Ich antwortete: „der wird nicht mehr davon laufen!“ Da aber Kosciuszko unterdeſſen nicht ſtill ſtand, ritt der Lieutenant heran und hieb ihn ſo in den Kopf, daß er gleich, ohne einen Laut von ſich zu geben, niederſtürzte. Ich rief dem Lieutenant zu, warum er den Mann noch bleſſirt hätte, es wäre ja Kosciuszko, band ſodann mein Pferd an, eilte Kosciuszko zu Hülfe, goß allen Branntwein, den ich bei mir hatte, in die Wunde, ließ ihn dann liegen, rief noch einen Koſaken herbei, der flugs noch zwei heranholte, und da haben wir denn dieſe Trage gemacht und den Kosciuszko hierher geſchafft, ſo gut es gehen wollte.“

Die Wunden, beſonders die am Kopf, waren ſehr ſchmerzhaft. Noch ſchmerzhafter aber war ihm die Gefangenſchaft und die Nachricht von Polens Vernichtung. Doch in edler Ruhe folgte er dem ruſſiſchen Staabs-Officier, der ihn mit 300 Mann zu Pferd zuerſt nach Kijow in das Hauptquartier des Generals Rumjänzoff, und ſpäter über Moskau nach Petersburg begleitete, wo Katharina II., welche doch öfters Beweiſe von Großmuth gegeben hatte, in ihrem heftigen Zorne befahl, den gefährlichen Obergeneral auf das Fort Petro-Pawlosk in den feſteſten Verwahrſam zu bringen. Hier beſchäftigte er ſich meiſt mit Leſen oder Zeichnen und, wenn es ſeine Wunden geſtatteten, mit Verfertigung allerlei Geräthſchaften und Kunſtgegenſtände an der Drechſelbank. Die Fürſtin Czartoryska bewahrt noch jezt auf ihrem maleriſchen Landſitze zu Pulawy, nebſt vielen polniſchen Alterthümern und Merkwürdigkeiten, in einem geſchmackvoll aufgeführten Gebäude, Tempel der Sibylla genannt, eine ſchöne Vaſe aus Elfenbein, welche der Held in ſeinem Gefängniſſe gefertigt hat, und die, nach dem Urtheile der Kenner, ſo geſchmackvoll gearbeitet ſeyn ſoll, daß ſie den Arbeiten der geſchickteſten Künſtler nicht nachſtehe. Hier würde er wahrſcheinlich ſein edles thatenreiches Leben, das durch die erlittenen Mühen höchſt angegriffen und durch ſeine Wunden geſchwächt war, zwiſchen den feuchten Mauern eines Kerkers geendet, oder die Zahl jener unglücklichen Polen vermehrt haben, welche die Rachſucht nach Sibirien in die Bergwerke verurtheilte, wenn nicht der Tod der Kaiſerin (im December 1796) den Groll gelöst und ſein Schickſal verändert hätte. — Paul I. ſtieg auf den Thron von Rußland. Dieſer Fürſt, obgleich Milde und Unbefangenheit nicht zu den Hauptzügen ſeines Charakters gehörten, bezeichnete den Antritt ſeiner Regierung mit einer Handlung, welche ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte immer Ehre machen wird. Er ging in eigner Perſon, von Niemanden, als von ſeinen zwei älteſten Söhnen, den Großfürſten Alexander und Konſtantin, begleitet, in das Schloß, wo die Staatsgefangenen waren, und brachte dem polniſchen Phocion, nebſt deſſen Befreiung, die Huldigung ſeiner Tugenden mit den Worten dar: „Je vous remets votre épée, mon général, en vous demandant votre parole de ne jamais vous en servir contre les Russes.“ Darauf erkundigte ſich der Kaiſer, wohin er ſich, wenn er Petersburg werde verlaſſen haben, begeben würde? „J'irai en Amérique,“ antwortete Kosciuszko mit feſter, erhobener Stimme, „j'y retrouverai mes compagnons d'armes et les traces de glorieux souvenirs.“

Er ging zu Schiffe nach England, von wo aus er dem Kaiſer die Geſchenke zurückſandte, die er von demſelben erhalten hatte. In England erwies man ihm, obgleich er lange mit den Inſurgenten in Amerika gegen die brittiſche Fahnen gekämpft, die größte Aufmerkſamkeit. Er weilte aber nicht lange, ſondern eilte nach Nordamerika in die Arme ſeiner alten Freunde und

Digitized by Google

Waffenbrüder. Der Congreß empfing ihn mit hohen Ehren und ſicherte durch eine Dotation ſeine Zukunft. Als die Vereinigten Staaten 1798 einen Geſandten nach Frankreich zu ſchicken hatten, um verſchiedene Differenzen mit dieſer Macht auszugleichen, wählten ſie dazu Kosciuszko. Dieſer verließ die Staaten, um nicht mehr wieder zu kommen, und ſtiftete vorher noch eine Schule für arme Negerkinder.

In Paris feierte er einen ſeltnen Triumph. Alles drängte ſich zu dem Helden zweier Welten. Als der erſte Sturm ſich gelegt hatte, widmete ſich Kosciuszko vorzüglich der Freundſchaft edler Männer, unter denen Lafayette und Fox allen andern voranſtehen. Beſonders gern weilte er im Familienkreiſe des damaligen Schweizergeſandten Joſeph Zeltner aus Solothurn. Wir wählen eine Anekdote aus jener Zeit heraus: „Außer der Familie Zeltner ſah er am häufigſten die geiſtreiche Generalin Fiszer, die Wittwe ſeines ehemaligen Adjutanten, mit der er ſich in ſeiner Mutterſprache oft und gern von Polen unterhielt. Später war er faſt alle Abende auf eine Taſſe Thee ihr Gaſt, und alle in Paris anweſende Polen reiheten ſich alsdann um ihren großen Feldherrn herum. Wer Kosciuszko zu ſehen, und zu kennen verlangte, ließ ſich bei Madame Fiszer vorſtellen. Als er eines Abends bei derſelben eintrat, kam ſie ihm mit der Nachricht entgegen, er werde ſehr bald eine äußerſt intereſſante Frau zu bewundern Gelegenheit haben, die nichts ſehnlicher wünſche, als ihn kennen zu lernen. „A la bonne heure, wenn es nur keine gelehrte Frau iſt,“ fällt Kosciuszko in das Wort, „denn ich habe eine unwillkürliche Abneigung gegen gelehrte Weiber.“ — „Allerdings iſt es eine Gelehrte, und zwar die erſte, welche Frankreichs literariſche Welt kennt — Madame de Staël-Holſtein.“ Bei dieſen Worten griff Kosciuszko nach ſeinem Hute, und verließ, mit ein paar verbindlichen Worten ſich empfehlend, in großer Eile das Haus. Frau von Fiszer hatte Offenheit genug, als die auf den Abend ſich freuende Frau von Staël erſchien, ihr unter Scherzen den ganzen Hergang der Sache zu erzählen. Obgleich Leztere, deren Haupttugend nach dem Zeugniß Aller, die ſie perſönlich kannten, Beſcheidenheit nicht war, anfangs etwas betroffen darüber zu ſeyn ſchien, lag es doch nicht in ihrem Charakter, einen gefaßten Plan bei dem erſten Mißlingen aufzugeben. Sie lud ſich daher ſelbſt wieder auf den Abend des kommenden Tages ein, und bat die Wirthin des Hauſes dringend, dem General nichts davon wiſſen zu laſſen. „Der Sonderling will vielleicht gern überraſcht ſeyn,“ ſezte ſie hinzu und zog ſich bald darauf zurück. Des andern Tages mochte Kosciuszko etwa ſeit einer halben Stunde ſeinen gewöhnlichen Beſuch abgeſtattet haben, und befand ſich gerade mit einigen ſeiner Landsleute im Geſellſchaftszimmer, als Frau von Staël unangemeldet eintrat. Nach den bei der Präſentation üblichen Höflichkeitsformeln ging ſie mit der ihr angebornen Lebhaftigkeit auf Kosciuszko zu, ſagte ihm eine Menge Schmeichelhaftes, und endigte mit den Worten: „Mon général, racontez-moi votre histoire, racontez-nous les principaux événements de la révolution de Pologne! Ohne im Geringſten außer Faſſung zu kommen, gab er die lakoniſche Antwort: „Madame, je l'ai faite, mais je ne sais pas la raconter.“ Gleichwohl wird in jeder andern Beziehung die geſellige Liebenswürdigkeit und ſeine Galanterie des polniſchen Helden gerühmt.

Daß er ſtandhaft alle Aufforderungen, ein Scherge des Napoleoniſchen Deſpotismus zu werden, abwies, braucht kaum geſagt zu werden. Er erzürnte ſich ſogar heftig über den Mißbrauch, den man von ſeinem Namen machte, als es Napoleon beliebte, nicht die Polen zu befreien, ſondern nur ſie gegen Rußland als „Futter für Pulver“ zu gebrauchen. Als Napoleon geſchlagen wurde und die Alliirten in Frankreich einzogen, hörte Kosciuszko, daß ein polniſches Bataillon das Landvolk plündere. Sogleich ſezte er ſich zu Pferde und ſprengte unter ſie. „Halt, Soldaten! Als ich noch brave Krieger aus Polen anführte, war kein Gedanke an Plünderung; auch würde ich ſchwer meine Untergebenen beſtraft haben, die es gewagt hätten, meine Befehle hintanſetzend, ſolcher Unordnung ſich preiszugeben. „Mehr aber,“ ſagte er zu den Officieren gewendet, „würden die Führer getadelt worden ſeyn, die durch das Beiſpiel eines ſo unwürdigen Betragens oder durch Sorgloſigkeit dem gemeinen Manne Veranlaſſung gegeben hätten!“ „Und wer biſt Du denn, der Du Dich berechtigt glaubſt, ſo zu uns zu reden?“ ertönte die Antwort von allen Seiten. „Ich bin Kosciuszko?“ — Bei dieſem Namen ſchleudern Officiere und Soldaten die Waffen weg, werfen ſich vor dem Naczelnik, nach der Sitte des Landes, nieder; die Vorderſten ergreifen mit der rechten Hand ſein Knie, und entblößten mit der linken ihr Haupt, Staub zum Zeichen der Reue auf daſſelbe ſtreuend, und bitten um Verzeihung. Damals kam Kosciuszko auch mit dem Kaiſer Alexander zuſammen. Nicht wie einen bloßen General, viel weniger wie einen ehemaligen Feind und Gefangenen empfing ihn der Kaiſer; wie man einem Freunde entgegenzugehen pflegt, trat er bis auf die Treppe ſeines Palaſtes und bewillkommte ihn mit einer Umarmung.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Koscinszko.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 71. Montag, 11. Juli 1836.

Werke über Ruſsland und Polen.

Thaddäus Kosciuszko, nach ſeinem öffentlichen und häuslichen Leben geſchildert von Karl Falkenſtein, k. ſächſ. Bibliothekar zu Dresden. Leipzig, Brockhaus, 1834. Zweite umgearbeitete, mit dem Bildniß und Facſimile Kosciuszkos ſo wie mit neuen Aktenſtücken vermehrte Auflage.

(Schluß.)

Durch dieſe große Güte und Herablaſſung aufgemuntert, ſprach Kosciuszko lange und mit immer ſteigender Wärme von ſeinem Vaterlande. Als jedoch der Kaiſer Alexander nach vielen gewiß damals auch aufrichtigen Lobeserhebungen den alten Oberfeldherrn Polens über das künftige Glück ſeiner Mitbürger um Rath fragte, näherte ſich dieſer einer auf dem Tiſche ausgebreitet daliegenden Karte von Polen und wies dem Kaiſer, den Finger auf den Dnieper und die Dzwina, die ehemalige Grenze zwiſchen Rußland und dem polniſchen Reiche, die vorzüglichſten Punkte, welche er hinlänglich gegen jeden Einfall von dieſer Seite geſchüzt wiſſen wollte. „Il indiqua à l'Empereur, les principaux points qu'il desirerait être suffisamment fortifiés contre tout envahissement de ce côté. Nach dieſer Unterredung machte der Großfürſt Conſtantin in den Salons zu Paris bekannt, der kindiſch gewordene Greis („Le vieillard décrépit“) hätte nun vollends den Verſtand verloren.

Kosciuszkos wärmſter Wunſch war nächſt der Integrität Polens, daß daſelbſt ein bürgerlicher Mittelſtand gegründet werde.

Nach der Reſtauration wollte er nicht länger in Paris bleiben, ſondern folgte ſeinem Freunde Zeltner nach Solothurn, und brachte den Reſt ſeines Lebens bei ihm zu, im heitern Familienkreiſe und als ein Wohlthäter aller Armen weit und breit. Oft ritt er Stundenweit beim rauheſten Wetter zu den Hütten der Kranken und Hülfsbedürftigen, um ſie, ſelber unerkannt, mit Troſt und Labung zu überraſchen. Oft beſuchten ihn reiſende Polen. Die Nation ſchenkte ihm Sobieskis Säbel als Ehrengeſchenk. Am 15. Oktober 1817 ſtarb er im Hauſe ſeines Freundes. Die Polen baten, ſeine Gebeine nach Krakau bringen zu dürfen, und Kaiſer Alexander bewilligte es. Der Herausgeber hat die Feierlichkeiten der Beiſetzung und der Todtenfeier, die dem Helden auch anderwärts gehalten wurden, ausführlich beſchrieben, ſogar einen Auszug aus dem Liederſpiel Holteis „der alte Feldherr“ mitgetheilt. Rührender als dieſe Feſtlichkeiten iſt, was Sydow in ſeiner Reiſe durch die Karpathen geſchrieben hat und was wohl verdient hätte, in das Werk des Herrn Falkenſtein aufgenommen

Digitized by Google

zu werden. Der Reiſende ließ ſich den Sarg Kosciuſz'o's zeigen (im Jahr 1827). „Es war Wochenmarkt in Krakau, daher befanden ſich viele Landleute im Dom, als ich die Gruft öffnen ließ. Männer und Weiber benuzten dieſe Gelegenheit, und ſtiegen mit hinunter. Alle ſeufzten beim Anblick der Särge laut auf, und ihre bebenden Lippen ſchienen zu verrathen, daß ſie für dieſe verſtorbenen Freunde des Vaterlandes beteten. Keinem waren ihre Thaten unbekannt. Eine feierliche Stille herrſchte in der von einigen Wachskerzen erleuchteten Gruft; nur zuweilen wurde ſie von leiſem Geflüſter dieſer großen Namen und den tiefen Seufzern unterbrochen; vor allen aber hörte man den Namen Naczelnik Kosciuſzko. So mancher der ältern Männer mochte noch unter ihm gefochten haben. Einige traten näher an die Särge heran, und legten leiſe ihre Rechte darauf, gleichſam als ob ſie dadurch mit den Abgeſchiedenen in nähere Verbindung treten wollten. Auf allen Geſichtern lag der Ausdruck des tiefſten Schmerzes, in den Augen vieler ſtanden Thränen, und kein Kind kann an dem Sarge der Eltern bewegter ſeyn, als einfache Landleute in der Gruft dieſer großen Männer. Als ich ging, und das Gewölbe wieder geſchloſſen werden ſollten, war es nicht zu verkennen, daß es ihnen Anſtrengung koſtete, ſich von den theuren Ueberreſten loszureißen."

Alterthumskunde.

8) Herodot und Kteſias, die früheſten Geſchichtsforſcher des Orients, von Dr. C. L. Blum, Collegial-Rath und Profeſſor an der Univerſität zu Dorpat. Heidelberg, C. F. Winter, 1836. XXIII und 321 Seiten 8.

Hat die Geſchichte der Menſchheit als zuſammenhängendes Ganze in Jemanden Theilnahme erweckt, ſo daß er nicht bloß an dem Neuen klebt, ſondern ſich gern in die früheſten Zuſtände der Völker verſenkt, um aus ihnen ſogar Erſcheinungen der Gegenwart begreifen zu lernen, ſo muß für ihn bald alles Werth gewinnen, was ihm eben das Alterthum näher rückt. Im Alterthume behauptet aber Vorderaſien eine Hauptrolle, worauf noch heut zu Tage die bedeutendſten Erinnerungen und die tiefſten religiöſen Anſichten uns hinweiſen. Was von den Denkmalen der Kultur dortiger Völker erhalten iſt, ſchenkt uns die beſte Einſicht in den Gang höherer Entwicklung. Gleichwohl ſind jene Denkmale ſo bruchſtückweiſe vereinzelt, daß aus ihnen eine fortlaufende Geſchichte ſelbſt der berühmteſten Völker zu ermitteln unmöglich iſt. Man ſollte glauben, es möchte, ungeachtet der zahlloſen Wechſel, von denen die Völker Vorderaſiens betroffen worden ſind, das den Aſiaten eigenthümliche Feſthalten an dem Alterthümlichen, zumal auch an Sagen, gar manche Erinnerung an frühere Zuſtände und Begebenheiten ſich erhalten haben. Und allerdings dürften nicht wenige wichtige Notizen über das Alterthum aus Firduſi's Schah-Nameh zu ziehen ſeyn, ſo wie aus gar mancher, bis dahin noch unbekannten Schrift, die aus der alten Parſenliteratur gerettet iſt, oder aus den erhaltenen Keilſchriften, wenn ihre Enträthſelung vollſtändig gelingen ſollte. Aber ein einigermaßen einträglicher Zuſammenhang für die frühere Geſchichte jenes Theiles der alten Welt kann allein aus den Schriftſtellern des griechiſchen Alterthums, zunächſt aus Herodot und Kteſias gewonnen werden. Vergleicht man die griechiſchen Geſchichtſchreiber nicht mit den neuern, die indeß vor ihnen nur ein umfaſſenderes Zuſammenwirken von Forſchern voraushaben, ſondern mit ihren Zeitgenoſſen, die beinahe insgeſammt in der Geſchichtſchreibung Kinder geblieben ſind, ſo ſteigert ſich die Achtung vor ihren Leiſtungen zur Bewunderung. Beſonders thut dem Denker, im Gegenſatze gegen die andern alten Völker, die Unparteilichkeit, ja man möchte ſagen, die Theilnahme wohl, mit der die Griechen ſelbſt mehrhundertjährige Feinde in ihren Geſchichten behandelten. Es offenbart ſich darin eine Größe der Geſinnung, die den Griechen eigenthümlich war. Auf der Höhe dieſes Standpunktes leuchtet vor allen Herodot hervor, der ſeine unbefangenen Forſchungen beſonders auch der Oſtwelt zuwendete. Die Schriften ſeines jüngern Zeitgenoſſen, der gleichfalls die Oſtwelt zum Gegenſtande ſeiner Forſchung gemacht hat, und ſich veranlaßt gefunden hat, Mehreres an Herodots Werk ausdrücklich zu tadeln, Vieles ſtillſchweigend zu widerlegen, ſind leider nicht gerettet. Wir beſitzen Auszüge aus des Kteſias wichtigſten Werken und Bruchſtücke davon an vielen Stellen zerſtreut, aus denen es möglich wird, vom Ganzen uns eine vollſtändige Vorſtellung zu bilden.

Es freut uns, daß Herr Prof. Blum ſich der ſchwierigen Aufgabe unterzogen hat, die Stellung, welche beide große Geſchichtſchreiber zum Oriente einnehmen, und die Geſchichte des Morgenlandes ſelbſt zum Theile zu unterſuchen. Sein Werk beſteht aus zwei Büchern. Im erſten ſpricht er nach Vorausſchickung einer ſehr ſchön geſchriebenen Einleitung von Griechenlands früheſten Hiſtorikern, geht dann auf Herodot und Kteſias über, verbreitet ſich über die Glaubwürdigkeit und die Quellen, aus denen der leztere ſchöpfte, und theilt endlich ſehr ſchätzbare Bemerkungen über Mar-Ibas Katina und Moſes von Chorene mit. Daß die meiſten Geſchichtſchreiber ſich an Kteſias oder Herodot hielten, ohne an eine Ausgleichung der widerſprechenden Angaben zu denken, daß man den

Digitized by Google

Moſes von Chorene ganz vergaß, liegt am Tage. Eine Vergleichung war ſehr nöthig.

Nach der Anſicht der Alten ſelbſt beginnt die Reihe der eigentlichen Geſchichtſchreiber der Griechen mit Herodot, an den ſich, außer Thukydides, der hier nicht in Betracht kommen kann, unmittelbar Xenophon und Kteſias anſchließen. Es iſt kaum begreiflich, wie man das ſonſt ſchöne Werk des Xenophon, wir meinen ſeine Cyropädie, für ein geſchichtliches anſehen mochte. Offenbar iſt dieſelbe nichts anders, als die geſchichtliche Einkleidung Sokratiſcher Wahrheiten, durchaus eben ſo dem Inhalte nach, nur in einer andern Form, wie die Platoniſchen Geſpräche. Die Sokratiſche Weiſe drängt ſich überall, nicht ſelten ſogar an ſehr unrechtem Orte vor. Die Cyropädie ſpricht mehr Xenophons Anhänglichkeit an die ſpartaniſche Verfaſſung, als ſeine Kenntniß Perſiens aus, während die Anabaſis minder die Perſer zu ſchildern beabſichtigt, als ſie einer Rechtfertigung ſeiner Vorliebe für die Spartaner ähnlich ſieht, die, ſeiner Schilderung zufolge, allenthalben ſo furchtbar und ſo geachtet auftraten. Es bleiben alſo zunächſt Herodot und Kteſias zur genauern Betrachtung übrig.

Zunächſt verbreitet ſich Blum im zweiten Abſchnitte über das Leben und die Reiſen des Herodot. Der ägyptiſche Geſchichtſchreiber Manetho behauptete, Herodot habe vieles über Aegypten aus Unkunde gefälſcht. Aehnlicher Art iſt Strabons Urtheil. Einem Grammatiker fiel es ein, über die Falſchheit von Herodot's Geſchichte eine beſondere Schrift abzufaſſen. Nicht minder hart rügten ihn Andere. Aber die Schrift Plutarchs, die, gegen den großen Geſchichtſchreiber gerichtet, uns erhalten iſt, beweiſt gerade das Gegentheil deſſen, was er beabſichtigte. Sie ſtellt nichts Weſentliches gegen die Wahrheitsliebe heraus, welche die neuere Zeit an Herodot allgemein anerkennt. Wen beſchleicht nicht beim beſten Willen dann und wann ein Irrthum? Daß er Perſien nicht bereiſte, wie Herr Blum zu beweiſen ſucht, können wir nicht glauben. Die Gründe, die er vorbringt, ſind wahrlich nicht von der Art, daß ſie einer ſolchen Annahme großen Eingang bei den Freunden und Kennern der alten Geſchichte verſchaffen dürften.

Im dritten Kapitel verbreitet ſich der Verfaſſer über das Leben und die Geſchichte des Kteſias. Er ſtammte aus Knidos, einem bekannten Sitze der Asklepiaden in Karien. Inſoferne er zu dieſen gehörte, wird er ein Geſchlechtsverwandter des Hippokrates genannt, ohne vielleicht ſonſt irgend mit ihm verwandt geweſen zu ſeyn. Am Hofe der Perſerkönige war es Sitte, fremde Leibärzte zu halten; der berühmteſte unter allen, welche dahin kamen, war Kteſias. Er erzählt ſelbſt, daß er aus Perſien in ſeine Heimath zurückgekehrt, und nach Lakedämon gekommen ſey. Hier ſcheint er ſich bis zur Beendigung ſeines großen Werkes aufgehalten zu haben. Damals war Herodots Werk unlängſt erſchienen. Dies geht aus den heftigen Ausfällen und Widerlegungen hervor, die er dagegen richtete.

Mit großer Kunſt ging Kteſias von der Geſchichte des herrſchenden Volks zu der der allmählig erſt mit dem perſiſchen Reich vereinigten Völker über und beleuchtete alle. Er ſtürzte ſich, man möchte ſagen, im wahren Taumel mitten in den Strudel der Wunderwelt, Dichtungen, Mährchen, Volksſagen, Hofgeſchichten, Lügen ſogar, die ihm im Guten und Böſen aufgeheftet ſeyn mochten, und alle Uebertreibungen überhaupt, die von je dem Morgenlande eigen geweſen ſind, mußten herhalten, das wunderbare Gebilde auszuſchmücken, das er vom Orient entwarf. Daß er aber nicht in Indien geweſen ſey, leuchtet aus vielem hervor. Seine Nachrichten über dieſes Land können erſt dann nach Gebühr gewürdigt werden, wenn die altindiſchen Schriften einmal in weiterem Umfange bekannt geworden ſeyn werden.

Der lezte Abſchnitt des erſten Buches beſchäftigt ſich mit Mar-Ibas Katina und Moſes von Chorene. Es gibt kaum einen anziehenderen Gegenſtand für denjenigen, der den Bildungsgang bei den einzelnen Völkern des Alterthums zu verfolgen ſtrebt, als die Geſchichte des Moſes von Chorene. Derſelbe ſtammt, wie bekannt, aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Das Anziehende ſeines Werkes liegt nicht in der geiſtreichen Darſtellung oder der kritiſchen Behandlung des Stoffes, ſondern vor allem in den eigenthümlichen Umſtänden, aus denen jene Geſchichte erwachſen iſt, und in den verſchiedenartigen, theilweiſe ſonſt unbekannten Quellen, die in ſie, wie in einen gemeinſamen Strom, hineingeleitet ſind. Armenien war ſeit uralten Zeiten von einem beſondern Volksſtamme bewohnt, der in alle Bewegungen hineingeriſſen wurde, die von den verſchiedenen Herrſchaften Vorderaſiens ausgingen. Obgleich nicht gering an Zahl, waren deßhalb doch die Armenier meiſt ein Spiel der Fremdlinge. Aſſoriſche, perſiſche und griechiſche Literatur fand, wie es in dergleichen Ländern zu gehen pflegt, bei einzelnen vornehmen Geſchlechtern Eingang. Aber für die eigene Sprache beſaßen ſie noch keine Buchſtaben, als im vierten Jahrhunderte das Chriſtenthum im Lande ſich ausbreitete. Die Begeiſterung, mit welcher das Volk der neuen Lehre ſich anſchloß, verräth den tüchtigen Sinn, der in ihm wohnte. Große Meiſter des lebendigen Wortes ſtanden auf, die ihren Landsleuten in der eigenen Sprache das neue Heil predigten. Unter ihnen zeichnete ſich der weiſe Meſrub aus, der die Heiden bekehrte, und zahlreiche Schüler bildete. Zu ihnen gehörte auch Moſes von Chorene, deſſen wiſſenſchaftliche Ausbildung auf Reiſen nach Edeſſa, Alexandria, Rom und Byzanz vollendet wurde. Eine Frucht jener

Digitized by Google

Reiſen war die nicht gemeine Kenntniß, beſonders griechiſcher Schriftſteller, die ſich nicht minder in ſeiner bedeutendſten Schrift, der Geſchichte Armeniens, verräth, als ſeine vielfachen Ueberſetzungen dafür zeugen. Sagen und Dichtungen, die Moſes oder ſeine Zeitgenoſſen abſingen hörten, ſpielen unter ſeinen Quellen eine Hauptrolle, ſowie die genealogiſchen Nachrichten, die ſich im Munde des Volkes fortpflanzten. Indeß war er keineswegs auf jene Quellen allein beſchränkt. Es geht ihm ein Geſchichtſchreiber über ein halbes Jahrtauſend voraus, der vielfach von ihm benützt ward, nämlich der Syrer Mar-Ibas Katina. Dieſer hatte ſeine Kenntniß des Alterthums aus chaldäiſchen Werken oder wenigſtens aus deren Ueberſetzungen geholt. Da nun ſeine Erzählungen mit denen des Kteſias auf eine auffallende Weiſe übereinſtimmen, ſo gelangt man zu der Ueberzeugung, daß Beide aus denſelben Quellen geſchöpft haben, und das Werk des Moſes von Chorene für die Geſchichte des Orients größere Berückſichtigung verdient, als es bisher gefunden hat.

Im zweiten Buch gibt uns Prof. Blum ſchätzbare Andeutungen über alte Jahr- und Zeitrechnungen. Dann erzählt er die Sage von Cyrus und Aſtyages nach den verſchiedenen Berichten des Herodot, Kteſias, Xenophon und Moſes von Chorene, ferner die Geſchichte der Semiramis. Wir ſtimmen ihm vollkommen bei, daß ſie bei den Aſſyriern dieſelbe Göttin war, welche die Syrer unter dem Namen Derketo, die Phönicier als Aſtarte, die Griechen als Aphrodite verehrten. Daß die Verſchiedenheit dieſer Namen ſich einzig aus der Verſchiedenheit der einzelnen Dialekte der Semiten erklären dürfte, ſcheint keinem Zweifel unterworfen. Seine Anſicht von den vielen Zügen, die ſie unternommen haben ſoll, können wir nicht theilen, und auch an keinen Tauben-Kultus glauben. Es iſt bekannt, daß die Völker des Alterthums, wenn ſie einmal einen Gott oder eine Göttin in die Reihe ſterblicher Könige ſtellten, die Verbreitung der Namen derſelben ſich dadurch zu erklären ſuchten, daß ſie dieſe Weſen an alle Orte wandern ließen, wo ſich ihr Andenken erhalten hatte. Die Ausbreitung des Kultus oder die Annahme deſſelben wird dann durch Unterjochung der Völker durch dieſe Gottheiten bezeichnet, wie man aus den Sagen von den Eroberungszügen des Dionyſos mit größter Beſtimmtheit abnehmen kann. Von dem nämlichen Geſichtspunkte müſſen die Eroberungszüge des Seſoſtris betrachtet werden.

Wir wünſchen, daß der Verf., der mit den Quellen der morgenländiſchen Geſchichte ſo gut bekannt iſt, ſich der Bearbeitung der geſammten Geſchichte Vorderaſiens unterziehen möchte. So ſehr uns ſeine Gründlichkeit bei allen ſeinen Unterſuchungen und die Einfachheit ſeiner Darſtellung anzog, und mit Achtung erfüllte, eben ſo unbehaglich war uns ſeine Vorrede, die auf 23 Seiten faſt nichts als Ausfälle gegen Zumpt und zum Theil gegen den ſel. Staatsrath Niebuhr enthält. Ob der Verf. gerechte Urſache hat, über Zumpt ſich ungehalten zu äußern, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Die Art und Weiſe, wie er ſich gegen ihn erklärt, macht einem gebildeten Manne nie große Ehre. Daß aber Niebuhr mehr als ein Philolog war, daß er eine umfaſſendere Bildung beſaß, als vielleicht alle neuern Gelehrten, die ſich mit der Geſchichte des Alterthums beſchäftigten, darüber haben nicht Einzelne, ſondern darüber hat die Welt entſchieden. Die Erhabenheit ſeiner Geſinnung und die Unbefangenheit aller ſeiner Forſchungen wird nie verkannt werden. Daß auch er manchem Irrthume unterworfen war, daß er bei den vielen Geſchäften, die ſein früheres Leben in Anſpruch nahmen, manche kleinere Dinge nicht ſo lange nach allen Seiten betrachten konnte, wie ein gewöhnlicher Antiquar, liegt am Tage. Die Begeiſterung, welche er unter ſeinen Zuhörern weckte, wird nie erlöſchen, und muß noch manche ſchöne Früchte tragen.

d.

Dramatiſche Literatur.

22) König Eduards Söhne. Trauerſpiel. Nach Caſimir Delavigne für die deutſche Bühne von Dr. Ritter von Frank. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Ein geiſtvoll geſchriebenes und ſehr rührendes Trauerſpiel, das gleichwohl den Anforderungen, die man an ein Trauerſpiel macht, nicht entſpricht. Lang ausgedehnt, enthält es doch keine Handlung, keinen Wechſel. Wir ſehen immer nur die beiden jungen Prinzen in ihrem Kerker, und hinter ihnen den grauſamen Gloſter, der mit ihnen ſpielt, wie die Katze mit den gefangenen Mäuſen, ihre Kindlichkeit täuſcht und ſie endlich, in dem Augenblick, da ſie ihrer Mutter in die Arme geführt zu werden glauben, dem Henker überliefert. Hier geht nicht Shakeſpeares großer Geiſt, hier gehen nicht gewaltige Charaktere und ein wechſelvolles Schickſal über die Bühne, hier iſt nur im modernſten franzöſiſchen Geſchmack ein neues Henkerſtück, mit dem feinſten Raffinement der Grauſamkeit darauf berechnet, das menſchliche Gefühl zu martern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 72. Freitag, 15. Juli 1836.

Dramatiſche Literatur.

23) Victor Hugo's ſämmtliche Werke. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1835. 1836. 12.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutſch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1835, 1836. 12.

Die Zeit iſt noch nicht lange verfloſſen und es leben noch unter uns von denen, welche ihr angehört haben, in der jede Bewegung der Geiſter, die politiſche ausgenommen, auf Formeln der Religion baſirt war, für deren damals allmächtige Unterſcheidungen jezt kein Bewußtſeyn mehr vorhanden iſt. Jene Bewegung war, ſo mächtig ſie auf materielle Intereſſen einwirken mochte, doch in Beziehung auf das Leben der Geiſter und ihre innern Kämpfe dem Wellenwerfen eines ruhigen Landſees zu vergleichen, deſſen tiefe Waſſer geborgen und unberührt liegen. Ein Friede war übrr die Geiſter gelegt nach innen zu, der ſogar in den ungeheuern Kämpfen der Reformation ſeinrm Kern nach unangetaſtet war. Denn wie ſich auch die dogmatiſchen Formen der Weltanſicht kund gaben, es war doch nur eine; die Menſchen, ein glücklich-unglückliches, ſündhaft-tugendhaftes Geſchlecht, erſichtbar und ewig beherrſcht von Gott, dem unendlichen und vollkommenen und doch perſönlichen — einen Himmel erwartend nach tugendlichem, eine Höllr nach ſündhaftem Lrben; über dieſer Anſicht 'aber gelagert eine Zweifelloſigkeit, welche ſelbſt von den verehrten Klaſſikern nicht angetaſtet wurde, und wo ja der Unglaube ſeine blutbegierigen Augen nach Einem gerichtet hatte, konnte er höchſtens in den Vrrſtand dringen; denn zu ungeheuer war die Gewalt eines Glaubens, von ſo viel hundert Millionen, als daß dem kühnſten Denker eine irreligiöſe Weltanſicht anders hätte erſcheinen können, denn als eine Phantasmagorie, welche für den Moment den Geiſt ſicher bezwang, aber, gewichen, alle Eindrücke jenes zweifelloſen Lebens auf's Neue hereinſtürzen ließ, — da ward vor Jahrhunderten ſchon, in den noch auf lange unfreundlichen Boden ein Saamrnkorn gelegt, das in ſpäter Zeit erſt keimte, Blüthen und Früchte trug, — welche Blüthen und welche Früchte! — Aus dem Volke, aus dem die herrſchende Weltanſicht entſproſſen war, rrſtand ein ſtiller Mann, welcher ſie ſtürzen wollte. Benedict Spinoza kam, lebte, dachte und ſtarb. Die Gottloſigkeit ſeines Verſtandes hat damals nirgends ernſthaft beunruhigt. Ein mißtöniges Geſchrei erhob ſich für kurze Momente über ſeinem Grabe, ein Geſchrei, das ſeinem Verſtande galt, nicht ſeinen Reſultaten, dann legte ſich ein tiefes Schweigen über den Leichnam des großen Zweiflers. Denn das allein iſt doch Spinoza und dadurch allein ſo

Digitized by Google

weltbedeutend. Durch ihn iſt der Zweifel geboren, nicht durch Carteſius, der ein Zweifler für Kinder geweſen iſt. — Mit Spinoza ſchwieg auch der Zweifel. Da, nach manchen Weltgeſchicken, und indem in unſerem großen Deutſchland ein leiſes, ehrfürchtiges Andenken an Spinoza ſich vom Vater auf den Sohn erbte, mit einem gottſeligen Schauder, wie ihn nur der fromme Deutſche kennt und indem auch Einige von uns ſtill brüteten über ihm, ward in jenem leichtſinnigen Frankreich Spinoza frech aus ſeinem Grabe geriſſen, ſeine ernſten, ſchneidenden Zweifel ins elegante Franzöſiſche gekleidet und der Name des großen Mannes ging bald unter in denen ſeiner übermüthigen Schüler. — Voltaire und Diderot! Die Eleganz und das leichte Gemüth vom ſchönen Frankreich! Spinoza, die Schärfe von Judäa, die Gluth von Spanien, den Ernſt von Holland, das gottergebene ſtille Gemüth, das faſt nur ein Erbtheil der germaniſchen Stämme ſcheint — bald ſtimmt man dem Helden bei, der das Große gewagt! Man ſpottet und reagirt in der Converſation auf jegliche Weiſe gegen die Prieſter und den allerhöchſten Gott ſelbſt. Aber ſo mächtig iſt die jahrtauſendlange Herrſchaft der chriſtlichen Weltanſicht über die Zweifler, daß der Zweifel noch immer nicht in das Herz gedrungen war, die Zunge ſeine einzige Reſidenz blieb. Luſtig tanzten die Zweifler in den ariſtokratiſchen Sälen und von Zerriſſenheit war nichts unter ihnen zu bemerken. Aber das Gift wüthete im Stillen und von Jahr zu Jahr war es tiefer gefreſſen und der Jammer der Unterdrückten hatte es als ſeinen Befreier erkannt, und als es ans Herz gekommen war, erhoben ſich die Franzoſen und verjagten jenen Gott, der der Gott ihrer Väter geweſen war 12 Jahrhunderte lang. — Denn die Franzoſen ſind leicht und ſeicht und — praktiſch. Und ſchnell riſſen ſie nieder, woran ſie ſchnell gezweifelt hatten. — Aber der Zweifel kann nur zerſtören und nicht aufbauen. Und als denn das Zerſtören bis zur Selbſtvernichtung gehen wollte, nahmen ſie gern einen Mann an, der ſeiner Natur nach wenig vom Zweifler hatte und ſie von dem Selbſtmord zum Fremden-Mord führte und eiſern beherrſchte, als er in fremdem Lande ſich volle Gewalt über ſeine Unterthanen geholt hatte. Der Zweifel erlebte dadurch ein Intermezzo, ein Intermezzo, in dem alle Kräfte zu einem *großen Zweifelleben* vertilgt wurden, in dem ſeine Koryphäen ſtarben, die Kinder der Koryphäen ein ausgeſogenes Geſchlecht bildeten, und nun — nun iſt ein kleines Zweifelleben da in Frankreich, das behaglich und ruhig zweifeln will nach den großen Aderläſſen. — Aber doch lebt der Zweifel noch und er hat ſich in dieſer Zeit des Nichthandelns in die Literatur geflüchtet, wie in die Regierung, dort die Romantik, hier das Juſte-Milieu hervorgebracht. Ja die Romantik, die Zerriſſenheits-Literatur iſt ein Kind des Zweifels. Jene äußerliche Form, welche die neue Romantik von der alten Klaſſicität trennt und welche ſo viel beſprochen wurde, iſt ein ſchlichter, nichtsbedeutender Unterſchied, ein Unterſchied der *Regeln*. Der wirkliche Unterſchied iſt die tiefe Ruhe, welche über jene alten Meiſterwerke von Frankreich verbreitet und ein Kind ihrer Zeit iſt, wie die Unruhe, Unſicherheit und Leidenſchaftlichkeit der Romantik ein Kind *unſerer* Zeit iſt. Wir finden in der römiſchen Literaturgeſchichte auch eine klaſſiſche und eine romantiſche Literatur. Die Literatur der Kaiſer war die romantiſche und abgeſehen von den beſonderen Lieblingsneigungen beider romantiſchen Literaturen, welche in Frankreich Blut, Mord, kurz Schwarz auf goldenem Grund, in Rom Unzucht und die ſcheußlichſten Laſter bildeten, abgeſehen davon haben dieſe Literaturen die allerüberraſchendſte Aehnlichkeit. Aber wie die Folgen ſo ſind auch die Gründe gleich. In der klaſſiſchen Periode Glaube an die Götter und den Staat, und fromme Hingebung an ſie in Rom, und in Frankreich Glaube an Gott, die Geiſtlichkeit und loyale Hingebung an den König. In der romantiſchen zu Rom der entſchiedenſte Spott gegen die Götter, eine niederträchtige Unterwerfung unter die Perſon des Kaiſers und Leibdienerei ſeiner Laſter. — Wie es in Frankreich ausſieht, wiſſen wir alle. Dort ſind keine römiſchen Leidenſchaften, und kein römiſcher Kaiſer, auch keine römiſchen Laſter, aber eine Parallele kann dennoch gezogen werden, wenn man ſie recht zieht. — *Wie nun*, wird gefragt, hat ſich denn die Zerriſſenheit in der neufranzöſiſchen Romantik ausgeprägt? — Formell und materiell. Formell durch Verſchmähung aller vernünftigen poetiſchen Regeln, durch Verdrehung der poetiſchen Gerechtigkeit, durch Losheit aller Grenzen. Materiell durch jenes wolluſtig-grauſame Beſtreben, das Ueberſpannteſt-Schreckliche zu ſchildern, die Haare zu ſträuben, die Nerven zu zerreißen, das Beſtehende als verzweiflungsvoll zu geben, Troſt und Ruhe als Phantome darzuſtellen. Man hat geſagt, das ſey nur Folge dieſer ſtillen Friedenszeit, in der blutige Schilderungen des Contraſtes wegen Glück machen. Es iſt eine allgemeine Wahrheit in dieſer Bemerkung; aber höchſtens reicht ſie zur Erklärung einer *Beförderung* dieſer Tendenz, aber nicht zur Erklärung ihrer Weſenheit hin. — Beſſer als alle Beſchreibung dieſer Romantik dient die Aufführung von Thatſachen. Es gibt zwei Schriftſteller in Frankreich, welche das bisherige non plus ultra dieſer Schöpfungen geleiſtet haben. Sie heißen Eugen Sue und Friedrich Soulié. Sue's Werke ſind bekannter. Man weiß, wie er zuerſt ein reiches und anmuthiges Gemälde entwirft, um ſofort die ſcheußlichſten Farben, gemiſcht aus Blut, Eiter und faulem Fleiſch aufzutragen, wie er Edelmuth und Schönheit unter den herzzerreißendſten Qualen untergehen läßt, um Schlechtigkeit und Häßlichkeit in goldene Glorie zu verſetzen. Er wird aber noch übertroffen von Friedrich

Digitized by Google

Soulié. Dieſer Poet hat in ſeinem Grafen von Toulouſe das Unglaublichſte erreicht. Das erſte Blatt dieſes Romans von drei Bänden beginnt mit der gräßlichſten Zerſtümmelung eines Greiſes und der tödtlichen Mißhandlung einer ſchönen Jungfrau, ſeiner Tochter. So findet ſie der Sohn und Bruder, ein edler und berühmter Ritter, aus Paläſtina zurückkehrend, — ſeinen Vater ohne Zunge, ohne Naſe, ohne Ohren, ohne Lippen! Der Roman hat drei große Bände. Sollte man es glauben, daß das nur ſchwache Introduktion iſt, daß der Verf. es verſtanden hat, dieſe Schauder Blatt für Blatt zu überbieten, und daß am Schluß die lezte Nothzucht, die lezte Verſtümmelung, der lezte Mord die ganze Wirkung ausübt, welche der Schluß eines neufranzöſiſchen Romans ausüben ſoll? —

Dieſer Zeit gehört Victor Hugo an. Ihre Wirkung iſt nicht ſo groß, daß man nicht ſeine edle Natur aus dem blutigen Gewand hervorlauſchen ſehen könnte, aber ſie iſt doch ſo groß, daß ein Poet, der in beſſerer Zeit geboren, auch die Nachwelt hätte erfreuen und rühren können, verloren gegangen ſeyn wird in der ſchlechten Maſſe vielleicht binnen ſo kurzer Zeit, daß wir ſie nicht einmal auszuſprechen wagen. Das iſt der Fluch des Talents, daß es überwältigt wird von ſeinem Zeitalter. Und wie viele ſind von jenen Geiſtern, für welche das Prädikat Talent zu nieder iſt, und die ſich in den Strömungen ihres Weltalters aufrecht halten und ſie beſiegen? — Doch mögen ſich die Talente und unter Ihnen Victor Hugo tröſten. Die Verehrung, welche den Lezteren nur von der Nachwelt zuerkannt wird, ernten die Erſteren reichlich ein von der Mitwelt. —

Ja ſie wird vorübergehen, dieſe Periode des verdorbenſten Geſchmacks und ſie wird genau in dieſelbe Verachtung bei der Nachwelt fallen, wie die Zeit des Petronius und der Nerone, wie die Zeit des Crebillon und der Regentſchaft. Die Menſchheit iſt noch nicht bei dem Punkt angelangt, wo ſie unrettbar ſinken müßte, wo das, was unſchuldig an ihr iſt, gänzlich entwaffnet wäre. Es iſt noch ſo viel Edelmuth und Tugend in der Welt, daß dieſer Maſſenangriff des Laſters ihr nichts anhaben wird. Auffallend aber iſt dennoch die Wiederkehr einer ſolchen Literatur in einer Zeit, die auf einer bedeutenden und freien Höhe ſteht und die Wahl aller Richtungen hat, bei einem Volke, das vorzugsweiſe auf ſeine freie Entfaltung ſtolz iſt, und bei einem Manne, wie Victor Hugo, der mit allen Anlagen für das Edle geboren, ſich freiwillig und im bacchantiſchen Taumel in den Kloak ſtürzt.

In ſeinen lyriſchen Gedichten erſcheint Victor Hugo am reinſten, ein Nachahmer Byrons mit eigenthümlicher ſpaniſcher Gluth, denn Spanien iſt das Land ſeiner Jugend. In ſeinem Roman Notre Dame hat er dem gothiſchen Geiſt deutſcher Romantik gehuldigt. Aber in ſeinen zahlreichen Dramen, die alle Bühnen von Paris überſchwemmen, und ihm einen unermeßlichen Ruf und den Rang des erſten Dichters in Frankreich erworben haben, in ſeinen Dramen iſt er ganz Franzoſe. Da verläßt ihn die Zartheit Byrons, er wird frech. Da verläßt ihn der tiefe Ernſt der gothiſchen Welt, er wird modern frivol. Da verläßt ihn ſogar formell das dichteriſche Talent, alles wird von ihm leichtſinnig hingeworfen.

Man weiß nicht, worüber man ſich mehr wundern ſoll, über die Schamloſigkeit des Inhalts oder über die Vernachläßigung der Form in dieſen Dramen.

Hugo's Indelicateſſe iſt groß. Sein Thema ſind Laſter, die gegen die Natur ſchreien, die das Schamgefühl auf's tiefſte empören und zugleich alles des Reizes entbehren, mit dem man noch in den Zeiten der Regentſchaft das Laſter beſchönigte und unter Amoretten und lachenden Scherzen verſteckte. Wie Jean Pauls berühmte Katzenberger in der ganzen Natur nichts ſucht, als das Ekelhafte, Uebelriechende, Verweſete, ſo Victor Hugo. Seine Helden und Heldinnen ſind die ruchloſeſten Perſonen, deren Andenken die Geſchichte aufbewahrt hat, ſchwarze Tyrannen, liederliche franzöſiſche Könige, Maitreſſen, die ſcheußlichſten Weiber, die man kennt, wie Lucrezia Borgia, der Abſchaum aller möglichen Laſter ꝛc. Mord, Vergiftungen ſind ihm nur Kleinigkeiten. Die Grauſamkeiten müſſen noch durch moraliſche Martern aller Art, durch Verrätherei, Treuloſigkeit und bei den Haaren herbeigezogene Zufälle gewürzt werden. Aber Grauſamkeit kitzelt den Sinn, den die franzöſiſchen Dichter kitzeln wollen, nur halb. Deßhalb hat Victor Hugo, gleich ſeiner ganzen Schule, die ihn mehr fortgeriſſen als ihn nachgeahmt hat, der Wolluſt überall neben der Grauſamkeit den Thron eingeräumt. Und welcher Wolluſt? Lucrezia glaubt ſie nur in den Armen ihres eignen Sohnes finden zu können. Marion de l'Orme gibt ſich dem Wächter Preis, um ihren Geliebten aus dem Kerker zu retten, und verhandelt dann lange mit dieſem Geliebten, ob ſie auch recht daran gethan, und ob er um dieſen Preis auch gerettet ſeyn wolle. Solche Ekelhaftigkeiten bilden die Pointe des Stücks. Solche Skandale verhandelt man vor dem feinſten Publikum Europas. Das iſt die Höhe der Poeſie in Frankreich, das iſt der erſte Dichter der Nation. Wir haben uns ſchon ſo oft im Detail über die nach einander erſchienenen Dramen Victor Hugo's geäußert, daß wir nicht darauf zurückkommen wollen. Wir bemerken nur, daß die Darſtellung der frechſten Wolluſt und der empörendſten Verrätherei, Schand- und Mordthaten fortwährend dieſen Dichter beſchäftigt und ihm zur andern Natur geworden zu ſeyn ſcheint.

Eben ſo haben wir uns längſt über die unverzeihliche Nachläßigkeit ausgeſprochen, mit der die Charaktere und

Digitized by Google

die Scenerie ſo oft von Hugo behandelt ſind, z. B. wie unbegreiflich albern der große Cromwell gezeichnet iſt, welche läppiſche und ganz unmögliche Verwicklungen in Hernani und Angelo angebracht ſind ꝛc. Das iſt auch der Grund, warum es unmöglich iſt, daß Victor Hugo je auf der deutſchen Bühne Glück machen kann. Man hält ſeine Unnatur und Langweiligkeit nicht aus.

Man ſieht, dieſe ganze Manier iſt dem Victor Hugo eigentlich nicht natürlich. Er hat ſie nur adoptirt von der Mode und gefällt ſich in dem Ruhm, als der Meiſter anerkannt zu ſeyn, der ihm vielleicht in einer andern, ihm mehr eigenthümlichen Manier mit weit größerem Ruhme geworden wäre. Nach unſerm Gefühl ſind mehrere andere franzöſiſche Dichter, Balzac, Janin, Sue, George Sand ꝛc. weit geſchickter, weit verführeriſcher in der Behandlung ihrer gleich ekelhaften Stoffe. Sie wiſſen uns verſteckter beizukommen, uns ſicherer zu frappiren. Ihre Ironie begrüßt uns mit Anſtand, ja mit Liebkoſungen und entläßt uns mit der Grimaſſe bodenloſer Frechheit. Man legt ihre Bücher allemal mit dem Gefühl weg, daß uns der Autor auslacht, daß alles von Anfang an darauf berechnet war, uns einen ſündlichen Kitzel zu erwecken und uns dann mit kaltem Waſſer zu beſchütten. Man ſollte glauben, die alten Kobolde, die ehrliche Leute irre führten und dann mit hölliſchem Gelächter ſitzen ließen, ſeyen in die Literatur der neufranzöſiſchen Romantik gefahren.

Schon der Fürſt von Pückler-Muskau hat als das Sublimſte, was dieſe Romantik hervorgebracht, das moderne Mährchen gerühmt, nach welchem ein Gehenkter im Augenblick des Todes ſich einbildet, die Geliebte ſchlinge ihre ſchönen Haare um ſeinen Hals. Umgekehrt hat Janin in der Brautnacht dem Bräutigam die galgenmäßigſten Phantaſien angedichtet. Beides läuft ganz auf eins hinaus, und das iſt eben die *große Ironie* dieſer franzöſiſchen Schule, daß ſie die Sinne kitzelt mit den raffinirteſten Bildern der Wolluſt, aber Mord, Galgen und Rad, Peſt und Verweſung hinzufügt, um den günſtigen Leſer in einem angenehmen Zweifel zu laſſen, welches von beiden wohl die Folie des Andern ſeyn ſoll.

Die Zeit der Regentſchaft, die Literatur des Palais Royal, die laſterhaften Romane aus der großen Fabrik des Herzogs von Orleans und ihre Nachdrucke à la Haye hatten bei weitem weniger feinen Anſtand. Sie gaben ſich bloß und legten das Geſtändniß ihrer Gemeinheit lachend ab. Jetzt gibt man ſich dagegen ein ernſtes, trauriges, vornehmes Air und thut, als ob man in tiefer Melancholie ſey, und im edelſten Schmerz über die Menſchheit befangen, während man nur den gemeinſten Bubengedanken nachhängt.

Urſprünglich war es die Aufgabe der Dichter, das Schöne, das Erhabene darzuſtellen. Im ganzen reichen Umfang der Natur und des Völkerlebens faßten ſie das auf, was das Auge anzieht, das Gemüth erhebt, nicht das, was ekelt und zurückſtößt. Und wenn ſie auch Häßliches darſtellten, oder Unſittliches, Sündhaftes, ſo bezeichneten ſie es als das Böſe, brauchten es nur als Folie des Guten und erhöhten den natürlichen Abſcheu davor noch durch dichteriſche Verſtärkung. Erſt in verdorbenen Zeiten, als die Völker entarteten, wurde das Häßliche in der Wirklichkeit ſo auffallend und beleidigend für das geſunde Gefühl, daß es ſchwer war, wie der Dichter ſagt, keine Satiren zu ſchreiben. Das Häßliche drängte ſich der Darſtellung auf, aber man behandelte es ſatiriſch, man verſpottete es, man ſtellte es als die Entweihung des Heiligen, als den Abfall vom Guten, als das Böſe dar. Man war immer noch voll Abſcheu dagegen.

Erſt ſehr ſpät fingen feile Talente an, die abgeſtumpften Sinne ſchwelgeriſcher Despoten oder die gänzlich entſittlichten Bevölkerungen großer Hauptſtädte durch verführeriſche Schilderungen des Laſters zu kitzeln. Aber auch ſie begnügten ſich immer noch, das Laſter nur zu entſchuldigen, ohne darum die Tugend anzuklagen. Sie predigten eine luſtige Moral, ſie forderten zum Lebensgenuß auf und kümmerten ſich nicht um die Tugend, aber ſie griffen die Tugend nicht an. Man wartete noch mit den nackten Tänzen reſpectvoll, bis der ſtrenge Cato ſich entfernte; aber man ſteinigte den ſtrengen Cato noch nicht. So anſpruchslos und beſcheiden war die unſittliche Poeſie auch größtentheils noch im vorigen Jahrhundert. Man liebkoſte dem Laſter, aber man trat noch nicht die Tugend mit Füßen. Man entſchuldigte das Laſter als eine angenehme Ausnahme, aber man ſcheute ſich noch zu ſagen: das Laſter müſſe die Regel ſeyn.

Die Civiliſation hat nunmehr eine höhere Stufe erreicht. Dem neunzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, die große Entdeckung zu machen, daß alles, was man bisher für Laſter gehalten, das allein Natürliche und inſofern auch das zu Erſtrebende, mithin die Tugend ſey, während das, was man bisher für Tugend hielt, ein unnatürlicher Zwang, eine Heuchelei, ein künſtliches Mittel geweſen ſey, um die Emancipation der Menſchheit zu verhindern. Nun gilt es nicht mehr, höflich zu warten, bis der ſtrenge Cato geht, ſondern man greift ihm in den Bart mit affectirter Vertraulichkeit und fragt ihn: he, alter Junge, haſt du nicht auch Fleiſch und Bein? und wenn er ſich gemein zu machen weigert, peitſcht man ihn fort und ſteinigt ihn und ruft aus: dieſer heuchleriſche Tyrann wollte die Emancipation der Menſchheit, die Tugend der Naturkinder hindern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 73. Montag, 18. Juli 1836.

Dramatiſche Literatur.

23) Victor Hugo's ſämmtliche Werke. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1835, 1836. 12.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutſch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1835, 1836. 12.

(Schluß.)

Man iſt ſchon ſo weit gegangen, der Affenſchande den Philoſophenmantel, ja wohl gar das fromme Gewand des Eremiten überzuhängen und man ſeufzt mit tragiſcher Miene: das viele Elend der Welt, iſt es nicht die Folge jener gehäſſigen Heuchelei, die man die Tugend nennt, jener Vorurtheile, die ſich aus den finſtern Jahrhunderten herſchreiben, in denen man die Völker zu allem bringen konnte? Es iſt nicht genug, fügt man hinzu, die Autorität der Kirche geſtürzt zu haben. Das Uebel wurzelt viel tiefer und wird nicht auszurotten ſeyn, bis man jene Vorurtheile der Dummheit, die ſogenannten moraliſchen Pflichten, ausgerottet hat, die eben ſo viele Feſſeln für die Menſchheit ſind und ohne deren Abwerfung ſie niemals völlig emancipirt werden kann. Doch auch das iſt noch nicht der Gipfel des neuen Lehrgebäudes. Es genügt noch nicht, die Tugend Laſter zu nennen, man muß auch noch zu guter Lezt aus dem Laſter die höchſte Tugend machen. Was Friedrich Schlegel zuerſt ausgeſprochen „Wolluſt iſt Religion," das hat die franzöſiſche Romantik zu ihrem erſten Lehrſaz erhoben. Die Lehre iſt aber weiter ausgebildet worden. Nicht nur die ehelichen Bande, ſondern auch Treue, Scham, Dankbarkeit, und alle die Liebe veredelnden Tugenden werden als Hinderniß der Wolluſt, folglich als Feinde ihrer Religion angeſehen und ganz ernſthaft verdammt. Die glückſeligen Zeiten ſind gekommen, die ſchon Shakeſpeare vorausſagte:

Wo Tugend muß Verzeihung flehn vom Laſter.

Niemand iſt hierin weiter gegangen, als die berühmte Dichterin, die ihre Romane unter dem Namen George Sand herausgibt. Ihr iſt jede Tugend nur eine Dummheit, die ihre Strafe nach ſich zieht, das Laſter allein iſt ihr das Natürliche, Schöne, das nach Verdienſt reuſſirt und triumphirt. Ihr zufolge würde nichts in der Welt abgeſchmackter und kleinſtädtiſcher ſeyn, als Anſtoß zu nehmen an etwas, das die Scham beleidigt, oder gegen die Ehre ſtreitet oder ſonſt gottlos iſt. Das iſt ihr alles das natürliche Leben, das Element, worin dem Menſchen allein wohl iſt. Das Unglück und Elend ſieht ſie nur da beginnen, wo die lächerlichen Skrupel der Tugend und des Gewiſſens anfangen. Männliche

Digitized by Google

Dichter haben daſſelbe viel kräftiger geſagt, doch immer mit der Affektation, etwas Kräftiges zu ſagen, und man darf annehmen, daß es ihnen eben deßhalb mit ihrer prahleriſchen Verhöhnung der Tugend nicht immer ganz ernſt war. Aber dieſe Dame ſagt alles ſo leicht, ſo natürlich, mit ſolcher Sicherheit, mit ſo wenig Aufſehen und Prätenſion, daß man allerdings glauben muß, ſie denkt nicht weiter, als ſie ſchreibt. Daß eine Dame dieſe Rolle übernehmen würde, habe ich immer erwartet. So wie die weibiſcheſte Poeſie unſrer Zeit von einem Manne, ſo mußte auch die ſchamloſeſte von einem Weibe kommen.

Dem ausgezeichneten Geiſt muß man viel verzeihen. Aber wer wird bei dieſer Verbindung von Geiſt und Laſter ſiegen? Etwa der Geiſt? Heute noch ſagt ihr, wir dürfen uns etwas, viel, alles erlauben, weil wir geiſtreich ſind, und im Grunde verderben wir nichts, denn unſre Laſter ſind ſo ſelten, wie unſre Talente, und können nicht nachgeahmt werden. Aber morgen ſchon behaupten ganze Rudel wilder Köpfe, ſo geiſtreich zu ſeyn, wie ihr, bloß weil ſie ſo laſterhaft ſind, wie ihr. Und bald wird man gar nicht mehr nach dem Geiſt fragen und ihn ſogar als eine läſtige Bedingung des Laſters verfolgen. Man wird euch lehren, Ariſtokraten des Geiſtes bleiben, wenn ihr erſt durchgeſezt habt, daß das Laſter Gemeingut iſt. Schon jezt hat die merkwürdige neue Entdeckung, daß das Unſittliche und Geiſtreiche einerlei ſey, und daß wer am offenſten mit gott-, ehr- und liebloſen Geſinnungen prahlt, für den geiſtreichſten gehalten wird, eine Schülerſchaft der verdächtigſten Art um die wirklich geiſtreichen Meiſter dieſer Lehre verſammelt. Wenn man ſie gewähren ließe, wie bald würde die geiſtreiche Maske verſchwinden und nur noch das roheſte Laſter nackt uns angrinſen. Man würde ſich nicht mehr die Mühe geben, in feinen Wendungen zu ſagen, was man denkt. Ja, die ſchmutzigſte Sprache würde am lauteſten und häufigſten ertönen. Die edelſte Freiheit in der Republik der Geiſter, die Preßfreiheit, würde nur für die ſchamloſeſten Speculationen des Laſters in Beſchlag genommen werden und das, wofür die reinſten Geiſter ſeit Jahrhunderten ſtritten, würde die Beute des verwerflichſten Mißbrauchs werden.

Auch bei uns hat man die lüderlichſten Schriften der franzöſiſchen Romantik unter dem Deckmantel politiſcher Sympathien eingeſchwärzt, und die ſchändlichſten Nachahmungen derſelben im Namen der Preßfreiheit entſchuldigt. Als ob jene neufranzöſiſche Lüderlichkeit, in den Salons reich gewordner Parvenus und gemeiner Weiber, die ihren Umgang für Geld verkaufen, die ſchlechten Sitten des altfranzöſiſchen Hofes bis zur Pedanterie ſogar in den Trachten nachäffend, auch nur mit der lezten der Völkerſympathien zuſammenhinge, als ob dieſe Entweihung der Preſſe nicht gerade die bitterſte Verhöhnung aller derer wäre, die für ihre Befreiung kämpften.

Wenn man fortfährt, in gehäuften Ueberſetzungen und Nachahmungen dieſe neufranzöſiſche Romantik in Deutſchland auszubreiten, ſo ſollten ſich wenigſtens die nicht täuſchen, die darin einen Fortſchritt der Zeit zu ſehen geneigt ſind. Der Liberalismus hat nie eine ſchlimmere Corruption erlebt.

Zu geſchweigen des deutſchen Standpunkts. Soll das geſunde deutſche Blut immer nur gut genug ſeyn, von franzöſiſchem Gift inficirt zu werden? Soll, wenn das Ausland ausſpuckt, Deutſchland immer gut genug zum Spucknapf ſeyn?

25) Eliſabeth Cromwell. Tragödie in fünf Akten von Guſtav Bacherer. Karlsruhe, Müller, 1836.

Victor Hugo und Raupach haben ſchon des Lordprotektors gewaltige Geſtalt über die Bühne ſchreiten laſſen. Der erſtere hat ihn zu einer Karrikatur gemacht. Victor Hugo's Cromwell iſt unter der Kritik, denn aus einem Helden iſt er ein ſchwatzhafter lächerlicher alter Geck geworden. Raupach hat ihn bei weitem würdiger aufgefaßt und nur die Schwachheit begangen, ihn zulezt ſentimental werden zu laſſen, eine Schwachheit, die wir übrigens keinem einzelnen Dichter übel nehmen dürfen, da ſie beinahe allgemein iſt, da unter hundert hiſtoriſchen Helden kaum einer poetiſch behandelt wird, ohne daß ſein eiſerner Charakter in ſentimentale weiche Gallerte aufgelöst erſcheine.

Ein junger Dichter iſt hier in die Schranken getreten. Seine Sprache iſt edel und wohlklingend und die Oekonomie des Stückes ſehr zu loben. Er hat ſein Werk für die Bühne geſchrieben und großen Fleiß darauf gewendet, eine unnöthige Häufung des Perſonals und jede bunte Verwirrung der Scenen zu vermeiden, ohne durch dieſe Einfachheit dem Intereſſe, das die ganze Handlung erregt, Abbruch zu thun.

Einige Parlamentsglieder ſind beim Großſiegelbewahrer und ſprechen über Cromwells Situation. Nach ihrem Abgang kommt die Gräfin Fleetwood und vertraut dem Großſiegelbewahrer, der junge Heinrich Slingsby liebe Cromwells Tochter Eliſabeth. Man verſchwört ſich gegen den Jüngling aus Neid und Eiferſucht. Nun wechſelt die Scene und wir erblicken den Jüngling ſelbſt unter ſeinen Freunden, ſämmtlich Verſchworne gegen Cromwell. Er iſt ſo großherzig naiv, ihnen ſeine Liebe zu Cromwells Tochter zu geſtehen, ſie zugleich aber zu verſichern, daß ſein Haß gegen den Vater noch größer, daß der Ruf der Ehre ihm heiliger als der der Liebe ſey. Nach dieſen Introduktionen werden wir im zweiten Akt in Cromwells Familie eingeführt, erblicken erſt ſeine ſchöne

Digitized by Google

Tochter, dann ihn ſelbſt bei dieſer als Vater, nicht als Staatsmann. Als ſolcher erſcheint er erſt in der folgenden Scene, ſobald die Räthe kommen. Der Großſiegelbewahrer meldet die geheime Liebſchaft. Cromwell will wiſſen, was an der Sache iſt und im dritten Akt überraſcht er die Liebenden bei einer Zuſammenkunft, in der ſie eben ihre überſchwenglichen Gefühle ausgetauſcht haben. Dieſe Scene iſt vortrefflich, die Haltung Cromwells überlegt und würdevoll:

Lordprotector.

Wer biſt Du, junger Mann, daß Du es wagteſt,
In dieſes Hauſes Heiligthum zu dringen —
Nicht ungeſtraft verübt man ſolche Kühnheit.

Heinrich.

Ha, was iſt das?
(Er wirft flüchtige Blicke auf die Anweſenden; allmählig geht ſein Zuſtand des Außerſichſeyns wieder in den der freien Beſinnung und Faſſung über.)
Verzeihet, hoher Lord,
Wenn auf Minuten ich verdächtig ſcheine,
Es flicht der Zufall oft des Irrthums Band.
Sogleich wird ſich die Wahrheit Euch enthüllen,
Doch iſt ſie ſolcher Art, daß Ihr allein
Sie nur vernehmen dürft; entfernt den Zeugen!

Lordprotector
(zu Thurloe).

Sir! erwartet mich im Rathsſaal.

Thurloe (bei Seite).

Das heißt: im Hörſaal; ſtracks hinein,
Wenn's nicht geheuer, bin ich bei der Hand.
(Er geht durch die Tapetenthüre ab.)

Heinrich
(etwas verlegen).

Mylord! Des Jugendalters leichter Sinn,
Der der Gemäßheit kalte Feſſeln ſprenget,
Ließ mich in Euer Haus den Eintritt wagen.
Es iſt Verirrung wohl, ich ſeh' es ein,
Doch ſolcher Art, daß mich der Welt-Beherrſcher,
Die Engel ſelbſt um ſie beneiden dürften.
(beſtimmt.)
Ich liebe Eure Tochter und ſie mich —
Mylord, vergebt mir meines Herzens Irrthum.

Lordprotector.

Ei ſieh', was muß ich Schönes nicht vernehmen!
Geheimnißvoll umtönet es mein Ohr —
Wie nennt Ihr Euch denn?

In den hierauf folgenden Erörterungen wird Cromwell durch die Begeiſterung des für Freiheit und Menſchenwohl glühenden Jünglings beinahe aus der Faſſung gebracht, wenigſtens beſchämt. Es macht dem Herzen des Dichters Ehre, daß er die Situation ſich ſo ausgedacht hat, obgleich ſie nicht wahrſcheinlich iſt. Schiller fiel in denſelben liebenswürdigen Fehler, indem er ſeinen Marquis Poſa dem König Philipp, ſeinen Max Piccolomini dem Wallenſtein den Text leſen ließ. Wenn auch die Luſt und der Muth edler Jünglinge, in einer ſolchen Lage ihr Herz auszuſchütten, ſehr natürlich und immer ein treffliches dramatiſches Motiv bleibt, ſo iſt es doch auf der andern Seite nicht wahrſcheinlich, daß alte Tyrannen, Staatsmänner, Feldherren ſich ſo nachgiebig von den jungen Weltverbeſſerern ſchulmeiſtern laſſen und ihnen ſo viele Conceſſionen machen können. Ein alter welterfahrner Mann weiß den Muth eines Jünglings allezeit zu ſchätzen, aber auf ſeine Anſichten gibt er nie etwas, und gerade darin beſteht ſeine Ueberlegenheit, daß ihm von alledem, was ihm der Jüngling ſagen kann, längſt nichts mehr neu iſt. Schiller würde eine viel ſtärkere poetiſche Wirkung hervorgebracht haben und der Naturwahrheit viel näher geblieben ſeyn, wenn er den liebenswürdigen Herzensergießungen ſeines Poſa und Max von Seiten des Philipp und Wallenſtein etwas mehr Unerſchütterlichkeit, ein eiskaltes Lächeln und höchſtens die Geduld entgegengeſezt hätte, die man gegen Kinder übt. Auch der Dichter des vorliegenden Werks hätte den ſo feſten und tiefblickenden Cromwell zu den enthuſiaſtiſchen Worten eines Jünglings nur ſollen lächeln laſſen. Die folgende ſehr gut ausgedachte Scene würde dadurch noch mehr Wirkung erhalten haben. Die Verſchwornen nämlich machen Heinrichs Idealismus keine Conceſſion, zeigen ſich vielmehr im nackteſten Egoismus und in ſo ſcheußlicher Geſtalt vor ihm, daß er vor ſeinen Freunden noch mehr zurückbebt, als vor ſeinem Feinde. Für wen hat er geträumt von Freiheit, für wen geſchwärmt in der glühendſten Begeiſterung, wenn die Männer, mit denen er Englands Zukunft ſichern wollte, hinter der Maske des Volkswohls ſo gemeine Abſichten verbergen? Sobald Heinrich darüber klar iſt, will er die falſchen Freunde fliehen, aber ſie fürchten, er werde ſie verrathen und wollen ihn opfern. Da kommt ihnen Thurloe, Cromwells Scherge, zuvor, nimmt ſie alle gefangen, und läßt aus böſer Luſt den jungen Heinrich hinrichten, ehe ſeine geliebte Eliſabeth und ihr jezt gern verzeihender Vater ihn retten kann. Das alles folgt raſch auf einander und kann eine tiefe Wirkung nicht verfehlen.

26) König Arthur und ſeine Tafelrunde. Drama von Auguſt Bürck. Leipzig, Reichenbach, 1834.

Allerdings behält die alte romantiſche Sage ewig ihren Reiz, doch ſind die neuern Dichter in der Art und

Digitized by Google

Weiſe, wie ſie dieſelbe einer modernen Form angepaßt haben, nicht immer glücklich geweſen. Die Verſetzung des alten Epos in das neue Drama bietet mannichfaltige Schwierigkeiten dar, die jedoch Herr Bürck glücklich überwunden, ſofern er der Handlung Einheit und einen recht paſſenden Schluß gegeben hat. Der Sinn des Ganzen iſt: die Kraft muß ſich vor der Schönheit, der wilde Ritter vor der ſittigen Dame beugen; wahres Ritterthum iſt die Selbſtbeherrſchung der Kraft durch Sitte, Schönheit, Liebe. Das Gedicht würde aber ungleich angenehmer zu leſen ſeyn, wenn der Verfaſſer es ſo geiſtreich, witzig, in ſo unerſchöpflicher Munterkeit und zephyrlicher Grazie zu halten gewußt hätte, wie etwa Shakeſpeare ſeine mährchenhaften Luſtſpiele. Viele Stellen ſind zu leer und gedehnt und das Langweilige verträgt ſich mit nichts weniger als mit dem Romantiſchen. Z. B. die Eröffnung der Tafelrunde:

Arthur (von ſeinem Thron erhoben).

Verronnen iſt das Jahr in dieſer Stunde,
Als ihr zum leztenmal in edlem Bunde
Um mich, ihr Herr'n, gereiht zur Tafelrunde.
Verronnen iſt das Jahr, und dieſe Stunde
Führt euch zur Tafelrunde mir zurück.
So rinnet Jahr auf Jahr und dieſe Stunde,
Sie kündet neue That mir, neues Glück:
Lang blühe Maſſonie der Tafelrunde,
Lang' halt' uns noch vereinet das Geſchick!

Merlin.

Heil Konig Arthur und der Tafelrunde!
Sie blühen lange noch in edlem Bunde.
Stets neu von uns als König uns erkohren.
Sey Arthur neu der alte Eid geſchworen!

Alle Ritter (ſich erhebend).

Heil König Arthur und der Tafelrunde!
Sie blühen lange noch in edlem Bunde.
Stets neu von uns als König uns erkohren.
Sey Arthur neu der alte Eid geſchworen!

Arthur.

Ihr Herren, meinen Dank dem neuen Eid,
Seyd mich zu hören, ferner noch bereit.
Ihr kämpftet für den Ruhm der Tafelrunde,
Ihr Ritter all', ich freue mich darob.
Wie gern vernehm' ich ſolche kühne Kunde,
Wie ihr erzählt mit ritterlichem Munde,
Und ſpende gern mein königliches Lob.

Neben dieſen gedehnten Stellen fallen insbeſondere auch die vielen männlichen Reime wegen ihrer Härte auf. Ein ſolches Gedicht muß leicht auf beflügelten Füßen ſich bewegen. Hauptſächlich, wo von der Gewalt der Frauen über die Männer, wo von der zarteſten Galanterie die Rede iſt, ſollte alles Schwerfällige vermieden ſeyn, ſollte die Feder von der lieblichſten und flüchtigſten Grazie regiert ſeyn. Die Sprache, wie ſie hier die Königin führt, ſcheint uns zu ſteif:

Ginovar.

Vernehmt, verſammelte Vaſallen,
Getreue Damen, ihr vor allen,
Die meinem Thron die nächſten ſind,
Weil ſie mir alle gleich geſinnt,
Daß Männer für das Herrſcheramt
Untauglich ſind all' insgeſammt —
Vernehmt, daß Männer hier geſprochen
Von Kraft und Sitte — ſchwer gerochen
Soll dieſes unheilvolle Wort
An ihnen werden auch ſofort!
Die Kraft gehört in unſren Staat,
Und ohne Kraft nicht Rath noch That,
Und in dem Herzen ruht die Kraft,
Des Herzens ſchöne Herrſcherinnen!
Die Frau'n, ihr habt das ſicher innen.
Dem Herzen muß die Welt ſich fügen;
Weh' dem, den es nicht kann beſiegen,
Denn leer iſt ihm die ganze Welt,
Weil ihm das Herz darinnen fehlt. —
Die Sitt' iſt Damen nur zu Theil,
Wer das erkennt, dem bringt ſie Heil;
Sie macht die Kraft ſich ſelbſt bewußt;
Sie leiht der Schönheit Werth und Luſt.
Das Weib ſo züchtig, zart und mild,
Das iſt der größten Schönheit Bild:
Der Schönheit höchſter Thron, er ſteht
Im Maienreiche, wie ihr ſeht —
Da führ' ich jezt das Herſcheramt! —
Vernehmt mein Urtheil insgeſammt:
Verbannung treff' aus unſ'rem Reich
Die beiden Frevler allſogleich;
Sie wagten uns nach Thron und Leben,
Wie ihr gehört, ihr Frau'n, zu ſtreben:
Sie ſprechen ja von Sitt' und Kraft,
Und uns gehöret Sitt' und Kraft!

Arthur (niederknieend).

Ich ſchwör' es euch, ich kniete nie,
Zum erſten Mal ſenk' ich das Knie,
Der Schönheit ſink' ich willig nieder —
Es hebe mich die Schönheit wieder,
In deren Reich die Sitte ſpricht,
Und Sitte, die verſchmäht mich nicht.
Ich kniee reuvoll vor dir hin —
Drum Gnade, hohe Königin!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 74. Mittwoch, 20. Juli 1836.

Dramatiſche Literatur.

27) Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatiſcher Dichtungen, herausgegeben von Jovialis. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 12. S. 443.

Immer auf's Neue kommen unſre Dichter auf die alte Ariſtophaniſche Weiſe zurück und ſie iſt auch gewiß die glücklichſte, um geiſtreichen Spott über die Karrikaturen der Zeit geltend zu machen. Gleich im Eingang des erſten der vorliegenden Gedichte „Wolkenzug“ gibt ſich das große Talent des Verfaſſers durch den Chor der Wolken zu erkennen:

Dumpf von wetter-luſt umwunden
Hauſen bang geheime kräfte,
Glüht's von funken, quellen ſäfte,
Säuſelt's wie von tauſend munden,
Brandet's wie von meeres-meeren,
Bricht ſich's, wie an tauſend wehren.
Es ſind träume, es ſind ſhatten,
Die zur wahn-geburt ſich gatten,
Die ſich friſch zu todt gebähren,
Ewig zeugend nie ſich mehren.
Da erdämmert's ihnen ferne,
Löſ'ten gerne,
Shicht' an ſhichte,
Sich vom kerne,
Sich zum lichte,
Und es ſprießt im farben-brudel,
Blau und ſilbern aufgequollen;
Seitwärts ſprüh'n geheime ſtollen
Purpur-funken, die ſich richten
Wie im quincunx, doch ſie flüchten
Unaufhaltſam vor dem ſtrudel.

Da vertoſ't das meer-geſtöhne,
Da verliſht des ſturmes brauſen
Vor der morgen-winde ſauſen,
Wie in äols-harfen-töne.
Da wird's lichter, da wird's weiter.
Und die wild hereingethürmet
Hoch und höher, breit und breiter
In die bange nacht geſtürmet,
Die gebilde, die geballten
Sinken, fallen,
Reih'n zur gruft ſich leich' an leichen.
Und die düſtern Lichter weichen,
Junge pulſe, kinder-kräfte,
Keck entwiſht dem nebel-tode,
Rühren ſpielende geſhäfte.

Digitized by Google

Schaukeln ſich im fabel-boote,
Athmen leicht im morgen-rothe.

Führerin.

Wie ſich die brut im weichen moos-bett kehrt,
Als gält's den lezten morgen anzuröcheln.
Aurora wandelt längſt vom warmen herd
Und fühlt den kühlen nacht-thau an den knöcheln.
Auf, auf, ihr argen! Dringt kein hahnen-ſchrei
Durch's dicke trommel-fell von faulen mägden?
Wenn liebes-träume euch das herz bewegten,
Gebt acht, ich werf' ſie euch im kopf entzwei.

Chor (ſich ermunternd).

Erſte Wolke.

Herrin, gebeut,
Soll ich den freiheits-baum bauen?
Soll ich den liebes-trank brauen?
Brauchſt du ihn heut?

Zweite.

Herrin, ſag an,
Flick' ich der eitelkeit fetzen?
Strick' an des logikers netzen?
Meiſterin, lobſt du mich dann?

Dritte.

Herrin, o ſprich,
Schaff' ich die narrheit zur ſtelle?
Stütz' ich die ſtolze capelle?
Erkläre dich.

Dann treten Sand, Pitſchaft, Wit-Döring, der Wunderthäter Hohenlohe, Puſtkuchen und Kleiſt auf, und viele Objecte, die etwa in der Mitte des vorigen Jahrzehends Aufſehen erregten, werden einer geiſtreichen Verſpottung preisgegeben, die aber jezt die beabſichtigte Wirkung nicht mehr ganz erzielen kann, weil die Objecte kein Intereſſe mehr erregen, und hauptſächlich auch, weil eine ſo tragiſche Perſönlichkeit und ein ſo ernſtes Schickſal, wie das des Studenten Sand, zum Spott nicht paßt. Die witzigſte Scene in dieſem Gedicht iſt das große Mittagseſſen im Himmel. Die Seligen wollen nicht zuſammen ſitzen, ſondern nach Stand und Partei ſich abſondern.

Erzengel-Marſhall.

Nach der jahrs-zahl, wenn's gefällig iſt. Alle Völker nach dem geburts-jahr.

Pietiſt.

Euer hochwohlgeboren, wir ſind hier apart und haben's immer unter uns gehalten und wenn wir ja zur kirche der großen angeſteckten gemeinde uns hergegeben —

Andrer.

So haben wir uns in der ſacriſtei verſammelt. Wir gehören nicht zu der herde, wir ſind ganz extra.

Frau.

Ja wohl, der herr helfer hat's uns ſelbſt zugeſtanden, ganz apart.

Viele.

Ganz apart, ganz extra. Ja herr, der herr helfer, der herr ober-helfer — man kennt uns ſhon — man hat's immer ſo gehalten.

Erzengel-Marſhall.

Alles nach dem geburts-jahr. Wird nichts geſtattet. (ab.)

Pietiſt.

Nicht nachgelaſſen, kinder. Stärkt euch im vertrauen auf den herrn Jeſum, der uns alle perſönlich an ſeine ſeite geladen.

Frau.

Eher lauf' ich davon — in dieſem Sodom und Gomorra ſitzen? Der biſſen fleiſh bliebe mir im halſe ſtecken. Kein ſhluck wein konnte mir ſchmecken. (ab.)

Gnädige Frau, Fräulein, Cavaliere.

Gnädige Frau.

Das iſt nicht zum aus-halten. Ich bitte Sie, baron, ſo 'nen mißbrauch mit den ſitzen zu dulden. Nirgends trifft man ſich zuſammen; alles verunreinigt mit dem pitoiabeln bourgeois; das iſt gräßlich.

Cavalier.

Nein, in dieſe canaille hinein, da gehörte ein andrer appetit zu, als der vor'm hunger-ſterben kömmt ꝛc.

Im zweiten Gedicht „die Gegenkaiſer," d. h. Ludwig der Bayer und Friedrich von Oeſterreich, hat der Verfaſſer ſeine Meiſterſchaft in der Behandlung deutſcher Dialekte bewährt. Die Soldaten reden in ihren Mundarten, öſterreichiſch, bayriſch, ſchwäbiſch. Auch Tyll Eulenſpiegel iſt dabei. Hier nur eine kleine Scene:

Hauptmann.

Compenie, hölt! Nu ſchwaig emól, tremmler. Wis ſoll i denn commendiern, wenn du óllwall in di óndrl woch'n näi-ſichſt, un di nit dönn und wönn emól umſhauſt, ob mier aa nöchkémmen?

Trommler.

Es kön öener nit zo glaicher zait in ſain biruef örbaiten und en edd'n eſel ōzloth'n, der de ſtrößen ziet. J wöes ſchō ungfähe, wis wait Siö's preſtiern, herr haptmönn, und wiër ſhō poſto föll'n, wo wös ze krieggen is. J wöes aa, wös der brauch is, i.

Digitized by Google

Hauptmann.

Schwaig iëz und ſtör mi nit. — Móchz front. So is recht. — Wós ſperrz denn ’s mal aff, Zaslauer? dó drunt’n werd’n ing ſhō e pór ſhwólbm-ſchwenz drāi fliëgng, óber kóeni brótni tau’m. — Affgepóßt, ſóg i ſözt, wónn ich ing iëz commendier: in der flónk’ng ábmorſhiert! — hóbz és ingri ſhnóps-flóſh’n mit munizjō verſá’ng, eh mer ōgraiſm, ſógz emol?

Einer.

Meine iſt no lotter-leer, herr haptmō.

Hauptmann.

Wós, du ochén-kopf? Móenſt de, mer hett óll viertel-ſtund ſó’n fóndëll vorn aa’ng, wo unſer herrgott den órm raus ſtreckt? Mer ſann hait no nit en óenzigs verbai-kumme.

Trommler.

J ſich óens dó vorn ſhō ſittern hólbm ſtund.

Spielmann.

Drum is er ſo drauf los marſhiert.

Tyll.

Er hat recht, er is ſeinem fahnderl treu, wie’s einem ehrlichen lanz-knecht zukommt.

Hauptmann.

Shwaigz és dóhint’n und póſſz bis mer ing frógt. Dós geht ing nir ō, wenn der commendóut ſich vornedrō iber de operazjō ausenónderſezt. Dó wollt ich aa fehn, wó’s aus der bótólly ſollt wern, wenn der óeni vorn, der ónder hint’n wëllt commendiern, und zerlezt kóener e bōe wëllt reg’ng, dóß wós gſhecht. J vermóhn ing iëz, dóß és ſëllz muet und gwólt-thätigkait in laib krië’ng, ing recht wië de ſoldót’n afzeſiern, und nit unterwegs óllwal nóch di kirch-thiern ze ſchaun, eh’s nit bóld mittóg wëllt wern. So ſóg ich ing ólſo im nómen ingers herrn herzogs, der hierdrunten ſëlber in höchſt-óegeni gſóhr ſich begeb’m hót, um ing und inger lónd vor den ungehobelt’n Bóer ze verdeffendiern, ſo ermóhn i ing alſo, dóß és tópfer und gitrai, óls bróvi óſtraicher ſollt af’m faid los-gehn, und dómit móen i nit wië dós dummi viech oder ohni verſtónd, ſondern és ſollz ing óls gſhaiti burſht zóegng, denn dórum hót mer nóch ing gſhickt.“ —

„Der Student von Coimbra“ ſoll eigentlich heiſſen von Tübingen, ein Schwank aus dem Leben gegriffen, durchaus in ſchwäbiſcher Mundart, ſehr ähnlich den bekannten Luſtſpielen von Wagner, die ebenfalls das gemeine Leben mit beinahe klaſſiſcher Treue und in der Volksſprache ſchildern. Das Poetiſche dabei iſt eigentlich das Proſaiſche, die gänzliche Nüchternheit und Wahrheit des Alltagslebens.

Den Schluß macht eine freie Ueberſetzung der Acharner des Ariſtophanes ebenfalls in ſchwäbiſcher Mundart. In mancher Beziehung eignet ſich dieſe Mundart trefflich für die zahlreichen plebejiſchen und bequem häuslichen und völlig ungenirten Stellen des Ariſtophanes. Doch fühlt man ſich, wenn man hier überall griechiſche Namen und Intereſſen berührt findet und zulezt die trauliche ſchwäbiſche Sprache hört, die an ganz andere Namen und Intereſſen mahnt, von dem Gegenſatz zwei ſo verſchiedner Volksthümlichkeiten um ſo mehr geſtört, je näher ſie einander gebracht ſind.

28) Dionyſosfeſt. Lyriſche Tragödie. Von Heinrich Stieglitz. Berlin, Veit, 1836.

Ein etwas kältes allegoriſches Gedicht auf den Weingott, von Anfang bis zu Ende von der Begeiſterung redend, aber weder ſelbſt begeiſtert, noch andere begeiſternd, in jener fatalen didaktiſchen Nüchternheit, die keine bacchantiſche Luſt zuläßt, und die hier noch abgeſtandener wird durch die Affektation, womit der Dichter die ſteife Manier des alternden Goethe nachahmt. Wir können keine paſſendere Probe geben, als den Schlußchor:

Alles Werdens, alles Strebens,
Alles Blühens, aller Saat,
Des geheimſten Keimerbebens,
Jungen Quellens lezte That —
Ihm ſich weihn in heitern Ahnen
Iſt die Wahrheit, iſt das Wort;
So vereint ſein heilig Mahnen
Unter ſeine Siegesfahnen
Friedeſelig Hier und Dort.
Heil ihm! Nicht zerreißen wollt’ er
Fromme Sitte, ſchlichtes Recht,
Aber unverſöhnlich grollt er
Widerſtrebendem Geſchlecht;
Milder Löſer harter Bande
Trat er ſiegend in die Welt.
Seiner Treu zum Unterpfande
Zu beglücken alle Lande,
Er, der jugendliche Held!

29) Taſſo. Ein dramatiſches Gedicht in vier Abtheilungen von Andreas Brummer. Mannheim, Hoff, 1834.

Eine jener vielen Nachahmungen, die Goethe’s Taſſo bereits veranlaßt hat. Der gleiche Gegenſtand in gleicher Form. Der Dichter iſt auch weit entfernt, mit Goethe wetteifern zu wollen. Er legt nur dieſen Nachklang ſeiner Lieder, auf Goethe’s Hügel nieder. So ſezten die Schüler des Michel Angelo Statuen in ſeiner Manier, die aber ſchlecht nachgeahmt waren, auf ſein Grab und machten dadurch erſt aufmerkſam auf die Vortrefflichkeit der Originale.

Digitized by Google

30) Dramatiſches und Lyriſches von Leo von Walthen. Stuttgart, Brodhag, 1835.

Die Tempelherrn, ein Trauerſpiel. Ein Templer verliebt ſich in ein Mädchen, die ſeine eigne Schweſter iſt, ohne daß er es weiß. Ein Böſewicht hat ſie als Kind entführt. Derſelbe hilft jezt den Türken zu einem Ueberfall, den aber die Templer abſchlagen. Die liebenden Geſchwiſter trennen ſich, ſobald ſie ſich erkannt. Das iſt Alles. Die Jamben ſind gut, aber das Ganze läßt kalt. Unter den Gedichten bemerken wir einen nicht ſehr witzigen Spott über das noch nicht erſchienene Schiller-Album und einen Romanzenkranz, der Eid, der wohl überflüſſig iſt, nachdem wir den ſpaniſchen haben.

31) Schauſpiele von Franz von Elsholtz. 1ſter und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Ein untergeordnetes aber höchſt fleißiges Talent tritt hier vor. Die bekannte Piece „komm her" hat dieſem Schriftſteller einen gewiſſen Theaternamen verſchafft, den er nun noch durch ſein Luſtſpiel „die Hofdame" gerechtfertigt hat, das Goethe'n im Manuſcript zugeſchickt und über das ein ſehr feierlicher Briefwechſel eröffnet wurde. Die Briefe, welche Goethe in dieſer welthiſtoriſchen Angelegenheit geſchrieben hat, ſind unnöthigerweiſe vorgedruckt. Sie ſind in dem bekannten Curialſtyl, den ſich Goethe ſpäter etwas pſeudo-jupitriſch zugelegt hat, und durchaus ohne alles Intereſſe. Herr von Elsholtz legt jedoch auf ſie wie auf den ganzen hieher gehörigen Verkehr mit Goethe ſo große Wichtigkeit, daß er in der Vorrede ganz ernſthaft ſagt: „auf dieſe zwar zögernd, aber doch mit Freimüthigkeit vorgetragenen und aus dem Gang der Handlung näher entwickelten Gründe erfolgte ſodann der obige, freundliche Beſcheid und endlich durch die weitere Aeußerung des Herrn ꝛc. v. Müller, nach faſt fünfzehnmonatlicher Dauer, der Schluß der Verhandlungen!" Wenn nur kein neuer Krieg ausbricht! Bei einem Friedensſchluß müßte man, ihn würdig bekannt zu machen, ganz neue Ausdrücke erfinden, um nicht von dieſen Luſtſpiel-Verhandlungen überflügelt zu werden. Parturiunt montes. — Die beiden Bände enthalten: „die Hofdame," das alte „komm her" und ein neues Gegenſtück „geh hin," welches einer Beſprechung hier nicht bedarf, „die beiden Cordova," ein Trauerſpiel, den deutſchen Kritikern folgendermaßen zugeeignet:

Dem Schickſal, — nicht dem Dichter hat's gefallen,
Der drob ſich härmt und ſchier vor Unmuth weinet,
Daß dieſes Spiel, worin der Böcke Lallen,
Statt Sang's, vielleicht zu hören Ihr vermeinet, —
Daß dieſes Spiel vor Eurem Stuhl erſcheinet,
Dem nur ein Fehlgriff in die Nacht der Ballen,
Wo Druck- und Mottenvorrath bunt ſich einet,
Die Bahn geöffnet zu des Lichtes Hallen!

Drum laßt nicht allzuhart den Dichter büßen
Für jene Fügung, die mit reif'rer Spende
Ihm nicht gegönnt, Euch diesmal zu begrüßen;

Und müßt Ihr dennoch ſchelten, — nun ſo wende
Von ihm, der ſelbſt darob am ſchwerſten duldet,
Auf Die ſich Euer Zorn, die ihn verſchuldet!

Da wir nun nicht Luſt haben, auf den Druckerei-Faktor zu ſchelten, ſo ſchelten wir lieber auf das weitere Luſtſpiel: „der ſprechende Hund", welches aber ſo wenig witzig als ſehr ſchlüpfrig iſt. Ein katholiſcher Pfarrer und ſeine Köchin. Das müßte fein behandelt werden. Endlich iſt noch ein franzöſiſches Luſtſpiel: „Les Anglais en France" abgedruckt, deſſen Beurtheilung wir den Franzoſen überlaſſen wollen.

32) Purbaum. Dramatiſches Gedicht von F. C. Scherer. Leipzig, Engelmann, 1836.

Im Jahr 1829 hat Eduard Duller den nämlichen Stoff ebenfalls dramatiſch behandelt. Es iſt eine etwas freie Bearbeitung einer alten Volksſage von der Erbauung des Stephansthurms in Wien. Herr Scherer bezeichnet als Dekoration der Schlußſcene: „voller Anblick der Stephanskirche mit ihren Thürmen." Sollte dieſer volle Anblick wirklich gewährt werden, ſo müßte die Kirche ſehr tief in den Hintergrund treten. Dies will aber der Dichter nicht, ſondern er bringt den Thurm ſo nahe, daß Meiſter und Geſellen unmittelbar von der Bühne aus hinaufſteigen, und er iſt zulezt genöthigt, den Meiſter hinter der Bühne herabſtürzen zu laſſen, da ſich dieſes Effectſtück vorn nicht gut ausführen läßt. Solche Stoffe, wo alles Intereſſe ſich in einer Handlung concentrirt, die nicht auf der Bühne aufgeführt werden kann, ſind eben deßhalb untheatraliſch. Der Dichter hat indeß die Vorbereitungen zu der Kataſtrophe des Sturzes durch eine Intrigue, in welcher Zunftgeiſt und Künſtlerneid die Hauptrolle ſpielen, zu würzen geſucht. Seinen Helden, den jungen Baumeiſter, hat er etwas zu ſehr idealiſirt, und dabei das ſchlichte, biderbe Bürgerthum der guten alten Zeit, das wahrlich mit unſerm ſentimentalen Kunſtakademismus nicht zu verwechſeln iſt, zu ſehr außer Acht gelaſſen. Schon der ſehr proſaiſche Name Purbaum widerſtrebt dem Idealiſiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 75. Freitag, 22. Juli 1836.

Alterthumskunde.

9) Handbuch der griechiſchen Literaturgeſchichte, von Dr. C. F. Peterſen, Profeſſor der Philologie zu Kopenhagen, Mitglied der däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften u. ſ. w. Mit einem Vorworte von Dr. Auguſt Matthiä. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834. XIV und 432 S. gr. 8.

Die Geſchichte der griechiſchen Literatur hat ſich in den lezten dreißig Jahren im Einzelneu einer ſehr ſorgfältigen Pflege zu erfreuen gehabt. Wir dürfen in dieſer Beziehung nur an die Werke erinnern, welche über die Homeriſche Poeſie, über Heſiod, über die Elegiker und Tragiker, auch über viele Theile der Proſa entſtanden. Die Fragmente der griechiſchen Lyriker, Tragiker und Logographen wurden mit größtem Eifer geſammelt, und mit Umſicht und tiefer Gelehrſamkeit erläutert, die Lebensverhältniſſe der einzelnen Dichter mit muſterhafter Genauigkeit erörtert. Vorzüglich haben ſich Welcker und die Schüler aus der trefflichen Schule von Böckh, ſo wie die Brüder Thierſch um die Aufhellung der Geſchichte der epiſchen und lyriſchen Poeſie vielfache Verdienſte erworben. Die muſterhaften Einleitungen von Böckh und Thierſch zum Pindar, die Werke von Creuzer und Dahlmann über die griechiſchen Geſchichtſchreiber, die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie von Ritter und Brandis, jene der Beredſamkeit von Weſtermann, Ulrici's Geſchichte der epiſchen und lyriſchen Poeſie werden ſtets gerechte Anerkennung finden. Wollten wir die vielen Abhandlungen, welche über einzelne kleinere Theile der griechiſchen Literatur Licht verbreiten, hier alle aufzählen, ſo würden wir viel zu weitläufig werden.

Nach ſolchen Vorarbeiten im Einzelnen war ein Werk, welches das Ganze umfaßte, ein Bedürfniß. Daß aber dazu eine flüchtige Benützung neuerer Werke nicht hinreiche, zeigt das Werk von Fuhrmann nur zu deutlich. Ungleich gründlicher und umfaſſender iſt jenes von Schöll. Doch, ſo viele Vorzüge es auch in ſich vereinigt, und ſo ſehr ſich die Ueberſetzer bemühten, die vorzüglichſten Reſultate neuerer Forſchungen am gehörigen Orte anzubringen, ſo läßt ſich deßhalb nicht in Abrede ſtellen, daß noch viel zu wünſchen übrig blieb. Als Handbuch iſt das vorliegende Werk von dem Herrn Dr. Peterſen, einem vielſeitig gebildeten und mit koſtbaren literariſchen Schätzen verſehenen Manne, dankbar anzuerkennen. Wer ſich bloß von dem ganzen Vorrathe der Literaturwerke der griechiſchen Nation eine Ueberſicht zu verſchaffen ſucht, der kann daſſelbe nur mit großer Befriedigung aus den Händen legen. Allein der innere Entwicklungsgang des griechiſchen Geiſtes und der ihn ausſprechenden Literatur

Digitized by Google

iſt nicht klar gemacht. Man muß ſich damit tröſten, daß der Verfaſſer durch eine faſt vollſtändige und höchſt genaue Angabe der neueren Hülfsmittel diejenigen, welche nicht ſelbſt große Bibliotheken beſitzen, oder in der Nähe ſolcher ſich befinden, in den Stand geſetzt hat, ſich durch Benützung derſelben diejenigen Aufklärungen zu verſchaffen, die ſein Werk nicht enthält. Auch mit der Eintheilung des Verfaſſers können wir nicht ganz zufrieden ſeyn. Er theilt das Ganze in vier Perioden, von denen die erſte die früheſte Zeit bis auf die Geſetzgebung des Solon, die zweite den Zeitraum bis auf die Regierung Alexanders des Großen, die dritte bis auf Conſtantin den Großen, die vierte aber die Zeit bis auf die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken umfaßt. Daß bei dieſer Eintheilung die Ueberſicht der allmähligen Entwicklung der einzelnen Zweige bedeutend erſchwert wird, leuchtet ein.

Bei der Behandlung des Homeriſchen Epos wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß Herr Dr. Peterſen die Spuren, welche ſich in den Homeriſchen Geſängen über die epiſche Behandlung älterer Gegenſtände vorfinden, genau verfolgt, und überhaupt den Uebergang von der geiſtlichen zur weltlichen Poeſie, den der thraziſche Sänger Thamys gemacht zu haben ſcheint, kritiſch nachgewieſen, und den Unterſchied, der zwiſchen der Ilias und Odyſſee ſtattfindet, und das unzweideutigſte Zeugniß gibt, daß beide Werke nicht von einem Dichter herrühren können, wenigſtens mit einigen Worten angedeutet hätte.

d.

10) Geſchichte Griechenlands von der Entſtehung des ätoliſchen und achäiſchen Bundes bis auf die Zerſtörung Korinths, von Dr. Wilhelm Schorn, Bonn, Weber, 1833. XII und 415 S. gr. 8.

Ungeachtet des in neuerer Zeit ſo regen Strebens, das Alterthum nach allen Seiten hin zu erforſchen, iſt die Periode der griechiſchen Geſchichte von der Entſtehung des achäiſchen und ätoliſchen Bundes noch nicht ausführlich beſchrieben worden. Man hat zwar höchſt ſchätzbare Ueberſichten derſelben in den Werken über allgemeine und griechiſche Geſchichte; auch ſind einzelne Theile, wie die ſpartaniſche Geſchichte von Manſo, die achäeiſche von Helwing, bearbeitet worden. Allein für denjenigen, der ſich über dieſe Periode ausführlich unterrichten will, reichen alle dieſe Werke nicht hin. Die Geſchichte des Engländers Gerſt enthält zwar manches Treffliche über dieſen Zeitraum; allein derſelbe iſt von ihm weder mit jener Ausführlichkeit noch mit jener Gründlichkeit behandelt worden, welche in gegenwärtiger Zeit Freunde des Alterthums verlangen. Flathe konnte ſich im zweiten Theile ſeines Werkes über Macedonien ebenfalls nicht zu umſtändlich über Griechenland verbreiten, ſondern mußte auch Macedonien, Syrien und Aegypten gleichmäßig berückſichtigen. Dieſe Vernachläßigung der Geſchichte der obenbezeichneten Periode von Seite der Deutſchen muß mit Recht befremden, da das Volk und der Gegenſtand überhaupt wegen ſeiner Wichtigkeit beſondere Berückſichtigung verdient. Es iſt nicht zu verkennen, daß auf die Griechen nach Alexander viele der ihren Ahnen eigenthümlichen Vorzüge übergegangen ſind, ſie beſaßen noch immer ausgezeichnete Anlagen und eine hohe Bildung, wodurch ſie ſich von den übrigen Völkern vortheilhaft unterſchieden. Allerdings hatten traurige Verhältniſſe ſehr verderblich auf die Sitten gewirkt; doch war keineswegs eine gänzliche Entartung eingetreten. Ihrer Nationalwürde eingedenk und dem Beiſpiele der Väter nacheifernd, ſuchten ſie ſtets gewaltthätige Anmaßung abzuwehren, und den Ruhm alter Unabhängigkeit zu behaupten.

Zu dieſem Zweck ſehen wir zwei Bünde entſtehen, welche um ſo merkwürdiger ſind, als die frühere Geſchichte Griechenlands kein Beiſpiel einer ähnlichen Vereinigung aufzuweiſen hat. Beide bekommen bald eine ſolche Bedeutung, daß von ihnen das Schickſal der übrigen abhing. Aber leider dachten die Aetolier zu viel an die Befriedigung ihrer Habſucht und zu wenig an das allgemeine Beſte; daher brachten ſie über ſich und andere Verderben. Edlere Grundſätze leiteten die Handlungsweiſe der Achäer. Um das Vaterland erwarben ſie ſich vorzügliches Verdienſt, indem ſie die Gewaltherrſchaft vernichteten, welche von Anführern verruchter Söldner ausgeübt wurde. Sie hatten die meiſten Staatsmänner und Feldherrn. Drei durch rechtliche Geſinnung, durch Kraft und Fülle des Geiſtes gleich ausgezeichnete Megapolitaner, Philopoemen, Lykortas und Polybius ſind unſerer Achtung und Bewunderung werth, und würden jedes Volk und jedes Zeitalter verherrlichen. Nicht ſo hoch ſteht Aratus von Sikyon. Er hat aus Selbſtſucht die von ihm zum Theil geſchaffene und ſchön aufblühende Freiheit den Macedoniern wieder überliefert, und dadurch das traurige Loos Griechenlands vorbereitet.

Auch Sparta bietet während dieſes Zeitraums reichlichen Stoff zum Nachdenken dar. Als Agis den Thron ſeiner Väter beſtieg, war der einſt ſo mächtige Staat in ſeinen innerſten Fugen erſchüttert. Die Verfaſſung war in jeder Hinſicht entartet, ihre Uebelſtände vollends ausgebildet, und traurig wirkten die Folgen. Das Gute, was Lykurg geſchaffen hatte, war längſt untergegangen, das Schlechte, das Unangemeſſene, welches dem oligarchiſchen Egoismus zuſagte, bewahrte ſein altes Anſehen; bloß Formen beſtanden, ohne daß der Geiſt ſie belebte, der ihnen ehedem ſo großen Glanz verliehen. Die Scheidewand zwiſchen Spartiaten und Periöken ward fortwährend mit eiferſüchtigen Augen bewacht, wiewohl, was dem

Digitized by Google

Staate alle Kraft nahm, die Anzahl der erſteren durch Verluſte im Krieg und andere widerwärtige Schickſale auf ſiebenhundert zuſammengeſchmolzen war, und auch dieſe erfreuten ſich keiner günſtigen Lage. Denn durch Verſchlechterung der Sitten und Lebensart, durch Aufhebung der Geſetze über das Erbrecht, indem die Güter veräußert oder verſchenkt werden durften, war es ſo weit gekommen, daß jezt hundert Familien das ganze Landeigenthum im Beſitze hatten. Beſonders waren einzelne Weiber ungeheuer reich, und übten dadurch ſchon ſeit des Ariſtoteles Zeit einen überwiegenden Einfluß aus. Die übrigen Spartaner ſchmachteten in der größten Armuth; denn ein Gewerbe zu treiben, war nicht herkömmlich und ehrlich. Neben dieſem Elende traf man jedoch kaum irgendwo eine ſo große Verſchwendung an, wie in Sparta, als Erſatz und Entſchädigung für die verſchwundene Herrlichkeit. Denn die ſchon ſeit Lyſander eingeriſſene Ueppigkeit mußte in einem Staate, wo man ſie durch eiſerne Bande zurückzuhalten geſucht hatte, nachdem die Ketten zerſprungen waren, furchtbar überhand nehmen. Die geſetzlichen Oberhäupter des Staates hatten faſt alle Bedeutung verloren. Zwei vortreffliche Könige machten den Verſuch, durch Wiedereinführung der alten Einrichtungen ihrem Staate friſches Leben einzuflößen; allein ihre Bemühungen mußten bei einer ſolchen Lage der Dinge ohne beſondern Erfolg bleiben. Sie ſcheinen nicht bedacht zu haben, daß es nicht die Formen ſind, welche einen erſtorbenen Geiſt wieder hervorzurufen vermögen, ſondern daß der Geiſt ſich die dem Bedürfniß entſprechenden Formen jedesmal ſchaffen muß. Mit Recht ſagt Heeren von dieſer Staatsveränderung: „Wer Geſchichte großer Revolutionen ſtudieren will, mache mit dieſen kleinen den Anfang; man geht vielleicht von keiner mehr belehrt weg.“

Einen großartigen Charakter gewinnt die griechiſche Geſchichte, ſeitdem die Römer mit Macedonien zuſammentreffen. Es kommt zum Kampf und auf griechiſchem Boden werden meiſtens die Kriege geführt, welche das Uebergewicht Roms im Oſten begründen. Nur mit Schmerz lieſt man das traurige Schickſal, welches Griechenland nach der Einnahme von Korinth traf. In dieſer traurigen Lage konnte ſich das Volk Glück wünſchen, daß es doch noch einen großen Mitbürger hatte. Polybius begleitete den Scipio zum Kriege nach Afrika. Auf die Nachricht von dem Unglücke der Griechen riß er ſich aus den Armen ſeines Freundes los, eilte nach dem Peloponnes und ſuchte zu retten was noch zu retten war. Durch ſeine Verwendung wurden viele Verurtheilte geſchont, viele Ehrendenkmäler erhalten. Er wurde ſogar von den römiſchen Gewalthabern beauftragt, die Städte zu bereiſen, die obwaltenden Streitigkeiten zu ſchlichten, die neue Regierungsart einzuführen und das Volk an dieſelbe zu gewöhnen. Durch heilſame Einrichtungen, beſonders in der Rechtspflege, bewirkte er, daß die allenthalben herrſchende Verwirrung bald aufhörte, und Ruhe und Ordnung wiederkehrten. Aber die Wunden, welche die unmenſchliche Behandlung geſchlagen hatte, blieben unheilbar. Die Spuren der Verheerung konnte ſelbſt die Länge der Zeit nicht verwiſchen. Die Wuth roher Eroberer richtete Hellas ſpäter ſo zu Grunde, daß es meiſtentheils einer Wüſte glich, deren Einſamkeit deſto ſchmerzlichere Empfindungen erregte, je lebhafter die zahlreichen Trümmer vormals blühender Städte an eine herrliche Vorzeit erinnerten.

Wir haben Herrn Schorn in dem ganzen Werke als einen ſehr fleißigen und genauen Geſchichtſchreiber kennen gelernt, und hegen die Ueberzeugung, daß, wenn er ſeine übrige Muße der Geſchichte widmet, ſich für die Zukunft noch manche ſchöne Leiſtungen von ihm erwarten laſſen. Die Ausſtattung des Werkes iſt in jeder Beziehung vortrefflich. d.

11) Perikles als Staatsmann während der gefahrvollſten Zeit ſeines Wirkens. Von Dr. J. A. Kutzen, Privatdocenten der Geſchichte an der Univerſität zu Breslau. Grimma, Gebhardt, 1834. XII und 202 S. gr. 8.

Nicht leicht dürfte ein Theil der alten Geſchichte für das gebildete Publikum unſerer Zeit ſo hohes Intereſſe haben, wie die Periode, in welcher Perikles als Staatsmann wirkte. In derſelben wurde in Hellas durch Athen das, was wir Hellenismus nennen, in allen ſeinen Richtungen zur Vollendung gebracht, und bewirkt, daß der Name der Hellenen nicht mehr eine Bezeichnung des Geſchlechts, ſondern des Geiſtes wurde; in dieſer Zeit begründete jene Lokalkultur Athens, die in der Folge zur Weltkultur geworden, begründete der Einfluß Athens auf das Geiſtes- und Gemüthsleben der beachtenswertheſten Völker Europas Folgen, die eigentlich gar nicht zu berechnen ſind, und vermöge deren das kleine Attika für die Geſchichte von größerem Umfange iſt, als manche weite Fläche von vielen tauſend Quadratmeilen. Wir bedauern, daß uns der Verfaſſer des vorliegenden Werkes nur eine Ueberſicht der Leiſtungen und Thätigkeit des großen athenienſiſchen Staatsmannes, während der gefahrvollſten Zeit ſeines Wirkens, nicht eine vollſtändige Geſchichte ſeines Lebens und der Zeit, zu deren Glanz er ſo viel gethan, darbietet. Indeß können wir uns mit der Verſicherung tröſten, daß er ſein Verſprechen, die Blüthenperiode Athens nach allen Seiten hin zu beleuchten, recht bald erfüllen werde. Die Urtheile über dieſen Abſchnitt (denn ſo muß dieſes Werk in Bezug auf den Zeitraum, den Herr Dr. Kutzen zu behandeln ſich

Digitized by Google

vorgenommen hat, betrachtet werden) dürften alle zu Gunſten des Verfaſſers ausfallen, und ihn nicht wenig anſpornen, ſeine begonnene Arbeit mit rüſtiger Thätigkeit und Umſicht fortzuſetzen, und recht bald zu einem erfreulichen Ende führen.

Der Verfaſſer iſt übrigens von jeder übertriebenen Bewunderung des Perikleiſchen Zeitalters weit entfernt, und hat durch ein ſorgfältiges Studium der Quellen eine klare Einſicht auch in ſo manche Schattenſeite deſſelben gewonnen.

Unter allen alten Geſchichtſchreibern hat Thukydides den Charakter des Perikles am richtigſten gezeichnet, und die Abſichten und überhaupt das ganze Streben des ungewöhnlichen Mannes am tiefſten durchſchaut. Daher iſt der Verfaſſer vorzüglich ihm gefolgt und hat ſich durch Plutarch, der keineswegs die tiefſte Einſicht in die Staatsangelegenheiten hatte, und bei ſeinem einſeitigen Zwecke überhaupt nicht geeignet war, die Wirkſamkeit des Perikles und das Leben ſeiner Zeit mit deutlichen Farben zu ſchildern, nicht zu einer verkehrten Anſicht über den Charakter und die Plane des großen Staatsmannes verleiten laſſen.

In der erſten Beilage verbreitet ſich der Verfaſſer über Thukydides als Geſchichtſchreiber in Beziehung auf Perikles, und über das Verhältniß, in welchem die andern Berichterſtatter zu dieſem großen Hiſtoriker ſtehen. In einer Zugabe zu dieſer Beilage theilt er uns die politiſchen und moraliſchen Sentenzen mit, welche in den Reden des Perikles bei Thukydides vorkommen.

Die zweite Beilage dürfte für das größere Publikum ein noch höheres Intereſſe haben. Sie umfaßt alle Urtheile, welche von Neueren von Guthrie und Gray an bis auf Zinkeiſen über Perikles gefällt worden ſind.

12) Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie, von Ed. Bauch. Breslau, Max und Comp., 1834. VIII und 84 S. gr. 8.

Wenn unter den Staaten des alten Griechenlands Athen vorzüglich reich an großen Männern geweſen iſt, auch Sparta einfache und edle Kriegshelden, wie ſchlaue und gewandte Staatsmänner hervorgebracht hat, ſo finden wir Theben ungleich ärmer. Aber doch hatte dieſer Staat in der kurzen Zeit ſeines politiſchen Aufſchwunges zwei Männer aufzuweiſen, welche an echter Bildung, Unbeſcholtenheit des Charakters, Vaterlandsliebe, perſönlicher Tapferkeit und Ausdauer in allen ihren Beſtrebungen, alle Hellenen ihrer Zeit weit übertreffen, Pelopidas und Epaminondas. Des Epaminondas öffentliches Leben und Wirken während eines Jahrzehends iſt der Glanzpunkt in der Geſchichte ſeines Vaterlandes. Der Verfaſſer hat die Wichtigkeit des Gegenſtandes ſehr wohl gefühlt, und uns deßhalb aus ſeinem größerem Werke, welches er über die Geſchichte und Kultur Thebens und des böotiſchen Bundeslandes zu bearbeiten beabſichtigt, vorläufig nur dieſen Abſchnitt übergeben, von deſſen Aufnahme die weitere Fortſetzung ſeiner Forſchungen über dieſen Gegenſtand, wie er in der Vorrede ſagt, abhängen wird. So ſchön die Aufgabe iſt, eben ſo groß und vielleicht noch größer ſind die Schwierigkeiten, die ſie enthält. Es tritt uns hier kein Herodot oder Thukydides als Wegweiſer entgegen. Die Quellen ſind ſparſam und verlangen eine ſtrenge Kritik.

Auch die Vorarbeiten und die Hülfsmittel ſind weder ſo zahlreich, noch von dem Umfange, daß ſie einem Geſchichtſchreiber jener Zeit weſentliche Dienſte leiſten könnten. Daher machen wir auch an einen jungen Mann, der zum erſten Mal in dem ſchwierigen Fache der Geſchichte ſich verſucht, keine zu großen Anforderungen, und erklären mit Vergnügen, daß der Verfaſſer der vorliegenden Schrift alles geleiſtet hat, was Fleiß nur immer leiſten kann. Allein damit iſt freilich noch nicht alles gethan, beſonders bei einer ſolchen Geſchichte, die durch Leidenſchaftlichkeit der Parteien und zum Theil durch Kurzſichtigkeit ſo ſehr entſtellt worden iſt.

d.

Dramatiſche Literatur.

33) Des Haſſes und der Liebe Kämpfe. Drama von Ludwig Bechſtein. Hildburghauſen, Keſſelring, 1835.

Nach einer wahren Begebenheit. In Meiningen wird ein wandernder Jude heimlich umgebracht von einem muthwilligen chriſtlichen Jüngling. Ein Freund des Juden (dem der Geiſt des Ermordeten erſcheint) entdeckt die That, fordert vergebens Genugthuung und bringt zur Sühne ein Chriſtenkind um. Dies hat einen großen Volksauflauf zur Folge und alle Juden in der Stadt werden verbrannt. Darunter iſt denn auch die ſchöne Lea, in die Guido, der Sohn des Stadtſchultheißen, ſterblich verliebt iſt und mit der er ſtirbt, da er ſie nicht mehr retten kann. Herr Bechſtein ſchreibt ſehr viel, weiß aber allen ſeinen Darſtellungen Lebendigkeit und Wärme zu verleihen.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 76. Montag, 25. Juli 1836.

Romane.

1) v. Balzacs erzählende Schriften, deutſch bearbeitet von Fr. Seybold. 1ſte — 9te Lieferung. Vater Goriot. Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp., 1835.

2) Vater Goriot. Familiengemälde aus der höheren Pariſer Welt. Nach Balzac von Friedrich v. R. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1835.

In Paris iſt ſeit ſechs Jahren die Conſumtion literariſcher Celebritäten wahrhaft ſchrecklich, und zwar in allem, im Feuilleton, im Roman, in der dramatiſchen Literatur treiben ſie ſich, als wäre ein Sturmwind hinter ihnen, und verſchwinden bis auf Wenige unter den Mittelmäßigkeiten des Tags. Die Geſchickteſten halten mitten in ihrem Flug ſtill und ſpringen zum Staatsdienſt in irgend eine fette Diviſion über, oder machen gute Heirathen ſo lange ſie noch gefeierte Dichter ſind.

Eine merkwürdige Erſcheinung iſt, was ſich jezt mit Balzac in Frankreich zuträgt. Noch vor wenigen Wochen war er ein großer Mann, die Buchhändler riſſen ſich um ihn, und bezahlten ſeine Aufſätze ſehr theuer; er hieß der gigantiſchſte Romanſchreiber der Welt, er wurde gerühmt, bewundert und angeſtaunt von dem großen Haufen der kleinen Leute, die ihm nacheiferten. In dieſem Augenblick iſt dies ganz anders. Balzac ſteht vor Gericht, Journale und Revuen fallen um die Wette mit bittern Sarkasmen, mit Vorwürfen aller Art über ihn her und läugnen nun keck Alles, was ſie noch vor Kurzem doch von ihm rühmten, ſelbſt die Ergiebigkeit ſeiner Feder. Balzac, der hochgeprieſene Balzac ſteht jezt ganz unten und die mittelmäßigſten literariſchen Mittelmäßigkeiten ſtellen ſich weit über ihn. Ein ähnliches Schickſal droht J. Janin, deſſen Reputation auch bereits ſtark im Sinken iſt; doch da ſind wir noch nicht.

All die vernünftigen und ruhig denkenden Leute, denen die jetzige franzöſiſche Modeliteratur ohne Religion, ohne Sitten, ohne Gewiſſen und überdies ohne alle Kunſt und Geiſt ſchon lange ein Greuel war, und die ſich grämten, ſie wie eine mächtige Wucher- und Giftpflanze breit und buſchig emporſchießen zu ſehen, dieſe Verſtändigen haben nun auf einmal glänzend und unwiderleglich Recht, denn durch Balzac's Prozeß ſind alle Couliſſen, Geheimgemächer, Winkel und Abtritte des großen Pariſer Literatur-Theaters aufgemacht und ans Licht gebracht worden. Nun weiß man auf einmal, wie in dieſem öffentlichen Pariſer Haus gemanſcht, gehandelt und in allerlei Schmutz herumgewühlt wird, wie daraus die Revue und die Leſekabinets fo[illegible] werden, wie ſich da die Mitarbeiter auf der einen [illegible] Judasküſſe und auf

Digitized by Google

der andern Rippenſtöße wie Packträger und Gaſſenkehrer geben, wie man da eigentlich die Literatur betrachtet und betreibt, was für Gerichte da, und wie ſie für das liebe Publikum gekocht und gebraten werden, indem man ihm ſtets wiederholt, man denke nur auf ſein Vergnügen und ſeine geiſtige Entwicklung! Gewiß, der Anblick dieſer Literaturwirthſchaft iſt äußerſt unterhaltend und belehrend.

In der Revue de Paris erſchienen zuerſt die Balzacſchen Novellen und hießen darin nach einander, oder manchmal zuſammen: Scenen aus dem Privatleben, philoſophiſche Scenen, Scenen aus dem Landleben, drollige Scenen (scènes drolatiques) u. ſ. w. Dieſe Revue verklagt nun ihren älteſten Lieferanten, ihr immer nur Anfänge von Aufſätzen, aber nie deren Fortſetzungen und Schluß geſchrieben zu haben, ſo Seraphita, le Lys, dans la vallée, le Pere Goriot, die Mémoires d'une jeune mariée und die höchſt unſittliche Physiologie du mariage. Dabei ſchimpft die Revue über jene Anfänge, die ſie früher höchlich rühmte, zählt die großen Vorſchüſſe auf, die Balzac gemacht wurden, zuſammen 23,500 Fr. Durch die Journale und Revuen iſt nun dieſe an ſich einfache Sache ſehr giftig und bißig geworden, denn in ihnen finden wir ſeitdem eine Menge Angriffe, Antworten, beleidigende Briefe, Beſchuldigungen, Perſonalitäten, Geſchwätz und wiedergeſagtes Geſchwätz, das in dem elendeſten und kleinſten Krähwinkel nicht ärger ſeyn könnte. Ueber den armen Balzac wurde entſetzlich geſchrieen. Einige Journale drangen in ſeine Wohnung, in ſein Schlafzimmer ein, um deſſen orientaliſchen Luxus zu tadeln; Andere ſprachen von dem großen goldenen Knopf ſeines Stocks, über den die Frau von Girardin ſo eben einen armſeligen, aber ſchlüpfrigen Roman geſchrieben hat; wieder Andere ſprachen von ſeiner Reiſe nach Clichy und nach Savoyen, von den Gläubigern, die ihn bei ſeiner Rückkehr mit 15,000 Fr. Schuldſcheinen erwarteten; Andere von ſeiner Herkunft, daß er Balzac ſchlechtweg ſey und ſich ſelbſt zum Herrn von Balzac gemacht habe, daß er gelockte Haare à l'enfant trage und andere gleich wichtige Dinge. Buloz, der Direktor der Revue de Paris, der ehemals mit Balzac ein Herz und eine Seele war, hezt jezt alle Literatoren und Schriftſteller gegen ihn und in dem Bulletin ſeiner Revue ſtüzt er ſich auf ſieben „große Männer“ ſeiner Revue: Janin, Dumas, Sue ꝛc., denn ſie unterzeichnen mit ihm eine Art von Erklärung über die Rechte der Revue. Balzac ſagt in ſeiner Vertheidigungsſchrift ganz wahr und witzig von dieſem Aktenſtück: Er ſehe große Flecken von Champagner darauf. In der Hauptſache aber iſt er ganz im Recht, denn er hatte früher erklärt, den Ueberſchuß der ihm gemachten Vorſchüſſe ſogleich baar zurückzahlen zu wollen, auch gewann er ſeinen Prozeß und Buloz wurde ſogar in die Koſten verdammt. Darum ſcheint mir der unverſtändige Proceß nur eine vom Zaun gebrochene Gelegenheit über Balzac herzufallen, ihn zu verunglimpfen und in den Staub zu ziehen. Balzac begnügt ſich aber nicht damit, im Proceß gegen Buloz Recht zu behalten, er wirft Lezterem unter Andern vor, er habe die Probebogen von der Lys dans la vallée, ohne des Verfaſſers Bewilligung einem Buchhändler in St. Petersburg zugeſchickt, ſo daß dieſe arme Lilie in Rußland einen Monat früher als in Paris ganz verſtümmelt erſchien, denn die Drucker hatten ein entſetzliches Darunter und Darüber gemacht, da aber der Lys ſo bizarr gedacht, erzählt und Balzac's Sprache ſo wenig franzöſiſch iſt, ſo bemerkte man es dort gar nicht; überdies ſagt Buloz: „für die Ruſſen ſey es lange gut geweſen, ſie nähmen es nicht ſo genau.“ Dieſe Balzac'ſche Vertheidigungsſchrift iſt aber ſehr lang, unklar und verwäſſert, wie Alles, was aus ſeiner Feder hervorgeht, der ein ausgezeichneter Romanſchriftſteller hätte werden können, wenn er ſtatt Studium und Fleiß zu üben nicht lieber ſieben und dreißig Bände in ſieben Jahren geſchrieben hätte, deren er ſich nicht wenig rühmt und ſie ſtolz an den Fingern herzählt. Nichts gleicht ſeiner naiven und lächerlichen Schriftſtellereitelkeit; in ſeiner jetzigen Fatalität ſtellt er ſich ganz neben J. J. Rouſſeau und L. Byron, mit denen er Arm in Arm zur Unſterblichkeit geht. So ſpricht er von ſeinen énervans travaux und was er mit jener „großartigen, umfaſſenden Dichtung“ des Lys eigentlich beabſichtigt habe, nämlich: je voulais surtout étudier la langue française (woran er ſehr wohl gethan hätte) aussi bien que les fibres les plus déliées du coeur, et aborder la grande question du paysage en littérature. An dieſer herrlichen ganz neuen Unternehmung haben ihn aber die Buchhändler gehindert, ces libraires qui gehennent affreusement des intelligences qu'ils devraient enfin laisser calmes. Darum ſteht es immer noch gleich ſchlecht mit Balzac's Sprache und mit dem menſchlichen Herzen, das er nur flüchtig durch die frondosités de la pensée geſehen hat. Mit ſeinem Bemühen, die Landſchaftsmalerei in die Literatur einzuführen, geht es ſchon beſſer, wie folgende Stelle aus dem Lys dans la vallée beweist: „L'amour infini sans autre aliment qu'un objet à peine entrevu dont mon âme était remplie, je le trouvais exprimé par ce long ruban d'eau qui ruisselait au soleil entre deux rives vertes, par des lignes de peupliers qui paraient de leurs dentelles mobiles ce val d'amour, par les bois de chênes qui s'avancent entre des vignobles sur des coteaux que la rivière arrondit toujours différemment et par ces horizons estampés qui fuient en se contrariant.“

Es ließen ſich eine Menge koſtbarer Züge, Einzelnheiten und Charakteriſtiken aus dieſem höchſt lächerlichen, aber auch höchſt gehäſſigen Proceß, ſo wie aus den darüber

Digitized by Google

erſchienenen Schriften zuſammenleſen. Dies mag die Literaturgeſchichte thun. Eins fällt aber beſonders dabei auf, nämlich der gänzliche Mangel an jener heitern, graziöſen Leichtigkeit, an geiſtreicher und witziger Darſtellung, an launigem geſchmackvollem Scherz, wodurch ſich ſonſt die franzöſiſchen Schriftſteller auszeichneten, und die ſich ſchon ſeit geraumer Zeit immer mehr verloren haben. So hängt ſich das Unſchöne und Unedle auch in dieſer Beziehung an die neueſte franzöſiſche Literatur.

Balzac iſt neben Raymond der einzige franzöſiſche Romantiker, der wirkliche Sitten ſchildert und nicht, wie Victor Hugo, Janin, Sand ꝛc. aus bloßer Phantaſie alles Mögliche erfindet, was nur Ekel erregen kann. Dennoch herrſcht zwiſchen jenen Sittenmalern und dieſen Phantaſten des Laſters ziemlich viel Verwandtſchaft. Die Franzoſen ſind ein demoraliſirtes Volk, deßhalb können die Dichter, die nur einfach die Wirklichkeit ſchildern, kaum etwas anders ſchildern, als Sittenverderbniß, und die Phantaſten, die ihre Erfindungen aus der Luft greifen, ſind von dem allgemeinen Hange zur Unſittlichkeit angeſteckt oder glauben ihm wenigſtens ſchmeicheln zu müſſen. Daher fließen beinahe alle poetiſchen Quellen in Frankreich zulezt in einen einzigen höchſt unreinlichen Kloak zuſammen.

Wenn man die Schilderungen öffentlicher Luſtbarkeiten, z. B. des Carnevals in Paris liest, ſo wundert man ſich über nichts mehr. Wo die Orgien ſo in Flor ſind, wollen ſie auch eine Literatur haben. Petronius wäre unerklärbar, wenn das, was er ſchildert, nicht wirklich einmal in der Welt geſchehen und ſogar herrſchende Sitte geweſen wäre.

Was insbeſondere Balzac anlangt, ſo haben wir troß ſeiner unſittlichen und das Herz empörenden Schilderungen durchaus keine Urſache, uns über ihn zu beſchweren, weil wir ſie für ein kräftiges Gegengift gegen die übrige unmoraliſche Literatur der Franzoſen halten. Balzac will nämlich das Schlechte niemals beſchönigen, er ſtellt uns nicht die laſterhafteſten Schurken als Helden, nicht die lüderlichſten und verworfenſten Weiber als Engel dar, wie Victor Hugo, nicht die verworrenſten, widerlichſten, überſpannteſten und abgeſpannteſten Zuſtände als hohe Poeſie wie Janin, nicht die niedrigſte Gemeinheit als lachende Liebenswürdigkeit, wie Sand ꝛc. Er ſtellt das Schlechte als ſchlecht, das Gemeine als gemein dar, und er hält nur deßwegen dem Laſter keine Tugend gegenüber, läßt nur deßwegen die Diſſonanz unaufgelöst, um die Wahrheit deſto eindringlicher zu machen, daß die Verdorbenheit wirklich herrſcht, nicht bloß droht. Ein ſolcher Schriftſteller verführt nicht, er ſchreckt, er warnt nur, und die Deutſchen können in ihrer ſittlichern Nationalität nur gekräftigt werden, wenn ſie ſich dieſes treue Bild franzöſiſcher Verdorbenheit entgegenhalten. Während nichtswürdige deutſche Schriftſteller das franzöſiſche Laſter mit ſeidnen Lappen unſrer Philoſophie und Sentimentalität maskiren und herausputzen, um es uns anzuſchmeicheln, reißt Balzac in Frankreich ſelbſt jedem Laſter die Maske herunter und zeigt es in ſeiner abſchreckenden Gemeinheit.

Der Inhalt des vorliegenden Buchs iſt kürzlich folgender: Eugen, ein junger Edelmann aus altem Hauſe, will in Paris ſtudieren, iſt durchaus Neuling und nimmt ſein Logis in einem Hauſe, das mit den gemeinſten Charakteren aus niedern Ständen bevölkert iſt, eine Art Sinecure und Penſionsanſtalt des Verbrechens. Um die hexenartige alte Hausfrau, um einen ehemaligen Galeerenſklaven ꝛc. zu übergehen, heben wir nur die Hauptperſon, den Vater Goriot heraus, einen alten Wucherer, der ſich während der Revolution bereichert, zwei Töchter an arme Edelleute von altem Adel verheirathet, durch ſein Geld denſelben große Häuſer gemacht, aber aus einer Art von väterlicher Delikateſſe, um durch ſeine plebejiſche Nähe dieſe hochadeligen Häuſer nicht zu beſchimpfen, ſich in die Penſion zurückgezogen hat. Eugen lernt die eine, und bald auch die andere Tochter Goriots kennen und verliebt ſich in Beide, wird von einer nach der andern gefeſſelt und in den Strudel des Pariſer Lebens gezogen. Beide ſind Koketten und ihre Gemeinheit wird nur von der ihrer Männer übertroffen. Unter der Hülle eines leichten, ſelbſt liebenswürdigen Anſtandes kommt der Eigennutz der Männer, die Lüderlichkeit der Frauen in ſeiner ganzen Häßlichkeit zum Vorſchein, je weiter wir uns in den Roman hineinleſen. Vater Goriot muß endlich die Rolle des alten König Lear ſpielen. Nachdem er den Töchtern ſein Vermögen geopfert, kümmern ſie ſich nicht mehr um ihn, lohnt ihm ſchnöder Undank und er ſtirbt ohne ihren Troſt, ja ohne daß ſie nur einen Sous für ſein Begräbniß hergeben, für welches Eugen allein ſorgen muß.

Der Egoismus, der in den gefälligſten Formen ſich verſtellt, aber auch die kleinſte Probe der Großmuth nicht aushalten kann, ſondern in abſchreckender Gemeinheit hervortritt, ſo wie nur das geringſte Opfer von ihm verlangt wird, dieſes Lebenselement der heutigen franzöſiſchen Geſellſchaft, iſt noch nirgends ſo gut geſchildert worden, als hier.

3) Eugenie. Ein Genrebild nach Balzac von Fanny Tarnow. Leipzig, Kollmann, 1835.

Auch hier ein alter, in der Wahl der Mittel nicht ſcrupulöſer Geldſammler aus den Revolutionszeiten, Vater Grandet im Städtchen Saumur. Er hält das Seinige zu Rathe und lebt ſo idylliſch als möglich in der

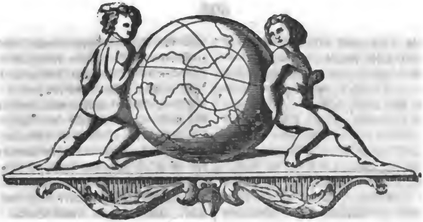
Digitized by Google

kleinen Provinzialſtadt, ſeine Frau, Tochter und Magd ſind wahre Muſter kleinſtädtiſcher Beſcheidenheit. Da kommt der Vetter Charles aus Paris und kramt ſeine ganze Eleganz aus. „Haben Sie gut geſchlafen, liebe Tante? und Sie auch, Couſine?“ — „Sehr gut! und Sie?“ fragte Madame Grandet. — „Ganz vortrefflich.“ — „Sie müſſen hungrig ſeyn,“ ſagte Eugenie, „nehmen Sie Platz!“ — „Ich frühſtücke nie vor zwölf Uhr,“ antwortete Karl, „da ich nicht gewohnt bin, früh aufzuſtehen; allein ich habe unterwegs ſo ſchlecht gelebt, daß ich für heute gern eine Ausnahme machen werde, um Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leiſten.“ Er zog hier die ſchönſte und flachſte goldene Cylinderuhr hervor, die Brequet je gemacht hatte. „Es iſt erſt elf Uhr; ich bin ſehr zeitig aufgeſtanden.“ — „Zeitig? ſagte Madame Grandet verwundert. — „Ja, aber ich wollte meine Sachen auspacken und in Ordnung bringen. Es fehlt mir indeſſen nicht an Appetit und ich werde gern etwas eſſen — etwa ein Rebhuhn, oder ſonſt ein Stückchen Geflügel.“ — „Jeſus Marie!“ rief Nanon, als ſie dieſe Worte hörte, da ſie nicht zu faſſen vermochte, wie man ſchon zum Frühſtück auf ſolche köſtliche, höchſt ſeltene Leckerbiſſen Anſpruch machen könne. — „Ein Rebhuhn?“ wiederholte Eugenie, und hätte gern in dieſem Augenblick alles, was ſie beſaß, für ein Rebhuhn hingegeben. — „Nehmen Sie Platz! ſagte ihm ſeine Tante. — Der junge Zierling ließ ſich in den Lehnſtuhl nieder, wie eine hübſche junge Frau, die ſich in ſtudirt gefälliger Stellung auf ihren Divan niederläßt. Eugenie und ihre Mutter ſetzten ſich zu ihm. — „Hier, junger Herr,“ ſagte Nanon und brachte ihm die Eier, „hier haben Sie die Hühnchen in der Schale.“ — „Friſche Eier?“ rief Karl, der nicht mehr an das von ihm geforderte Rebhuhn dachte, „das iſt ja herrlich — aber ich bitte auch um etwas friſche Butter dazu, mein Kind!“ — „Butter?“ ſagte Nanon bedenklich — „dann kann ich aber keinen Kuchen backen.“ — „Geſchwind, bringe doch Butter!“ rief Eugenie. Das junge Mädchen betrachtete ihren Vetter mit eben ſo viel Vergnügen, als nur immer die empfindſamſte Pariſer Griſette bei der Aufführung eines Melodrama's empfinden kann, wenn der Held ſiegt und die Unſchuld triumphirt. — „Wahrhaftig, Couſinchen,“ ſagte er ihr, „wenn Sie in Paris in voller Toilette in der italieniſchen Oper in einer hellerleuchteten Loge erſchienen, würden alle Männer Sie lorgnetiren und die Frauen eiferſüchtig werden.“ — Eugenie erröthete vor Freude und ihr Herz ſchlug bei Anhörung dieſes Complimentes ſtärker. — „Ach,“ ſagte ſie verſchämt, „Sie wollen ſich gewiß nur über eine arme, kleine Landſtädterin luſtig machen, lieber Vetter!“ „Wenn Sie mich genauer kennten, ſo würden Sie wiſſen, daß ich alle Schmeicheleien verabſcheue; ſie entwürdigen das Herz und verletzen die Zartheit der Empfindung.“ Er tunkte bei dieſen Worten die Brodſtreifen, die er ſehr zierlich geſchnitten hatte, mit vieler Grazie in das Ei. — „Mir fehlt,“ fuhr er fort, „das Talent, ſich über Anders luſtig zu machen, und das thut mir vielen Schaden. In Paris gibt es kein ſichereres Mittel, einen Menſchen zu vernichten, als wenn man von ihm ſagt: er hat ein gutes Herz. Dieſer Ausdruck will ſo viel ſagen, als: der gute Junge iſt ſo dumm wie ein Rhinoceros. Aber da ich reich und auch dafür bekannt bin, daß ich auf zwölf Fuß mit einer Piſtole ein Licht ausſchieße, ſo erlaubt man ſich nicht, mich zu necken.“ „Sie tragen da einen ſehr hübſchen Ring,“ ſagte Eugenie, „darf ich Sie um die Erlaubniß bitten, ihn zu beſehen?“ Karl ſtreckte die Hand aus, indem er den Ring abzog, und Eugenie erröthete, als ihre Fingerſpitzen die roſigen Nägel ihres Vetters ſtreiften. „Sieh einmal, liebe Mutter, wie ſchön er gearbeitet iſt.“ — „O, der iſt wohl aus reinem Golde gemacht!“ rief Nanon, die eben den Kaffee herein brachte. — „Was iſt das?“ fragte Karl lachend beim Anblick der braunen irdenen Kaffeekanne, in der der Kaffee gekocht war und die einen Unterſatz von der heißen Aſche hatte, auf der ſie geſtanden hatte, um dieſen warm zu erhalten. — „Ei, das iſt ja eine Kaffeekanne,“ ſagte Nanon. — „Nun, liebe Tante, dann ſollen Sie wenigſtens ein nützliches Andenken an meinen hieſigen Aufenthalt von mir erhalten. Sie ſind hier noch, wie ich ſehe, um ein Jahrhundert in der Bereitung des Kaffees zurück; doch ich will Sie lehren, ihn in einer Chaptalſchen Maſchine nach der neueſten und beſten Art zu bereiten.“ Er verſuchte ihr nun das Syſtem einer Chaptalſchen Kaffeemaſchine zu erklären.

Aber der junge Held hat nicht Zeit, ſeine Eroberungen fortzuſetzen, Vater Grandet tritt ein und ſagt ihm, ſein Vater habe fallirt und ſich erſchoſſen, er ſey ein Bettler. Er muß ſich entſchließen, ſein Glück in Indien zu verſuchen. Die gute Eugenie gibt ihm alles alte Gold, das ſie in ihrer Sparkaſſe findet, auf die Reiſe mit und hat deßhalb die härteſte Behandlung von ihrem Vater zu dulden. Der junge Herr macht in Indien wirklich ſein Glück, ſezt aber ſeine Pariſer „Orgien in den Armen der Negerinnen und Mulattinnen, Weißen und Javaneſerinnen“ fort, und denkt an die treue Eugenie nicht mehr. Endlich kommt er zurück, um die Tochter eines alten Hauſes zu heirathen und ſich dadurch in der höhern Welt einzuführen. Eugenie, die einzige Tochter und Erbin ihres reichen Vaters heirathet einen Gerichtspräſidenten, um einen männlichen Anhaltspunkt in der Welt zu haben, aber nur unter der Bedingung, ein jungfräuliches Leben in der Ehe fortführen zu dürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 77. Freitag, 29. Juli 1836.

Romane.

4) Trifolium. Drei auserleſene Erzählungen nach dem Franzöſiſchen des Alfred de Vigny. Von Adalbert von Schonen. Altona, Aue, 1835.

Dieſe Erzählungen ſind in der That meiſterhaft ausgeführte Genrebilder, obgleich auch ſie bloß darauf ausgehn, den Doppelreiz des Wollüſtigen und Gräßlichen zu bewirken, wie das nun einmal in Frankreich Mode iſt. Die hiſtoriſche Wahrheit kommt dem Dichter hier zu Statten. Das Widerliche, das er mit ſo viel Aufwand von Phantaſie geſchildert, iſt nach der Natur copirt. Er ſchildert uns eine Scene aus der Zeit Ludwigs XV., eine Unterhaltung dieſes abgeſtumpften Wollüſtlings mit einer jungen, bildſchönen und eben ſo albernen Favoritin. Dann eine Schreckensſcene aus der Revolutionszeit, und endlich eine Scene aus dem conſtitutionellen England, die aber das menſchliche Elend von einer noch ſchauerlicheren Seite zeigt und die Nerven noch widerlicher berührt, wie die vorigen.

Zum Beweiſe, mit welchem feinen und warmen Pinſel der Dichter malt, dienen folgende Schilderungen aus Nr. 1: „Es war zu Trianon. Fräulein von Coulanges lag nach Tiſche auf einem Sopha von Tapiſſerie-Arbeit, mit dem Kopfe dem Kamin zugekehrt, mit den Füßen dem Fenſter. König Ludwig XV. lag auf einem andern Sopha, ihr gerade gegenüber, die Füße dem Kamin, den Kopf dem Fenſter zugewendet. Beide waren im großen Coſtüme, vom Kopf bis zu den Füßen: er, in Schuhen mit rothen Abſätzen, und ſeidenen Strümpfen; ſie, mit Schuhen mit rothen Hacken, und in ſeidenen, mit Gold geſtickten Strümpfen; er in einem himmelblauen Sammtkleide; ſie, mit Reifen unter einem roſenrothen, damascirten ſeidenen Kleide; er, friſirt und gepudert; ſie, gepudert und friſirt; er ein Buch in der Hand haltend und ſchlafend; ſie, ein Buch haltend und gähnend. Die Sonne ſchien hell in das Zimmer, denn es war erſt drei Uhr Nachmittags, und ihre breiten Strahlen ſchimmerten blau, weil ſie durch dicke blaue ſeidene Vorhänge fielen. Es waren vier ſehr lange Sonnenſtrahlen zu erblicken, weil vier ſehr hohe und breite Fenſter da waren; jeder dieſer Strahlen bildete eine Jakobs-Leiter, worin goldfarbene Atome umherwirbelten, die Myriaden von himmliſchen Geiſterchen glichen, welche mit einer unbegreiflichen Schnelle auf und nieder ſtiegen, ohne daß auch nur der kleinſte Luftzug in dem beſt tapezirten und beſt gepolſterten Zimmer zu fühlen war. Die höchſte Spitze der Leiter jedes Strahls ruhete auf den Franſen der Vorhänge, und das unterſte Ende derſelben fiel auf den Kamin. Dieſer leztere war mit einem ſtarken Feuer angefüllt;

Digitized by Google

das große Feuer wurde durch ſtark vergoldete kupferne Ofenſchirme zurückgehalten, die Pygmalion und Ganymed darſtellten; und Ganymed und Pygmalion, und die großen Ofenſchirme, und das große Feuer funkelten und flimmerten ganz roth in den himmelblauen Strahlen der Sonne. Fräulein von Coulanges war die hübſcheſte, die ſchwächſte, die zärtlichſte und die am wenigſten bekannte der vielen Freundinnen Ludwigs XV. Es war ein köſtlicher Körper, der des Fräuleins von Coulanges! Ich gebe Ihnen indeß nicht die Verſicherung, daß ſie jemals eine Seele beſaß, weil ich nichts an ihr bemerkt habe, was mich dazu berechtigen könnte, ihr eine ſolche zuzuſchreiben; aber das war es eben, weßwegen ihr Gebieter ſie liebte.

Plötzlich öffnete ſich der Mund des Fräuleins von Coulanges und aus ihrer bewunderungswürdigen Bruſt kam ein lauter, kreiſchender, flötenartiger Schrei hervor, der Ludwig den Fünfzehnten, den „Vielgeliebten," erweckte. „O, meine Göttin, was iſt Ihnen?" rief er, indem er ſeine beiden Hände und ſeine beiden Spitzen-Manſchetten gegen ſie ausſtreckte. Die beiden hübſchen Füßchen der vollkommenſten aller Geliebten fielen vom Sopha herab, und liefen mit einer wirklich überraſchenden Geſchwindigkeit zum andern Ende des Gemaches, mit einer Geſchwindigkeit, die um ſo auffallender ſeyn mußte, wenn man ihre hohen Abſätze in Betracht zieht. Der Monarch erhob ſich mit Würde und legte die Hand an das damasquinirte Gefäß ſeines Degens; er zog ihn halb hervor und ſuchte mit den Augen den Feind. Das hübſche Köpfchen des Fräuleins von Coulanges hatte ſich auf das Jabot des Fürſten geworfen und ihr Haar breitete ſich mit einer leichten Wolke von Puder und Wohlgerüchen darauf aus. — „Ich glaubte zu ſehen," ſagte ihre ſanfte Stimme.... — „Ach, ich weiß, ich weiß, meine Schöne...." ſagte der König mit Thränen in den Augen und zärtlich lächelnd, indem er mit den parfümirten Locken ihres ſchmachtenden Hauptes ſpielte; „ich weiß, was Sie ſagen wollen. Sie ſind eine kleine Närrin!" — „Nein, gewißlich nicht," antwortete ſie; „Ihr Arzt weiß recht gut, daß es welche gibt, die toll werden."

Indeß erhob ſich der Buſen des Fräuleins unter fortgeſetzten Seufzern, und ſchien, geſchwellt wie er war, unter der Anſtrengung des Tones brechen zu wollen; ſie ſagte noch Dieſes: „Ich hab' einen gegriffen.... ich ergriff einen vorgeſtern, und gewiß war er toll, denn es iſt dieſes Jahr außerordentlich heiß!" — „Beruhigen Sie ſich! Beruhigen Sie ſich! meine Königin! Ich will lieber alle meine Kammerherren, und ſelbſt alle meine Miniſter fortjagen, als daß ich zugebe, daß Sie noch je wieder eins dieſer Ungeheuer in den königlichen Gemächern finden." — Die glückſeligen Wangen des Fräuleins von Coulanges erbleichten plötzlich; ihre ſchöne Stirn verfinſterte ſich auf eine entſetzliche Weiſe; ihre weichen Händchen ergriffen etwas Braunes, das die Größe eines Nadelknopfes hatte, und ihr roſiger Mund, der in dieſem Augenblick aber blau war, ſchrie: „Sehen Sie, ob das nicht ein Floh iſt!" — „O, vollkommene Glückſeligkeit!" rief der König mit einem etwas ſpöttiſchen Tone; „das iſt ein Körnchen Taback; geben die Götter, daß es nicht auch toll ſey!" Und die weißen Arme des Fräuleins von Coulanges umfingen den Hals des Königs, und dieſer, ermüdet von dem allzulebhaften Auftritte, legte ſich in ſeinen Sopha zurück, während ſie ſich, gleich einer Hauskatze, auf dem ihrigen ausſtreckte und ſagte: „Ach, Sire, ich bitte Dich, laß den erſten Doctor Ew. Majeſtät herbeſcheiden!"

Die zweite Erzählung ſchildert den Jammer in den Kerkern von Paris unter der Tyrannei Robespierres. Hier hat die Phantaſie des Dichters die feinſten Züge der Grauſamkeit auszumalen verſtanden, z. B. in folgender Scene: „Da der Schließer die Thür ſchnell geöffnet hatte, hörte ich einen kleinen Schrei, und ſah, daß Frau von Saint-Aignan überraſcht worden und beſchämt darüber war, es zu ſeyn. Ihre Celle war klein und überaus heiß, da ſie gegen Mittag lag, und Thermidor war damals eben ſo heiß, als der Juni nur irgend hätte ſeyn können. Frau von Saint-Aignan hatte kein anderes Mittel, ſich gegen die gerade in ihr Zimmer ſcheinende brennende Sonne zu beſchützen, als das Fenſter mit einem großen Umſchlagetuche, das einzige, wie ich glauben muß, das man ihr gelaſſen hatte, zu verkleiden. Ihr höchſt einfaches Gewand war ſtark ausgeſchnitten, ihre Arme waren bloß, und ſo erſchien ſie vor uns ganz ſo, wie ſie vordem auf einem Balle, im Ballkleide, erſchienen ſeyn würde. Das war nun freilich wenig für mich, aber viel zu viel für ſie. Sie ſtand eilig auf, indem ſie ausrief: „O mein Gott!" und breitete beide Arme über die Bruſt, wie eine Badende gethan haben würde. Alles an ihr erröthete, von der Stirn bis zur Fingerſpitze, und ihre Augen füllten ſich einen Augenblick mit Thränen. Ich bemerkte jetzt, daß einer ihrer Füße bloß war, und daß ſie in ihrer Hand einen kleinen ſchwarz-ſeidenen à jour-Strumpf hielt. — „Großer Gott!" ſagte ich, „wenn Sie mir doch ein Wort mehr hätten ſagen laſſen!".... — „Die arme Königin hat es nicht beſſer gehabt," antwortete ſie mir mit Lebhaftigkeit, und dabei lächelte ſie mit einer anmuthigen Würde und Gefaßtheit, indem ſie ihre großen Augen zu mir erhob. Bald indeß zeigte ſich wieder ein Zug von hohem Ernſte um ihren Mund, und ich nahm auf ihrem edlen Antlitze eine neue, tiefe Bewegung wahr, die ſich zu der an ihr gewohnten Melancholie fügte. — „Setzen Sie ſich! Setzen Sie ſich!" ſagte ſie zu mir,

Digitized by Google

indem ſie ſehr ſchnell ſprach und zugleich die Worte mit einer großen innern Bewegtheit ſcharf betonte. — „Seit man mich Mutter erklärt hat, was ich Ihnen zu verdanken habe.....“ — „Laſſen Sie das gut ſeyn,“ unterbrach ich ſie, aus Abneigung gegen zu viele Phraſen. — „Habe ich Aufſchub erhalten,“ fuhr ſie fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen; „aber es werden, wie man ſagt, heute wieder Karren anlangen, und ſie werden nicht ledig zurückkehren, ſondern dem Revolutions-Tribunale neue Opfer zuführen.“ — Bei dieſen Worten wandte ſie ihre Augen, die einen etwas verwilderten Blick hatten, auf das Fenſter. — „Die Karren, die furchtbaren Karren!“ ſagte ſie. „Ihre Räder erſchüttern alle Mauern von Saint-Lazare, und dieſes Geräuſch erſchüttert meine Nerven! Wie leicht und helltönend ſie ſind, wenn ſie durch den Thorweg in den Hof fahren, und wie langſam und ſchwer, wenn ſie ſich mit ihrer Laſt wieder entfernen! Ach! ſie werden heute wieder erſcheinen und ſich mit Menſchen anfüllen, mit Männern, Frauen und Kindern, wie mir Roſa geſagt hat, die es mir, unter meinem Fenſter ſingend, verkündigte. Die gute Roſa hat eine Stimme, die vielen Gefangenen wohlthätig iſt; die arme Kleine!“ — Sie ſchwieg einige Augenblicke, um ſich zu faſſen, fuhr mit der Hand über die Augen, in denen ſich Thränen zeigten, und nahm dann ihre edle, zutrauliche Miene wieder an. „Warum ich Sie zu befragen wünſchte,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihre Fingerſpitzen leicht auf den Aermelaufſchlag meines ſchwarzen Rocks legte, „iſt das Mittel, das ich anzuwenden habe, um das Kind, das ich unter meinem Herzen trage, gegen die Eindrücke von Sorge und Leid zu beſchützen, die mich beſtürmen; ich fürchte für daſſelbe......“ — Sie erröthete lebhaft, aber ſie fuhr trotz ihrer Schamhaftigkeit fort und beherrſchte dieſe, um zu mir zu reden, was ſie mir zu ſagen hatte. Dann wurde ſie im Verlaufe ihrer Rede immer lebhafter, immer bewegter. — „Ihr übrigen Menſchen,“ ſagte ſie, „und Sie, ſo ſehr Sie auch Arzt ſind, Ihr wißt nicht, welcher Stolz und welche Furcht eine Frau in dieſem Zuſtande erfüllt. Es iſt wahr, daß ich noch nie eine Frau ihre Furcht ſo weit treiben ſah, als ich es thue.“ Sie hob ihre Augen zum Himmel empor. — „Mein Gott! welch ein heiliger Schrecken, welch ein ſtets neues Erſtaunen, unter ſeinem Herzen ein anderes Herz ſchlagen zu fühlen, eine Engels-Seele ſich in meiner erſchütterten Seele bewegen und ein geheimnißvolles Leben da leben zu fühlen, das ihm nie in Anrechnung gebracht werden wird, außer von mir, die ich es theile! Zu denken, daß Alles, was mich bewegt, vielleicht ein Leiden für dieſes lebende, aber unſichtbare Weſen iſt; daß meine Furcht ihm Schmerzen bringt, mein Schmerz Todeszuckungen, meine Todeszuckungen den Tod! — Wenn ich daran denke, wage ich weder mich zu bewegen, noch zu athmen. Ich fürchte mich vor meinem eigenen Gedanken; ich mache mir Vorwürfe über meinen Haß und meine Liebe, aus Furcht, durch beide bewegt zu werden. — Ich verehre mich, ich habe Scheu vor mir ſelbſt, wie vor einer Heiligen. — Da haben Sie meinen Zuſtand!“ — Sie hatte die Miene eines Engels, indem ſie ſo ſprach, und dabei drückte ſie ihre gekreuzten Arme gegen ihren Gürtel, der ſich ſeit zwei Monden kaum zu erweitern begann. — „Geben Sie mir einen Gedanken,“ fuhr ſie fort, indem ſie mich ſtarr anſah, „einen Gedanken, der feſt in mir haften bleibt, und mich daran verhindert, meinem Sohne Schaden zuzufügen.“ — So, wie alle jungen Mütter, die ich gekannt habe, ſagte Sie im Voraus: „mein Sohn,“ in Folge eines unerklärlichen Wunſches und inſtinktmäßigen Vorzugs. Dies lockte mir wider meinen Willen ein Lächeln ab.“

Aehnliche Schilderungen füllen den größten Theil des Buchs aus. Aus den Kerkern begleitet uns der Arzt auch zu Robespierre ſelbſt, deſſen Manieren mit möglichſter Porträtähnlichkeit gemalt ſind.

In dem dritten Bilde wird der Tod eines armen engliſchen Dichters geſchildert, der vom höchſten Jammer niedergedrückt, auf dem Sterbebett dem Arzt ſeinen Leib (zum anatomiren) verkauft, um ſeine kleine Schuld zu bezahlen. Die Nebenumſtände, die Verzweiflung der Frau, die Gemeinheit derer, die dem Armen hätten helfen können, empören das Herz. Man glaubt, Hogarth habe dieſes Bild gemalt.

Sämmtliche Erzählungen ſind einem Arzt in den Mund gelegt und geben ſich ſehr deutlich als Nachahmungen der „Mittheilungen eines Arztes“ zu erkennen, die unlängſt in England erſchienen ſind. Wenn das engliſche Original die feinſte Menſchenkenntniß mit dem edelſten Zartſinn verbindet und uns an der Hand des Arztes zu den intereſſanteſten Leidenden führt; ſo hat die franzöſiſche Kopie offenbar dies alles für noch zu wenig pikant gehalten und das Original übertreffen zu müſſen geglaubt durch die ausſchließlich vorherrſchende und ſiebenfach markirte „Wolluſt und Grauſamkeit.“ Das engliſche Original war dem franzöſiſchen Copiſten nicht hetären- und henkermäßig genug, denn die neufranzöſiſche Romantik iſt zwiſchen dem Bordell und Galgen zu Hauſe.

5) Der Verſtümmelte. Aus dem Franzöſiſchen des Saintine, nach der vierten Auflage ins Deutſche übertragen. Mannheim, Hoff, 1835.

Gehört dieſe Geſchichte auch zu dem Genre des Gräßlichen, mit dem ſich die franzöſiſche Poeſie jetzt wie eine Fleiſchbank beſudelt, ſo iſt doch dem Entſetzen eine

Digitized by Google

Milde und Zartheit gegenübergeſtellt, die es aufwiegt und uns mit dem Gedicht verſöhnt.

Unter Sixtus V. war die Säule des Pasquino mit den witzigſten und beißendſten Epigrammen und Gedichten gegen dieſen Papſt angefüllt und ganz Rom lernte ſie auswendig. Da ſetzte endlich Sixtus einen hohen Preis auf den Kopf des unbekannten Dichters, und als denſelben Niemand verdienen wollte, befahl er, alle Dichter in Rom ins Gefängniß zu ſetzen. Da jammerten Viele, je einen Vers gemacht zu haben. Einer aber, der reiche Pandolfo Urſini, der aus Eitelkeit die von ſeinem Schreiber verfertigten trefflichen Gedichte für die ſeinigen auszugeben pflegte, wanderte ſtolz in den Kerker, überzeugt, daß nun Niemand mehr zweifeln werde, er ſey ein echter Dichter. Der Papſt inquirirte die armen Poeten, brachte aber nichts aus ihnen heraus. Er bot dem Thäter, wenn er ſich ſelbſt angeben würde, Sicherung des Lebens und eine große Summe, aber Niemand meldete ſich. Da befahl er wüthend, daß man die Tortur anwende. Schon rüſteten ſich die Henker, als plötzlich ein junger Menſch, der Schreiber des reichen Pandolfo Urſini ſich meldete, und zu des Papſtes Füßen bekannte und durch die Concepte bewies, er ſey der Thäter, und er biete ſich freiwillig zum Opfer dar, um ſeinen Herrn von der Qual der Folter zu retten.

Der Papſt, gezwungen ſein Wort einzuhalten, ſchonte zwar das Leben ſeines jungen Feindes, ließ ihm aber die Zunge ausſchneiden, beide Hände abhacken und ihn ſo außer Lands bringen. Aber eine berühmte ſchöne Sängerin, Signora Gaëtana, die Zierde Italiens, liebte dieſen unbekannten Jüngling, und theilte ſeine Verbannung, ihn liebreich pflegend. In den Apenninen verborgen erfreuten ſie ſich einer glücklichen Einſamkeit, als durch Zufall ein Edelmann die ſchöne Sängerin, die er früher geliebt, entſchleiert ſah und ihr nun unabläßig nachſtellte. Um ſie von dem Verſtümmelten loszureißen, wird dieſer als Ketzer und Zauberer verfolgt. Die beiden Liebenden müſſen über die rauheſten Gebirge fliehen und erſchöpft von Angſt und Qualen ſtirbt Gaëtana. Ihr unglücklicher Geliebter kehrt unter den Pilgern unerkannt nach Rom zurück und wird mit ihnen vor das Bett des ſterbenden Papſtes Sixtus V. zugelaſſen, zu dem er die Stummeln ſeiner Hände aufhebt, dem er ſeinen zungeloſen Mund zeigt.

Sein Troſt iſt fortan die Poeſie; aber er kann weder reden noch ſchreiben und muß alle die herrlichen Gedichte, die er fort und fort in reicher Fülle hervorbringt, ſchweigend in ſich behalten. Das alles dichteſt und ſchaffſt du, denkt er, du zum Größten Berufener, und Niemand weiß es und Niemand wird dein gedenken! Da hört er Lieder ſingen, die ihm bekannt ſcheinen. Es ſind dieſelben, die er in ſeiner Jugend gedichtet, und die das römiſche Volk jetzt bewundert und preist. Der Dichter dieſer ſchönen Lieder ſoll die Ehre der kapitoliniſchen Krönung empfangen. Er ſtaunt, Freude und Ungewißheit bewegen ſein Herz. Da naht der Triumphzug des gefeierten Sängers. Es iſt Pandolfo Urſini, ſein ehemaliger Herr, der für die Gedichte ſeines Schreibers gekrönt wird. Verzweifelnd kehrt der Verſtümmelte in die Apenninen zurück, wo ihn Hirten als ein dämoniſches Weſen erſchlagen.

Dramatiſche Literatur.

34) Die Bußfahrt. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von H. König. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Kaiſer Otto III. wird in Italien von der ſchönen Wittwe des Crescentius, den er hat hinrichten laſſen, vergiftet. Tücke für Grauſamkeit. Der Gegenſtand iſt deßwegen nicht poetiſch, weil den Greueln gegenüber keine erhabene Tugend ſteht. Der Dichter hat zwar die Treuherzigkeit der Deutſchen der Tücke der Italiener gegenüber hervorzuheben geſucht; aber wir wollen doch in unſerm Patriotismus nicht zu weit gehen. Damals war das Betragen der Deutſchen in Italien roh und grauſam genug, um jede Rache des unterdrückten Schwächern zu rechtfertigen und das poetiſche Recht iſt viel mehr auf der italieniſchen, als auf der deutſchen Seite.

35) Wlaska oder die Männerfeindin. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von H. G. Lambrecht. Mannheim, in Commiſſion bei Hoff, 1836.

Da gehts wild her. Amazonen, alte Hexen, Muttermord und ein geſpenſtiſcher ſchwarzer Ritter, wie in der Jungfrau von Orleans. Das haut und ſticht, beſchwört die Hölle, flucht, blutet, ſtirbt. Und bei alledem, wer ſollte es glauben, iſt das Stück ſentimental,

Und bei der Friedensglocke Himmelstönen
Sieht man die Feinde weinend ſich verſöhnen.

Es iſt die bekannte Geſchichte vom böhmiſchen Mägdekrieg, die kürzlich Egon Ebert epiſch behandelt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 78. Montag, 1. Auguſt **1836.**

Pädagogiſche Literatur.

1) Lehrplan für Gymnaſien und Realſchulen, von Dr. A. A. E. Schleiermacher, großh. heſſ. Geh. Rathe. Darmſtadt, J. W. Heyer, 1835.

2) Ueber Schulreform. Andeutungen von Dr. Gräfe. Leipzig, Wienbrack, 1834.

3) Ueber Weſen und Form volksthümlicher Mittelſchulen ꝛc. Von Prof. Dr. Troxler. Zürich, Bürckli, 1832.

4) Ueber Bildung der gewerbstreibenden Volksklaſſen, von J. H. von Weſſenberg. Konſtanz, Glückher, 1833.

5) Reform der Mittelſchulen, Wünſche eines Badeners ꝛc. Heidelberg, Winter, 1835.

Alle dieſe Schriften ſind, wie ſchon ihre Titel ankündigen, dem Fortſchritt im Schul- und Erziehungsweſen gewidmet, ſofern derſelbe unter andern von der Errichtung und zweckmäßigen Einrichtung ſolcher Anſtalten abhängt, in denen der mittlere und höhere Bürgerſtand eine angemeſſene Schulbildung erhalten ſoll. Doch wird dies immer noch nicht gelöſete Problem in den einzelnen Schriften ſehr verſchiedenartig gefaßt und gelöſet, je nachdem die Verfaſſer von einer umfaſſenderen oder weniger allgemeinen Anſicht, von allgemeineren oder ſpecielleren Rückſichten ausgegangen ſind.

1) Der Herr Geh. Rath Schleiermacher, der gelehrte und geiſtvolle Verfaſſer der gekrönten Preisſchrift: „De l'Influence de l'écriture sur le langage,“ der „Grammaire Burmane et Malaie,“ des „Alphabet harmonique pour transcrine les langues Asiatiques en lettres Européennes“ gibt ſein Votum ab als ein Mann, der das Schul- und Jugendbildungsweſen vorzugsweiſe als ein Mittel betrachtet, die Jugend zu gebildeten Menſchen zu machen, welche aber auch die Luſt und die Fähigkeit, in bürgerlichen Geſchäften oder im Staatsdienſt wohlthätig zu wirken, nicht allein behalten, ſondern auch in ſich erhöht haben ſollen. Hiedurch iſt er frei von dem Fehler geblieben, in welchen Schulmänner leicht verfallen, die Schule als Selbſtzweck zu betrachten, und er hat höchſt treffend die Verkehrtheit der philologiſchen Schulmänner abgefertigt, die immer noch nicht aufgehört haben, Jugendbildung mit Bildung zum Gelehrten, ja zum Philologen zu verwechſeln und dieſe ihre eigene, oft ſo höchſt unerquickliche Bildung als das Muſter aller Menſchenbildung zu verkündigen. So heißt es S. 6: „Die Meinung aber, daß philologiſche Studien und Lectüre der alten Klaſſiker faſt ausſchließliches Bildungsmittel ſeyen, kann ich nicht theilen; ſehr verſchiedene Studien können

Digitized by Google

zu derſelben formellen Bildung führen, und abgeſchmackt muß es erſcheinen, wenn man immer wieder darauf zurückkommt, alle philoſophiſche und politiſche Weisheit, Ernſt des Charakters, und ich weiß nicht, was all noch, ſeyen nur bei den Alten zu ſuchen. Faſt ſollte man glauben, die dies behaupten, hätten außer ihren Schulbüchern keine Schriften der Neueren geleſen, oder ſich keine auszuwählen gewußt. — Unterſucht man nun aber genauer, was ſie mit ihrem Bildungsprincip erreichen, ſo bietet ſich als eins der auffallendſten Reſultate das dar, daß die bei weitem größere Zahl derer, die ſie zur Liebe und Achtung der alten Klaſſiker erzogen wähnen müſſen, dieſen, durch die Art wie dies hat geſchehen ſollen, ſo abgeneigt geworden iſt, daß ſie dieſelben ſpäter nicht leicht mehr anſieht, ſondern zu den neueren Klaſſikern der verſchiedenen Nationen greift und nur zu bald die Fertigkeit verliert, die alten in den Originalſprachen zu leſen ꝛc. ꝛc.“ — Das Princip, nach welchem der Verfaſſer die Jugendbildung befördert wiſſen will, iſt in der Forderung S. 3 ausgeſprochen: „Der Jugendunterricht gewähre allgemeine, für das Leben berechnete Bildung, möglichſten Umfang an Kenntniſſen ohne beſondere Begünſtigung einzelner, Vorbereitung zu den ſpeciellen Studien, ohne dieſen vorzugreifen.“ Hiemit könnte man ſich einverſtanden erklären, wenn jenes „Möglichſte“ ſo wie die beiden „Ohne“ gehörig berückſichtigt würden. Allein obgleich der Verf. mit vieler Einſicht darauf Bedacht genommen hat, durch geſchickte Vertheilung des Unterrichtsſtoffes der Häufung deſſelben zu begegnen, ſo würde er doch, wenn er aus Erfahrung wußte, was der Jugend beizubringen möglich iſt, noch manche Beſchränkung nothwendig erachtet haben. Daß z. B. auf Gymnaſien ſelbſt technologiſcher Unterricht aufgenommen werden ſoll, dazu wird auch der unbefangenſte, nichtphilologiſche Schulmann nicht „Ja“ ſagen können; eben ſo wenig kann ich gut heißen, daß der deutſche Sprachunterricht in den *fünf* oberen Curſen eines aus neun Curſen beſtehenden Gymnaſiums mit einer *einzigen* wöchentlichen Stunde abgefertigt werde, wenn derſelbe ſich auch auf Stylübung beſchränken ſoll. Zur Stylübung gehört auch, daß man Werke verſtehen und benützen lerne, und daß hiezu die Jugend der Anleitung bedarf, weiß Jeder, der es verſucht hat, ſie derſelben zu geben. Dem Privatfleiß der Jugend iſt nur ſo weit (in der Regel) zu trauen, als er geleitet oder doch wenigſtens aufgefordert iſt, ſeine Ergebniſſe aufzuweiſen, ja als er Unterſtützung und durch dieſe Ermunthigung und Hoffnung erhält, ſich durch immer glücklichere Erfolge gekrönt zu ſehen. — Uebrigens iſt Alles, was der Verf. über die verſchiedenen Unterrichtszweige, ihren Werth und ihre Methode ſagt, ſehr wohl erwogen und beherzigenswerth. So verlangt derſelbe, wie der Referent es in ſeinen pädagogiſchen Blättern I, 1832, gethan hat, vom Unterricht in der Mutterſprache, daß er vorzugsweiſe auf Stylbildung gerichtet ſey, und daß derſelbe ſich weder in philoſophiſche noch in hiſtoriſche Sprachſtudien *verliere*. Allein im Dienſte der Stylbildung wird dennoch mehr Grammatik zu treiben und mehr Rückſicht ſelbſt auf ältere deutſche Literatur zu nehmen ſeyn, als der Verf. zugeſteht. Sehr richtig iſt es dagegen, wenn er im Dienſte der Stylbildung metriſche Uebungen verlangt. Man gebe nur den Schülern die Gedanken an und verlange, daß ſie in eine vorgeſchriebene Form gebracht werden, ſo erzielt man dadurch große Gewandtheit im Gebrauch der Synonymen, (der Wörter wie der Redensarten und Sätze) in der Satzbildung, in der Satz- und Wortfolge; und es ſteht in unſrer Gewalt, die Aufgaben ſo zu ſtellen, daß ein frühreifes poetiſches Gelüſte eher gedämpft als befördert werde. — Daß der Verf. dem Unterricht in den alten Sprachen die Richtung gegeben wiſſen will, daß die Jugend zur vortheilhaften, geiſtbildenden Lectüre der Klaſſiker, und nicht zur Anfertigung ungelenker Diſſertationen angeleitet werde, iſt nur zu billigen. — Von vieler Umſicht zeigt außerdem noch, was über die Stellung des mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Unterrichts auf Gymnaſien beigebracht iſt; daſſelbe gilt von der Aufnahme eines Lehrzweiges, der den meiſten Gymnaſien fehlt: der allgemeinen Wiſſenſchaftskunde, verbunden mit Literärgeſchichte, Aeſthetik und Philoſophie. Im Widerſpruch mit dieſem Vorſchlage ſteht nur, daß der Verfaſſer den Uebergang vom Gymnaſium auf die Univerſität auf's achtzehnte oder neunzehnte Jahr ſezt. Soll Alles, was er verlangt, auf dem Gymnaſium getrieben werden, ſo muß der Aufenthalt auf demſelben, oder auf einem mit demſelben verbundenen Lyceum um zwei Jahre verlängert werden. Und dieſe Verlängerung wäre in mancher Hinſicht zu wünſchen. Wir brauchten z. B. dann unſere Univerſitäten nicht zu Schulen zu degradiren. Denn wenn die 18—20jährigen Lyceiſten einerſeits in den Stand geſezt würden, ſich noch vor dem Beſuch der Univerſität für ihr künftiges Fach zu entſcheiden, auch den Ernſt und die Schwierigkeit der reinphiloſophiſchen Studien ſchätzen zu lernen; und wenn ſie während dieſer Zeit nicht gerade mehr wie Schulknaben, aber auch nicht wie außer allem Geſetz ſtehende Herren behandelt würden, ſo ließe ſich hoffen, daß den meiſten Fehlgriffen, welche ſich unſere Studirenden in Bezug auf Studium und Lebenswandel auf der Univerſität zu Schulden kommen laſſen, vorgebeugt, die *akademiſche* Freiheit aber erhalten werden könnte. Sie ſcheint mir etwas Unaufgebliches zu ſeyn, weil Männer, welche beſtimmt ſind, die Lenker und Leiter der Nation zu werden, Gelegenheit gehabt haben müſſen, eine Zeitlang *ohne Gängelband*, aus reiner, freier Selbſtbeſtimmung zu leben.

Digitized by Google

Weniger Beifall kann dem geſchenkt werden, was der Verfaſſer über die Realſchulen vorgetragen hat. Er hat ſie überhaupt etwas ſtiefväterlich bedacht. — Daß er etwas Latein aufgenommen hat in den Lehrplan, das läßt ſich, beſonders da er die Realſchule für Schüler von 9—15 Jahren beſtimmt, durch manche Rückſicht, z. B. durch die, einem ſpäteren Uebertritt in's Gymnaſium Vorſchub zu leiſten, rechtfertigen; daß er aber gleichzeitig auch das Franzöſiſche, zwei fremde Sprachen auf einmal, beginnen läßt, iſt durchaus gefehlt und gegen ſeine eigene, beim Lehrplan des Gymnaſiums befolgte Anſicht. Ueberhaupt trennt er den beſondern Bildungsweg, den die Real- und Gymnaſialſchüler einzuſchlagen haben, zu früh, ſchon im neunten Lebensjahre. Meines Dafürhaltens ſollte eine ſolche Trennung nicht vor dem zwölften Jahre ſtattfinden. Zwei Jahre vorher könnte dann der Unterricht im Lateiniſchen, aber nur ſo weit beginnen, als erforderlich wäre, die Fähigkeit für Sprachſtudien zu erkennen, und als es ohne Beeinträchtigung eines elementaren Realunterrichts geſchehen könnte. — Ferner hat der Verfaſſer den Unterricht in der Mutterſprache wiederum zu ſehr in den Hintergrund geſchoben, ein Unterricht, der für Realſchulen jedenfalls einen bedeutenden Rang einnehmen muß, wenn dem Unterricht in neueren Sprachen, Mathematik und Naturwiſſenſchaft nicht eine unverhältnißmäßige Präponderanz eingeräumt werden ſoll. — Daß der Verfaſſer zweckmäßig veranſtalteten Leibesübungen, als einem Gegenſtande, für welchen die *öffentliche Erziehung* zu ſorgen verpflichtet ſey, das Wort geredet, iſt ſehr lobenswerth, wie man denn auch mit der Tendenz der Schrift im Allgemeinen einverſtanden ſeyn muß; nur rückſichtlich der pädagogiſchen Praxis wird manchmal das Unthunliche oder das Nichtrathſame verlangt. —

2) Gräfe's Schrift über *Schulreform* iſt weniger auf Modifikationen und einzelne Verbeſſerungen an Gelehrten- und Realſchulen, als vielmehr auf radicale Beſſergeſtaltung des geſammten Volks- und Bürgerſchulweſens, mit Ausſchluß der Gymnaſien, gerichtet. Sachſen, welches der Verfaſſer dabei beſonders im Auge hat, wird uns da von einer ſchwachen Seite bekannt, indem aus der Schrift unzweideutig hervorgeht, daß das Volks- und Bürgerſchulweſen Sachſens ſehr vernachläßigt worden iſt. Namentlich werden die Einrichtungen, welche für Volksſchullehrerbildung ſtatt finden, dem Umfang, wie dem Weſen nach für unzureichend erklärt. Mit Recht behauptet der einſichtsvolle Verfaſſer, daß dieſem Uebel vor Allem abgeholfen werden müſſe, daß ferner die eigentlichen Volksſchulen in Stadt und Land zu beſſern und zu vervollkommnen und auf dieſem Grunde erſt ein gedeihliches Bürgerſchulweſen aufzuführen ſey. — Iſt dies im Allgemeinen richtig, ſo darf doch als Ausnahme auch gelten, daß in einzelnen Orten und Städten das geſammte Stadtſchulweſen ſchon jetzt ſo geordnet werden könne, daß in ihm ein Muſterbild des ganzen Volks-, Bürger- und Gewerbſchulorganimus uns entgegentritt. Was den Organismus anlangt, ſo beſtimmt ihn der Verfaſſer ſo, wie es gegenwärtig die einſichtsvolleren Pädagogen faſt einſtimmig thun, ohne inzwiſchen gehört zu werden: Volksſchulen, Mittelſchulen, höheren Schulen. — Das Bemerkenswertheſte, was der Verfaſſer rückſichtlich der Volksſchulen ſagt, ſcheint mir das auf die Schulaufſicht Bezügliche. Es ſtimmt daſſelbe im Weſentlichen mit dem überein, was ich im zweiten Heft meiner pädagogiſchen Blätter darüber geäußert habe; nur mit dem Unterſchiede, daß ich dort bloß einen Wunſch ausgeſprochen und denſelben auf die Inſpection des ganzen Schulweſens bezogen habe, während der Verfaſſer hier vorzugsweiſe die Inſpection der Volksſchulen im Auge hat und ſpecielle Vorſchläge macht. Er verlangt: 1) Bildung von Ortsſchulbehörden, beſtehend aus dem Geiſtlichen, dem Schultheiß, einem Gemeinde-Gliede und dem Lehrer; 2) zwanzig bis dreißig Schulen ſtehen unter einem *Schuldecan*, welcher ein dazu *befähigter Geiſtlicher* ſeyn kann, nie aber zugleich der geiſtliche Superintendent oder Decan ſeyn darf, und welchem einige *tüchtige Lehrer als Gehülfen* beigegeben ſind; 3) Die Schuldecane eines ganzen Regierungs- und Conſiſtorialbezirks vereinigen ſich ſammt den Gehülfen jährlich einmal zu einer Generalſchulconferenz und legen das Reſultat ihrer Berathungen der Oberbehörde in einem gehörigen Berichte vor; dann 4) ſind *Schulräthe* erforderlich, die vor allen Dingen *frei von allen andern Amtsgeſchäften* ſich bloß der Verwaltung des Schulweſens widmen, aus dem *Schulſtande* hervorgegangene, wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſeyn müſſen. — Ich muß dieſen Vorſchlägen, die mit meinen Ueberzeugungen ſo ſehr übereinſtimmen, vollkommen beipflichten, und bedaure nur, daß es nicht in des Verfaſſers Plan gelegen hat, das Schulweſen als ein Ganzes ins Auge zu faſſen. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß der Herr Referent, der jüngſt das zweite Heft meiner pädagogiſchen Blätter im Literaturblatt angezeigt hat mich gänzlich mißverſtanden zu haben ſcheint, wenn er berichtet, ich wolle die Schulen unter die Inſpection *gewerbskundiger* Männer geſtellt wiſſen. Ich habe nur verlangt, daß in den Schulbehörden auch Männer vom Fache, d. h. *Pädagogen* und zwar aller Kategorien ſeyn müßten, wenn dem ewigen Experimentiren und Revolutioniren im Schulweſen ein Ziel geſezt werden, das Schulweſen ſelbſt aber gedeihen ſollte. — Eben ſo kann ich den meiſten Anſichten des Herrn Dr. Gräfe, die er über höhere Bürgerſchulen äußert, beiſtimmen. Beſonders zu loben iſt, daß er höhere Bürgerſchulen und

Digitized by Google

Gewerbſchulen ſtreng unterſcheidet, jenen allgemein-menſchliche Bildung fürs Leben, dieſen die ſpecielle für ein Geſchäft zuweiſet. Vollkommen einverſtanden mit dem Uebergewicht, welches er dem übenden Unterricht in der Mutterſprache in höheren Bürgerſchulen gibt, kann ich dies doch keineswegs mit dem ſeyn, welches er der Geſchichte vor der Naturkunde und Mathematik eingeräumt wiſſen will. Dieſe irrthümliche Anſicht theilt er mit Ohlert, der ſich in ſeinem ſehr ſchätzbaren Buch über Schulen viel zu viel vom Geſchichtspunkt verſpricht; * derſelbe hat überdies keinen Sinn, wenn er nicht auf Naturkunde, als deren eine Spitze die Anthropologie ſich zeigt, während die andere Spitze in die Lehre von menſchlicher Bewältigung der Natur, durch phyſikaliſche, mechaniſche, chemiſche Bearbeitung der Naturprodukte endigt, als auf breiter Baſis ruht. Eine Hauptſeite des Menſchenlebens bildet deſſen Verhalten zur Natur, die andere das zu Gott, die dritte das zu ſich ſelbſt. Abgeſehen nun davon, daß die Geſchichte nur zu halbem Verſtändniß zu bringen iſt, ohne vorhergegangene Kenntnißnahme jener drei Relationen des Menſchenlebens; ſo kommt noch weit mehr in Betracht, daß auch der Sinn für dieſes Verſtändniß erſt dann ſich belebt, wenn die Schüler die lezten Jahre in der höheren Bürgerſchule zubringen. Vor dem fünfzehnten Jahr zeigt die Jugend nur Luſt am Anekdotenartigen, am Einzelnen, das da glänzt und begeiſtert, Fähigkeit zu chronologiſcher Auffaſſung, nicht ſchon zu pragmatiſcher. — Wir müſſen aber unſere beſten Wünſche und unſere edelſten Liebhabereien ſchweigen laſſen, wenn wir einſehen, daß ſie mit den wohlverſtandenen Intereſſen der Jugendbildung nicht coincidiren, daß ihre Geltendmachung nicht pädagogiſch iſt. — Es iſt nun etwa vierzehn Jahr her, daß Ref. Knaben und Jünglingen Geſchichtsunterricht ertheilt hat, und er muß bekennen, daß er lange auch der Meinung geweſen, mit demſelben Wunderdinge ausrichten zu können; allein er iſt von dieſer Meinung je länger, je mehr zurückgekommen, da er mit vorübergehenden Effecten, mit allgemeiner Gemüthserregung der Jugend und dergleichen die Sache für bloß eingeleitet, aber keineswegs für abgemacht halten kann. Doch darüber mehr ein anderes Mal. —

3) Profeſſor Troxler in Bern, einer der geiſtvollſten und eigenthümlichſten Philoſophen der Gegenwart, die aus der Gährung, welche Fichte und Schelling in die deutſche Philoſophie gebracht haben, hervorgegangen ſind, hat dem Ref. die Ehre erwieſen, deſſen vor vier Jahren im erſten Heft der pädagogiſchen Blätter mitgetheilten Aufſatz über Realgymnaſien der oben aufgeführten Schrift über Weſen und Form volksthümlicher Mittelſchulen, als zu commentirenden Text, zu Grunde zu legen. Meiner Negation einer alleinſeligmachenden, klaſſiſch-philoſophiſchen Jugendbildung tritt er bei, bezeichnet es aber als Folge eines, in einſeitige Verſtandesreflexion verſunkenen Zeitgeiſtes, daß ich Realgymnaſien den Lingualgymnaſien gegenüber errichtet wiſſen will, und verlangt, daß weder Real- noch Lingualgymnaſien beſtehen, ſondern durch wahre Humanitätsſchulen verdrängt werden ſollten, in welchen Sprachen wie Sachen nur als dienende Mittel zu betreiben ſeyen, die Jugend religiös und moraliſch, philoſophiſch und poetiſch zu bilden. — Dieſen Zweck rechtmenſchlicher Bildung will ich auch, und ich habe mich deutlich genug im Vorwort zu den pädagogiſchen Blättern darüber erklärt. Allein ich mußte als praktiſcher Schulmann, der das zu leiſten Mögliche nicht aus den Augen verlieren darf, die Mittel der Bildung zwar nicht über deren Zweck ſtellen, wohl aber vorzugsweiſe erwägen; ich mußte ferner die Thatſache berückſichtigen, daß der Menſch, ſo ſehr er dieſes nur als ganzer Menſch iſt, doch nur im Kindes- und Knabenalter ein allgemeiner Menſch iſt, als Jüngling aber und Mann immer individueller wird und nur durch die Individualbildung hindurch wiederum zum Echtmenſchlichen, in welchem Allgemein- und Individualmenſchliches ſich durchdringen, zurückkehrt. Hienach trennen ſich Berufs- und Bildungswege eine Zeitlang, und eine Zeit dieſer Trennung fällt in die Schulzeit und die Schule muß darauf Rückſicht nehmen. Ob dieſer Trennung durch Parallelklaſſen einer und derſelben Schule oder durch Trennung der Anſtalt in zwei Schulen genügt werden ſoll, das läßt ſich nur nach Umſtänden entſcheiden. Weſentlich iſt der Unterſchied nicht; weſentlich iſt nur, daß die Jugendbildung in den Parallelklaſſen oder Schulen den höheren Zweck rechtmenſchlicher Bildung über ihrer beſonderen, dem künftigen Beruf entſprechenden Tendenz nicht vernachläßige. Für Trennung der Anſtalten muß ich mich entſchieden ausſprechen, weil ohne dieſelbe die durch die menſchliche Natur und Beſtimmung ſo ſtark, wie die ideale, geforderte reale Bildung nie zu ihrem Recht kommen würde. Erſt wenn die Gegenſätze ſchroff gegen einander ſich herausgebildet haben, können ſie zur Anerkennung des höheren Dritten, deſſen Seiten ſie nur ſind, genöthigt werden. —

(Der Schluß folgt.)

* Eigentlich war es zuerſt Herbart, der den Geſchichts-Unterricht ſo ſehr hervorgehoben wiſſen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 79. Freitag, 5. Auguſt 1836.

Des Doctor Strauß „das Leben Jeſu,“ eine Sage des 19ten Jahrhunderts.

Wer kennt nicht des Dr. Strauß „das Leben Jeſu,“ oder hat nicht wenigſteus davon gehört? Sollte aber der geneigte Leſer glauben, Dr. Strauß ſey ein wirklicher Menſch, ein lebendiger Zeitgenoſſe des 19ten Jahrhunderts und ſein Buch „das Leben Jeſu“ ein wirkliches, wahrhaftig exiſtirendes Buch, ſo würde er ſich gewaltig irren. Dr. Strauß und ſein Buch „das Leben Jeſu“ iſt nichts mehr und nichts weniger, als eine Sage des 19ten Jahrhunderts, wie Dr. Fauſt und deſſen Höllenzwang eine Sage des 15ten Jahrhunderts war. Kein Zweifel, daß Viele vom Dr. Strauß in Tübingen gehört haben: denn wie ihm einerſeits die Rationaliſten ein lautes „Hoſianna“ dargebracht haben, ſo haben ihm andererſeits die Supernaturaliſten ein eben ſo lautes „Kreuzige, Kreuzige“ entgegengerufen. Aber exiſtirt deßhalb Dr. Strauß wirklich? Er kann möglicher Weiſe exiſtirt haben, und exiſtirt vielleicht noch; ob er aber wirklich und wahrhaftig exiſtirt hat, oder noch exiſtirt, iſt noch keineswegs über allen Zweifel hinaus erwieſen; muß vielmehr erſt noch erwieſen werden. Denn daß in Zeitungen, kritiſchen Journalen und Literaturzeitungen viel über einen Dr. Strauß hin und hergeſprochen, geurtheilt, gelobhudelt und getadelt worden iſt, beweiſt noch nichts für die wirkliche Exiſtenz eines Dr. Strauß. Dr. Strauß iſt wohl nur die Idee, die Sage, die Allegorie des Rationalismus, und die Supernaturaliſten haben dies in ihrem Amtseifer überſehen, und für ſchweren Ernſt, für gewichtige Wirklichkeit genommen, und ſtreiten und eifern daher gegen den ganz unſchuldigen, gar nicht exiſtirenden Dr. Strauß. Was iſt Dr. Strauß? Ein hohler, leerer Name; man könnte eben ſo gut ſagen: Dr. Wortmacher, Dr. Leer-Stroh-Dreſcher, Dr. Mückenfänger, ohne daß darum dieſe fingirten Individuen wirklich exiſtirten. Aber ſehen möchte der Verfaſſer auch denjenigen, der ihm beweiſen ſollte oder könnte, daß ein Dr. Wortmacher, ein Dr. Leer-Stroh-Dreſcher, oder Mückenfänger gar nicht exiſtire. Man weiß freilich nichts von ihnen und hat nichts von ihnen gehört und geleſen; aber daraus folgt nicht, daß ſie nicht wirklich exiſtiren; und umgekehrt, wenn man noch ſo viel von dem reſpectabeln Dr. Wortmacher, oder Leer-Stroh-Dreſcher, oder Mückenfänger gehört und geleſen hätte, — und man hat ſchon gewiß recht viel von dieſen berühmten und ausgezeichneten Männern gehört und geleſen, — würde daraus keineswegs gefolgert werden können, daß ſie nothwendig wirklich exiſtiren müßten. Der Satz alſo, den der Verf. hiermit aufgeſtellt haben will, iſt, man hat in neueſter Zeit viel von Dr. Strauß gehört, geleſen, geſprochen;

Digitized by Google

daraus folgt aber nicht, daß ein Dr. Strauß wirklich exiſtirt, ſo wenig, als umgekehrt daraus, daß man kurz zuvor nichts von einem Dr. Strauß gewußt und gehört hatte, gefolgert werden könnte, daß ein Dr. Strauß gar nicht exiſtire. Wir bezweifeln alſo keineswegs die Möglichkeit von der wirklichen Exiſtenz des Dr. Strauß, ſtellen aber die Gewißheit ſeiner wirklichen Exiſtenz in Zweifel, und das reicht vollkommen hin, ihn zu einer ſagenhaften, mythiſchen Perſon zu machen. Daß alſo in Tübingen wirklich ein Dr. Strauß exiſtirt haben mag, und vielleicht noch irgendwo exiſtirt, geben wir als möglich, aber keineswegs als gewiß zu. Denn ſelbſt wenn eine Menge der glaubwürdigſten Zeugen übereinſtimmend heilig verſichern, ja eidlich betheuren ſollten, ſie hätten in Tübingen wirklich einen Dr. Strauß gekannt, geſehen, geſprochen, ſo würde dies nichts für die wirkliche Exiſtenz und Perſönlichkeit des angeblichen oder vermeintlichen Dr. Strauß beweiſen, denn könnten ſich dieſe Männer nicht geirrt haben, oder von einem Individuum getäuſcht und hintergangen worden ſeyn, daß ſich zwar Dr. Strauß genannt hat, und von Jedermann dafür gehalten worden iſt, ja ſich ſogar ſelbſt ganz ehrlich dafür gehalten haben kann, im Grunde aber ein ganz Anderer, vielleicht der weltberühmte Dr. Wortmacher geweſen iſt. Doch geſezt auch, es habe daſelbſt wirklich ein Dr. Strauß exiſtirt, ſo fragt ſich immer noch, ob denn dieſer das vielbeſprochene Buch „das Leben Jeſu“ wirklich geſchrieben habe; eine Sache, die noch erſt erwieſen werden muß. Denn erſtlich gibt es noch mehrere des Namens Strauß, z. B. der Herr Dr. und Prof. Strauß in Berlin. Dieſer hat nun gewiß nicht das vorhin gedachte Buch geſchrieben. Aber könnte es nicht ſonſt noch irgendwo einen Dr. Strauß geben, der das famoſe Buch „das Leben Jeſu“ geſchrieben und herausgegeben hat, um darin den in der Theologie und Dogmatik unſerer Zeit herrſchenden ſceptiſchen Geiſt auf eine feine Weiſe zu ironiſiren? Der Tübinger Strauß hat vielleicht nur die fixe Idee, ein ſolches Buch geſchrieben zu haben. Ein Geiſteskranker hatte ja auch einmal den Wahn, die Welt erſchaffen zu haben. Hatte er ſie deßhalb wirklich erſchaffen? Unglücklicher Weiſe traf ſein Wahngedanke, der ſich in ihm als Wahrheit und Wirklichkeit feſtgeſezt hatte, nicht mit der Wirklichkeit zuſammen, und man ſperrte ihn ein. Bei unſerm ſagenhaften Tübinger Dr. Strauß dagegen, trifft der Wahngedanke, von dem er beſeſſen ſeyn mag, nämlich „das Leben Jeſu“ geſchrieben und darin die hiſtoriſche Wirklichkeit der Perſon und Erſcheinung Jeſu geläugnet zu haben, mit der Wirklichkeit, daß nämlich ein Buch „das Leben Jeſu“ vom Dr. Strauß, in dem dieſer ultraſceptiſche Gedanke durchgeführt und erörtert wird, exiſtirt, oder vielmehr nur an die wirkliche Exiſtenz eines ſolchen Buchs allgemein geglaubt wird, zuſammen, und man ſezt den ganz unſchuldigen Dr. Strauß ab. Wie ungerecht! Denn geſezt es exiſtire wirklich ein Buch: „Das Leben Jeſu von Dr. Strauß,“ ſo fragt ſich noch immer, hat denn wirklich ein Dr. Strauß, oder vollends der Dr. Strauß in Tübingen dies Buch geſchrieben? Daß ſich Dr. Strauß für den Verfaſſer hält, und dafür ausgegeben hat, beweist nicht, daß er wirklich der Verf. iſt. Ein ganz Anderer, etwa Dr. Wortmacher, oder Mückenfänger kann ja der Verfaſſer deſſelben ſeyn, und ſich entweder aus Laune, oder um nicht genannt ſeyn zu wollen, oder um dem Dr. Strauß einen boshaften Streich zu ſpielen, und ihn wider Willen berühmt zu machen, Dr. Strauß genannt haben.

Das einerſeits ſo heftig angefochtene, und andererſeits ſo laut geprieſene und bewunderte Buch kann ja auch von mehreren Verfaſſern herrühren, die nur den Collectiv-Namen Dr. Strauß angenommen haben; es kann ferner allmählich zu verſchiedenen Zeiten entſtanden und geſchrieben worden ſeyn, und der angebliche oder wirkliche Dr. Strauß hat ähnliche Anſichten und Gedanken als wie ſie in dem Buche des mythiſchen Dr. Strauß enthalten ſind, und hält ſich nun ganz ehrlich für den Verfaſſer deſſelben, iſt es aber nicht. Jeder Sage liegt nothwendig eine geſchichtliche Wirklichkeit zum Grunde, ſonſt wäre es keine Sage, ſondern ein Mährchen. Daher ſind auch die Erzählungen vom Dr. Strauß und deſſen Buch „das Leben Jeſu“ kein Mährchen, ſondern eine Sage, weil ihnen eine geſchichtliche Wirklichkeit zum Grunde liegt, aus der ſie hervorgegangen iſt. Dieſe geſchichtliche Wirklichkeit iſt die rationaliſtiſche Lehre und Meinung und das Vorhandenſeyn einer rationaliſtiſchen Secte oder Partei, wie man will. Jede Lehre und Meinung muß nothwendig ihre äußerſte Spitze haben, und dieſe zu erreichen und in eine äußerlich-lebendige Wirklichkeit treten zu laſſen, kurz ſich zu perſonificiren oder Fleiſch zu werden darauf bringt und arbeitet jede Secte und Partei ſeit uralter Zeit hin. Deßhalb ſtimmt Alles dafür, daß Dr. Strauß und ſein „das Leben Jeſu“ nur die Perſonification oder Incarnation der rationaliſtiſchen Idee, Lehre und Meinung iſt, oder daß es die rationaliſtiſche Secte und Partei als ſolche unter den Theologen geweſen iſt, die ſich in des Dr. Strauß Leben Jeſu manifeſtirt und expectorirt hat. Es iſt daher auch wahrſcheinlich, daß das mehrgedachte Buch von ſehr vielen Verfaſſern und aus ſehr verſchiedenen Zeiten herrührt. Wann und wo es zuerſt entſtanden iſt, läßt ſich eben ſo wenig auch nur mit einiger Sicherheit nachweiſen, als es ſich auch nur einigermaßen mit Gewißheit nachweiſen läßt, wer zuerſt die Sage von des Dr. Strauß Leben Jeſu niedergeſchrieben hat. Es verhält ſich gerade damit wie mit Münchhauſens Lügen; Jedermann kennt gewiß dies ſeltſame Buch und hat es

Digitized by Google

entweder geleſen oder davon gehört, Niemand aber weiß wann und wo es entſtanden iſt, oder wer es verfaßt und geſchrieben hat, es iſt eine Allegorie der Lüge. So hat die im theologiſchen Gebiete ſchon ſeit alter Zeit im Stillen ſchleichende, in neueſter Zeit aber keck und laut hervortretende rationaliſtiſchen Lehre von der menſchlichen Perſönlichkeit Jeſu, von der Natürlichkeit der Wunder allmählich die Meinung und Sage von dem nicht Geſchichtlichen und Sagenhaften dieſer Perſönlichkeit erzeugt. aus der ſich wieder die Sage von des „Dr. Strauß Leben Jeſu“ entwickelt hat. Es iſt dies aber nichts weiter als der Rationalismus in ſeiner höchſten Potenz, in der er ſich bis zur dünnſten Scepſis, — man leſe ja nicht dümmſten, obwohl beides genau und innig nah mit einander verwandt iſt, — erhoben und verfeinert hat. Aber eben weil dieſe äußerſt ſublime Scepſis ſo dünn iſt, wie Spinnfäden, reißt ſie. Die guten Leute verwirren und verwechſeln immer zwei ganz verſchiedene Fragen mit einander, nämlich die, was kann geweſen und geſchehen ſeyn und was iſt geweſen und geſchehen. So wird uns in allen Zeitungen und kritiſchen Journalen erzählt, in Tübingen war ein Dr. Strauß, der das Leben Jeſu geſchrieben hat. Wer will und kann nun behaupten, daß er wirklich dort war und wirklich das Leben Jeſu geſchrieben hat; die bedeutenden Argumente, die dawider und für die Sagenhaftigkeit der ganzen Geſchichte vom Dr. Strauß und deſſen Leben Jeſu ſprechen, haben wir bereits erörtert. Wer will und kann dagegen auch behaupten, er war nicht in Tübingen und hat nicht das Leben Jeſu geſchrieben. Man muß und kann es alſo auf ſich beruhen laſſen, ob Dr. Strauß wirklich in Tübingen war oder nicht; er kann dort geweſen ſeyn. Und eben ſo muß und kann man die Frage, ob der möglicherweiſe wirklich exiſtirende Dr. Strauß wicklich das Leben Jeſu geſchrieben hat, auf ſich beruhen laſſen, er kann es geſchrieben haben. Aber eben der Umſtand, daß es auf ſich beruhen bleiben muß, ob Dr. Strauß wirklich exiſtirt hat und vielleicht noch exiſtirt oder nicht, und ob er das Leben Jeſu wirklich geſchrieben habe oder nicht, reicht vollkommen hin, den Dr. Strauß zu einer mythiſchen Perſon zu machen und der ganzen Geſchichte von des Dr. Strauß Leben Jeſu den Charakter einer Sage zu geben. Denn man weiß nur ſo viel mit Gewißheit, daß von einem Dr. Strauß und deſſen „das Leben Jeſu“ geſprochen, daß es beurtheilt, gelobt oder getadelt worden iſt. Daß dieſer Mann wirklich exiſtiren und das vielbeſprochene Buch „das Leben Jeſu“ wirklich geſchrieben haben kann, enthält eben ſo wenig einen contradictoriſchen Widerſpruch in ſich, als daß er nicht exiſtirt und vorgedachtes Buch nicht geſchrieben hat, es kann alſo das eine wie das andere eben ſo gut ſeyn als nicht ſeyn; denn nur das kann ſchlechthin nicht ſeyn, was einen contradictoriſchen Widerſpruch in ſich ſchließt, als z. B. ein viereckigter Cirkel.

Sonach glauben wir ſattſam genug nachgewieſen zu haben, daß Dr. Strauß „das Leben Jeſu“ eine Sage des neunzehnten Jahrhunderts iſt, eben darum, weil ihr im Allgemeinen eine geſchichtliche Wirklichkeit zum Grunde liegt, während die geſchichtliche Wirklichkeit der Perſon des Dr. Strauß und ſeiner angeblichen oder wirklichen Autorſchaft des Buches „das Leben Jeſu“ als zweifelhaft auf ſich beruhen bleiben muß. Was aber noch mehr Gewicht in die Schaale der für das Sagenhafte dieſer Perſon angeführten Gründe legt, ſind die neueſten unbeſtimmten, ſchwankenden und ſeltſamen Nachrichten und Erzählungen von ihm und ſeinen Fahrten nach der Schweiz,' vielleicht hören wir noch von ſeinem Aufenthalte in einer unterirdiſchen Höhle, oder von ſeinem gänzlichen Verſchwinden. Unſtreitig iſt die Sage von des Dr. Strauß Leben Jeſu eine der merkwürdigſten Sagen; ſie entſteht im neunzehnten Jahrhundert, in einer Zeit, wo ſchrecklich viel gedruckt und geleſen wird, und trägt eine ſolche ſcheinbare Wahrheit und Wirklichkeit an ſich, daß man faſt nicht umhin kann, ſie für eine wahre und wirkliche Begebenheit zu halten; zu glauben, daß doch nothwendig ein wirklicher Dr. Strauß und zwar in Tübingen exiſtirt, und dieſer das Leben Jeſu gewiß geſchrieben habe müſſe. Und doch iſt dieſe Folgerung und Vorausſetzung übereilt, iſt ein wahrhaft logiſcher Sprung: denn daraus, daß allgemein von und über des Dr. Strauß „das Leben Jeſu“ geſprochen, geurtheilt, geſchrieben wird, folgt nicht, das Dr. Strauß und ſein Buch nothwendig und gewiß wirklich exiſtiren müſſen, ſondern nur, daß ſie möglicher Weiſe exiſtiren können. Wie, wird vielleicht von allen Seiten gefragt, es wäre alſo ſelbſt zweifelhaft, ob das Buch „das Leben Jeſu“ wirklich exiſtirt? Das heißt, ſcheint es, den Zweifel zu weit treiben. Mit nichten. Denn ſetzet, es ſeyen 100 Menſchen: 50 davon ſeyen Theologen und 50 Nicht-Theologen, ſo möchte ich 100 gegen Eins wetten, daß von den 50 Theologen höchſtens Fünf, und von den 50 Nicht-Theologen höchſtens Einer ein Buch mit dem Titel „das Leben Jeſu“ von Dr. Strauß in Händen gehabt zu haben mit Wahrheit erklären können — ob auch geleſen, iſt eine ganz andere nicht hierher gehörige Frage. — Können aber dieſe Sechs ſich nicht geirrt haben, nicht verſehen, nicht flüchtig und oberflächlich, in der Dämmerung etwa geleſen und das Buch, das ſie wirklich in Händen gehabt haben einen ganz andern Titel, etwa „das Leben ein Traum“ gehabt haben. Es wird nun überall und allgemein von des Dr. Strauß Leben Jeſu geſprochen: es iſt beinahe unanſtändig, nicht davon zu ſprechen, oder gar ehrlich

zu bekennen, man habe es nicht in Händen gehabt, geſchweige denn geleſen; dies würde ja von Mangel an Bildung, von Nicht-Schritthalten mit der Zeit zeigen, und wer möchte gerne in einem ſolchen Lichte erſcheinen. Die menſchliche Schwäche und Eitelkeit ſträubt ſich dagegen, und von Hunderten ſagen Neunundneunzig lieber die Unwahrheit, als daß ſie in den Augen Anderer als unwiſſend und ungebildet erſcheinen möchten. Wenn alſo in unſerm Falle alle Hundert oder Tauſend, gleichviel, ſagen: ja wir haben das Leben Jeſu von Dr. Strauß geleſen, ſo entſcheidet dies offenbar für die Wahrheit und Wirklichkeit der Sache nichts. Sie können es geleſen haben, wer will und kann das beſtreiten, aber ob ſie es wirklich geleſen, oder auch nur in Händen gehabt haben, iſt eine ganz andere Frage, die durch die Erklärung und Behauptung der hundert oder tauſend Menſchen, daß ſie es geleſen und in Händen gehabt, noch keineswegs erwieſen und außer allen Zweifel geſezt iſt, wie umgekehrt daraus, daß hundert, tauſend, zehntauſend, ja hunderttauſend Menſchen erklärten und betheuerten, ſie hätten es nicht geleſen, noch in Händen gehabt, nicht folgen würde, daß ſie es wirklich nicht geleſen, noch in Händen gehabt hätten. Alſo das einſtimmige Zeugniß aller Menſchen für die wirkliche Exiſtenz des Dr. Strauß „das Leben Jeſu“ beweist eben ſo wenig etwas für deſſen wirkliche Exiſtenz, als das einſtimmige Zeugniß aller Menſchen wider deſſen wirkliche Exiſtenz auch nur das Mindeſte wider deſſen wirkliche Exiſtenz beweiſen würde. Weil alſo die wirkliche Exiſtenz des Dr. Strauß und deſſen „das Leben Jeſu“ nicht bewieſen werden kann, ſondern als eine bloße Möglichkeit auf ſich beruhen bleiben muß, von der inzwiſchen alle Welt wie von einer wirklichen Perſon und einem wirklich exiſtirenden Buche ſpricht, ſo iſt Dr. Strauß und deſſen „das Leben Jeſu“ eine Sage des 19ten Jahrhunderts. Quod erat demonstrandum.

Dr. v. Keyſerlingk.

Pädagogiſche Literatur.

(Schluß.)

4) Herr von Weſſenberg ſpricht ſich über Bildung der Gewerbtreibenden in gewohnter, menſchenfreundlicher Weiſe aus; auch er vindizirt den gewerbtreibenden Claſſen das Recht einer höheren, nichtlateiniſchen Schulbildung. Allein, wenn Troxler zu viel von einer Trennung der Jugendbildung in zwei Hauptzweige fürchtet, ſo geht Weſſenberg nicht darin zu weit, daß er Gewerbſchulen, den Gelehrtenſchulen gegenüber und unabhängig von denſelben gegründet haben will, ſondern darin, daß er ſie mit Real-Gymnaſien verwechſelt, ja dieſe lezteren, oder vielmehr ihren Namen für gefährlich erklärt, weil er den Schülern einen Studentendünkel beibringen könnte. Den Namen Realgymnaſium habe ich dem der höheren Bürgerſchulen vorgezogen, weil in ihnen Gymnaſtik des Geiſtes, Ausbildung der jugendlichen Anlagen noch Hauptaugenmerk ſeyn ſoll; was in eigentlichen Gewerbſchulen für künftige Handwerker nicht der Fall ſeyn kann und darf. Ich fürchte allerdings mit Troxler, daß, wenn man nur Gewerbſchulen den Gelehrtenſchulen entgegenſtellt, die nothwendige Einheit der Nationalbildung, ja überhaupt humane Bildung gefährdet werden möchte.

5) Der ungenannte Verf. der Schrift: „Reform der Mittelſchulen“ ſcheint kein Mann vom Fach zu ſeyn, wie aus manchen gar nicht ſchulmänniſch klingenden Vorſchlägen hervorgeht, wie z. B. aus dem, Franzöſiſch und Latein faſt gleichzeitig, nämlich das Fr. zwei Monate nach dem Lat. anzufangen; allein er iſt ein einſichtsvoller, die Forderungen der Schule und des Lebens beſonnen erwägender Mann. Das Eigenthümliche ſeiner Vorſchläge beſteht darin, daß er, was immer noch ſo ſelten geſchieht und vielleicht noch lange nicht zugeſtanden werden wird, eine allgemeine Schule verlangt, welche Schüler vom 7ten bis 13ten Jahre ſo zu unterrichten hätte, daß daraus der künftige Staatsminiſter ſo gut als der künftige Handwerker zu ſeiner ferneren, mehr oder minder vorbereitenden Berufsbildung übergehen könnte. Darauf ſchlägt er für 13—15jährige Knaben zwei Arten von Vorſchulen, eine Vorſchule der polytechniſchen und eine Vorſchule der Gelehrtenſchule vor, jener ſchlöſſen ſich dann zunächſt die mathematiſchen Claſſen für 15 — 17jährige, und dieſen die Fachclaſſen der polytechniſchen Schule für noch ältere Zöglinge an, während auf dieſe Gymnaſium und Lyceum folgten, um bis zum 19ten Jahre die Jünglinge für den Univerſitätsbeſuch vorzubereiten. Wir wüßten dem allen nichts entgegenzuſetzen, als dies, daß es zweckmäßiger ſcheint, die mathematiſche Claſſe der polytechniſchen Schule mit der Vorſchule zu einem Realgymnaſium zu vereinigen. Einzelne Beſtimmungen mögen noch angeführt werden, um die Lectüre der gehaltvollen Brochüre zu empfehlen. Das Franzöſiſche ſoll practiſch, durch Uebung und zur Anwendung, das Lateiniſche als Mittel der Verſtandesbildung ſtreng grammatiſch, das Griechiſche behufs des Verſtehens und der Bildung durch Lectüre eben deßwegen vorzugsweiſe durch Lectüre gelernt werden. Häusliche ſchriftliche Arbeiten ſollen vor dem 11ten Jahre gar nicht aufgegeben, dann aber auch in nicht zu großer Menge, immer aber in möglichſt vollendeter, äußerer Form gefordert werden. — Was hilft auch das Penſenſudeln? Es verdirbt nicht allein die Hand, ſondern untergräbt auch den Sinn für Ordnung und Sauberkeit, was ſelbſt auf Sauberkeit der Geſinnung nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleibt.

W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 80. Montag, 8. Auguſt 1836.

Romane.

6) André, Roman par George Sand.

An dem Buche iſt nicht viel, und doch iſt es von Intereſſe; ein ganz unbedeutender Stoff, aber anziehend geſchrieben; alltägliche Charaktere, aber bis in die kleinſten Nuancen vortrefflich ausgemalt; eine ziemlich ſchlechte Geſellſchaft, die aber von Humor überſprudelt; wenig Geiſt und Gemüth, aber viel Verſtand und ſcharfe Beobachtung der Lebensverhältniſſe; viel Trivialitäten, aber flüchtig verfließend im Strom des gewandteſten Converſationstons; — das ſind die Elemente eines Romans, der Aufſehen in der Hauptſtadt Frankreichs macht.

Das Talent des Autors iſt unbeſtreitbar, ſeine Beobachtungen unübertrefflich, und doch wird dem Leſer häufig unheimlich dabei zu Muthe; und doch kann man kein rechtes Herz zum Autor faſſen, der hinter dieſen Geſtalten zu lauſchen, und mit der linken Hand ſie zagend zurückzuhalten ſcheint, während die rechte ſie forcirt hinſtößt auf den ſchlüpfrigen Weg der obſcönen Lebensverhältniſſe. Paul de Kok bewegt ſich auch häufig auf dieſer Bahn; er iſt frivoler, er iſt ausgelaſſener, er präſentirt dem ſchönen Geſchlecht ſein Buch mit einer Hand, und wirft ihm mit der andern einen Schleier übers Haupt, um deſſen Erröthen zu verbergen. Er iſt kühn und gibt ſich in ſeiner Ausgelaſſenheit für das was er iſt; man mag ihn leſen oder verwerfen; aber er tritt nicht für den Leſer entſchuldigend ein, der muß die Frivolität der Lectüre ſelbſt vertreten, wie er ſeine Autorſchaft mit kecker Stirne und mit ſatiriſchem Lächeln vertritt. Ganz anders George Sand. Er reizt, indem er entſchuldigt, er iſt frivol und ſpielt den Züchtigen, er bewegt ſich in ſchlechter Geſellſchaft mit der Miene des beſten Tones von der Welt.

So ungefähr würde, beim Leſen dieſes Romans, ein, mit dem Autor und ſeiner weiteren Autorſchaft ganz unbekannter Kritiker urtheilen. Was aber würde der gute Mann ſagen, wenn man ihn verſicherte, daß Mr. George Sand, der mit „beguèle — chipie — enfler sa grosse voix — j'ai bec et ongles pour me défendre“ und ähnlichen zarten, und der bonne compagnie angehörigen Ausdrücken um ſich wirft, nicht ein Mr. George Sand, ſondern eine Mde. Dudevant iſt? — Er würde es ohne Zweifel nie glauben, und wenn man ihm untrügliche Beweiſe vorlegte, mindeſtens feſt behaupten, daß Mde. Dudevant einen großen Theil ihres Lebens als Mr. George Sand verkleidet mit einer hübſchen Griſette unterm Arm auf den Bällen des Odéon, der Idalie und der grande Chaumière zugebracht habe; und nicht mit Unrecht, denn „ne pas mordre“ im figürlichen Sinne, „avoir son paquet, se laisser surmonter

Digitized by Google

par le chagrin“ und Aehnliches findet man nur dort im Munde der Griſetten, die in etwas beſſerer Geſellſchaft ohne großen Zwang derlei Trivialitäten unterdrücken.

Der Roman iſt bereits überſezt und im Buchhandel erſchienen; doch dürfte er ſich ſchwerlich in Deutſchland einer gleich günſtigen Aufnahme erfreuen, wie in ſeinem Mutterlande, da gerade das, was ihn originell macht, jene zum Theil triviale Conversation, die durch die Eigenthümlichkeit der Original-Sprache gemildert wird, und etwas unbeſchreiblich Komiſches an ſich trägt, ſchwer oder gar nicht im Charakter wieder zu geben iſt. Ich möchte z. B. wiſſen, was der Ueberſetzer aus „beguèle“ gemacht hat? Das Dictionnäre ſagt: Maulaffe, aber das iſt der Sinn nicht. „Zierliese“ kommt ihm näher, aber das deutſche „Zierliese“ geht bequem durch die Lücke eines Zahnes, während die Griſette bei dem Ausdruck bequèle vollkommen la bouche enflée hat. Auch entflieht mit dem Schalle des deutſchen Wortes die Bedeutung; das franzöſiſche hingegen gibt wie in einem Zauberſpiegel plötzlich ein vollkommenes Bild der kleinen entrüſteten Perſon; man lieſt: beguèle, hört das Wort, und ſieht zugleich dieſes verächtliche Naſerümpfen, dieſes Zucken der Achſeln, dieſe im Selbſtgefühl und Bedauern halb zum Himmel emporgeſchlagenen Augen; kurz, man lieſt das Wort und empfindet ſeine ganze Bedeutung.

Das Wort „chipie“ exiſtirt, ſo viel ich weiß, gar nicht in der Literatur. Es iſt eine Création de Demoiselles, qui font la promenade; (ouf!) etymologiſch wäre es vielleicht „altes Fell“ zu überſetzen; aber vor dieſem revoltanten Ausdruck bis zu dem „chipie“ iſt ein retrogader Weg zu machen, wie vom Herbſte des Lebens bis zu jenem Knoſpen tragenden Frühling, an denen freilich der Wurm ſchon ein wenig zu nagen beginnt, die ſich aber dem ſanften Kitzel ſeines erſten Betaſtens mit Wolluſt, wenn auch mit affectirter Schüchternheit und Schaam hingeben. Voilà ce que c'est que: chipie! — Das überſetze nun Jemand.

Aber welche ängſtliche Wortklauberei, höre ich ſagen! Ein Wort, etwas mehr oder minder treu wiedergegeben, was liegt daran? Mit Erlaubniß! das iſt von hoher Wichtigkeit in der franzöſiſchen Literatur. In ihr thut der Reiz der Sprache, wenn auch nicht Alles, doch häufig das Meiſte. Deßhalb ſind unſere Kritiker oft ſo hart, ſo ganz den franzöſiſchen widerſprechend; und doch haben wir nicht unrecht. Wir Deutſchen beurtheilen ein Werk nach ſeinem inneren Gehalt, nach ſeinem Kern, nach ſeiner geiſtigen Frucht; auch der Franzoſe thut das, aber ihm gilt die Blume, das Blatt, die Blüthe derſelben viel mehr als uns. Wir leſen ein Gedicht von Bereuger, und finden es flach und alltäglich (und es gibt deren einige von dem berühmten Chansonnier, die uns nothwendig ſo erſcheinen müſſen), der Trans-Rhenane aber iſt entzückt, ſein Auge lächelt, ja es wird feucht, und der franzöſiſche Jüngling weint nicht ſo leicht wie der deutſche; verwundert hört dieſer nun die Worte: que c'est gracieux! und dieſes „gracieux“ iſt der „charme de la parole,“ der einen Hauptbeſtandtheil der franzöſiſchen wie der italieniſchen Poeſie ausmacht, den der Deutſche aber in ſeinen Werken wenig beachtet, und den die Kritik durch die höhnenden Ausdrücke: „Wortgepränge, Reimklingelei“ ꝛc. vollends zu untergraben ſucht. Wohin aber die Verachtung der Euphonie in poetiſchen Produktionen führt, davon könnte man ſchreckliche Beiſpiele in der romantiſchen Literatur citiren, doch führte dies hier zu weit; nur zum Beleg der obigen Behauptung der Schwierigkeit einer deutſchen Ueberſetzung ſo viel, daß die Bedeutung eines einzigen Wortes, ſelbſt eines an ſich unbedeutenden, wie ein: mais, ein Hm! und ähnliche am rechten Orte angebracht, in der franzöſiſchen Diction einen Rang behaupten, von dem der Deutſche keine Ahnung hat, und den er ſelbſt in der Original-Lectüre nicht empfindet, wenn er nicht durch lange directe Bekanntſchaft mit der Nation die Eigenthümlichkeit der Sprache, den „esprit de langue“ ſich völlig zu eigen gemacht.

André de Morand wird uns als der, moraliſch und phyſiſch gleich ſchwache Sohn eines rauhen Landedelmannes der Provinz geſchildert. Dieſer Charakter iſt, wie überhaupt ſämmtliche des Romans mit einer lobenswerthen Conſequenz bis zu Ende gehalten. Zart von Gemüth wie von Körper, mit gebildetem Geiſte und empfänglichem Herzen, aber durch eine knechtiſche Erziehung völlig willenlos gemacht, erreicht er jenes Alter der unbeſtimmten Sehnſucht, und erkennt plötzlich in einer flüchtigen Geſtalt, die wie ein Schatten an ſeinem Auge vorüberweht, den Gegenſtand ſeiner Ahnungen und Träume. Wie ein Irrender durchſtreift er nun, ein zweiter Silvio di Roſalva, Wälder und Fluren nach dem entronnenen Bilde ſeines Idols. So trifft ihn Joſeph Marteau, ſein Nachbar und Freund, eine kräftige Landnatur, mit geſundem Herzen und Sinn, richtigem, aber etwas rohem Verſtande, lebensluſtig und vergnügt, ganz praktiſcher Gegenſatz zu den idealen Schwärmereien unſeres Helden. Er ſchlägt ihm eine Zerſtreuung vor, und welche beſſere kann es nach Joſephs Anſichten geben, als die der Griſetten. Er entwirft ihm hier nun ein Bild, lebendig und wahr, dieſer originellen Mädchenklaſſe; wie er ſie ſchildert, ſo treten ſie ſpäter handelnd auf, und es iſt unmöglich, ſie treuer der Natur abzulauſchen, als es hier geſchieht.

Drückt man das Auge nur ein klein wenig über den zarteſten Punkt des Geſchlechtes zu, ſo iſt es in der That ſchwer, lieblichere Geſchöpfe zu finden, als die

Digitized by Google

franzöſiſchen Griſetten. Jung und hübſch, mit einem Köpfchen voll Schlauheit und einem Herzchen voll Liebe, ihr ganzes irdiſches Eigenthum, leicht ins Leben hüpfend, nichts kennend als die Gunſt des Augenblicks, bilden ſie aus ihrer Schwäche eine Tugend, ſchämen ſich ihrer Neigung nicht, tragen ſie öffentlich zur Schau, und ſind dem Erwählten mit inniger Anhänglichkeit, unverbrüchlicher Treue und der edelſten Uneigennützigkeit zugethan. Ein Fichu, ein Hütchen, ein beſcheidenes déjeuner, und ein Tanz in der Chaumière iſt der einzige Lohn ihrer oft ſehr rührenden Ergebenheit; können ſie mit dem Jüngling ihres Herzens gar ménage machen, ſo ſind ſie vollkommen glücklich, und ein zärtliches: ma petite femme aus ſeinem Munde macht ſie überſelig. Reinlich bis zum Küſſen, in ihrer einfachen, oft dürftigen Kleidung wie in ihrem grenier au cinquième oder au sixième ſind ſie ſparſam, und wird jeder erübrigte Sol mit dem Ideale ihrer Sehnſucht getheilt, und allem Stolz der Jungfräulichkeit entſagend, ſind ſie nur auf den noch eiferſüchtig, ihr Verhältniß ſo viel als möglich zu veröffentlichen. Die Welt muß wiſſen, daß ſie geliebt werden; ſie bringen ſich willig zum Opfer, aber der Hoheprieſter ihrer Gefühle ſoll dies Opfer erkennen und ehren, indem er es dem Auge der Welt nicht entzieht, nicht ſchüchtern und verſchämt zu ihnen ſchleicht, ſondern ſie öffentlich aufführt in den kleinen Theatern, auf den Promenaden. So ſind dieſe kleinen ſanguiniſchen Weſen, ſo ſchildert ſie Mr. George Sand, und noch begreife ich nicht, wie es der Mde. Dudevant gelang, ihm alle dieſe kleinen Nuancen bis in die zergliedertſten Theile ſo unverhüllt und wahr zu verrathen. —

Joſeph, der Mann des Handelns, hält ſich nicht lange mit der Vorrede auf; er entwirft den Plan, bringt ihn zur Reiſe, und bald ſehen wir den ſchüchternen André im Kreiſe dieſer kleinen liebenswürdigen Kobolde. Doch die Krone der „artisannes“ fehlt; Geneviève, die allgemein geachtete, verehrte, bewunderte, Geneviève, die fleuriste, die nie ihr Zimmer verläßt, die zurückgezogen nur ihrer Kunſt lebt, Geneviève ſoll dieſen Kreis verſchönern. Ein ſchicklicher Vorwand iſt bald gefunden und ſie erſcheint. Mde. Dudevant ſchildert dieſe Scene viel ſchöner als ich ſie wiedererzählen könnte; will daher der Leſer die Mühe des Nachſchlagens erſparen, ſo imaginire er ſich André's freudigen Schreck, — Geneviève iſt ſein ihm entſchwundenes Idol. Beſcheiden nähert er ſich, die gleichgeſtimmten Herzen finden ſich, er wird ihr Lehrer in Botanik und andern Naturwiſſenſchaften, aber — auf welche Weiſe! — Hier finden wir nun André und Geneviève am Uferrande eines Baches, oder ſpäter in ihrem Zimmerchen, drei Schritte von ihrem Lehrer entfernt; ein ganzer Erdglobus liegt auf dem Atlaſſe zwiſchen ihnen. Geneviève iſt in Paris geboren, aber ihr Charakter iſt völlig deutſch: fromm, ſittſam, eingezogen, mit hellem Verſtande und unergründlich tiefem Gemüth, mit einer Charakterſtärke, die nur ihrer Schönheit gleicht. Hat Mde. Dudevant ſich dieſer Perſonnage wegen nach Deutſchland bemüht, ſo hat ſie ſolche ſchwerlich bei unſeren Nähermamſells gefunden; aber einerlei, ſie iſt einmal da und entzückend ſchön geſchildert, in ihrer feſten Entſchloſſenheit, ihrem männlichen Muthe, der Schwäche und Inconſequenz ihres Geliebten gegenüber. Sie kannte dieſe Schwäche ſo wenig wie ihre eigene für ihn; aber plötzlich wird André, drei Stunden von ihr entfernt, auf dem Schloſſe ſeines Vaters gefährlich krank; da bricht ihre ganze Leidenſchaft für ihn mit Rieſengewalt durch die Schranken ihres Herzens; alle Scheu und jungfräuliche Schaam vergeſſend, eilt ſie zu Joſeph, beſchwört ihn, ſie zu ihm zu führen, ſteigt in der Nacht auf die Kruppe ſeines Pferdes, und erreicht nach unſäglicher Anſtrengung und überſtandener Lebensgefahr ihr Ziel. Sie ſieht den fieberhaft Erregten, beruhigt ihn durch ihre Nähe, erduldet eine furchtbare Scene mit dem rauhen Vater ihres Geliebten, und tritt, als dieſer kaum in Schlummer geſunken iſt, ihren beſchwerlichen Rückweg an.

Doch die Binde iſt von ihren Augen gefallen, ſie erkennt die gewaltige Kluft, die das ſociale Verhältniß zwiſchen ihr und ihrem Geliebten gräbt, erkennt bald nach deſſen Geneſung die Schwäche ſeines Charakters, die dieſen Abgrund zu überſpringen nie wagen würde, entſagt ihm und flieht. Durch André und Joſeph eingeholt, weicht ſie endlich deren Bitten, kehrt zurück und empfängt den Schwur ewiger Treue; doch durch ſo viele, auf ſie einſtürmende Bewegungen erſchüttert, verſinkt ſie nun ihrerſeits in ein heftiges Fieber. André iſt dankbar, er vergilt der Armen mit gleicher Sorge, wacht die Nächte am Lager der Kranken und hegt nichts in dieſen verführeriſchen Stunden für ſie als die treueſte Beſorgniß des Bruders, die zärtlichſte Vaterangſt. Doch ſie gelangt auf den Weg der Beſſerung, und mit Zunahme ihrer Geſundheit mindert ſich auch ſeine Angſt, und gibt andern, wenn auch nicht minder heftigen Gefühlen Raum. Nur nach Mitternacht hat ſie noch leiſe Fieberanfälle; da weicht André nicht von ihrem Lager, er drückt ſeine Wange auf ihre glühende Stirn, ſeinen Mund auf ihre fieberhaft bewegten Lippen, ſie ſinkt unmächtig in ſeine Arme, die Angſt raubt auch ihm die Sinne und — Mde. Dudevant gibt uns eine Scene zum beſten.

Man muß gerecht ſeyn; ſie geht ſo keuſch und züchtig darüber hinweg, als es der Gegenſtand nur geſtattet, und ſo flüchtig, daß wir kaum Zeit haben, ihr Erröthen zu bemerken. Aber warum ſchämt ſie ſich dieſes Erröthens? Mir ſcheint doch, ſie hat heimliches Wohlgefallen daran; passe pour cela; die Scene iſt nothwendig für die Folge, und was entſchuldigt nicht die Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Wenn Damen einmal Romane ſchreiben, können ſie die Nothwendigkeit ſolcher Handlungen ſo wenig vermeiden, als ihre Heldinnen es vermögen, ſonſt thäten ſie's wohl Beide gern. Sie iſt entſchuldigt. Aber warum gefällt ſich die Dame in muthwillig herbeigeführten Schlüpfrigkeiten? Warum läßt ſie, als Genevève mit Joſeph in der Nacht die Furth durchreitet, das Waſſer bis an Genevève's Knie ſteigen, ſie ſo gezwungen, ihr Jupon aufheben und ihr entblößtes Bein zur Schau tragen? Und war es Nothwendigkeit, daß, die Gefahr zu mehren, dem Steigen des Waſſers nicht Einhalt gethan werden konnte; warum mußte der Mond ſo hell ſcheinen, daß Joſeph dieſe Nuditäten bemerken konnte? Und war auch das Nothwendigkeit (die ich zugeben will ohne ſie einzuſehen), warum mußte ſie Joſeph ſo oft ſich umkehren laſſen? Hat auch ein Menſch nicht Gewalt über Mond und Waſſer, ſo hat ein Autor ſie doch über die zu ſchildernden Perſonen, die ſeine Kreaturen ſind, die blindlings nach ſeinem Willen handeln müſſen, und nie die Zügel des Regiments an ſich reißen ſollten. Eine Dame vornämlich aber ſollte dieſe ſtets mit ſicheren, wenn auch ſchüchternen Händen führen. Hier war aber dieſe Frivolität nicht nur völlig unnütz, ſondern auch ganz mal à propos, und auf Koſten der Wahrheit erkauft; denn wenn Jemand bei Nacht, ſelbander zu Pferd ein reißendes Waſſer durchreitet, und jeden Augenblick Gefahr läuft, ſammt dem Pferde und deſſen Doppellaſt zu ertrinken, ſo glaube ich, hat er den Augen ein wichtigeres Ziel zu ſetzen als entblößte Beine hinter ſich, nach denen ſich umzuſehen, ihn in doppelte Todesgefahr ſtürzt. Es war alſo nicht Nothwendigkeit, was dieſe Scene ſchilderte, und mit ſo unverkennbarem Wohlgefallen ſtets wieder auf's Neue darauf zurück kam, ſondern Muthwille des Autors, den bei einer Dame Frivolität zu nennen, ich mich nicht enthalten kann.

Zur Hiſtorie zurück. Das Fieber jener krankhaften Nacht hatte Folgen, und die nächſte Folge dieſer Folgen war eine heimliche Ehe mit dem Geliebten. Der erzürnte Vater wird durch Joſeph überliſtet, und nimmt die verarmten, leidenden, an Seele und Leib erkrankten Gatten in ſein Haus. Nun zeigt ſich plötzlich eine, den Franzoſen ganz nagelneue Erſcheinung; wir Deutſchen kennen ſie ſeit unſerer Kindheit. Mde. Dudevant hat wahrſcheinlich deren Bekanntſchaft Anno 92 im preußiſchen Feldlager in der Champagne gemacht, aber ſie hat trotz dem bis jezt in Frankreich keinen Eingang finden können. An der Hand des Herrn George Sand tritt nun plötzlich Auguſt Lafontaine mit ſeinem ganzen Reiſegepäck von Jammer und Noth, Thränen, Rührung und Herzweh ins Schloß des Marquis, und da der Verblichene das Unheimliche der Geiſterwelt nicht abzuſtreifen vermag, iſt in ſeinem Gefolge: Entſetzen, Grauſen und Vatermord. Das iſt unſchön von Mr. George Sand, und widerlich von Mde. Dudevant. — Die hochſchwangere junge Marquiſe de Morand wird, eines elenden Geldintereſſes wegen, von dem rohen Vater mißhandelt, zu Boden geſchleudert, während eine häßliche alte Magd, die unter der Hand als ſeine Maitreſſe angedeutet wird, den Stuhl hebt, um ihn auf die Unglückliche niederzuſchleudern; da ſtürzt André hinzu; das Haſenherz wird plötzlich zum blutgierigen Tiger, er greift nach einem Jagdmeſſer „prit d'une main son père à la gorge, et de l'autre le frappe à la poitrine.“

Entſezt ließ ich das Buch ſinken, und ſah im Geiſt ſchon Aſſiſen, Juri und einen Fieschi-Proceß. Aber es war nicht ſo arg. Genevève ſprang dazwiſchen, des alten Marquis Hemde wurde nur geſchlizt, Genevève ſchnitt ſich bei der Gelegenheit ein paar Finger ab, und der Held André — ſank in Unmacht. „Wenn das Kind im Brunnen liegt, deckt man ihn zu.“ Der Marquis bereut und willigt in alles ein, aber ſeine Milde kommt zu ſpät; Genevève fühlt kein Leben mehr in ihrem Schooße, und wenige Tage darauf folgt der Mutter Leben dem des Kindes nach.

Das iſt der traurige, ja höchſt widrige Ausgang dieſes berühmten Romans. J—n.

7) Leone Leoni, par George Sand.

Die Heldin iſt eine Belgierin, und keineswegs, wie im André, eine Griſette, ſondern die Tochter eines ſehr reichen Juweliers in Brüſſel. Der Vater, ein achtbarer Geſchäftsmann, die Mutter eine eitle Närrin, die Tochter eine Gans. Von Anbetern belagert, weiſt ſie alle mit Hohn und Kälte zurück, bis plötzlich eines Abends, wie der Schnee aus den Wolken, ein gewiſſer Leone Leoni in den Salon fällt. Er iſt von einem Geſchäftsfreunde des Hauſes eingeführt, an den er von Neapel Empfehlungsbriefe hatte, er iſt jung, ſchön, geiſtreich, unterrichtet, gewandt, vollkommener homme de bonne compagnie, ſpielt hoch, reißt Alles im Sturm mit ſich fort, iſt von altem Adel, macht Mutter und Tochter zugleich den Hof, — kurz: erkorner Schwiegerſohn von Juliettens Mutter. Jene von Leidenſchaft für den hübſchen jungen Mann verblendet, kann die Zeit nicht erwarten, bis die nöthigen Beweiſe ſeines Standes und Vermögens von Neapel eintreffen; dieſe vereinigt ihre Bitten mit der Tochter, der ſchwache Vater gibt nach, und willigt ein, ſeine Tochter einem wild-fremden Menſchen zu übergeben, von dem die ganze Familie nicht viel mehr weiß, als daß er auf der Welt iſt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 81. Freitag, 12. Auguſt 1836.

Romane.

7) Leone Leoni, par George Sand.

(Schluß.)

Am Vorabend der Hochzeit gibt ein Freund des Hauſes ein glänzendes Feſt; die Familie erſcheint en masque, Leoni und Juliette, als Orientalen, Beide mit dem Schmuck des halben Juwelenladens ihres Vaters behangen. Heiter fliegen ſie Arm in Arm durch den Saal; da gewahrt Juliette den ſtechenden Blick eines jungen Mannes auf ihren Begleiter geheftet, und fühlt zugleich dieſen an ihrem Arme heftig erzittern. Er reißt ſie durch die wogende Maſſe in ein einſames Nebenkabinet; ich kann nicht urtheilen, ob das Sitte in Brüſſel iſt, ich war nie dort auf einem Maskenball; an anderen civiliſirten Orten würde das ein junges Mädchen entehren; in Brüſſel aber muß das anders ſeyn, denn kaum in jenem Boudoir angelangt, wirft ſich Leoni auf's Kanapee, und ergießt ſich ganz ruhig, als ob er nicht die mindeſte Furcht hätte, geſtört zu werden, in einen heißen Strom von Thränen. Alle Bitten ſeiner Geliebten, ihr die plötzliche Veränderung ſeiner Gemüthsſtimmung zu erklären, fruchten nichts; doch endlich iſt Leoni überwunden, ſtürzt zu ihren Füßen (wieder ohne Beſorgniß, daß einer der dreihundert Gäſte ſich ebenfalls dahin verirren könnte, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen), geſteht ihr, daß ein gräßliches Schickſal ihn beherrſche, daß er auf immer dem Idol ſeiner Anbetung verloren ſey, wenn ſie nicht noch dieſe Nacht, nicht binnen einer Stunde — mit ihm entfliehe. Entſetzen, Schmerz, Angſt, Thränen von der andern Seite. Endlich willigt ſie in Alles, wofern er ihr nur einen Grund dieſes ſeltſamen Auftritts mittheile. Aus dieſem Verlangen ſchließt der Leſer noch auf einige geſunde Vernunft im Gehirn der Heldin, aber er irrt, denn ehe eine Stunde vergeht, ſitzt ſie, auch ohne Gründe, mit dem Entführer im Wagen, und hält erſt nach vierundzwanzig Stunden betäubt vor einem verfallenen Schloſſe, eine gute Strecke von der Landſtraße entfernt. Sie ſteigen aus und begeben ſich zur Ruhe; Juliette ſinkt ſogleich in tiefen Schlaf, und erwacht nur einmal, um Leoni geſchäftig beim Einpacken ihrer Kleider und Juwelen zu finden, die er dem Vater am nächſten Tage ſogleich rückſenden will. Sie ſchläft bis zum Morgen, wo ſie kaum erwacht, mit dem Geliebten wieder zum Wagen eilt, um unwiſſend wohin, die Reiſe durch die Welt zu machen. Sie kampiren noch einige Zeit in ſo verfallenen Burgen und halten endlich bei einem Häuschen im Hochgebirge der Schweiz an.

Da nun geht hin, Ihr jungen Mädchen, die Ihr nicht an die Allmacht der Liebe glaubt, da geht hin und erblickt ein ſeliges Paar, ein junges Weib, das in den

Digitized by Google

Armen des Laſters ſechs glückliche Monden verlebt, wie ſie nur die ewig Reinen des Paradieſes genießen können; da ſeht eine Tochter, die von ihrem alten Vater, von einer Mutter, die nur in ihr lebte, mit aller, in älterlicher Bruſt nur denkbaren Zärtlichkeit erzogen wurde, da ſeht ſie in den Armen ihres Buhlen, von ſeinen Küſſen berauſcht, wie auch nicht ein Gedanke an ſie in jenen langen ſechs Monden ihre Freuden ſtört, wie auch nicht eine Ahnung von Reue es nur ſchüchtern wagt, dem Hochgenuß der Liebe ein Fleckchen, nur ſo groß wie ein Moral-Princip des Herrn George Sand, in ihrem Herzen ſtreitig zu machen; da lernt die Allmacht der Liebe kennen, die Tugend, Sitte, Religion beſiegt, und die Heldin dieſer Leidenſchaft glücklich, ſelig, beneidenswerth macht.

Es iſt wahr, beim Beginn des Buches finden wir ſie als femme entretenue eines gewiſſen Aloe Buſtamento in Venedig. Sie ward das Opfer der Nichtswürdigkeit Leonis, der mit ihr floh, weil obenbeſagter ſtarrer Blick jenes Fremden aus einem Augenpaar fiel, das ihn in Paris auf falſchem Kartenſpiel ertappte. Er ſtahl jene mitgenommenen Juwelen dem Vater ſeiner Geliebten, machte mit ihr in Neapel ein großes Haus, ſtürzte ſich in tauſend Ausſchweifungen, ſtets von einem Croupier, dem Marcheſe Lorenzo begleitet, wird bettelarm, ſchleicht ſich ins Herz einer hektiſchen Prinzeſſin, vergiftet ſie mit Hülfe des Marcheſe, wird ihr Erbe, wieder reich, wieder arm, lebt von der Händearbeit ſeiner Geliebten, prügelt ſie, begeht auch einmal einen kleinen Mord, und da er endlich am Hungertuche nagt, verkauft er ſie einem Lord, überfällt ſie auf die niedrigſte, feigſte Art von der Welt, indem er Nachts den Lord leiſe in ihr Schlafzimmer führt, und als ſie von dem Sturm der neuen Liebkoſungen überraſcht, ihn anredet, ſteht er hinter dem Lord und ſpricht mit ihr, während jener ſie küßt. Hiedurch aus ihrem Wahne geriſſen, ſpringt ſie auf, und entgeht nur der ſchmachvollſten Mißhandlung durch einen Sprung aus dem Fenſter.

Als ſie wieder erwacht, ſind die Scheuſale entflohen, und Buſtamento, der treue Freund, wartet ihrer mit der Sorgfalt eines Geliebten. Wenn wir auch ſein naives Geſtändniß ihm nicht ſehr hoch anrechnen, daß Juliette in der Hitze des Fiebers ihn für Leoni gehalten, und ihn mit Küſſen bedeckt, er deſſenungeachtet ihren Wahn nicht zu ſeinem Vortheil benuzt habe, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß er ſich als ein ſo honetter Mann zeigt, wie ihn die Verirrte niemals verdiente. Sie erkennt dies auch bald, und die Leidenſchaft für Leoni verwandelt ſich in ſanfte Zärtlichkeit für Aleo. Bald kann ein eheliches Band ſeine Wünſche nicht mehr krönen, dennoch bietet er ihr ſeine Hand. Am Vorabend der Hochzeit fährt er mit ihr in einer Gondel ſpazieren. Eine größere Gondel naht; man legt an. In dieſer ſteht ein junger reich gekleideter Mann, und kaum erblickt ihn Julietten, ſo fliegt ſie an ſeinen Hals. Verrath, Verkauf, Entehrung, Mißhandlung, Mord, alles iſt vergeſſen; ſie liegt an der Bruſt — Leonis. — Das arme Mädchen kann nicht dafür; ihr Polterabend ſcheint im Kalender des Schickſals zu ihrem Entführungstage beſtimmt zu ſeyn.

Buſtamento ſpielt dabei eben nicht die glorioſeſte Rolle, aber Rache hat jedes Gefühl der Liebe verdrängt. Am andern Abend weiß er Leoni durch einen falſchen Liebesbrief auf ſeine Gondel zu locken. Kaum hat er dieſelbe betreten, ſo fliegt ſie hin über die Lagunen, und hält erſt auf dem ſandigen Ufer Lidos. Wie ſie ans Land getreten ſtößt die Gondel ab und erwartet ihren Herrn in den Lagunen am andern Ende der Inſel.

Nach einer ziemlich langen Promenade kommt's endlich zwiſchen den Herren zur Erklärung. Buſtamento zieht zwei Degen und reicht einen ſeinem Gegner hin. Das Ende dieſer nächtlichen Unterhaltung iſt, daß er dieſem ſeine Klinge bis zum Griff in den Leib ſtößt, und zur Gondel zurückkehrt. Aber unterwegs befallen ihn allerlei ſchwermüthige Gedanken, er hält inne, geht weiter, hält wieder inne, und der Tag graut, als er ſeine Barke beſteigt. Tief in ſich gekehrt, fährt er langſam zurück; da fliegt rauſchend das Dampfboot von Venedig nach Trieſt an ihm vorüber; ein Herr und eine Dame ſtehen koſend auf demſelben, und beugen ſich im Vorüberfliegen zu ihm hinab. Sein Blick trifft ſie, und ſtarrt ihnen dann entſetzt nach; er erkennt Juliette und — Leoni. — Wen, ruft er dem Schiffer zu, führten wir denn geſtern Abend nach Lido? — Ruhig erwidert dieſer: den Marcheſe Lorenzo.

Raſch wandte ich das Blatt um und ſtand erſtaunt wie Buſtamento: da war nichts mehr. Hier hätte ich nothwendig noch einen zweiten Theil erwartet, aber das: Fin, das ich in der Eil überſehen, belehrte mich eines Beſſeren; das Buch war aus ohne — Schluß.

Es hieße am geſunden Menſchenverſtande des Leſers zweifeln, wollte man hier noch eine Kritik verſuchen.

J — n.

8) Das Teſtament. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Ein junger Maler in Paris kommt zu einem Straßenmord und rettet ein ſchönes junges Mädchen, um derentwillen der Mord verübt worden. Sie iſt eine Polin, die um einer Erbſchaft willen entführt wurde. Ihr eigner Oheim hat ſie aus Polen nach Paris ſchleppen laſſen, um ihr großes Vermögen ſeinem Sohn zuzuwenden. Dieſen Sohn will er mit einer vornehmen Buhlerin erſten Ranges vermählen, um ihn noch beſſer zu

Digitized by Google

pouſſiren. Aber der Jüngling vereitelt des Vaters Pläne in jeder Beziehung, und die Tugend ſiegt, die ſchöne Polin vermählt ſich ihrem Retter, dem Maler, ꝛc. Dem Roman fehlt neben der Originalität auch die edle Einfachheit. Dieſe Entführungen, Zufälle, Ueberraſchungen, Verlegenheiten, Drohungen, die ſo ermüdend ſich häufen, enthalten nicht einmal etwas Neues.

9) Die Töchter der Wittwe. Nach Ducange von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1835.

Die weitläuftige Geſchichte dreier Schweſtern, von denen die eine einfach und glücklich, die andere vornehm und nicht ganz glücklich verheirathet, die dritte verführt und ins Kloſter verbannt wird, nachdem ſie ein todtes Kind geboren. Gemeines Leben, mit etwas Ruchloſigkeit gewürzt. Ordinäre Weiber, ſchlechte Männer.

Pädagogiſche Literatur.

6) Friedrich Auguſt Wolf, über Erziehung, Schule, Univerſität. (Consilia scholastica.) Aus Wolfs literariſchem Nachlaſſe zuſammengeſtellt, von W. Körte. Quedlinburg und Leipzig, Becker'ſche Buchhandlung, 1835.

Schon bei dem vor zwei Jahren in dieſen Blättern erſtatteten Bericht über Fr. A. Wolf's Leben habe ich Gelegenheit genommen, auf die freiere Anſicht hinzudeuten, welche Wolf von der Erlernung der alten Sprachen, gegenüber ſo vielen philologiſchen Schulmännern, gehegt habe. Gegenwärtige Schrift zeigt uns den genialen Mann auf's Neue, der ſich in ſeine Lieblingsſtudien nie ſo vertieft, daß er nicht über ſie hinaus zu ſehen vermöchte, wenn von Bildung der Jugend die Rede iſt. — Die Mittheilungen, welche wir erhalten, ſind von dem Herausgeber unter vier Rubriken zuſammengeſtellt. Zuerſt werden die consilia scholastica nach Vorleſungen mitgetheilt, die Wolf 1799 und 1801 zu Halle gehalten hat. Sie handeln von der Erziehung überhaupt und dann von der körperlichen und phyſiſchen insbeſondere. Die zweite Rubrik hat ſodann die Gelehrtenſchule (Gymnaſium) zum Gegenſtande, während die dritte Anſichten über Univerſitäten, die vierte ſolche über Akademien enthält.

Obgleich faſt Alles nur geſagt, Weniges nur erörtert und keineswegs ſyſtematiſirt iſt, ſo iſt doch faſt jedes Wort ſchlagend, originell, wie folgende Anführungen zeigen werden:

„Bis in's zehnte Jahr ſollte das Kind gar nicht ſtundenweiſe ſitzen, ſondern nur halbe Stunden. Ein Kind durch frühen Unterricht ſtill ſitzen zu lehren, iſt Thorheit. Kinderlectionen müſſen kurz und abgebrochen ſeyn und bloß Gelegenheit zum Denken geben.“

„Der Lehrer muß ſich nicht ärgern können und wäre auch von Bosheit die Rede, ſo wenig wie der Chirurgus ſich über ein Geſchwür ärgern wird.“

Aus den meiſt treffenden Anſichten über eigentlichen Unterricht, wobei gerathen wird, nicht zu früh mit Leſen, Schreiben und Rechnen anzufangen (nicht vor dem ſiebenten oder achten Jahr), heben wir folgende heraus, welche beſonders die philologiſchen Schulmänner wohl beherzigen mögen: „Zur höheren Bildung gehört nun vor Allem ein guter Unterricht in der Mutterſprache; an ihr lernt man leicht über die Sprache nachdenken.“ — „Die praktiſche Anleitung zur Mutterſprache muß durch Beiſpiele und ſorgfältig getrieben werden, ſo daß die niederen Stände auch einen Perioden verſtehen lernen.“ — „Alles muß aber in Beiſpielen, ohne praecepta, getrieben werden.“ — „Das Gefühl muß endlich in die Regel verwandelt werden und nun erſt treten die grammatiſchen Kunſtwörter ein.“ — „Was den Unterricht in den Sprachen betrifft, ſo hat man unterſucht, ob das Erlernen der alten Sprachen allgemein ſeyn ſolle. Wer nicht Gelehrter werden will, darf nicht mit alten Sprachen beſchäftigt werden, denn eine oberflächliche Kenntniß taugt gar nichts. Die Menge muß ſich mit neuen Sprachen und mit Sachkenntniſſen ſo viel als möglich beſchäftigen. Der Geſchäftsmann bedarf der alten Sprachen nicht. „Die Mutterſprache,“ ſagt man, „hat noch viele fremde Wörter,“ — man kann aber dieſe Wörter nicht immer aus der lateiniſchen Sprache lernen und es iſt beſſer, ſie in dem Sinne zu erklären, wie ſie jezt genommen werden. „Aber die Gründlichkeit geht hiebei verloren.“ Dieſe bedarf z. B. ein Kaufmann hier nicht. „Der Unterricht in der lateiniſchen Sprache bildet den Kopf.“ Aber dafür iſt in der Mutterſprache vorher ſchon geſorgt. Hiemit ſind alſo die alten Sprachen von dem Volke ausgeſchloſſen. — Nicht vor dem zehnten und nicht nach dem fünfzehnten Jahr muß man den Anfang machen. Dieſe Zeit trennt die künftigen Gelehrten und Ungelehrten; Beide lernen aber zugleich die deutſche Sprache und die Grammatik durch Beiſpiele, wobei der grammatiſche Sinn ſchon geſchärft wurde. Der künftige Gelehrte bedarf nur einer Repetition derſelben, und in Abſicht der Methode gilt der Weg, der bisher in der Mutterſprache gewählt wurde. — Soll nun aber die Routine oder die Grammatik den Anfang machen? — Es kommt auf die Subjecte an; die Grammatik kann bei denen anfangen, welche die deutſche

Digitized by Google

Grammatik inne haben. Aber im Allgemeinen iſt der andere Weg zu befolgen. Die Methode iſt nicht ungründlich, indeß — der läuft auch gründlich, der auch nicht grade die Geſetze der Bewegung kennen lernt.“ Dieſe Anführungen mögen hinreichen, um zur Lectüre des durchweg intereſſanten Buchs einzuladen, welches eben ſo originelle und meiſtens das Centrum treffende Anſichten auch über Verſchiedenheit der Schulen, namentlich aber über die Gelehrtenſchulen und Univerſitäten enthält, obgleich ſie oft von dem, was gegenwärtig als neues oder altes Vorurtheil Geltung hat, abweichen.

7) Der Schule Mitgabe für's akademiſche Leben, von L. Trede, Dr. phil., Rector der Plöner Gelehrtenſchule. Altona, Aue, 1835.

Obgleich der Verf. dieſer Schrift manchmal der Neigung zu einem etwas gekünſtelten Ausdruck nachgegeben hat, ſo iſt ihr Inhalt doch im Ganzen anſprechend. Namentlich iſt das Vorwort leſenswerth. Daſſelbe iſt gegen den unfleißigen Geiſt und gegen den geiſtloſen Fleiß, die auf unſern Univerſitäten nur zu oft herrſchen, gerichtet; und gegen die bloß äußerliche akademiſche Freiheit, mit welcher man die innere zu verwechſeln und — zu verderben nur zu bereit iſt. — Von den übrigen Mittheilungen verdient eine Rede hervorgehoben zu werden, welche das Verhältniß zwiſchen Schule und Welt mit Sinn und unbefangenem Urtheil beſpricht. Wir beſchränken uns ein Wort von Herder und eins von Salzmann anzuführen, die wir hier wiedergefunden haben. Das von Herder lautet: „Wer hat ein mühſameres Amt, als der Schullehrer? Weſſen Amt iſt nothwendiger und verdienſtvoller für den Staat, als das ſeinige; und welches Amt iſt, wie das ſeinige, ſo gar ohne Lohn und Ehre? — Die Schulſtellen ſind die geiſtlichſten Stellen des Landes; denn ſie ſind's allein, die den Geiſt bilden und ſchärfen und ohne welche — — — nichts anders als geiſtloſe Barbarei entſtünde.“

Salzmann ſchrieb an Baſedow:

„Es iſt mir nun kein Zweifel mehr, wie der Dichter, müſſe der Schulmann geboren, und ihm, wie dem Vogel die Luft, Lehrſtuhl und Schule unentbehrliches Lebenselement ſeyn; ſonſt iſt er doppelt und dreifach, was alle Schulmänner ſind, Märtyrer der Menſchheit, nur noch mit dem Unterſchiede, daß durch ſein Märtyrerthum der Schule und alſo auch der Menſchheit, denn nicht für ſich, ſondern für dieſe iſt ſie da, gewöhnlich wenig genützt wird.“

Orthographiſche Sonderbarkeiten, wie z. B. wiegtig ſtatt wichtig zu ſchreiben, hätte der Verf. vermeiden ſollen; denn es verräth nicht allein Pedanterei, ſondern ſogar Unkenntniß der Wortbildungsgeſetze der Mutterſprache.

8) Freimüthige Bemerkungen und Wünſche, das deutſche Volksſchulweſen betreffend. Zur Würdigung bei Berathung eines neuen Schulgeſetzes für das Königreich Würtemberg ꝛc. Ulm, Nübling, 1835.

Dieſe Schrift behandelt Fragen, die für das ganze Volksſchulweſen Deutſchlands von der höchſten Wichtigkeit ſind, für Würtemberg aber beſonders. Wer da weiß, wie ungern die Gemeinden, beſonders die kleineren, die Ausgaben für die Schulen machen, wie viele Streitigkeiten, Unannehmlichkeiten ꝛc. es zwiſchen Gemeinde und Lehrer eben deßwegen, auch wegen des Schulgeldes gibt; der wird dem Wunſche des Verf. beitreten, daß die Schulen, wie es in Preußen jetzt iſt, als Staatsanſtalten, die Schuldienſte als Staatsdienſte betrachtet und die Lehrerbeſoldung aus Staatskaſſen verabfolgt, alles Schulgeldzahlen aber in eine allgemeine Schulſteuer verwandelt werde. Die Zeiten eines patriarchaliſchen Zuſtandes im Gemeindeleben ſind vorüber, die Einſicht in die Nothwendigkeit der Schulbildung und die Bereitwilligkeit, dafür das Rechte und Ehrenwerthe zu thun, ſind noch zu ſelten, als daß man den Lehrer der Gnade und Ungnade der Gemeinden und der — Eltern überlaſſen dürfte. Entweder muß es der Staat den Gemeinden ganz überlaſſen, ob ſie Schulen haben und Lehrer beſolden wollen oder nicht, oder er muß die Schulen zu Staatsanſtalten machen. Die Anſicht der Induſtriellen, die wir nicht theilen, iſt, daß man das Schulhalten wie ein Gewerbe betrachten und den Lehrern, die ſich über Tüchtigkeit ausgewieſen, die unbeſchränkteſte Gewerbsfreiheit geſtatten und ſo die ausgedehnteſte Concurrenz eröffnen ſollte. Pfui dem, der dann noch Lehrer würde! Noch treffender ſind die Artikel, welche von den Schulbeſoldungen handeln, beurtheilt. — Alle, nur die Schule, den Unterricht und die Schuljugend ſelbſt am härteſten treffenden Nachtheile, die aus der Verdammung der Schullehrer zu einer relativen Bettelarmuth hervorgehen müſſen, werden richtig aufgezählt. Wir erwähnen nur einzelne Punkte. Vor allem werden ſich nur wenige tüchtige Menſchen dem Schuldienſte mehr widmen mögen, da jeder Schreiber ein beſſeres Loos zu erwarten habe; dann wird der mit Nahrungsſorgen kämpfende Lehrer faſt nur mit Unmuth und Läſſigkeit ſeinem, ohnehin grenzenlos mühevollen Amt obliegen können, und was aus der Schulzucht werden kann, wenn der Lehrer genöthigt iſt, ſich extraordinäre Unterſtützungen zu erſchmeicheln, wenn er mit Weib und Kind nicht darben will, ſieht Jeder ein. — Eben ſo wird Jeder, dem das Wohl der Lehrer, um des Gedeihens der Jugenderziehung willen, am Herzen liegt, dem Verf. ſeinen Beifall nicht verſagen können in alle dem, was er über Amtsſuspenſion, Penſionirung der Lehrer, ihrer Wittwen und Waiſen, Trennung der Meßnereien von dem Schuldienſt ꝛc. ſagt. W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 82. Montag, 15. Auguſt 1836.

Pädagogiſche Literatur.

9) Romeo, oder Erziehung und Gemeingeiſt. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers, von Dr. Carl Hoffmeiſter. 3 Bände. Eſſen, Bädecker, 1834.

Dieſer Roman iſt auf dem pädagogiſchen Gebiete, was Julius und Evagoras von Fries auf dem politiſchen iſt. Die Ideen deſſelben ſtimmen auch mit denen in Julius und Evagoras ziemlich überein; ja ſogar die Sprache. Nur iſt hier das pädagogiſche Intereſſe der Mittelpunkt, um welchen ſich Alles reiht. Die Geſchichte des jungen Mannes, welche der Entwicklung jener Ideen zum Rahmen dient, iſt ſo aus dem Leben gegriffen, daß man behaupten darf, ſie ſey die allgemeine und zwar innere Biographie eines großen, und zwar des edleren Theiles der Jugend von 1813—15. An jene Zeit der Erhebung und Begeiſterung, welche freilich unſer jüngſtes Deutſchland noch in den Windeln zugebracht, auf jeden Fall nicht mitgelebt hat und die es im Bunde mit denen, die damals ſchon zu feig oder zu gemein waren, um ſie mitzuleben, fortwährend verhöhnet, an jene Zeit, an jenen Silberblick des deutſchen Lebens knüpft der Verfaſſer die Lebensgeſchichte ſeines Helden an. Romeo, der jüngſte von drei Brüdern, zu jung noch, um den beiden älteren Brüdern in den Kampf für Nationalſelbſtſtändigkeit folgen zu können, gelobt beim Abſchiede dieſen, zu leben für das Vaterland, wie ſie für daſſelbe zu ſterben bereit ſeyen. Daß dies eine hohle Phraſe ſey, kann nur der behaupten wollen, der die damalige Zeit nicht kennt, oder der ſchon damals ſo von Gott verlaſſen war, daß er nicht ſah und fühlte, was rings um ihn her vorging. Es iſt buchſtäblich wahr, daß damals hunderte, tauſende von Knaben beim Abſchiede von älteren Brüdern, die in den Kampf zogen, bloß darum geweint haben, weil ſie nicht mitziehen durften; es iſt buchſtäblich wahr, daß damalige Knaben das männliche Gelübde ſich ſelbſt zuſchworen, ſo zu leben, daß ſie einſt möchten würdig befunden werden des Vaterlandes, für welches Brüder, Freunde, Verwandte freudig in den Tod gingen. Daſſelbe Gelübde legt hier Romeo ab und ſein ganzes Leben iſt der Erfüllung deſſelben geweiht; aus ihm geht die Idee und der Entſchluß hervor, für die innere, öffentliche Freiheit thätig zu ſeyn, zur Vervollkommnung des Lebens in Staat und Kirche auf jede erlaubte Weiſe mitzuwirken, vor allen Dingen aber den Gemeingeiſt, den Sinn für Theilnahme am öffentlichen Wohl, zu beleben. Bald ſieht er aber jede Ausſicht, in dieſem Sinne im Großen und Ganzen etwas auszurichten, immer mehr verſchwinden; und dies, verbunden mit perſönlicher Neigung und Geiſtesbildung, beſtimmt ihn, ſich dem Erziehungsfach zu widmen, hoffend, daß er hier Gelegenheit finden werde,

Digitized by Google

nicht, wie es wohl beſchränkte und fanatiſche Demagogen gethan haben, die Jugend unmittelbar politiſch zu bearbeiten, wohl aber, ſie durch echtmenſchliche Geiſtesbildung dahin zu bringen, daß ſie es ſich ſelbſt zur unverbrüchlichen Lebensaufgabe ſetze, ſich ſelbſt und das Leben um ſich her immer mehr zu vervollkommnen. Allein bald muß er erfahren, wie auch Erziehung und Unterricht überall unvollkommen ſind, wie der Beſſerung und Vervollkommnung des Schul- und Erziehungsweſens ſich eben ſo unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſtellen, als dem des öffentlichen Lebens, wie das Erziehungsweſen nur ein Glied des ganzen Lebens in Staat und Kirche ſey, daß alſo einer durchgreifenden Beſſerung jenes erſt die beſſere Geſtaltung dieſes vorausgehen müſſe ꝛc. In Folge ſeines Naturells bringt ihn die gewonnene Einſicht der Verzweiflung nahe; und vor dieſer bewahrt ihn nur der Entſchluß, zu dem er von mehreren gleichgeſinnten Freunden veranlaßt wird, mit einer ganzen deutſchen Colonie nach Nordamerika, an den Miſſuri auszuwandern, dort den Grund zu einem erneuerten Deutſchland zu legen. Gleichwohl halten wir den für keinen echten Patrioten, der das Vaterland, das reale, nicht das ideale, aufgibt. Die Geſchichte iſt aber, wie geſagt, hier Nebenſache; das Wichtigſte im Buche ſind die darin vorgetragenen Anſichten über das Leben und die Schule, welche theils in Form von Abhandlungen, theils als kleine Reden, theils in Geſprächsform mitgetheilt werden. Was das öffentliche Leben anlangt, ſo wird für Deutſchland ein wahrer Conſtitutionalismus verlangt. In Bezug auf die Anſichten über Schulweſen wird der ganze Kampf zwiſchen Philologismus und Technologismus hier durchgefochten, aber weder dieſem noch jenem die Palme zuerkannt, ſondern es wird die Idee einer volksthümlichen Menſchen- und Bürgerbildung als das Beſſere aufgeſtellt, in welcher weder alte noch neue Sprachen, vielmehr Naturkunde und Mathematik, Geſchichte und Mutterſprache und Geiſteskunde nebſt Philoſophie als Hauptbildungsmittel herrſchen ſollen, verſteht ſich nach den Bildungsſtufen des Kindes-, Knaben- und Jünglingsalters bedeutend modificirt, ſowohl rückſichtlich der Methode, als des Umfanges des Unterrichts. Uebrigens wird zugeſtanden, daß die europäiſchen Kulturverhältniſſe keine reine Durchführung dieſer Idee geſtatteten, daß denſelben gegenüber, einerſeits dem Studium der alten Sprachen, anderſeits dem der neueren, wohl auch den techniſchen Wiſſenſchaften gehörigen Ortes Conceſſionen zu machen ſeyen; aber mit ſiegreichen Gründen iſt durchgeführt, daß wahrhaft humane Bildung keine andere Baſis haben könne, als die obenangeführte. — Außer den rein pädagogiſchen Erörterungen kommen auch noch andere, unmittelbar dem philoſophiſchen Intereſſe angehörige vor; und wir machen namentlich auf eine Abhandlung über „das Gefühl“ aufmerkſam, welche der zweite Band enthält. Sie weiſet dem Gefühl nicht allein eine würdigere Stelle im Geiſtesleben an, als Schelling, Hegel und der größere Theil ihrer Jünger, ſondern iſt auch ein Muſter populär-philoſophiſcher Entwicklung, ohne die Anforderungen an wiſſenſchaftliche Genauigkeit unbefriedigt zu laſſen. Dieſes anzuerkennen iſt unſere Pflicht, obgleich wir überzeugt ſind, daß die Eigenthümlichkeit des Gefühlslebens noch ſchärfer herauszuheben und noch feſter zu begründen wäre.

Das ganze Buch bleibt eine der wichtigeren Erſcheinungen auf dem Gebiete der geſammten neueren, deutſchen Literatur, wenn es gleich ſpeciell nur einem einzelnen Zweige derſelben angehört; denn es iſt ein Document gegenwärtig, in einem großen Kreiſe wiſſenſchaftlich gebildeter Männer herrſchender Lebensanſichten, und dieſe haben in demſelben den glücklichſten Ausdruck gefunden.

10) Die falſchen Erwartungen von der Wirkſamkeit der Volksſchulen, geprüft von M. Gottlob Fiſcher, Superintendent in Sangerhauſen. Eisleben, Reichardt, 1835.

Es iſt wahr, man verſprach ſich lange Zeit und man verſpricht ſich jetzt noch immer viel zu viel von der Wirkſamkeit der Volksſchulen für die Bildung des heranwachſenden Geſchlechts; allein es iſt nicht die Schuld der Schulen, es iſt noch weniger die Schuld der Lehrer, wenn ſie nicht das leiſten, was man von ihnen erwartet, was ſie ſelbſt leiſten möchten: — dieſe zu weit getriebenen Erwartungen und Wünſche beruhen auf einem Irrthume. Die Schulen, niedere wie höhere, können für das, was man Bildung, in der rechten Bedeutung des Wortes, nennen mag, nur einen Beitrag liefern. Alle Erziehung, die ihrer Natur nach religiöſe und ſittliche iſt, kann von der Schule wohl befördert werden, aber nur ſo weit als ſie mit dem Unterricht zuſammenhängt. Allein was vermag der Lehrer, was die beſte Schule über ihre Mauern hinaus, was vermögen ſie gegen den Strom des Lebens, in welchem die Jugend außer der Schule lebt? Nicht allein, daß in dieſem leicht wieder dahingeriſſen wird, was die Schule mühſam angebaut hat; wie feindſelig brauſt dieſer Strom des Lebens nicht gar oft gegen die Schule und ihre Wirkſamkeit an? Dieſe allgemeine Anſicht, die leider nur zu viel Wahres für ſich hat, findet in dieſer Schrift ihre beſondere Anwendung auf die Betteljugend, auf die Kinder bettelarmer, wohl auch liederlicher und oft ruchloſer Eltern. In Bezug auf dieſe wird behauptet, daß die Schulen für Erziehung und Beſſerung derſelben ſo gut wie nichts vermöchten. Wer die Pöbeljugend in größeren Städten und in Fabrikorten zu beobachten Gelegenheit hat, deſſen Erfahrung wird ihm Beiſpiele genug darbieten, durch welche ſich die Behauptung beweiſen läßt, daß ſie troß

Digitized by Google

des vielen Geſchultwerdens an Nichtswürdigkeit, Unverſchämtheit und ſittlicher Verderbtheit ſeit Decennien immer zugenommen hat. — Der wohlwollende Verfaſſer verlangt nun, daß Erziehungshäuſer für die Kinder bösartiger, liederlicher und gänzlich herabgekommener Eltern errichtet würden, wo dieſelben, getrennt von ihren Eltern, an ein ſittliches, arbeitſames, geregeltes Leben gewöhnt werden ſollen. Mit den Waiſenhäuſern und Anſtalten für verwahrloſete, ſchon dem Verderben zur Beute gewordener Kindern ſey dem dringenden Bedürfniß noch lange nicht abgeholfen. Die Hauptaufgabe dieſer Erziehungshäuſer ſollte nach dem Verfaſſer ſeyn, fleißige und geſchickte Handarbeiter und treue und fleißige Dienſtboten zu bilden. — Wir treten den Wünſchen des Verfaſſers völlig bei, aber ſie können nicht wohl in Erfüllung gehen.

11) Umriß pädagogiſcher Vorleſungen. Von Herbart. Göttingen, Dietrich, 1835.

„Der Grundbegriff der Pädagogik, ſagt Herbart, iſt die Bildſamkeit des Zöglings; aber, fügt er beſchränkend z. B. hinzu, Bildſamkeit des Willens zur Sittlichkeit kennen wir nur beim Menſchen, und überhaupt: die Pädagogik darf keine unbegrenzte Bildſamkeit vorausſetzen; denn die Unbeſtimmtheit des Kindes iſt beſchränkt durch deſſen Individualität.“ — Wenn man dieſe der Einleitung enthobenen Sätze mit anderen in Herbarts, durch Metaphyſik rektifizirter Pſychologie vorkommenden Behauptungen von der Seele, daß ſie eine Subſtanz, ein reales, ſich erhaltendes Weſen ſey, zuſammenhält; ſo ſieht man ſeine Pädagogik auf einem pſychologiſchen Grunde ruhen; obgleich auch Herbart, wie Beneke, die ſogenannten Seelenvermögen für Fictionen erklärt und überhaupt in ſeiner Lehre von den Darſtellungsreihen und ihrer Erregung, von den Vorſtellungsmaſſen und deren Complicationen gar Manches iſt, was ans Spitzfündige ſtreift. Ueberdies gelangt er mit ſeiner, von metaphyſiſchen Grundwahrheiten getragenen, pſychologiſchen Erfahrung zu Reſultaten, welche vom Pädagogen um ſo mehr zu brauchen ſind, als ihm auch unſtreitig ſelbſt eine reiche pädagogiſche Erfahrung zur Seite ſteht. Von letzterer gibt auch der Umriß pädagogiſcher Vorleſungen faſt auf jeder Seite Zeugniß und es möchte das Gerathenſte ſeyn, einige entſcheidende Stellen anzuführen. Das Kapitel, welches der pſychologiſchen Begründung gewidmet iſt und in welchem der Grundgedanke einfach durchgeführt iſt, daß, wie im Kinde ſich ſinnliche und gedächtnißmäßige Auffaſſung zuerſt ankündige und dieſer Phantaſie, Urtheilskraft, beſonders das äſthetiſche, d. i. nach Herbart das Werth beſtimmende Urtheil hervortrete ꝛc., ſo auch Erziehung und Unterricht dieſen Gang der Natur, wenn gleich mit Abſicht und beſonderer Umſicht zu befolgen habe, enthält folgende Aeußerung gegen die übertriebene Neigung zu bloß materiellem Wiſſen: „Sowohl um das äſthetiſche (Werth beſtimmende) Urtheil im engeren Kreiſe der Beurtheilung des Willens zu fixiren, als auch um dem Egoismus entgegenzuwirken, müſſen menſchliche Verhältniſſe den Hauptgegenſtand des geſammten Unterrichts in jeder Schule, welche die Bildung des ganzen Menſchen übernimmt — vom Gymnaſium bis zur Dorfſchule — nothwendig ausmachen.“ Ferner heißt es: „Auch darf die Auffaſſung der Natur nicht Jedem nach eigner Weiſe überlaſſen bleiben. Auf den Unterricht in den Naturwiſſenſchaften ſind zunächſt die mathematiſchen Studien zu beziehen. Dagegen iſt ſelbſt der gründlichſte mathematiſche Unterricht doch unpädagogiſch, ſobald er eine abgeſonderte Vorſtellungsmaſſe für ſich allein bildet.“ — Ueber Disciplin im Allgemeinen ſteht §. 41 der Hauptſatz: „Was die Zucht gegen die Individualität vermag, das beruhet weniger auf Beſchränkungen, (die nicht fortdauern können,) als darauf, daß den beſſeren Regungen des Individuums zur frühzeitigen Entwickelung verholfen wird; wodurch ſie das Uebergewicht erlangen.“ Die ganze Pädagogik zerfällt bekanntlich nach Herbart in die Lehre von der Zucht, von der Regierung und vom Unterricht. In dieſen Blättern handelt er dieſe Rubriken nach den Alters- und Entwicklungsſtufen ab; eine ſehr lobenswerthe, durchaus praktiſche Abhandlungsform. In den §§. über die erſten drei Jahre finden ſich unter vielen trefflichen Bemerkungen folgende: „Niemand darf ein Kind als ſein Spielzeug behandeln.“ — „Das Kind muß (bei aller Liebe) beſtändig die Ueberlegenheit des Erwachſenen und oft ſeine eigene Hülfloſigkeit empfinden. Darauf gründet ſich der nothwendige Gehorſam.“ Ferner heißt es in dem Abſchnitt, welcher von 4—8jährigen Kindern handelt, §. 54: „Je mehr feſte Ordnung das Kind um ſich ſieht, deſto leichter fügt es ſich.“ — „Der Unterricht, der ſchon in dieſem Alter eintritt, mache jedoch noch nicht regelmäßig die Hauptbeſchäftigung des Kindes aus.“ Hienach wäre, wie auch ſpäterhin bemerkt wird, der erſte Elementarunterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen nie eine ganze Stunde hinter einander, überhaupt nicht in einer ununterbrochenen Reihe von Stunden, ſondern abwechſelnd mit ſpielenden Uebungen zu geben. — Aus dem Kapitel, welches dem Knabenalter und der eigentlichen Schulbildung gewidmet iſt, hebe ich folgende Stellen aus: „Die nächſte Rückſicht in Anſehung der zu wählenden Lehrgegenſtände iſt nun (nach Geſchichte und Mathematik) auf Poeſie und Naturlehre zu nehmen. In den unterſten Rang aber würden die fremden Sprachen kommen, wenn nicht beſondere Verhältniſſe ihnen in manchen Fällen eine vorzügliche Wichtigkeit ertheilten.“ — Das Knabenalter wird durch den theils nöthigen, theils nützlichen Unterricht oftmals auf eine Weiſe gedrückt,

Digitized by Google

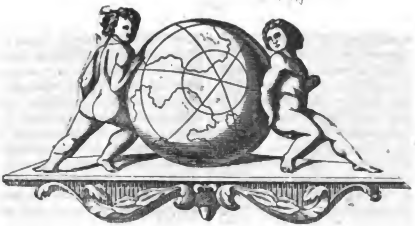
die man ſich zwar im gelehrten Stande zu verhehlen ſucht, die aber anderwärts auffällt; und wobei Muth, Entſchloſſenheit, Gewandtheit, Eigenthümlichkeit, Körperbildung und geiſtige Produktion weſentlich leiden." — Sehr beherzigenswerth iſt, was über religiöſe Bildung geſagt wird. Z. B.: „Die Philoſophie bezeugt, daß kein Wiſſen im Stande iſt, die Zuverſicht des religiöſen Glaubens zu überflügeln." — „Ein reines Familienleben wird als der feſteſte Grund aller Religion bezeichnet. Nachdem Gottes Liebe und Walten im Familienleben ſich bethätigt und dem Gefühl eingeprägt hat, wird auf ſeine Weisheit, Macht in der Natur, auf ſeine Lenkung in der Geſchichte hingewieſen.* Hier iſt bibliſche Geſchichte die Grundlage und dem confeſſionellen Unterricht gebe der allgemein-chriſtliche voraus. Uebrigens muß die Wirkung des Religionsunterrichtes bei jedem Individuum beachtet werden. Wiederum eine Aufgabe der Familien-Erziehung." — Was über den Geſchichtsunterricht, auf welchen Herbart ein ſehr großes Gewicht legt, beigebracht iſt, gewinnt zwar für ſeine Anſicht, zeigt aber die Unmöglichkeit der Durchführung, weil ſo vortreffliche und begabte Lehrer, als er vorausſezt, immer ſelten bleiben dürften. Herodot's Einfachheit z. B. zu erreichen, hängt vom beſten Willen nicht ab. — Sehr wahr ſind die einleitenden Worte über mathematiſchen Unterricht: „Daß die Anlage zur Mathematik ſeltener ſey, als zu andern Studien, iſt bloßer Schein, der vom verſpäteten und vernachläßigten Anfangen herrührt. Aber daß Mathematiker ſelten aufgelegt ſind, ſich mit Kindern gehörig zu beſchäftigen, iſt natürlich. Ueber dem Rechnen hat man die combinatoriſchen und geometriſchen Anfänge vernachläßigt; und zu demonſtriren verſucht, wo keine mathematiſche Phantaſie geweckt war." Später verlangt der Verf. „enge Verbindung der mathematiſchen Studien mit naturkundlichen, die ſich in der Naturlehre beſonders faſt aus der Mathematik entwickeln und ebenſo einerſeits zur Technologie, anderſeits zur Geographie überleiten; welch leztere nicht allein das eine Auge der Geſchichte, ſondern auch das der Naturkunde iſt. Herbart ſagt: „Die Geographie iſt eine aſſociirende Wiſſenſchaft; und ſie ſoll die Gelegenheit benutzen, Verbindung unter mancherlei Kenntniſſen, die nicht vereinzelt ſtehen dürfen, zu ſtiften." Ferner: „Die Vernachläßigung des geographiſchen Unterrichts iſt ſehr tadelnswerth. Man kann den geographiſchen Unterricht ſehr beſchränken; aber man darf ihn nicht geringſchätzen. Bei manchen Individuen iſt er der erſte, der ſie zum Bewußtſeyn bringt, daß ſie ſo, wie es verlangt wird, lernen können. Bei allen muß er die übrigen Studien verbinden und in der Verbindung feſthalten. Ohne ihn wankt Alles. Den hiſtoriſchen Begebenheiten fehlen die Stellen und Diſtanzen; den Naturprodukten die Fundorte; der populären Aſtronomie fehlt die ganze Anknüpfung; der geometriſchen Phantaſie eine der wichtigſten Anregungen." Mögen ſich das die merken, welche meinen, einen techniſch-naturkundlichen Unterricht ohne Geographie durchführen zu können. — Was den Sprachunterricht anlangt; ſo legt Herbart dem in der Mutterſprache, wenn er auf Verſtehen des Geleſenen und auf Darſtellung des Gedachten und Erfahrenen gerichtet iſt, großen Werth bei; den in den alten Sprachen betrachtet er nur als Mittel, in den Geiſt des Lebens der klaſſiſchen Völker einzudringen; daher er ganz anders, als philologiſch, vielmehr praktiſch und hiſtoriſch betrieben werden ſoll. Die eigenthümliche Idee, mit dem Griechiſchen anzufangen, modificirt er hier in Bezug auf Anwendung dahin, daß er nur mit Begabteren dieſen Weg gewandelt wiſſen will, womit dann deren Anwendung auf Schulen, die nur auf's Mittelgut zu rechnen haben, abgewieſen iſt. Von den zeitraubenden, geiſttödtenden, über die grammatiſchen Schnitzer nie ganz Herr werdenden, lateiniſchen Stylübungen hält Herbart nicht viel, wenn ſie nicht in der Schule ſelbſt, unter Leitung des Lehrers, ſo getrieben werden, daß ſie als Reſultate der vereinten Bemühungen der ganzen Klaſſe erſcheinen. Herbart hat hierin Recht, wie in ſeinen Anſichten über geſchichtlichen Unterricht; aber die Lehrer, welche ſolche Exercitationen mit Weisheit und Erfolg leiten könnten, möchten ebenfalls, wegen der großen Schwierigkeit des Geſchäfts, nicht häufig anzutreffen ſeyn. Von den näheren Beſtimmungen über den Unterricht heben wir noch folgende aus: „Der Umfang des Unterrichts wird ſich zwar meiſtens durch Rückſichten auf die äußere Lebenslage beſchränkt finden; er ſoll jedoch niemals kleiner, ſondern nach allen Richtungen größer ſeyn, als die Sphäre der nöthigen Lebensklugheit fürs gemeine Leben. Sonſt läuft immer das Individuum Gefahr, ſich ſelbſt und denen, die ihm naheſtehen, eine übergroße Wichtigkeit beizulegen." Dieſe Bemerkung gilt denen wieder, welche gegenwärtig eine Bornirung der Jugendbildung auf ganz ſpecielle Berufsarten als neues pädagogiſches Heil in hohlen Declamationen verkündigen. Aber wenn dieſe modernſte Anſicht allgemeiner und conſequent verfolgt wird, ſo wird ſie ſich bald genug als die heilloſeſte ausweiſen, geeignet, das egoiſtiſche Treiben des Geſchäftsintereſſes, was bisher ſchon ein nicht gehörig durch Vernunftausbildung gebändigter Inſtinkt zu wuchernder Entwickelung gezeitigt hat, vollends principiell und faſt unausrottbar zu machen. Die Sorge für materielles Wohl, wo ſie herrſcht und nicht höheren Intereſſen dient, vollendet die bodenloſe Gemeinheit der Geſinnung, in welcher noch alle Völker und Staaten, die ſich ihr ergeben, den verdienten Untergang gefunden haben.

W. B. M.

* Dieſe Anſichten ſtimmen zu ſehr mit denen Peſtalozzi's überein, als daß ſie nicht auch mit bewußter Rückſicht auf ſie ſich gebildet haben ſollten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 88. Mittwoch, 31. Auguſt **1836.**

Werke über Neu-Griechenland.

6) Dampfbootfahrt auf der Donau und Skizzen aus Oeſterreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland ꝛc., von Michael J. Quin. Aus dem Engl. Zwei Bände. Leipzig, Liter. Muſeum, 1836.

(Schluß.)

„Graf Szechenyi ſtand noch in der Blüthe des Lebens, hatte im Heere gedient und gehörte durch ſeine Talente, hohen Fähigkeiten und ſeinen von Eigennutz fernen Patriotismus, zu den einflußreichſten Mitgliedern des Reichstages. Beſtändig mit Entwürfen zum Vortheile Ungarns beſchäftigt, blieb er unvermählt, um ungehinderter reiſen und der Verwirklichung ſeiner Plane leben zu können, und war gegenwärtig insbeſondere durch die Oberaufſicht über die an der Donau begonnenen Arbeiten gefeſſelt, welche gänzlich das Reſultat ſeiner unermüdlichen Beharrlichkeit und ſeines Patriotismus waren. — Die Dampfſchifffahrt auf der Donau wird unſtreitig für Ungarn große Handelsvortheile zur Folge haben, allein obgleich einſichtsvolle Perſonen dies keineswegs überſehen, betrachten ſie jene doch mehr in der Hoffnung, Ungarn dadurch europäiſche Wichtigkeit erlangen zu ſehen. Unſtreitig wird die häufigere Berührung mit dem Auslande einen Wetteifer mit demſelben anregen; man wird Wege und Kanäle bauen, die Bauart in Städten und auf dem Lande wird ſich beſſern, die Sitten werden gewinnen.“

Der Verfaſſer ſchiffte nicht die ganze Donau hinab bis zur Mündung, ſondern reiste zu Lande über den Balkan nach Conſtantinopel. Ein großer Theil ſeines Werks iſt politiſchen Betrachtungen gewidmet. Er vertritt das engliſche Intereſſe im Orient mit lebhaftem Eifer, iſt der innigſte Verehrer des Lord Ponſonby, und gibt ſich alle mögliche Mühe, ein Uebergewicht des engliſchen Einfluſſes im Orient zu demonſtriren, da er ſich doch gewiß nicht ſo ſehr anzuſtrengen brauchte, wenn es wirklich vorhanden wäre. Die Schilderung der Stadt Conſtantinopel und des Lebens daſelbſt iſt, wie man ſie von einem lebhaften Geiſt erwarten kann, der die erſten Eindrücke ſich recapitulirt. Viel Neues haben wir nicht darin gefunden, denn Conſtantinopel iſt nun bald, wie Rom, Neapel, Paris, hundertmal beſchrieben.

Auch in Griechenland, wohin der Verfaſſer ſich nun wendet, findet er Gelegenheit genug, das engliſche

Digitized by Google

Intereſſe gegenüber dem ruſſiſchen zu vertreten, und namentlich ſpricht er mit warmer Freundſchaft von Herrn Dawkins, der von ruſſiſch geſinnten Reiſenden immer mit einem ſeltſamen mephiſtopheliſchen Zuge markirt wird. Die Phraſe des Verfaſſers, daß „Griechenland klaſſiſch an ſich und frei durch England“ ſey, mag die Tendenz aller ſeiner Raiſonnements bezeichnen. Die joniſchen Inſeln ſind in der That ein Ideal von „Freiheit durch England.“ So ſehr wir die Verfaſſung und die bürgerliche Freiheit der Engländer auf ihrer Heimathinſel achten und bewundern, können wir ihnen doch in Bezug auf ihre Handels- und Colonialpolitik keinerlei Vorzug zugeſtehen vor irgend einer andern barbariſchen Eroberungspolitik. Im Gegentheil wird ihr Unterdrückungsſyſtem durch die Maske des Liberalismus nur noch widerlicher.

Herr M. J. Quin reiſte über Italien zurück, und wohnte 1835 dem großen Oſterfeſt in Rom bei. Seine Schilderung ſtimmt auf's vollkommenſte mit dem überein, was Referent (Menzels Reiſe nach Italien im Frühjahr 1835) darüber geſchrieben hat und die Unparteilichkeit iſt zu loben, mit der hier ein Engländer das ſkandalöſe Benehmen ſeiner Landsleute am heiligen Ort und in heiliger Stunde rügt. „Der Papſt, erzählt Hr. Quin, wurde in ſeinem Prachtſeſſel, gefolgt von Kardinälen, Biſchöfen und zahlloſen Ordensgeiſtlichen zum Altare getragen, und die Pracht und Mannichfaltigkeit der Koſtüme machte einen imponirenden Eindruck. Die weiten Gewänder Sr. Heiligkeit mit der juwelenreichen Tiara, die purpurnen Kardinäle, die biſchöflichen Mitren u. ſ. w. ſtachen ſeltſam ab gegen das weißwollene Kleid des armen Karmeliters und ſeine Sandalen. Die päpſtlichen Schweizer in alterthümlicher Rüſtung, mit Bruſt- und Rückenharniſch, einſeitig aufgeſchlagenem Hute nahmen ſich ebenfalls wie Trümmer aus dem zwölften Jahrhundert neben der die Tribünen füllenden feinen Welt aus. Unter den Anweſenden war auch Don Miguel, Exuſurpator des portugieſiſchen Thrones. Er befand ſich auf einer Tribüne links vom päpſtlichen Throne, und ſchien die allgemeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er trug eine blaue Uniform, mehrere Orden, zu denen er ich weiß nicht wie gekommen, denn meines Wiſſens gibt es keinen Zeitraum in ſeinem Leben, wo er welche verdient haben könnte. Von Anſehen ſchien er kein übler Mann zu ſeyn, ſeine Devotion war aber zu geweiht, um aufrichtig ſeyn zu können. Das große Schiff der Kirche wurde in der Mite durch zwei Reihen Soldaten frei gehalten, hinter denen der übrige Raum von den untern Klaſſen vollgeſtopft war. Geſtehen muß ich, daß ich eine zahlreiche Verſammlung niemals ſich angemeſſener betragen ſah. Ich wünſchte von den beſſer gekleideten Perſonen daſſelbe rühmen zu können, welche die an den Seiten des Hochaltars und ſonſt errichteten Tribünen inne hatten. Der Mehrzahl nach ſchienen dies zu meinem Bedauern Engländer zu ſeyn, die ſich einbildeten mochten, ſie wären hier, um geſehen zu werden und durch ihre lauten Bemerkungen und ihr auffälliges Benehmen ſich bemerklich zu machen. Sie ſchienen St. Peter für ein Schauſpielhaus und die heiligen Ceremonien für eine Oper zu halten, die ihnen Gelegenheit gab, ihren muſikaliſchen Geſchmack und ihre Fortſchritte im Franzöſiſchen und Italieniſchen zu zeigen. Daß ſie dem Gottesdienſte beiwohnten, fiel ihnen gewiß nicht ein. Hinzufügen muß ich, daß es ihnen andere Fremde, namentlich die Franzoſen, darin gleich thaten.“ Wir wollen, weil der Gegenſtand doch manchem Leſer einiges Intereſſe darbieten dürfte, auch die Parallelſtelle aus unſerm ſchon früher erſchienenen Werke herſetzen: „Der weite Raum der Peterskirche nahm dieſen heiligen Zug und außerdem die geſammte vornehme, namentlich engliſche Welt auf. Inwendig in der Kirche war ein breites militäriſches Carré gezogen, in dem nur die hohe Geiſtlichkeit und die Fremden zugelaſſen wurden. Das eigentliche Volk mußte ſich in dem engen Raume zwiſchen den Soldaten und den Wänden drängen; es konnte daher nur ein ſehr geringer Theil deſſelben in die Kirche gelangen, die große Maſſe blieb draußen und erfüllte den Platz und die umliegenden Straßen. Im Hintergrunde der Kirche nahm der Papſt mit den Kardinälen Platz. Dann folgte ein Halbmond von Damen, meiſt blonden Engländerinnen, denen amphitheatraliſche Sitze bereitet waren. Neben und hinter dieſen ſchloß eine ungeheure Wolke von ſchwarz gekleideten Herren, mit ausländiſchen Uniformen untermiſcht, das Allerheiligſte ein. Den hintern Saum dieſes großen Halbmonds bildeten die geharniſchten Schweizer. Dann folgte das große militäriſche Carré, das bis hinab zum Thor der Kirche reichte. Innerhalb deſſelben gingen junge Engländer und ausländiſche Uniformen Arm in Arm, zum Theil in lautem Geſpräche ſpazieren, wenn ſie ſich aus dem Gedränge vorn herausgeriſſen hatten, um wieder Luft zu ſchöpfen. Trotz der großen Menge Fremder war hier immer noch ein bedeutender Raum übrig, den aber das Volk nicht betreten durfte. Die Soldaten ſtießen jeden zurück, der nicht wie ein eleganter Fremder ausſah. Selbſt wohlgekleidete Römer fanden hier ſchwer Zugang, oder ſuchten ihn nicht, denn ich ſah und hörte nichts als Engländer, Franzoſen, Deutſche. Es war buchſtäblich ein Parterre von Ketzern, vor denen die römiſche Kirche ein Schauſpiel aufführte. Ich, ein Proteſtant, wurde dadurch empört. Iſt es ſo weit gekommen, daß die tauſend frommen Hirten und Hirtinnen, welche von den Bergen niederſteigen und nach Rom

Digitized by Google

pilgern, die Nähe des heiligen Vaters nicht ſchauen dürfen, weil eine dichte Mauer vornehmer Ketzer und fremder Diplomaten ihn umringt, denen das große Feſt der katholiſchen Chriſtenheit doch im Grunde nur eine Comödie iſt — ſo bitte ich das Lutherthum, dem ich oft ſeinen Servilismus, ſeine politiſche Rückſichtlichkeit, ſeine Einverleibung in den Staatsdienſt vorgeworfen habe, hiermit feierlich um Verzeihung. Muß ich auch in Rom ſagen: tout comme chez nous, ſo darf ich nicht mehr einer oder der andern Confeſſion vorwerfen, was allen gemein iſt, die politiſche Profanation.“

7) Wanderjahre von W. A. Heinrich Scheffer. Zwei Bände. Marburg, Elwert, 1835.

In den eben angeführten Werken ſprach der Ruſſe und der Engländer. Hier ſpricht der Deutſche, der gutmüthige, unparteiiſche, edle Deutſche, der einer guten Sache gern dient, auch wenn ſie fremd iſt und vielleicht ihr um ſo lieber dient, weil ſie fremd iſt, und der nichts von der Eiferſucht des Ruſſen und Engländers weiß, weil er großherzig nur das Geben, das Sich opfern, nicht das Nehmen und Andere opfern gewohnt iſt.

Herr Scheffer war Philhellene und kam nach Griechenland voll Hoffnung und des beſten Willens, 1827. Allein die Wirren ſind bekannt, die auch den heißeſten Eifer damals und dort abkühlen mußten. Wir wollen hier auf das in allen Zeitungen und hundert Werken Beſprochene nicht ausführlich zurückkommen. Der Verfaſſer verließ Griechenland wieder, ging aber noch einmal dahin beim Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Krieges 1828. Er ſah die Ruſſen als Wiederherſteller der griechiſchen Freiheit an. Er enthuſiasmirte ſich von Neuem und hoffte, in den geſchloſſenen Reihen ruſſiſcher Heere eine würdigere Stellung zu finden, als unter den Intriguanten, Räubern und Bettlern im Peloponnes. Er hatte die Kühnheit, aus Griechenland mitten durch das türkiſche Gebiet zu Fuß dem ruſſiſchen Heer entgegen zu gehen. Einige Schilderungen dieſer wunderlichen Reiſe ſind charakteriſtiſch: „Im Vertrauen auf meine Kraft und zweckmäßiger zur Reiſe gerüſtet, (die fränkiſche Fußbekleidung hatte ich mit wollenen Lappen und Sandalen vertauſcht) auch mit einem Mundvorrath auf zwei Tage verſehen, verließ ich Adrianopel. Die türkiſchen Straßen ſind nichts als Wege, welche über Gras und Land geführt ſind, und da ein jeder den Theil erwählt, welcher ihm am beſten dünkt, ſo ſind dieſelben oft mehrere hundert Schritte breit und nur die Gleiſe geben dem Wanderer ein unſicheres Zeichen der zu nehmenden Richtung. In der Nähe der Stadt und da die vielen Heereszüge deutliche Spuren hinterlaſſen hatten, war der Weg nicht zu verkennen; ſchwieriger wurde er, nachdem ich einige Stunden zurückgelegt hatte; doch ſollte ich den erſten Tag nicht ohne Geſellſchaft bleiben, denn zu meinem großen Schrecken kamen zwei türkiſche Reiter hinter mir her gejagt, die mich auch bald erreicht hatten. Schon auf unangenehme Auftritte gefaßt, hatte ich mich dieſes Mal getäuſcht, denn nachdem ich dem einen, der ein Albaneſe war und das Griechiſche verſtand, meine Abſicht, über Belgrad in das Reich der Oeſterreicher zu ziehen, kund gethan hatte, waren wir phili und adelphi und ſie machten mir den Vorſchlag, dieſen Tag mit ihnen zu ziehen. Meine Vorſtellungen dagegen halfen nichts, ſie hielten die Pferde in langſamem Schritte und ſo mußte ich bei ihnen bleiben; gut war es, daß ich ihre Habſucht nicht reizen konnte, ſonſt würden ſie wohl minder freundlich geweſen ſeyn. Gegen Abend wurde in einem ſchönen Thale Raſt gemacht und die Pferde abgeſattelt, welche auf den umliegenden ſchönen Wieſen herrliche Weide fanden; die Türken ſelbſt aber machten ein ziemliches Feuer zurecht, um welches ſie ihre Teppiche und Mäntel ausbreiteten. Bei dem nun folgenden Mahl, tranken ſie, dem Islam zum Trotz, aus ihren großen Holzflaſchen, welche Wein und Schnapps enthielten, bis ſie berauſcht waren ꝛc. — Der dritte Tag war ein wahrer Jammertag, welchen mein ehrlicher deutſcher Magen niemals vergeſſen wird; die unter einem Baume zugebrachte kalte, thauigte Nacht hatte mich ganz ſteif vor Kälte gemacht und nachdem ich mich wieder warm gegangen, ſuchte ich vergebens in allen Taſchen nach einer Rinde Brod. Niemand kam des Weges und ich rannte in der unbekannten Gegend immer fort, von ungewöhnlichem Hunger und der Angſt, den Weg verloren zu haben, gefoltert; es ging durch Wald und über Wieſen, durch Waſſer und Sumpf und ich war in wahrer Verzweiflung. Erſt gegen Abend fand ich die Spuren eines Weges wieder und ich pries mich glücklich, als ich ganz erſchöpft ein bedeutendes Dorf erreichte. Von oben bis unten beſchmutzt, mit zerſtörtem Anſehen und gierigem, hungrigem Blick, klopfte ich vergebens bei einigen Wohnungen an, theils wurde ich abgewieſen, theils antwortete Niemand; endlich traf ich einen Rajah, welcher vor ſeinem Hauſe ſaß; meine Frage: homilis ta romaika? (redeſt du griechiſch) wurde mit homilo beantwortet und nun fühlte ich mich gerettet. Der gute Mann hieß mich eintreten und ich erhielt Alles, was er nur bieten konnte; es war nicht viel, aber mir war jede Speiſe angenehm; aus Mangel an Brod, gab er mir einen teigigen Kuchen, welcher mit grünen Halmen vermiſcht war und mir, nachdem ich heißhungrig einige Stücke verſchluckt hatte, nicht mehr behagen wollte; ein Ei war alles, was er auf meine Bitten im Dorfe

Digitized by Google

auftreiben konnte, denn auch hier waren viele Wohnungen verlaſſen und die Noth machte jeden karg, ſelbſt gegen Geld unempfindlich. An Raki war kein Mangel, und ich trank deſſen ſehr viel, welcher mich, mit Tabak, den ich hinlänglich beſaß, wieder einigermaßen in Stand ſezte. Mein Wirth konnte die fränkiſche Reiſeluſt nicht begreifen, noch mehr aber erſtaunte er, als ich den Schnapps zum Waſchen meiner Füße verwendete, denn eine ſolche Verſchwendung konnte er mit meinem geringen Gepäcke nicht zuſammen reimen.“ Er erreichte glücklich Philippopel. Von da aber wurde die Fußwanderung durch die Gebirge noch mißlicher. „Die erſte Tagereiſe ging bis Baſardſchick, durch fruchtbare und bebaute Gegend und die immer näher werdenden Berge entfalten dem an die Ebene gewöhnten Auge die angenehm wechſelnden Reize. Die Fußwanderung auf dieſem Wege iſt ſehr beſchwerlich, denn wegen des Reisbaues, der hier am vollkommenſten in der europäiſchen Türkei betrieben wird, ſind die Felder mit Gräben durchſchnitten und öfter unter Waſſer geſezt; obgleich kein ſchlechter Springer, fehlte ich doch mehrmal und fiel in das Schlammwaſſer; mein Ausſehen war demnach nicht ſehr gefällig und ganz von Schlamm beſprüzt kam ich nach Baſardſchick. Die berittene Geſellſchaft war mir etwas vorausgeeilt und ich fragte deßhalb nach dem Chane; dies verurſachte mir eine Scene, die ich nie vergeſſen werde und deren Erinnerung mich noch immer empört. Angelockt durch mein fremdartiges Ausſehen, hatte ſich die türkiſche Jugend um mich geſammelt und ich wurde mit allerlei ſchönen Titeln, wie ſie nur türkiſche Rohheit gegen Franken gebraucht, benannt; noch nicht genug, verfolgte mich die ganze Schaar und raſende Weiber ſchrieen mich für einen Ruſſen aus. Dies war das Signal eines allgemeinen Auflaufes und Weiber, Männer und Jungen wetteiferten miteinander, mich zu ſteinigen; es half mich wenig, daß ich einige aus der Menge über den Haufen rannte; das Geſchrei meiner Verfolger wurde immer ärger und einzelne Steinwürfe trafen mich in den Rücken und die Beine, zum Glück fuhren die meiſten über mich weg. Das Furchtbare meiner Lage, wenn ich in die Gewalt meiner Dränger, da ich nur mit einem Stocke verſehen war, gerieth, war mir nicht unbekannt und jede Vertheidigung aufgebend, eilte ich immer vorwärts, die Maſſe hinter mir her. Zu meinem Glück erreichte ich den Chane, und da ich vor der wüthenden Menge einen kleinen Vorſprung hatte, warf ich beide Thorflügel zu; dies würde mich noch nicht gerettet haben, wenn nicht in dem Hofe ein vornehmer Aga mit ſeinem Gefolge geweſen wäre, welcher ſich einige ſchöne Pferde, die verkauft werden ſollten, vorführen ließ. Dieſem klagte ich durch die Hülfe der Griechen mein Leid und hielt mein Teskireh in die Höhe. Der Mann war ſelbſt entrüſtet, und der wilde Haufen wurde auseinander gejagt.“ Eine griechiſche Caravane gewährte ihm manchen Beiſtand, doch kaum Schutz gegen die Türken. „Das Bild des Gebirges wurde belebter und wilder, als von den ſteilen Höhen ein Zug türkiſcher Reiter, wie fabelhafte Centauren, herabſprengte; ich glaubte jeden Augenblick, daß einige in den Abgrund ſtürzen würden und ſtaunte dieſe wahrhaft verwegenen Reiter an. Die ganze Caravane machte Halt und grüßte furchtſam und demüthig die wilden Deblis, welche zum Heere zogen. War ich den wilden Barbaren nicht gehorſam genug, oder war es ein übermüthiger Zug ihrer Wildheit, genug, zwei von ihnen ſprengten mit hervorgezogenen Piſtolen auf mich ein; die Wallachen ſchrieen ihnen laut zu: Naehmsuli Effendi; ich war in furchtbarer Todesangſt und dachte, daß hier das Ende meiner Laufbahn ſeyn würde; ich bedauerte, in Griechenland nicht grauſamer geweſen zu ſeyn, und daß ich dort nicht mein Leben im Kampfe mit den Henkern, wo ich mich wenigſtens vertheidigen konnte, gelaſſen hatte. In meiner entſetzlichen Lage konnte mich nichts als Klugheit retten; unter den Rufen und Klagen der Carawane ſchrie ich: 'Osmanli Kardaschlarimis (Osmanen unſere Brüder, weil unter den Türken der Glaube herrſchte, daß Oeſterreich in dem Kampfe mit den Ruſſen ihre Partei nehmen würde) und ob nun die Barbaren mein ſchlechtes Türkiſch verſtanden, oder ob ſie ſich überhaupt nur einen Scherz erlauben wollten, ſie ließen mich gehen und ritten hohnlachend davon. Vor Angſt und Wuth war ich ſo entkräftet, daß ich nicht mehr weiter konnte und mich deßhalb in meiner Verzweiflung auf die kalten Felſen warf; der heftige rauhe Wind ſtürmte fürchterlich und ich würde erfroren ſeyn, wenn nicht einer der Griechen abgeſtiegen wäre, um mich auf ſein Pferd zu nehmen. Ein Wallache, der auch zur Geſellſchaft gehörte, machte in ſeiner, mir damals noch ganz unbekannten, Sprache Einwendungen und ſtellte den Andern vor, daß ich der ganzen Caravane noch Unannehmlichkeiten verſchaffen würde. Doch die Griechen und ſelbſt die ganze übrige Geſellſchaft wieſen ihn derb zurück und riefen ein über das andere Mal εἶναι ἀδελφος, εἶναι καλος, παλικαρος, εἶναι ἀποιμας, er iſt unſer Bruder, guter Streiter, von den Unſern! Starker Wein, den man mir einflößte, brachte mich wieder zu Kräften.“ Das iſt ein ſchöner Zug des griechiſchen Charakters.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 89. Freitag, 2. September 1836.

Aſtronomie.

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darſtellung des Weltſyſtems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile gr. 8. mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und aſtronomiſchen Abbildungen. Stuttgart, Hoffmann, 1836.

Die ausgezeichnete Theilnahme, mit welcher das vorliegende neue aſtronomiſche Lehrbuch überall empfangen worden iſt, erſcheint für die Zeit, in welcher daſſelbe an das Licht tritt, als ein merkwürdiges Zeichen. Denn man ſagt dieſer Zeit, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, eine große Gleichgültigkeit gegen das Erhabene und Edlere, eine Frivolität und eine Hartnäckigkeit in Verfolgung der kleinlichſten und gemeinſten irdiſchen Intereſſen, nach, die ſich mit dem Aufſchwunge des Gedankens zum „Himmel und ſeinen Wundern“ ſchlecht zu vertragen ſcheinen.

Da indeß der Verſuche, die Lehren der Aſtronomie gemeinfaßlich darzuſtellen, ſchon ſehr viele gemacht wurden und es darauf ankam, die der Popularität gewöhnlich anhaftende Oberflächlichkeit zu meiden, war die Aufgabe nicht leicht.

Der Verfaſſer hat nun ſein Werk, mit ſtrenger Feſthaltung des nun angedeuteten Geſichtspunktes eines „Juſte-Milieu“ zwiſchen aſtronomiſcher Frivolität und zurückſtoßendem Formel-Ernſt, in drei Theile getheilt, deren erſter ſich mit der theoretiſchen Aſtronomie, oder den allgemeinen Erſcheinungen des Himmels beſchäftiget, wogegen der zweite die beſchreibende Aſtronomie, oder Topographie des Himmels vorträgt, und der dritte endlich zur phyſiſchen Aſtronomie, oder den Geſetzen der himmliſchen Bewegungen hinauf ſteigt. Dieſem dritten Theile iſt eine Beſchreibung der aſtronomiſchen Inſtrumente und Belehrung über ihren Gebrauch, dem ganzen Werke aber ein erklärendes Verzeichniß der vorzüglichſten aſtronomiſchen Kunſtausdrücke beigegeben, welches als ein höchſt gedrängtes, der deutſchen Literatur überhaupt noch immer fehlendes „Aſtronomiſches Handlexicon“ beſonders willkommen iſt.

Hier nur Einiges vom Inhalt. Im dritten Capitel begegnet der Verf. gleich Eingangs einem Zweifel, welchen man von aſtronomiſchen Dilettanten oft mit einiger Bangigkeit vortragen hört. Auf den erſten Blick ſcheint es nämlich, als wenn die Schiefe der Ekliptik der Zeit proportional abnehme, woraus am Ende allerdings ein gänzlicher Verluſt unſerer Sommer entſtehen würde, indem ſich die Sonne dann, ſtatt, wie jezt, bloß an den

Digitized by Google

Tagen der Nachtgleiche, fortwährend im Aequator aufhielte. Allein der Verf. zeigt, daß die, auf Aenderung der Schiefe der Ekliptik bezügliche Formel bloß periodiſche, d. h. ſolche Glieder enthält, die eine Zeitlang wachſen und dann wieder abnehmen, und demgemäß, wenn ſie ihren kleinſten Werth erreicht haben, auch wieder zu ihrem größten hinauf ſteigen. Die Schiefe der Ekliptik nimmt alſo nicht immer ab, ſondern erhält ſich immer zwiſchen den beiden äußerſten und unüberſteiglichen Grenzen von 21 und 28 Grad. Zugleich aber erfolgt dieſe Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik ſo außerordentlich langſam, daß die Periode, in welcher die Sonne, wenn wir mit dem Verfaſſer ſo ſagen dürfen, „einem ungeheuren Pendel ähnlich“, ihre Schwingungen um die angegebene Differenz der 7 Grad verändert, viele Jahrtauſende umfaßt.

Das ſiebente Capitel unterſucht die Folgen, die eine andere Art von Verbindung der täglichen und jährlichen Bewegung der Erde, oder eine andere Stellung der Rotationsaxe gegen die Ebne der Ekliptik, nach ſich ziehen würden. Nichts iſt ſo geeignet, die Weisheit des Schöpfungsplanes, und die Erhabenheit ſeines Urſprungs in das rechte Licht zu ſetzen; und wenn dergleichen Spekulationen von andern Lehrern der Aſtronomie, als müßig, ausgeſchloſſen werden: ſo finden wir dieſelben dagegen ſehr geeignet, das Nachdenken auf die teleologiſche Seite zu richten.

Keplers Geſetze machen den Gegenſtand des neunten Capitels aus; und man wird mit Vergnügen die ſchöne Entwicklung des Ideenganges leſen, welchen der deutſche Weltweiſe dabei befolgte, und welche wir als eine höchſt gelungene populäre Ueberſetzung des gediegenen Vortrages bezeichnen möchten, welchen Schubert in ſeiner „Theoriſchen Aſtronomie“ darüber hält.

Nun noch Einiges aus dem zweiten Theile. Die Natur der Sonnenflecken erklärt ſich am beſten durch die höchſt wahrſcheinliche Annahme einer dreifachen Kugelſchale, welche den ebenfalls kugelförmigen, aber an und für ſich dunkeln Körper, die Sonne, umgibt. Die äußerſte dieſer concentriſchen Umgebungen der Sonne beſteht aus einer Lichtſphäre, welche durch eine, unter ihr liegende, äußerſt elaſtiſche und transparente zweite Kugelhülle der Sonne immer in einer großen Höhe über dem Sonnenkörper erhalten wird. Unter dieſer zweiten Schichte liegt endlich eine dritte, wolkenartige, dunklere Schicht. Durch die Bewegungen nun, welche in jener oberſten Lichtſphäre vorgehen, und die ſich auch den beiden andern, tieferen Schichten mittheilen, trennt ſich dieſe Lichthülle zuweilen an einzelnen Stellen, und bekömmt gleichſam Riſſe, um die ſich die benachbarte Lichtmaterie natürlich aufthürmt. Der dadurch verdoppelte Glanz dringt durch die zweite Schicht, und fällt auf die dritte (Wolken-) Schicht, auf welcher er den grauen Rand bildet, den wir bei den Sonnenflecken wahrnehmen, und welcher den, meiſtens auch mit ſichtbar werdenden, entſprechenden Theil des eigentlichen Sonnenkörpers, als ſchwarzen Kern des Flecks, umgibt. — Es thut dieſe Erklärung der Erſcheinung ſo vollkommen Genüge, daß an ihrer Richtigkeit beinahe gar nicht zu zweifeln ſteht. — Man hat, wie wir in Bezug auf die Sonnenflecken noch bemerken müſſen, denſelben einen bedeutenden Einfluß auf die planetariſche Temperatur zugeſchrieben. „Allein,“ meint der Verf., „es fehlt uns an lange genug fortgeſezten Beobachtungen, um dieſen Einfluß verbürgen zu können.“ * Uebrigens entſtehen dieſe Flecken meiſtens nur in der Nähe des Sonnen-Aequators, in einer Zone, welche ſich höchſtens 30 Grad nördlich und ſüdlich deſſelben erſtreckt, dergeſtalt, daß ihre Bildung mit der Rotationsbewegung der Sonne, welche bekanntlich in der Nähe des Aequators am heftigſten iſt, in einer, ihren Gründen nach, uns dis jezt noch unbekannten Verbindung zu ſtehen ſcheint. **

In Abſicht der Planeten Merkur und Venus macht der Verfaſſer auf den merkwürdigen Umſtand aufmerkſam, daß ſich bei beiden die meiſten und höchſten Gebirge in der ſüdlichen Hemiſphäre finden. Da für die Erde bekanntlich derſelbe Umſtand eintritt, ſo darf man denſelben ſchwerlich als zufällig betrachten, ſondern hat ein Recht, einen allgemeinen Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung anzunehmen. „Vielleicht,“ bemerkt der Verf. auf dieſe Veranlaſſung, „ſind Süd und Nord nicht bloß eine mathematiſche Unterſcheidung, ſondern es ſteht damit eine allgemeine, unſerm ganzen Sonnenſyſteme gemeinſchaftliche Kraft oder Eigenthümlichkeit im Zuſammenhange, wie wir eine ſolche z. B. ſchon bei unſerm Magnetismus bemerken.“ Dieſer Gedanke erſcheint uns ſehr fruchtbar und verdient gewiß eine weitere Verfolgung, wozu es ſchon auf der Erde nicht an Analogien fehlen wird. Es iſt, in Bezug auf ſie, abgeſehen vom rein Mathemathiſchen, übrigens gewiß nicht gleichgültig, ob man ſich,

* Für die Behauptung, daß die Sonnenflecken Einfluß auf die planetariſche Temperatur haben, ſcheinen mir gleichwohl Gründe a priori zu ſprechen, da die Bildung der Flecken nicht ohne Bewegungen in der Photoſphäre erfolgen kann, und die Rückwirkung dieſer Lichtthätigkeit auf die Atmoſphäre der übrigen Körper unſeres Syſtems alſo eben ſo nothwendig eintreten muß.
N.

** Ein Punkt des irdiſchen Aequators legt in Folge der Rotationsbewegung der Erde, in 16 Secunden etwa 1 deutſche Meile zurück; ein Punkt des Sonnen-Aequators braucht dazu aber nur etwa 4 Secunden, ſo daß die Rotationsgeſchwindigkeit der Sonne die der Erde vier Mal übertrifft. Es läßt ſich alſo allerdings ein Zuſammenhang zwiſchen dieſer großen Schnelligkeit der rotatoriſchen Bewegung der Sonne und der Trennungen ihrer Photoſphäre annehmen. N.

Digitized by Google

ſüdlich oder nördlich, gleichweit vom Aequator entfernt. Lezterer gibt, in dieſer Rückſicht, ſo zu ſagen, den Indifferenzpunkt ab, während ſich zu beiden Seiten das Erdleben different geſtaltet, und auf den übrigen Planeten wird es wohl eben ſo ſeyn müſſen. — Seine Betrachtungen der Venus geben dem Verf. übrigens auch noch Veranlaſſung zu einer möglichſt populären Darſtellung der Methode, aus den Vorübergängen dieſes Planeten vor der Sonne die Horizontal-Parallaxe der lezteren abzuleiten, und da wir die Schwierigkeiten dieſer Entwicklung aus eigner Erfahrung kennen, ſo laſſen wir den gelungenen Beſtrebungen des Verfaſſers hinſichtlich derſelben deſto lieber volle Gerechtigkeit widerfahren. Sehr gut nimmt ſich in dieſer Auseinanderſetzung ein Aufſatz des bekannten engliſchen Aſtronomen Halley aus, dem wir bekanntlich den erſten Vorſchlag dieſer Methode verdanken, und der ſich darüber in den Phil. Transact. p. 1691 vernehmen ließ, welche hier nun eben ſo geſchickt benuzt ſind.

Die Reſultate der neueſten und ſorgfältigſten Beobachtungen des Planeten Mars ferner laſſen ſich etwa in folgende Worte zuſammendrängen. Das Vorhandenſeyn der, in unſeren Blättern oft beſprochnen, weißen (Schneebedeckten) Polarzonen dieſes Planeten findet ſich durch dieſe neueſten Beobachtungen * beſtätigt; dagegen aber wird die frühere Annahme, als wenn die, auf der Oberfläche des Mars wahrnehmbaren dunkeln Flecken veränderlich oder wolkenähnlich ſeyen, dadurch widerlegt. Mars erſchien bei wiederholter ſorgfältiger Beobachtung mit den vortrefflichſten Inſtrumenten, nie anders als kreisrund, und ſeine Flecken waren, mit Ausnahme eines geringen Farbenwechſels, und der durch die Rotation bedingten, rein optiſchen Veränderungen vollkommen conſtant. Die Licht-reflectirenden Theile der Marsoberfläche, welche wahrſcheinlich den Meeren unſerer Erde entſprechen, nehmen, gleich dieſen, einen größeren Raum als die übrigen ein, und ſtehen, ebenfalls wie Oceane der Erde, überall in Verbindung. Aus der gefundenen Rotation, verbunden mit der bekannten Axenſtellung und den Elementen der Bahn, ergaben ſich hiernächſt noch folgende Beſtimmungen:

Dauer eines Marsumlaufes um die Sonne: $669\frac{1}{5}$ Rotationen.

Länge eines Marsjahrs, $668\frac{2}{3}$ Marsſonnentage.

Länge eines dortigen mittleren Sonnentages in Erdenſtunden: 24^h 39′ 22″.

Exceß des Marsſonnentages über den dortigen Sterntag: 2′ 12″.

Verhältniß des Marstages zum Erdentage: 75:73.

Dauer des Frühlings der Nordhalbkugel:	$191\frac{1}{3}$	Marstage.
Des Sommers:	180	—
Des Herbſtes:	$149\frac{1}{3}$	—
Des Winters:	147	—

Der Frühling und Sommer der Nordhalbkugel dieſes Planeten iſt hiernach im Verhältniß 19:15 länger als der Südhalbkugel, gleichwie Aehnliches auf der Erde ſtattfindet; und das Umgekehrte hat für den Herbſt und Winter ſtatt, womit ſich noch der Umſtand verbindet, daß dieſe leztere Jahreszeit ebenfalls wieder bei uns auf der Südhalbkugel eintritt, wenn ſich Mars in ſeiner Sonnenferne befindet. Aus dieſem doppelten Grunde muß alſo der Winter der Südzone des Mars ſtrenger als der Winter der Nordzone ſeyn; und in der That zeigt die Beobachtung, daß der weiße (Schnee-) Glanz jener Zone länger anhält, und intenſiver iſt, als auf der Nordzone. Man ſieht aber an dieſem Beiſpiele, welche Folgerungen ſich, aus Beobachtung und Rechnung, über die Natur der andern Weltkörper ableiten laſſen.

Die größte phyſiſche Merkwürdigkeit des Jupiter ſind die mehrfachen, ſeinem Aequator parallelen Banden oder Streifen, von denen einige conſtant ſcheinen, andere plözlich entſtehen und nach einiger Zeit wieder verſchwinden. Aus den Umſtänden der Beobachtungen geht ganz unzweifelhaft hervor, daß dieſe Streifen durch atmoſphäriſche Niederſchläge gebildet werden; aber es iſt noch nicht entſchieden, weßhalb die Verdichtungen der Jupiters-Atmoſphäre eine ſo eigenthümliche Neigung haben, ſich dem Jupiters-Aequator parallel niederzuſchlagen. Indeß darf, als Analogie, doch bemerkt werden, daß die tropiſchen Regen auf der Erde in gleichen Breiten auch ziemlich gleichzeitig entſtehen, und einem entfernten Beobachter daher ebenfalls als dunkle, dem irdiſchen Aequator parallel laufende Gürtel erſcheinen mögen. Vielleicht trägt ferner die ungeheure, in der Richtung des Aequators thätige Rotationsgeſchwindigkeit des Jupiter zu jener Erſcheinung bei: ein Punkt des irdiſchen Aequators legt mit ſeiner Rotationsgeſchwindigkeit in der Secunde kaum 1500 Fuß, ein Punkt des Jupiter-Aequators aber gegen 40,000 Fuß, alſo faſt den 27fachen Weg zurück. Uebrigens ſcheint eine genauere Erörterung aller der Umſtände, welche die Beobachtung ergibt, auch noch eine größere Dichtigkeit der Jupiters-Atmoſphäre als der unſrigen anzuzeigen; und das Leben mag daher dort unter einer, vom irdiſchen Leben ſehr verſchiedenen Form auftreten. Man würde aber nimmer fertig werden, wenn man ſich auf weitere Verfolgung dieſer, vielleicht zu anziehenden Idee einlaſſen wollte. Der Verfaſſer wendet,

* Wir verdanken dieſelben dem unermüdlichen Fleiße der Berliner Aſtronomen Beer und Mädler, welche in ihrer vortrefflichen Schrift: „Phyſiſche Betrachtungen des Mars bei ſeiner Oppoſition im Sept. 1830“ für die Topographie dieſes Planeten Außerordentliches geleiſtet haben. R.

Digitized by Google

bloß in Bezug auf Jupiter, mehrere Seiten daran, und wird eine Menge von Leſern dadurch erfreuen.

Saturn iſt mit eben ſolchen Aequatorialſtreifen wie Jupiter verſehen; ſie ſind nur noch breiter, zeichnen ſich aber durch ihre Farbe weniger vor der Farbe der übrigen Oberfläche dieſes Planeten aus. Gleiche Urſachen ſcheinen hier gleiche Wirkungen wie auf dem Jupiter hervorgebracht zu haben, denn bei faſt gleicher Größe und Rotationszeit iſt die Rotationsgeſchwindigkeit des Saturn auch nahezu eben ſo groß, als bei jenem Planeten. Der Aequator Saturns iſt übrigens gegen die Ebne ſeiner Bahn unter einem Winkel von faſt 30 Grad geneigt, woraus folgt, daß die dortigen Jahreszeiten viel ſtärker verſchieden und ſchärfer bezeichnet ſind, als auf der Erde, deren Schiefe der Ekliptik bekanntlich beinahe 7 Grad weniger beträgt.

In Abſicht auf den Uranus endlich, dem Grenzplaneten unſeres Syſtems, wenigſtens ſo weit unſere jetzige Kenntniß dieſes Syſtems reicht, müſſen wir beſonders die ganz eigenthümliche Stellung ſeines Aequators bemerken, welcher auf der Ebne der Bahn beinahe ſenkrecht ſteht, ſo daß alſo die dortige Schiefe der Ekliptik einem rechten Winkel gleich kömmt. Die Rotationsaxe dieſes Planeten fällt alſo, merkwürdigerweiſe, in die Ebne der Bahn ſelbſt; und da ſie, einem allgemeinen Geſetze planetariſcher Bewegung gemäß, ſich ſelbſt immer parallel verbleibt: ſo folgt daraus, daß, während des, 84 unſerer Jahre enthaltenden Uranusjahrs, jeder Punkt der Oberfläche dieſes Planeten, ſelbſt die Pole * nicht ausgenommen, die Sonne zweimal in ſeinem Zenith ſieht.

(Der Schluß folgt.)

* Hinſichtlich der Uranuspole ſelbſt müßte man ſich eigentlich beſtimmter ſo ausdrücken, daß, wenn der Tag, da z. B. der Nordpol die Sonne im Zenith hat, der 1ſte Uranusjanuar wäre, dieſelbe Stellung gegen die Sonne erſt am folgenden 1ſten Januar, alſo nach einem vollen Uranusjahre wieder eintritt.

Werke über Neu-Griechenland.

7) Wanderjahre von W. A. Heinrich Scheffer. Zwei Bände. Marburg, Elwert, 1835.

(Schluß.)

Der Verfaſſer gelangte endlich in die Wallachei und meldete ſich zum ruſſiſchen Dienſt, fand es aber bald ſeinen Neigungen angemeſſener, wieder zurückzukehren. Ueber die Wallachei ſagt er nur wenig, verſpricht aber, ſich in einem größern Werke ausführlich darüber zu verbreiten. Das Wenige, was er vorbringt, iſt: „Durch die Beſitznahme der beiden Fürſtenthümer, gleich im Anfange des ruſſiſch-türkiſchen Krieges, wurden die traktatmäßig und in Folge der von den Divan-Bojaren geſchehenen Wahlen, herrſchenden Fürſten Ghika und Stourdza, außer Aktivität geſezt und die Verwaltung ruſſiſchen Generalen übertragen, die unterſtüzt durch die Divan-Mitglieder, welche ſich dem Drange der Umſtände meiſt willig beugten, dem Lande neue Laſten auflegten. In etwas hatten ſich die ruſſiſchen Herren verrechnet, denn ſo eine reiche Vorrathskammer, als ſie in den Fürſtenthümern zu beſitzen glaubten, fanden ſie nicht, da der Aufſtand unter Ypſilantis, die ſpätere türkiſche Beſatzung und die Verwaltung der neuen Fürſten die Länder ausgeſaugt hatten, ſo daß diejenigen, welche geben ſollten, ſelbſt nichts hatten und das ruſſiſche Heer hierdurch in eine furchtbare Lage gerieth (1828). Gold verſchafften die Schlüſſel von Varna und Zufuhren zur See ſchützten vor völligem Aufreiben, doch mußte die Belagerung Siliſtrias an den Thoren der Wallachei für diesmal aufgehoben werden. Dem ſo milde regierenden Pahlen folgte Scheltouchin in der Präſidentſchaft der beiden Fürſtenthümer und ſelbſt die geringe Beurtheilungskraft der ungebildetſten Bewohner konnte eine richtige Parallele zwiſchen türkiſchem Druck und ruſſiſcher Herrſchaft anſtellen. Ruſſiſche Diplomatik und Gewalt überredeten zu mannichfachen Veränderungen und Einrichtungen und unter der Präſidentſchaft Kiſſelefs, des Glücklichen (wer ſeine Laufbahn kennt, wird dieſen Ausdruck richtig finden; ſchon unter des höchſtſeligen Kaiſers Alexander, Kaiſerl. Majeſtät hoher Regierung leiſtete er Dero erhabener Perſon wichtige Dienſte —), wurde das neue Grundgeſetz vollendet; die Bojaren dienten nicht Undankbaren und die langen Bärte in ihren türkiſchen Pelzanzügen mit den großen Cordons von St. Anna, den polniſchen Stanislausſternen und den Rubans des heiligen Wladimir ꝛc. nahmen ſich wunderbar aus. Alles rang nach Auszeichnung; den neuen Herren zu gefallen, wurde die alte türkiſche Tracht von anderer Kleidung verdrängt und die neuen Großkreuze, Comthure und Ritter fühlten ſich ſtolz und groß im Glanze der kaiſerlichen Sonne; das gemeine Volk ſpürte keine ſonderliche Veränderung, es war und blieb den Herren zinsbar.“

Am Schluſſe ſchwört der Verfaſſer auf eine recht humoriſtiſche Weiſe ſeine philanthropiſchen Träume und Hoffnungen ab.

R.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 90. Montag, 5. September 1836.

Haushaltungskunſt.

Syſtem der Privatökonomie. Auch mit dem Titel: Das Ganze des Familienhaushaltes, für das gebildete Publikum dargeſtellt von Johann Jakob Wagner. Aarau, Sauerländer, 1836. S. 264.

Täuſcht mich mein Auge oder iſt das Oberſte zu unterſt gekehrt? ſo hören wir den Leſer ausrufen, der es eher für möglich hielt, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr ginge, als daß Wagner, der Verf. des „Organon der menſchlichen Erkenntniß" ꝛc. einen ſo gemeinen Gegenſtand wie die Haushaltungskunſt behandelte. Und doch bleibt das Faktum, daß derſelbe Mann über den leztern das genannte Buch ſchrieb; wir werden uns aber dazu verſtehen müſſen, mit ſeiner Hülfe unſere Begriffe von Gemeinheit eines Gegenſtandes zu berichtigen (Seite 5) und zu erkennen, daß gemein Nichts iſt, als was der Menſch gemein nimmt oder macht.

Das Werk iſt zeitgemäß, denn es betrifft die materiellen Intereſſen. Mag man auch für und wider ſie ſagen, was man will, ſo viel bleibt unbeſtreitbar, nicht nur gedeihen ſie im Staat und durch den Staat nicht, wenn nicht im Haushalt der Familien Solidität und Wohlſtand herrſcht, ſondern noch mehr und tiefer aufgefaßt, die Befriedigung der materiellen Bedürfniſſe in den Nationen fällt zum größten Theil auf die Familien und ihr Gebiet wird hier Familienhaushalt genannt. Vorliegendes Werk hat nun aber dem unbeſtimmten Drang nach klarem Ausſprechen dieſer Verhältniſſe eigentlich die Zunge gelöst und muß in dieſer Hinſicht im höchſten Grade zeitgemäß genannt werden.

Als ein weiterer Umſtand von außen bei Beurtheilung dieſes Buches iſt zu berückſichtigen, wie ſehr das Familienleben in ſeiner materiellen Grundlage, der Erwerbung und der Verwaltung des Einkommens, heutzutage erſchüttert iſt, ſo daß zahlloſe Familien durch Unglück oder Leichtſinn einem Ruin entgegeneilen, der nur durch die energiſchſten Mittel abgewendet werden kann. Die Darſtellung und Würdigung dieſer Rettungsmittel iſt in einer Haushaltungskunſt zu ſuchen. Als „das Ganze des Familienhaushaltes" iſt das Werk für die Frauen geſchrieben, durch „Syſtem der Privatökonomie" wird dagegen angedeutet, daß es auch eine wiſſenſchaftliche Seite hat.

Wenn Jemand aus den ſeitherigen Schriften Wagners noch nicht wiſſen ſollte, wie weit dieſer es in klarer Erkenntniß des Geſchlechtsverhältniſſes gebracht hat, und in Folge hiervon, welche Verehrung er für „die Hoheit der Menſchennatur in dem Weibe," „der ſich das Unreiſe nicht nahen ſoll," an den Tag legt, der kann ſich aus der „Vorrede an die Frauen" davon überzeugen und findet im Verfolge des ganzen Buches daſſelbe beſtätiget;

Digitized by Google

dagegen ſollen es ihm die Frauen auch nicht verübeln, wenn an ſie die Forderung geſtellt wird, dieſer ihrer Natur und ihrem von Wagner ihnen auf das Schönſte geſchilderten Berufe im Haushalte treu zu bleiben. Die Art, wie dies geſchehen könne und ſolle, gibt das Buch an und die erwähnte Vorrede ſezt auch das Verhältniß zwiſchen männlicher und weiblicher Bildung, ſo wie das der Bildung der Frau durch den Mann in den klarſten Worten feſt. Das Reſultat bleibt unumſtößlich, daß jenen Beiden daſſelbe Ziel geſteckt iſt, nämlich das Leben zu verſtehen und zu beherrſchen, und nur die Wege hiezu abweichen. Wie wenig dies aber ein unbeſtimmter allgemeiner Ausdruck iſt, beweiſt der Verf. durch ſein Werk, welches den Frauen ihren Beruf, „das Einkommen der Familie zweckmäßig zu verwalten" klar entwickelt und ihnen die Nothwendigkeit ausſpricht, dieſem Berufe mit Eifer und Einſicht zu leben, und zwar mit einer Einſicht, die nicht bloß eine durch Angewöhnung und Uebung erworbene ſey, ſondern, weil die Menſchennatur überall zum klaren Bewußtſeyn ihres Inhaltes und ihrer Umgebung beſtimmt iſt, die Verhältniſſe des haushälteriſchen Wirkens ſowohl in ihrem Zuſammenhange unter ſich als in ihren Beziehungen auf das Volksleben durchſchauen.

Eine kurze Einleitung entwickelt die Natur des Familieneinkommens als urſprünglich aus Stoffen, bei kultivirten Völkern aus Geld, beſtehend, in beiden Fällen aber als eines aus dem Lebensſtrome der Nation in den Schooß der Familie geleiteten Armes. Die verſchiedenen Arten des Einkommens erhalten ihre verſchiedene Würdigung, und da nicht die Anſchaffung, ſondern die Verwendung des Einkommens die Bedürfniſſe der Familie wirklich befriedigt, „indeß der Erwerb dieſe Befriedigung bloß möglich macht, ſo erhält die Verwaltung des Einkommens wirklich das Haus, und wenn ſie auf Grundſätze gebracht, ſelbſt eine beſonnene Anwendung der Grundſätze wird, ſo heißt ſie mit Recht Haushaltungskunſt." Hierauf folgt die tiefgeſchaute Darſtellung des haushälteriſchen Wirkens des Mannes und der Frau in ihrem Verhältniſſe zu einander, ferner des Einfluſſes von Kindern auf die Haushaltung, und endlich wird die Sorge der Hausmutter in der Haushaltung erkannt, als beſtehend in der Anſchaffung von Stoffen und Produkten für das Haus, in Verwendung des Angeſchafften, in Erhaltung deſſelben und in dem, was hier Einrichtung des Ganzen genannt iſt, welche darauf abzielt, daß Alles zweckmäßig in einander greife. Hienach ſind auch die Abtheilungen des Buches geſezt. Die Bedürfniſſe an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräthe bilden den Gegenſtand jener drei erſten Abtheilungen, und zwar iſt mit der Wohnung begonnen, da dieſe erſt den durch Heirath verbundenen Ehegatten gemeinſchaftliches Daſeyn und Möglichkeit einer Haus – haltung gibt. Hier wird denn mit Erwägung des Unterſchieds zwiſchen eigener und Miethwohnung, Alleingenuß oder Gemeinſchaft und den einer jeden eigenen Vortheilen und Nachtheilen die Lehre von der Wohnung eröffnet und aus der Natur der Sache das Reſultat gewonnen, daß ein eigenes und von einer Familie allein bewohntes Haus das Höchſte iſt. Beſondere Berückſichtigung hat das Miteigenthum, die Einquartirungslaſt und das Logiren in Vergleich zur Miethe erhalten. Zum Geräthe (Mobilien, Meubeln, Fahrniß) fortſchreitend, finden wir es — der Wohnung gegenüber — an die ſtets ſich bewegenden Verrichtungen des Lebens ſich anſchließend und es erſcheinen ſeine verſchiedenen Formen vom größten bis zum kleinſten nach ſeiner Bedeutung und Stelle, ſo wie die Arten ſeiner Anſchaffung, nämlich durch Beſtellung bei dem Verfertiger, durch Ankauf aus Waarenlagern, in welchen Geräthe dieſer Art neu verfertigt zum Verkaufe daliegen, durch Ankauf in Auctionen oder aus Trödelbuden erſchöpfend gewürdigt, und wir empfehlen Männern und Frauen dieſe Partie des vortrefflichen Buches von der Kunſt des Familienhaushaltes noch ſpeciell zur Nachachtung und ferner zur Beherzigung die dort (S. 49) gegebene Belehrung, wie weit die unmittelbarſte und einfachſte und darum auch natürlichſte Art der Anſchaffung von Geräthe, nämlich die Selbſtverfertigung, gehen dürfe, wie weit ſie aber auch gehen müſſe. In neuerer Zeit haben ſich die Verhältniſſe in Beziehung auf Selbſtverfertigung der Geräthe durch die Familie beinahe umgekehrt, ſo daß es höchſte Nothwendigkeit iſt, den rechten Weg wieder gewieſen zu erhalten. Nicht nur daß ſich die Eitelkeit der weiblichen Glieder der Familie zu übermäßigem Sichhingeben an Selbſtverfertigung eleganter und luxuriöſer Geräthe neigt, durch Zeit- und weibliche Kräfte-raubende Ausarbeitung koſtbarer Fußteppiche, Ofenſchirme u. dergl., daß ſie ferner durch Verfertigung der weiblichen Modekleidung der häuslichen Induſtrie im Spinnen, Stricken ꝛc., überhaupt durch Bevorzugung des Schönen ſich dem Nützlichen entzieht; ſondern auch von anderer Seite iſt verſucht worden, den ganzen Grundſatz der Selbſtverfertigung aus der Familie zu ſtoßen. Die anſcheinende Wahrheit und die dem ſüßen Nichtsthun huldigende Demonſtration dieſer Lehre verfehlten nicht, Glück zu machen. Die Nationalökonomie war es nämlich, welche im Gefühl ihres Anſehens und ihres großen Einfluſſes auf das Reichwerden der Völker ſich beikommen ließ, auch Grundſätze für das Reichwerden der Familie aufzuſtellen, und demgemäß zu predigen; Geld ſo wenig und ſo ſpät als möglich auszugeben iſt baarer Gewinn für die Familie. In Folge hievon wurde ſowohl die Selbſtverfertigung als auch die Anſchaffung nach Zeit und Gelegenheit als häufig theurer ganz verworfen.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aſtronomie.

Die Wunder des Himmels, oder gemeinfaßliche Darſtellung des Weltſyſtems. Von J. J. Littrow, Director der k. k. Sternwarte zu Wien. 3 Theile gr. 8. mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und aſtronomiſchen Abbildungen.

(Schluß.)

Nachdem aber z. B. der Nordpol die Sonne ſolchergeſtalt in ſeinem Zenith gehabt hat, ſo wird ſie ſich, in einem Schraubengange, davon entfernen, und nach 21 Jahren, während welcher Zeit dieſer Pol ſie immer tiefer ſinken ſieht, endlich unter ſeinem Horizont verlieren, und wieder 21 Jahre zubringen, um bis zu ſeinem Nadir hinab zu eilen. Der Gegenſatz der Jahreszeiten, ſo weit dieſelben vom Sonnenſtande abhängen, iſt alſo für die Uranuspolargegenden der größtmögliche, indem ſie während Eines ihrer Jahre den Scheitelabſtand der Sonne ſich um volle 180 Grad verändern ſehen. In der That, eine wunderbare Natur-Einrichtung.

Was den Mond betrifft, ſo wird eine neue Beſchreibung deſſelben von den rühmlich erwähnten Berliner Aſtronomen *Beer* und *Mädler* erſcheinen, in welcher ſich ein bedeutender Theil der bisherigen Anſichten davon modificirt finden dürfte, worauf wir ſeiner Zeit zurückkommen werden. Eben ſo iſt über die Kometen eine treffliche Schrift des wackern Königsberger Aſtronomen *Beſſel* zu erwarten.

Ueber die *Fixſterne* hat der Verfaſſer ein paar beſondere Werke geſchrieben.

Auch parallel mit dem dritten Theil des Hauptwerks, der von der phyſiſchen Aſtronomie handelt, hat der Verfaſſer folgende beſondere Schrift geſchrieben:

Geſchichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation durch Newton. Gemeinfaßlich dargeſtellt von Littrow. Wien, Beck, 1835. gr. 8.

Dagegen aber enthält unſer Werk ſelbſt, ſeinem ausgedehnteren Plane gemäß, auch wieder manche andere Anwendungen dieſes großen Himmelsgeſetzes, der Gravitation im directen Verhältniſſe der Maſſe, und umgekehrten des Quadrates der Entfernung des anziehenden Körpers, welche ſich in letzterer Schrift nicht finden können, und wir zeichnen darunter die Auseinanderſetzungen über die *periodiſchen und ſäcularen Störungen aus*, über welchen Gegenſatz oft unrichtige Anſichten vorkommen. „Die Anziehungen nämlich, welche die Planeten unter einander erleiden, werden ihre Wirkungen zunächſt auf die Himmelsorte dieſer Körper ſelbſt äußern, indem ſich die Längen und Breiten der Planeten ſowohl, als ihre Entfernungen von Sonne und Erde, dadurch afficirt finden. Dieſe Störungen werden aber offenbar nur von den gegenſeitigen Stellungen der Planeten in ihren Bahnen abhängen; und da dieſe Stellungen, nach einer gewiſſen Zeit, nothwendig wieder dieſelben werden, ſo müſſen alſo auch die davon abhängigen Störungen nach denſelben beſtimmten Perioden wiederkehren. Aus dieſer Urſache nennt man dieſelben *periodiſche Störungen*. — Allein man überſieht leicht, daß außer dieſen periodiſchen Störungen, welche bloß von den gegenſeitigen Configurationen gewiſſer *beſtimmten* Planeten abhängen, aus dem Complex der Lagen *aller* Planetenbahnen gegen einander noch andere, wenn auch viel langſamer bemerkbar werdende Anziehungs-Einflüſſe hervorgehen müſſen, wodurch allmählig die Elemente dieſer Bahnen ſelbſt, und zwar dauernd, verändert werden; und dieſe Störungen nun hat man, eben wegen der langen Perioden, in welche ihre Wirkungen eingeſchloſſen ſind, *ſäculare Störungen* genannt. *

---

* Vielleicht drückt man ſich über dieſen ſo höchſt intereſſanten, mit der *Frage nach der ewigen Dauer des Weltſyſtems*, welche wir auf dieſe Veranlaſſung berühren werden, in der engſten Verbindung ſtehenden Gegenſtand, mit noch eindringlicherer Deutlichkeit folgendergeſtalt aus.

Man kann die Bahn eines Planeten als eine Ellipſe betrachten, deren Elemente, genau genommen, *alle augenblicklich* Veränderungen durch den Einfluß der perturbirenden Kräfte der übrigen Himmelskörper erleiden, indem eigentlich keine Störung des Ortes eines Himmelskörpers ohne gleichzeitige Affektion der Elemente, mit denen derſelbe zuſammenhängt, denkbar iſt. Allein die Rechnung lehrt, daß dieſer ſtörende Einfluß auf die Elemente der Bahn nicht durch alle Perturbationen auf eine gleiche Weiſe bewirkt wird. Bei einigen dieſer Perturbationen nämlich beſchränkt ſich der Einfluß darauf, in der Größe der Elemente nur eine hin und her ſchwankende, in enge und a priori überſehbare Grenzen eingeſchloßne Veränderung hervorzubringen. Dieſe Art von Störungen iſt an kurze Perioden gebunden; ſie heißt eben deßwegen *periodiſch*, und hat nur einen bald vorübergehenden, keinerlei Beſorgniß für die Dauer des Weltſyſtems erweckenden Einfluß.

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den ſogenannten *ſäcularen Störungen*. Ihr Einfluß äußert ſich ſehr langſam, und wird nur erſt nach Jahrhunderten bemerklich, woher ihr Name kommt; aber ſie verändern darum nicht weniger, mittelſt eines dauernden und ununterbrochenen Beſtrebens, die Elemente der Planetenbahnen, die Geſtalt und Lage dieſer Bahnen im Weltenraume; und es iſt, rückſichtlich ihrer, unmöglich, gleichwie bei den periodiſchen Störungen, a priori anzugeben, ob die allgemeine Form des Weltſyſtems durch ſie nicht einſt mehr oder weniger beeinträchtigt werden könne. Hier aber nun iſt es anderſeits auch, wo die bewunderungswürdige Analyſis namentlich eines *Laplace*, und ſodann ſpäterer Geometer, welche, ſämmtlich mit Gewinnung des nämlichen Ergebniſſes, den von ihm eingeſchlagenen Weg verfolgt

Die lezte Abtheilung unſeres Werkes endlich, die ſchon erwähnte Beſchreibung und Gebrauchsanweiſung der wichtigſten aſtronomiſchen Inſtrumente, leidet zwar, ihrem Weſen nach, keinerlei Art von Auszug; allein ſie führt auf Betrachtung eines Verfahrens, welches jezt, unter dem Namen der Methode der kleinſten Quadrate, in den Naturwiſſenſchaften die allgemeinſte Anwendung findet, und ſchon deßwegen verdient, im Gewande der Popularität auch einem größeren Publikum vorgeführt zu werden. Wenn meine Leſer, durch Beobachtung, irgend eine Ermittlung, etwa eine Meſſung oder ſo Etwas, machen, wenn ſie z. B. die Länge einer Wegeſtrecke beſtimmen wollten, und, bei einer erſten Abmeſſung, dafür genau 1000 Fuß, bei einer zweiten 1000$\frac{1}{2}$ Fuß, bei einer dritten aber 999$\frac{1}{2}$ Fuß fänden, und ſich überzeugt hielten, bei jeder dieſer drei Meſſungen mit gleicher, möglichſter Genauigkeit verfahren zu ſeyn, ſo würden ſie die Wahrheit in der Mitte dieſer drei verſchiedenen Reſultate ſuchen; ſie würden die drei gefundenen verſchiedenen Werthe addiren, und durch die Zahl der Meſſungen dividiren, d. h. ſie würden das arithmetiſche Mittel nehmen. Dieſes Verfahren iſt in der Natur der Sache ſelbſt begründet, wird vom Inſtinkt des gemeinen Menſchenverſtandes alſogleich als das richtigſte erkannt, und führt, wie auch die Erfahrung lehrt, gemeinhin zu den zuverläßigſten Reſultaten. Es war alſo natürlich zu wünſchen, dieſes ſo ſchöne und deutliche Verfahren, wie wir es eben auf einen ganz einfachen Fall mit Einer zu beſtimmenden unbekannten Größe, angewendet haben, auch auf verwickeltere Fragen, bei denen mehrere ſolche unbekannten Größen vorkommen, auszudehnen; und es handelte ſich nur um Erfindung eines rechnenden Kunſtgriffes dazu, da, wie man gleich überſieht, in dieſem lezteren Falle, ſo unmittelbar wie im erſteren durch eine bloße Addition und Diviſion, nicht zum Zwecke zu kommen iſt. Das Princip zu dieſer geſuchten neuen Rechnungsweiſe fand man nun in der, zuerſt auf dem Wege des Verſuchs gemachten, und hernach analytiſch beſtätigten Entdeckung, daß, wenn das arithmetiſche Mittel aus mehreren Ergebniſſen, wie oben, genommen iſt, und man von demſelben ſodann ſucceſſiv jeden der, zu ſeiner Formation angewendeten, Einzelbeträge abzieht, und die ſo erhaltenen Unterſchiede quadrirt, die Summe aller dieſer Quadrate zuſammengenommen kleiner iſt, als wenn man jedwede mögliche andere Zahl an Stelle jenes arithmetiſchen Mittels ſubſtituirt. Dieſes Princip läßt ſich, wie man bald findet, und wie eben verlangt wurde, auf Gleichungen mit jeder beliebigen Zahl von unbekannten Größen anwenden; und dem Umſtande nun, daß bei dieſem Verfahren die Summe der Quadrate der Unterſchiede zwiſchen dem arithmetiſchen Mittel und den einzelnen Beobachtungswerthen, d. h. die Summe der Quadrate der Fehler, wenn man das arithmetiſche Mittel als abſolut genau betrachtet, kleiner iſt, als bei Annahme eines jeden anders gebildeten Mittelwerthes, kurz daß dieſe Summe alſo ein Kleinſtes iſt, verdankt die Methode den Namen der Methode der kleinſten Quadrate. Für die Aſtronomie ganz beſonders iſt dieſe auf einer ſo einfachen und überſichtlichen Lehre beruhende Methode von der allergrößeſten Wichtigkeit geworden, und man kann dreiſt behaupten, daß die außerordentlichen Fortſchritte, welche dieſe erhabene Wiſſenſchaft ſeit einer gewiſſen Zeit gemacht hat, durch die Anwendung unſeres Verfahrens ganz vorzüglich erleichtert worden ſind. Indem der beobachtende Aſtronom allaugenblicklich Unterſchiede zwiſchen den von ihm gefundenen und den aus den Tafeln berechneten Himmelsorten der Weltkörper wahrnahm, mußte er auf Fehler in der Beſtimmung der, jener Rechnung zu Grunde liegenden Elemente ſchließen; und indem er ferner den Betrag dieſer Unterſchiede zur Bildung der von ihm ſogenannten Bedingungsgleichungen anwendete, und dieſe ſämmtlichen Gleichungen, in denen die Elemente nun als genauer zu beſtimmende unbekannte Größen auftreten, unſerer Methode der kleinſten Quadrate unterwarf, mußte es ihm nach der obigen Auseinanderſetzung gelingen, für dieſe ſolchergeſtalt mit einem Male corrigirbaren Elemente die möglichſt genauen Werthe auszumitteln.

Mit dieſer ſchließlichen mühſamen Darſtellung verlaſſen wir den Verfaſſer, indem wir nochmals ehrend den Vorzug anerkennen, welchen er ſeinem Werke gerade durch weitere Ausführung dieſer, in den früheren aſtronomiſchen Lehrbüchern höchſtens kurz angedeuteten Materien zu verleihen gewußt hat.

Dr. Nürnberger.

haben, ihren höchſten Triumph gefeiert hat. Sie zeigt, und zwar a posteriori, mit Ausdehnung auf die früheſten ihr zu Gebote ſtehenden Beobachtungen, deren Reſultat als Probe der Rechnung, aus den allgemeinen, von ihr gefundenen Ausdrücken ſelbſt wieder hervorgeht, daß die Stabilität des Sonnenſyſtems von der Veränderlichkeit der großen Axen der Planetenbahnen und der Unüberſchreitbarkeit gewiſſer Grenzen der Veränderung der Excentricitäten und Neigungen dieſer Bahnen abhängig iſt, und daß dieſe Bedingungen ſich in der Wirklichkeit dergeſtalt erfüllt finden, daß ſelbſt für unendliche Zeiten hin unſer Syſtem nur um einen mittleren Stand der Ellipticität und Neigung der Bahnen ſeiner Planeten oscilliren, und dieſe, zur Erhaltung ſeiner ewigen Dauer erforderlichen Grenzen nimmer überſchreiten wird. N.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 91. Mittwoch, 7. September 1836.

Haushaltungskunſt.

Syſtem der Privatökonomie. Auch mit dem Titel: Das Ganze des Familienhaushaltes, für das gebildete Publikum dargeſtellt von Johann Jakob Wagner. Aarau, Sauerländer, 1836. S. 264.

(Schluß.)

Hier iſt aber nicht Rückſicht genommen darauf, daß das Solide in der Regel nicht auch das Wohlfeilſte iſt, daß es leichter iſt, eine größere Summe in Partien nach und nach auszugeben, daß das Selbſtverfertigte — wenn auch hie und da etwas theurer als das Gekaufte — um ein Bedeutendes ſolider, und ſelbſt auch wenn dieſes nicht der Fall, dennoch vorzuziehen iſt, da für die Familie es ſchon Werth genug hat, durch Ausfüllung arbeitsfreier Zwiſchenräume und durch Kennenlernen einer Produktion, indem man ſie ſelbſt betreibt. Wie die Nationalökonomie, welcher überhaupt das über das Geldintereſſe hinausliegende Familienwohl fremd iſt, dagegen erſt aus einem Syſtem der Privatökonomie ihre wahre Begründung erhalten müſſe, hiervon weiter unten. — Die Aufgabe bleibt alſo der Hausmutter zu löſen, ob und in wie weit Selbſtverfertigung eines Gerätde in der Familie ſtattfinden ſolle. Uebrigens gilt, was der Verfaſſer S. 74 ſagt: „Die Töchter, die einerſeits ihr Hochleben darin ſetzen, in gewähltem und modiſchem Putze zu glänzen, werden den andern Theil ihres Hochlebens in den Arbeiten für dieſen Putz finden, und der Beſtimmung der Gattin, Mutter und Hausfrau gänzlich entfremdet werden. Töchter, die ſich rühmen, daß ihr Putz ſie nichts koſte, indem ſie ihn ſelbſt zu verfertigen verſtänden, und die ihrem Bräutigam dieſe Erſparniß noch als einen großen Gewinn anpreiſen, haben dieſen Vorzug, an deſſen Realität ſie im Grunde ſelber nicht glauben, indem ſie eigentlich nur ihre Lieblingsſünde auf dieſe Art beſchönigen wollen, mit dem Verluſte ihres perſönlichen Werthes zu theuer erkauft. Der perſönliche Werth des Menſchen beſteht nämlich überall nur in der Brauchbarkeit und ernſten Verwendung für ſeine Beſtimmung, und bei dieſen Masken von Weiblichkeit, die für den Putz wachen und träumen, kann die Gattin, die Mutter, die Hausfrau wenig oder gar nicht gedeihen, und am meiſten werden von ihnen die Erhaltungsarbeiten der Hausfrau, deren Wichtigkeit unten in einem eigenen Kapitel gezeigt werden ſoll, gemieden und vernachläßigt.“

Als Beweis, wie auch das Geringſte nicht vergeſſen iſt, verweiſen wir in dem Abſchnitt von Anſchaffung des Geräthe auf die ausführlichen Darſtellungen von den Werkzeugen, den Betten und dem Ameublement. Der Abſchnitt von Anſchaffung der Kleidung enthält eine höchſt geiſtreiche Vergleichung der alten und neuern weiblichen

Digitized by Google

Kleidung und die Grundzüge zu einer natürlichen Kleidung im Gegenſatze zu der Mode. Es iſt dies ein Thema, das jeden denkenden Kopf beſchäftigt, und dieſe ſo wie die, welche ſich ſchon mit Verſuchen zu Abſtellung der Uebelſtände abgegeben haben, werden das hier Geſprochene willkommen heißen und mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, wenn er (§. 71) ſagt: „Eine Empörung gegen die Herrſchaft der Mode könnte daher auch nur von einem Frauenvereine ausgehen, der es wagen wollte, für ſich und ſeine Töchter das zu realiſiren, was am Ende des §. 66 verlangt worden.“ Daß der Verf. den Frauen überhaupt durch Organiſirung von Familienverbindungen und Frauenvereinen eine bedeutendere Rolle in Löſung der menſchlichen Aufgabe zugewieſen haben will, ſpricht er in der „Vorrede an die Frauen“ ſchon klar aus, und die Frauen werden ſich zu dieſer Einſetzung in ihre Rechte bereit und dafür dankbar zeigen. Wie in Vielem, ſo hat auch hier die Gegenwart aus unklarem Drang einen Anfang der Beſſerung gemacht, (Frauenvereine zur Unterſtützung von Hülfsbedürftigen), er kann aber ſich ſelbſt überlaſſen nur nach langer Zeit und nach vielen falſchen Verſuchen zum Ziel gelangen. Daher war die klare Darſtellung der Aufgabe und der Mittel ihrer Löſung dringendes Bedürfniß und es bleibt auch hier nur die Alternative, ob wir fortwährend blind tappend den Kopf verſtoßen oder von dem, welcher die menſchlichen Verhältniſſe tief durchſchaut hat, ſehen lernen und zu gedeihlichem und fröhlichem Leben kommen wollen. Der lezte Abſchnitt des erſten Kapitels handelt von Anſchaffung der Lebensmittel, weist ſogleich außer der Nahrung noch drei auch im Familienhaushalt wohl zu beachtende Lebensmittel, Licht, Luft und Wärme nach, und lehrt bis ins kleinſte Detail ſie kennen und nach ihrem Werth erwägen. So, um nur Eines anzuführen, iſt der täglich peinlicher werdenden Frage über Erwärmung der Zimmer und ihre möglichſt wohlfeile und doch gute Erzielung eine durchdringende Aufmerkſamkeit gewidmet, ſo daß nur die nach Abfaſſung des Werkes erſt bekannt gewordene Erfindung der Ofenheizung durch Dampf (von Perkins) vermißt wird. — Die Kritik der Speiſen und Getränke wird völlig nach dem doppelten Geſichtspunkte einer naturgemäßen und einer durch die jetzige Halbheit der Kultur nothwendig jener entgegengeſezten Lebensart durchgeführt, und daraus erklärt es ſich, wenn es z. B. (§. 110) heißt: „Da der Wein durchaus nichts Nährendes, wohl aber viel Aufregendes hat, was man gemeinhin als Stärkung betrachtet, ſo müſſen wir den Wein ſchon an ſich für eine Arznei und ein Stärkungsmittel des Alters erklären und können nicht zugeben, daß er zum täglichen Tranke gewählt werde; * legitimirt ſich aber eine Zeitgenoſſenſchaft, wie die unſere, durch Hemorrhoiden und Gichtſchmerzen ihrer Jünglinge und Jungfrauen ſo entſcheidend zur Krankenkoſt, ſo müſſen wir freilich noch über den Wein hinaus ſogar Getränke geſtatten, in welchen der Wein durch die Deſtillation vollends zum Weingeiſte gemacht iſt ꝛc. (§. 111.) Am meiſten ſchmachtet aber die kulturkranke Zeit nach den ſogenannten warmen Getränken, wie Thee, Kaffee, Punſch ꝛc., in welchen die Wirkung des Spirituöſen vollends durch die den erſchlafften Verdauungsorganen willkommene Wärme erhöht wird. — Der ſinnreichſte dieſer Aufgüſſe iſt ohne Zweifel der Punſch, in welchem ſich die Säure mit ihrem Entgegengeſezten zu einer durch Beimiſchung des Zuckers intereſſant gewordenen Miſchung vereinigt; aber auch er muß vor dem Waſſer zurückweichen, dem Göttertrank der Geſunden.“

Sodann handelt der Verf. ausführlich von der Verwendung und von der Erhaltung des Angeſchafften. Ohne hier in das einzelſte Detail eingehen zu können, müſſen wir uns begnügen, auf die treffliche Darſtellung der Erforderniſſe einer Familienwohnung und auf die des Waſchgeſchäftes noch beſonders aufmerkſam zu machen, indem die Frauen daraus eine Einſicht in die Natur und die beſte Behandlungsart derſelben ſchöpfen können, wie ſonſt nirgends her. Wie der Verf. immer mit dem umfaſſendſten Inhalt auch eine gute Darſtellung verbinde, davon mag auch als Beiſpiel dienen ſeine Schilderung des häuslichen Mahls: (§. 156.) „Daß gemeinſame Mahlzeiten bei allen Völkern und zu allen Zeiten als ein Menſchen verbindendes Mittel angeſehen worden ſind, hat ſeinen tiefen Grund in der menſchlichen Natur ſelbſt, als welche aus Himmliſchem und Irdiſchem zu ſchöner Verſchmelzung beider Elemente gemiſcht den Genuß der Speiſe über die thieriſche Form hinausheben und durch Einwebung gemüthlichen und geiſtigen Lebens veredeln will. Haben ja Manche, von der Hoheit der Menſchennatur tief ergriffen, unter der Form des Tiſchgebets ſogar religiöſes Leben hineinzubringen geſucht, und Philoſophen der Vorzeit haben die ſchönſten Aufgaben ihrer wiſſenſchaftlichen Darſtellung unter der Form eines Gaſtmahles der Weiſen löſen zu können geglaubt. Wenn nun die Vermenſchlichung des Genuſſes der Speiſen in der That an eine Gemeinheit der Speiſenden gebunden erſcheint, ſo iſt auch die Mahl-

* Dieſes Verbot geht in der Theorie zu weit und iſt praktiſch unausführbar. Man warne vor dem Mißbrauch der gebrannten Waſſer und der künſtlichen Nervenreize, aber das reine Produkt der Sonne, der unverfälſchte Wein, der ſeit Jahrtauſenden der Trank der Geſunden geweſen iſt, muß und wird es auch bleiben. Hier iſt der tägliche, verſteht ſich mäßige, Gebrauch keineswegs ſchon an ſich Mißbrauch, und die Weinproduktion in der bisherigen Ausdehnung keineswegs ein nationalökonomiſcher Mißgriff. Im Gegentheil würde das Verdrängen des Branntweins durch den Wein (bei der immer zunehmenden Erleichterung des Verkehrs) den Geſundheitszuſtand der Bevölkerungen beſſer befördern, als die Mäßigkeitsvereine.

Digitized by Google

zeit ſelbſt eine Ruhezeit von den Mühſeligkeiten des Lebens, alſo ein feſtlicher Punkt im Leben, und die Labung, welche hier dem Leibe durch Speiſe und Trank widerfährt, bringt auch von ſelbſt eine zur Mittheilung im Wechſelgeſpräche geneigte Stimmung in das Gemüth, ſo daß eben deßwegen beſuchende Freunde ſich gerne mit einem Trunke oder Speiſegenuſſe bewirthen, oder bei Armuth der Beſuchenden ſich wenigſtens ein Stück Brod reichen, mit dem Sprichworte: fremd Brod ſchmeckt wohl, freundlich zum Genuſſe einladend. Schließt ſich nun bei dem gemeinſamen Mahle das Gemüth zur Mittheilung auf, ſo findet der Geiſt ſich durch die Eigenliebe der Sprechenden aufgefordert, das Seinige zur Würze der Unterhaltung beizutragen, und es macht ſich von ſelbſt aus jedem Zuſammenſpeiſen Mehrerer ein Gaſtmahl der Weiſen nach dem Maaße von Weisheit oder Thorheit nämlich, welches die Sprechenden mitbringen. Solche durch den gemeinſchaftlichen Genuß der Nahrung aufgeregte gemüthliche und geiſtige Mittheilung muß aber die Genoſſen derſelben um ſo inniger mit einander in Berührung bringen, je mehr ſie vorher ſchon durch gemeinſame Intereſſen mit einander verwebt ſind, daher denn eben auch Ereigniſſe, welche das Intereſſe Vieler anſprechen, durch gemeinſame Mahlzeiten gefeiert werden. (§. 157.) Hat nun das Familienmahl ſo hohe Bedeutung, ſo muß es jedem Hausvater und jeder Hausmutter feierlich ſeyn, im häuslichen Kreiſe das Frühſtück, das Mittagsmahl und die Abendmahlzeit zu genießen, und die neuerdings in Frankreich laut gewordenen Vorſchläge, zu Verminderung des Luxus der Tafel und wohlfeilerer Beköſtigung der Familien ein Zuſammenſpeiſen mehrerer Familien bei dem Traiteur einzuführen, können bei uns gar kein Gehör finden, da ſie nur dazu beitragen würden, das Familienleben aus ſeinen Wurzeln zu reißen und in eine flache Oeffentlichkeit zu verwandeln, welcher aller Kern fehlen müßte.“ — Das größte und in gewiſſer Hinſicht wichtigſte Kapitel macht den Schluß. Die Einrichtung des Ganzen als eigentliche Führung einer Familienhaushaltung iſt nämlich hier auf den Grund der frühern Kapitel zur Entwicklung gebracht und das Reſultat davon iſt, daß eine befriedigende Einrichtung des ganzen Hausweſens, Einkommenverwaltung, Rechnungsführung, Geſchäftsleitung und richtige Stellung und Tauglichkeit des Perſonals nothwendig macht. Darum iſt auch jedem dieſer Punkte ein eigener Abſchnitt gewidmet. Für die Einkommensverwaltung iſt als das Erſte die Forderung gemacht, daß das jährliche Einkommen, entweder in Gelde beſtehend oder nach einem Geldanſchlage geſchäzt, bekannt ſey nach ſeiner Sicherheit oder Unzuverläßigkeit, nach ſeiner Größe im Ganzen, nach ſeinen verſchiedenen Beſtandtheilen und Quellen, nach den Terminen, in welchen es fällig iſt, und werden ſodann dieſe Momente einzeln und umfaſſend erwogen in folgender Weiſe:

Von der Sicherheit oder Unſicherheit des Einkommens im Allgemeinen; was der Mann, was die Frau mitzubringen habe; von der ungefähren Schätzung eines unſichern Einkommens; Ueberſchlagung eines ſichern Einkommens; verſchiedenartige Beſtandtheile des Einkommens; im Einzelnen von grundherrlichen Gefällen, Pachtzinſen, Miethzinſen von Gebäuden und Plätzen, Ertrag von Bergbau und Ackerbau, Ertrag der Handwerke, Ertrag der Fabriken, Ertrag des Handels im Großen und Kleinen, ferner von Lohndienſten, Staatsdienergehalten und Honoraren, Zinſen ausgeliehener Kapitalien, von den Terminen der Einkünfte, Ueberſchlag ihrer Verwendung. Die Sparkunſt ſorgt für einen Sparpfennig. Gegenſatz von Sparſamkeit und Knickerei. Grundſätze der Sparſamkeit durch alle Zweige des Familienhaushaltes durchgeführt, und ebenſo die Nothmittel in Finanzverlegenheiten. (§. 178—239.)

Größeres Detail von dieſen beiden in unſerer Zeit ungeheuer wichtigen Punkten können wir theils nicht hier geben, theils wollen wir es nicht, um dem Leſer den Genuß nicht zu ſchmälern, den er haben wird, wenn er das Buch ſelbſt liest.

Wir ſprachen ſchon oben von Familienvereinen, welche den Staat der Natur der Sache gemäß begründen müſſe; hier kommen wir noch einmal hierauf zurück, indem der §. 240 als das lezte aber auch ſicherſte Mittel gegen die Zerrüttung des Wohlſtandes der Familie den ganz neuen Weg der Familienvereine für das Kreditweſen vorzeichnet, den Staaten es zur Pflicht macht (wie es ſchon in deſſelben Verf. Werke „der Staat“ Würzburg 1815, ausgeführt iſt), nach durchgeführter Gemeindeorganiſation endlich auch ſeinen Zwecken eine völlig nachhaltige Gewißheit und Solidität der Erreichung zu ſichern durch Abtheilung der Gemeinden in Verwandtſchaften (Geſchlechter), welche gemeinſam in hundert Fällen für ihre Glieder unter ſich wie für die Gemeinde und den Staat Hülfe zu leiſten vermögen, wo die einzelne Familie verlaſſen iſt und wiederum die Hülfeſuchenden verläßt. Mögen die Staaten doch wohl erwägen, daß Alles, was in der Natur der Sache liegt, geſchehen muß. „Niemand wird nicht einſehen, wie vortheilhaft ſolche Organiſation der Familien auf Wohlſtand und Kredit der Gemeinden ſelbſt, ja auf das für die Staaten ſo läſtige Armenweſen, einwirken müßte.“

Das lezte Kapitel handelt von der Rechnungsführung, und von dem Verzeichniß aller materiellen Beſtandtheile des Hausweſens oder Inventar, von dem Haushaltungs-Rechnungsbuch und dem Budget der Familie und ſtellt den für das Hausrechnungsweſen ganz eigenthümlichen von dem des Rechnungsweſens im Staat, auf dem Comptoir, in dem Handwerke und der Landwirthſchaft völlig abweichenden Geſichtspunkt auf. — Die häusliche Geſchäftsleitung beſteht in der Sorge, daß diejenigen Arbeiten im häuslichen Leben, welche der Verf. zuſammen unter dem

Digitized by Google

Namen des Hausgeſchäftes begreift, — „nach den beſondern Bedürfniſſen dieſer Familie, nach den Mitteln, welche dieſe Familie hat, auf die zweckmäßigſte Weiſe (Geſchäftsmethoden) und mit der möglichſten Zeiterſparniß und räumlichen Ordnung“ geſchehen, und verlangt, daß die Hausfrau gleich dem Architekten oder Baumeiſter eben ſo wohl ſämmtliche ihrer Direction untergebenen Arbeiter zu einem zweckmäßigen Ineinandergreifen anzuleiten und zu beaufſichtigen als die denſelben aufgegebenen Arbeiten aus eigener Uebung zu beurtheilen vermoge. — Zulezt kommt noch das Perſonal in Betrachtung und erſcheint als Hausvater, Hausmutter, Kinder und Geſinde. Der Erwerb fällt auf den Mann, die Verwaltung auf die Frau; was Jedes von Beiden in die Ehe mitbringen ſoll, iſt genau beſtimmt und volle Gütergemeinſchaft der Ehegatten als durch den Begriff der Ehe geſezt verlangt, bloße Gemeinſchaft der Nutznießung dagegen, wie bei adeligen und ſonſtigen Stammgütern, keineswegs genügend erfunden. Nachdem die Majeſtät, die geſetzgebende und vollziehende Gewalt im Hausregiment auf das Ueberraſchendſte nachgewieſen wird, der Erziehung der Töchter beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und gezeigt, welche Bildung zur Hausfrau für den Mann, der ein Mädchen auch ohne andern Brautſchatz heimführt, als die beſte Mitgift zu achten ſey, indem er mit ihr der Erhaltung und Vermehrung ſeines Erwerbes ſicher iſt. Wie aber ſchließlich der Verf. das Geſindeverhältniß ſo meiſterhaft durchſchaut, und wie er die Mittel einer radikalen Verbeſſerung deſſelben gleicherweiſe angegeben, dies näher kennen zu lernen, wollen wir dem Leſer überlaſſen und erlauben uns nur noch hiermit in Verbindung zu bringen, wie Wagner in ſeinem Werke „der Staat“ §. 195 die tiefgeſchauten Grundzüge einer Geſindeordnung für den Staatsmann niedergelegt hat, während er in ſeiner Lehre des Familienhaushaltes den Eheleuten die Normen ihres Verfahrens an die Hand gibt. Wer die durch den jetzigen Zuſtand des Geſindeweſens den Haushaltungen erwachſene Noth aus eigener Erfahrung oder Anſchauung kennt, wird mit uns übereinſtimmen, wenn wir die Dienſtboten nicht mehr Ehehalten, ſondern Ehe-Plagen nennen und Wagner großen Dank wiſſen, daß er es nicht verſchmähte, den Hausfrauen auch in dieſer Beziehung einen Faden in das Labyrinth mitgegeben zu haben, der ſie zum erſehnten Ziele führt.

Wie nun überhaupt in dieſem Syſtem der Privatökonomie die tiefſte Einſicht in das Weſen dieſer Wiſſenſchaft gegeben wird, einer Wiſſenſchaft, die ihre ganze Exiſtenz erſt Wagner verdankt, ſo mußte ſich auch das Verhältniß ergeben, in dem ſie zu ihren drei Schweſtern: der Nationalökonomie, der Staatswirthſchaft und der Finanzwiſſenſchaft ſteht (S. 3), und es wird keine derſelben ſich ferner ignoriren und glauben dürfen, die nachgeborne ſey ihnen nicht ebenbürtig, indem ſonſt dieſe im Bewußtſeyn ihrer Reife ſich ihnen als Muſter und Vorbild aufſtellen könnte. Immer aber wird die Privatökonomie, ihre Natur nicht verkennend, bereit ſeyn, die Stütze der übrigen zu bilden, wie je der Familienhaushalt auch die Grundlage des Staatshaushaltes iſt.

Schon im Anhang zum „Organon der menſchlichen Erkenntniß“ hat Wagner die Theorie der poetiſchen (bildlichen) und philoſophiſchen Darſtellung in Grundzügen niedergelegt und für leztere auch ſchon das Exempel der Privatökonomie gewählt, und wir erſehen aus dem Anhang zu vorliegendem Werke S. 246 ff., daß er es ſich zur Aufgabe gemacht hat, in einer Dichterſchule dieſe Theorie erſchöpfend ans Licht zu bringen. Wir können nicht verhehlen, daß wir an der Ausführung ſolcher Poeſie einiges Bedenken hatten, aber dieſes wurde auch durch die poetiſche Epiſtel beſiegt, deren Anfang wir hier zum Schluß mittheilen:

Das Haus.

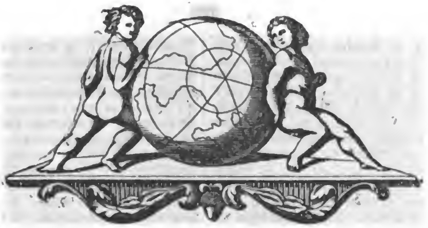
Freund! du tadelſt mich ſcharf, daß ich, ſonſt fröhlichen Sinnes,
Jezt mit ernſter Sorge ein Haus mir gekauft, ja gebauet,
Und von der großen Natur ein Stückchen Garten geſchnitten.
Das ſey kleinlich und eng, ſo klebe der Menſch an der Scholle.
Wohnungen ſeyen genug zu miethen, auch diene der Wechſel
Zur Erfriſchung, indeß die Raup' im Hauſe ſich einſpinnt.
Herrlich ſey es, wenn Sorge für Eigenes uns nicht belaſte,
Und du nicht die Thüren verſuchen darfſt und die Schlöſſer,
Ob ſie den Dieb abhalten, du nicht den gefallenen Ziegel
Wieder erſetzeſt im Dach, ja ſelbſt das Haus nicht erneueſt,
Wenn es die Flamme verzehrt, auch keine Steuern bezahleſt.
„Vögelein auf den Zweigen ſie bauen nicht auf die Dauer,
„Sie verbauten ſich ſonſt ihr ſchön poetiſches Leben
„Gleich der Schnecke, die ſelbſt mit ihrem Hauſe verwachſen,
„Schwer es mit ſich ſchleppt den Baum hinauf und herunter.“
Lieber! wiewohl du mich faſt der Raupe vergleichſt und der Schnecke,
Welche beide nicht viel zu reden wiſſen in Worten,
Will ich dennoch ein Wort mit dir verſuchen, ob etwa
Minder thöricht erſcheine, was ich begonnen, wenn ſelber,
Was ich bei mir gedacht, du auch vernähmeſt erwägend,
Wie doch jegliches Ding zwei Seiten zeige, die eine
Dieſem zugekehrt, die andere jenem, nach dem du
Dich im Leben geſtellt und dich das Leben berühret.
Trägſt du doch ſelbſt auch vorne das Angeſicht, hinten die Schultern,
Und dient vorne der Fuß zum Schritte, hinten zur Stütze.

Rühmſt du der Vögel Geſchlecht, das auf den Zweigen ſich wieget;
Leicht den Baum verläßt, ja ſelbſt die Neſter verändert,
Und ſo luſtig erſcheint vor uns mit Flügeln begabet;
Siehe! ſo nenn' ich dies nur leichten Scherz, denn im Ernſte
Wirſt du wahrlich den Menſchen, den hochgeſinnten, nicht alſo
Tief erniedern, daß im kurz umſchriebenen Leben
Er nur thieriſch die Gattung, ſich ſelber pflanzlich, bedenke.
Nicht umſonſt iſt unſer Geſchlecht das wohnende; kunſtreich
Will es ſich die Erde geſtalten zur würdigen Wohnung,
Daß ſie dem Leben ſelbſt in jeder Richtung begegne,
Ruhe gewährend im Haus und freien Lauf auf der Straße
Daß ſich Völker begrüßen und Einzelne, und in der Rede
Geiſtigem Hauche, noch mehr in der Schrift tiefſinnigen Zeichen,
Sich ein Leben entzünde, das durch die Stämme der Menſchen
Hinfährt, alte Zeit an neue knüpfend, und allhin
Sich ergießend in Zeiten ſowie in Räumen daſſelbe:
Daß die Geſchlechter werden zu einem Geſchlecht und der Einzle
In ſich trage das Ganze, wie ihn das Ganze getragen u. ſ. w.

Uebrigens wäre ein korrekterer Druck zu wünſchen geweſen, denn Druckfehler wie S. 44 L. 9 v. u. Drapperie ſtatt Draperie, S. 66 L. 7 v. u. erlöſchende ſtatt nie erlöſchende, S. 102 L. 13 v. u. Temparatur, ſtatt Temperatur, S. 133 L. 13 v. u. Ausbildung ſtatt Abbildung, S. 222 L. 5 v. u. Natur ſtatt Nation u. A. ſind doch faſt nicht zu überſehen. — Das Papier iſt ſchön.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 92. Freitag, 9. September 1836.

Alterthumskunde.

13) Geſchichte der Nachfolger Alexanders, von Joh. Guſt. Droyſen. (Auch unter dem Titel: Geſchichte des Hellenismus. Erſter Theil.) Hamburg, Perthes, 1836. XVI und 766 S. gr. 8.

Der verſtorbene Platen äußerte bei Herausgabe einer hiſtoriſchen Schrift die Hoffnung, gute Werke der Geſchichtſchreibung könnten das überwiegende Intereſſe, welches jezt eine ſchlechte Novellen-Literatur genießt, wie durch eine Diverſion auf ein beſſer Gebiet ſpielen. Ich glaube das zwar nicht, denn die breiten Bettelſuppen werden allzeit ein großes Publikum haben, ein viel größeres als die Phantaſie des Dichters oder die der Erinnerung in die Vorzeit. Aber wahr iſt, daß auch die höheren Bedürfniſſe und Sinne ihre Perioden verſtärkter Intenſität und dann immer einer verhältnißmäßigen Wirkung in die Breite haben; und ſo kann man umgekehrt ſelbſt die falſche hiſtoriſche Tendenz, die in unſere Romanen-Literatur gedrungen und noch nicht ganz verdampft iſt, als mitleidenſchaftliches Symptom eines niederen Organs zum Zeugniß dafür nehmen, daß ein ſteigendes Intereſſe für Geſchichte in der Kultur unſerer Tage thätig ſey. An den edleren Organen iſt es noch deutlicher zu erkennen. Daß die Naturwiſſenſchaften, ſo wie die Sprachkunde, nicht mehr befriedigt durch ſchematiſche Ordnung, hinüberſtreben zu Verknüpfungen unter den Begriffen organiſcher Entwicklung, die Rechtswiſſenſchaft, abgekommen von der Spaltung in abſtraktes Recht und Auslegung des geſchriebenen, die wirklichen Rechte und ihre Veränderungen gleichfalls als conſequente Entwicklungen geiſtiger Natur verſtehen lernt, daß die Philologie von der Praxis der Dollmetſchung und Fechtkunſt der Kritik zur Anſchauung lebendiger Zuſammenhänge übergeht, die Philoſophie voll Hunger nach dem ganzen Inhalt der Wirklichkeit iſt, und endlich, daß die Geſchichtſchreibung ſelbſt ideenreicher auf der einen, darſtellender auf der andern Seite geworden, läßt alles an dem hiſtoriſchen Geiſte unſerer Bildung nicht zweifeln. Die großen Erfahrungen, Bußtage, handgreiflichen Rückdeutungen und Demonſtrationen einer nahen Vergangenheit haben die Geſchichtsforſchung über trockene Diplomatik, wie über pſychologiſche Haarſpaltungen und hofmeiſternden Pragmatismus hinausgehoben. Publiciſt und Hiſtoriker haben einer vom andern gelernt. Dazu haben die tiefen Athemzüge der bedrängten Zeiten Poeſie entzündet, und jezt, wo das Licht dieſer Poeſie verbleicht und verſchimmert, iſt ſein ermäßigter, umgeſchlagener Reiz als gute Vegetationskraft in andere bildende Thätigkeiten verbreitet, und wir haben den Vortheil, daß, während die Poeten nicht mehr in

Digitized by Google

Fluß kommen wollen, die Gelehrten wenigſtens eine flüchtige und angenehme Proſa ſchreiben; auch bei ſchöneren Gedanken ſind. Die affektirte Nachahmung der Klaſſiker iſt wie ein alter Rock aus der Mode; das Drechſeln volksthümlicher und hofmäßiger Phraſen (ein und daſſelbe Uebel) kommt ab; es ſteigt der Sinn für den würdigen Genuß: die wahren Mächte, welche Menſchen- und Völkergeſchicke bilden und verketten, ſich in menſchlichwahrer Betrachtung zu vergegenwärtigen und ſie, in welchem Zeitkreiſe es immer ſey, nach ihren lebendigen Geſtaltungen, durch das treue Wort der Erinnerung verkörpert und beſeelt, handeln zu ſehen. Darſtellungen dieſer Art — darin hatte Platen recht — müſſen jezt die Romane unſerer Gebildeten und die hiſtoriſchen Dramen desjenigen Publikums ſeyn, welches eine Stufe höher ſteht als das, deſſen die dermaligen Bühnen werth ſind. Dieſem Publikum ſey das vorſtehende, wohlgeordnete und ſchöngeſchriebene Geſchichtbuch empfohlen. Es iſt ihm wohl ſchon, ohne des Referenten Meldung, empfohlen; da ſein Vorläufer „die Feldzüge des Alexander,“ welchem auch dem Stoffe nach dieſe Geſchichte der Diadochen unmittelbar ſich anſchließt, eine anſehnliche Theilnahme gefunden habt. Daß in dieſen Gemälden von Alexanders Welt und Thaten der Verf. ein reiches hiſtoriſches Talent bekundet habe, iſt öffentlich anerkannt worden. Es thut keinen Eintrag, wenn Andern darin Einzelnes, Untergeordnetes theils mit Recht anders erſcheinen konnte, theils mit Unrecht wichtiger erſchienen iſt, als der Verf. es nahm, der, obwohl mit Studium und Umſicht, vor allem in einbildender Energie der hohen epiſchen Poeſie jener macedoniſchen Heldentage nachgekommen war. In den weiteren Scenen nun und Entwicklungen dieſer merkwürdigen Wendezeit des Alterthums, in den Kämpfen, die Alexanders Reich löſen und die Grenzfelder der Oſt- und Weſtwelt durchwühlend die Fruchtkörner beiderſeitiger Bildung zu miſchen, zu verbreiten, einer neuen Weltgeſchichte Boden zu legen beſtimmt ſind, waltet, wie ſie der tragiſche Tod des Heldenkönigs eröffnet, ſo von Uebergang zu Uebergang ein mehr dramatiſcher Geiſt. Einfache Nothwendigkeiten ſind auf viele und mannichfaltige Glieder vertheilt, innere Bewegungsmomente von gemeinſamer Beſtimmung durch die divergenteſten Intereſſen der bewegten Körper repräſentirt; indem die Werkzeuge der Geſchichte reagiren, die Rollen und Motive wechſeln, ſchreiten durchgreifende Probleme in ihren Schlüſſen ſicher fort. Es gereicht dem Verf. zu gleichem Lobe, ſowohl den Verſtand dieſer Probleme in der gebührenden Umfaſſung ergriffen, in der Einleitung klar ausgeſprochen, der Erzählung feſtgehalten zu haben, als die Mittel ihres Vorganges, den Zwang der Situationen und die Strebungen der Charaktere, Spiel und Verwicklung von Thaten und Folgen, uns vollſtändig dargelegt, in zweckmäßigen Gruppen geſondert, in beweglichen Schilderungen verknüpft und durch anſchließenden Vortrag belebt zu haben. In vier Büchern verfolgt er die begebenheitreichen Veränderungen von Alexanders unerwartetem Verſcheiden bis zur Schlacht von Ipſus, womit die beſtimmte Sonderung der bisher auf die unhaltbare Einheit eines Weltreichs bezogenen Ländermaſſen eintritt; verfolgt die Nachſpiele bis zum blaſſen Ausgange der romantiſchen Abenteuer des Demetrius, und der plötzlichen Ermordung des ſiegreichen Seleukus; Fälle, welche die Nothwendigkeit jener Sonderung beſtätigen müſſen. Die bereits natürlich geordneten öſtlichen Verhältniſſe, die befeſtigte Selbſtſtändigkeit des ägyptiſchen Reichs, die unmächtige Beruhigung, zu welcher Griechenland und Macedonien durch Peſt und Barbaren-Eindrang herabgedrückt werden, bilden dem Verf. den Abſchluß für dieſe Geſchichte fünfzigjähriger Kämpfe. Sie hat erwieſen, daß nicht Alexanders Reich vereinigt bleiben, nicht ſeinem Hauſe die Macht wiederhergeſtellt werden, nicht irgend einer der Gewalterben die Oberherrſchaft behaupten könne. Aber ſie hat auch in den nun geſchiedenen Königreichen und neu ſich entwickelnden Staaten „die Ueberführung des Griechenthums in die andern Volkthümlichkeiten“, die Verſchmelzung und Correſpondenz abend- und morgenländiſcher Bildung gefördert und gemehrt, den Hellenismus bereitet, aus welchem veränderte Staatsformen hier und dort reflektirte Geſetzgebungen und Religionen, neue Straßen des Weltverkehrs, neue Tendenzen in Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgehen. „Dieſe poſitiven Elemente jedoch, die in dieſem Kampfe gerettet oder vielmehr durch ihn genährt worden ſind, die erſten und maßgebenden Elemente des Hellenismus ſind, eben weil ſie die Grundlage der Weiterbildung in den nächſten Jahrhunderten geben, erſt im Zuſammenhange mit dieſen zu betrachten.“ Der Verf. hat ihre Ausführung einer Fortſetzung dieſer Geſchichte des Hellenismus vorbehalten. Der bereits vorbereitete zweite Theil ſoll in zwei Bänden „die politiſche Geſchichte des Hellenismus bis zum Untergange ſeiner ſelbſtſtändigen ſtaatlichen Exiſtenzen“ enthalten, ſpätere Theile die religiöſen Zuſtände des Hellenismus behandeln, die Umformung der allgemeinen Bildung und der ſpeciellen Wiſſenſchaften, die ſittlichen Verhältniſſe und des Völkerverkehrs bis zum Siege der öſtlichen Reaktion im Saſſanidenreich und im Muhamedanismus — endlich den weitläufigen Verlauf der lange nachwelkenden Literatur und Kunſt bis zu den lezten byzantiniſchen Nachklängen ihrer großen Vorzeit und dem vollendeten Triumph des Oſtens über die Heimath des Hellenismus. — Ein ſchöner Plan, der in der That mehr Intereſſe verdient, als ihm die Gelehrten bisher zugewandt. Er iſt dem Verf. nicht unausführbar und die Realiſirung um ſo wünſchenswerther, je glücklicher in dieſem erſten, in ſich ganzen Theil ſein bedeutendes

Digitized by Google

Talent einer umſichtigen Auffaſſung und lichtvollen Erzählung an dem ſchwierigen Stoffe ſich bewährt hat. Er hat die ſaure Arbeit für ſich behalten; der Unterricht, den er gibt, iſt immer geſtaltend, intereſſant, von befriedigender Klarheit, von treffender Beſtimmtheit, ſachlichem Witz. Seine Sprache iſt rein, bündig und fortſchreitend. Ein Anhang von 6 Beilagen belehrt über die Quellen dieſer Geſchichten, die Chronographie, und einzelnes Hiſtoriſche von ſpecielleren Intereſſe. Dazu kommt eine ſorgfältige chronologiſche Tabelle und ſechzehn genealogiſche, die, wenn für irgend eine Geſchichtsperiode, doppelt für dieſe, die von gleichen Namen und complicirten Verwandtſchaften wimmelt, willkommen und dankenswerth ſind. Dieſe Tabellen und ein ſehr reichhaltiges Namen- und Sachregiſter vermehren nicht wenig die Brauchbarkeit und den Werth eines Buches, welches Gehalt und Kunſt ſo der Aufklärung wie dem Genuſſe vindiciren.

Ad. Schöll.

14) Lehrbuch der griechiſchen Staatsalterthümer, aus dem Standpunkte der Geſchichte entworfen von Dr. Carl Friedrich Hermann, ordentl. Prof. der Philologie an der Univerſität zu Marburg. 2te, vielfach veränderte und vermehrte Auflage. Heidelberg, Mohr, 1836. XII und 451 S. gr. 8.

Der Verfaſſer wollte eine gedrängte Ueberſicht deſſen geben, was den geretteten Reſten des Alterthums und den bewährteſten neueren Forſchungen zufolge über Staatseinrichtungen und innere Geſchichte der vornehmſten Völker des helleniſchen Alterthums als gewiß, oder ſo gut wie gewiß betrachtet werden kann. Neben der Vollſtändigkeit und Gründlichkeit verdient die Mühe, die der Verfaſſer dabei auf Klarheit und prägnante Kürze der Darſtellung verwandt hat, die rühmlichſte Anerkennung.

Daß der Verf. dieſes Werk weſentlich vom Standpunkt der Geſchichte aus entworfen hat, bedarf bei der vorherrſchenden Richtung der Wiſſenſchaft in unſerer Zeit keiner Rechtfertigung. Daher konnte er ſelbſt die dauernden Zuſtände, die er im Einzelnen ſchildert, nur als Momente einer großen und dauernden Bewegung und nothwendigen Entwicklung auf der einen, in der ununterbrochenen Wechſelwirkung mit den Ereigniſſen der politiſchen Geſchichte auf der andern Seite darſtellen. Bei dem Publikum, für welches das Buch zunächſt beſtimmt iſt, durfte er nun dafür die einzelnen Begebenheiten ihrem äußern Zuſammenhange nach als bekannt vorausſetzen, und deßhalb erwähnt er ihrer auch ſtets nur mit dieſer Rückſicht; doch iſt es ſehr zu ſchätzen, daß er an verſchiedenen Orten ſelbſt auf äußere Ereigniſſe einige Strahlen des Lichtes fallen ließ, das nur die Concentration aller erhaltenen Lichtblicke aus dem Dunkel des Alterthums unter einem Brennpunkte über ſo viele Parthieen deſſelben verbreiten kann, um ſo mehr, da die äußere Geſchichte der Hauptſtaaten vielfach ſelbſt nur wieder die innere Geſchichte des geſammten Griechenlands als ſolche darſtellt. Von der Nothwendigkeit einer Civiliſation Griechenlands aus dem Oriente hat ſich der Verfaſſer nie überzeugen können, und die unbeſtreitbaren Aehnlichkeiten, die man dafür anführt, lieber aus einer innern als äußern Verwandtſchaft hergeleitet. Daß er die Homeriſche Zeit nicht an das Ende der vorgeſchichtlichen Zeit geſtellt, kann nur den befremden, der die Morgenröthe noch mit zur Nacht und nicht ſchon zum folgenden Tage rechnet, obſchon man ſie lieber vor der Darſtellung der ſpartaniſchen Verfaſſung behandeln ſollte, als man in dieſer, ſo fremd ſie auch ſcheinbar dem ganzen Entwicklungsgange des übrigen griechiſchen Staatslebens daſteht, doch ihren urſprünglichen Elementen nach keinen weſentlichen Unterſchied von dem allgemeinen Charakter jener ſieht, und den Grund der nachmaligen Verſchiedenheit eben nur in die Erſtarrung und das Hinderniß ſetzen kann, das Lykurg durch die Geruſia dem beginnenden Kampfe des Volkes mit dem Königthume, aus welchem ſich in dem übrigen Griechenlande nach und nach alle andern Staatsformen entwickelten, von vorn herein in den Weg ſtellte. Daß er nicht alle einzelnen Staaten Griechenlands mit der Ausführlichkeit, wie die Hauptſtaaten, behandeln konnte, wird jeder Leſer natürlich finden, der den Plan ſeiner Arbeit und die Beſchaffenheit der Aufgabe zu würdigen weiß. Wie lückenhaft der Stoff iſt, kann man aus den Sammlungen bei Tittmann und Paſtoret erſehen, und wenn ſich auch ſelbſt daraus noch etwas anderes machen ließe, als jene Männer wollten und konnten, ſo wäre dies doch eher Sache von Monographien als eines Compendiums. Was übrigens in dieſer Hinſicht etwa bemerkenswerth ſeyn möchte, hat er zum Theil ſchon beiſpielsweiſe im dritten Kapitel mitgetheilt. Hauptquelle für die Kunde des innern Staatslebens im alten Hellas iſt und bleibt die Ariſtoteliſche Politik, aus welcher uns auch noch die ſchätzbarſten Einzelnotizen zufließen, und die hier um ſo mehr die Stelle geſchichtlichen Zeugniſſes vertreten kann, als eben die Weisheit jenes großen Denkers nicht zum geringſten Theile gerade in der tiefen und wahren Auffaſſung des Lebens in ſeiner vollen Wirklichkeit beſteht. Was der Verf. im vierten Kapitel bei den Colonien Einzelnes beigebracht hat, kann man nicht als Verſuch einer innern Geſchichte derſelben im Detail betrachten, deren Anforderungen es keineswegs entſprechen würde; eigentlich gehörte vielmehr neben den Veranlaſſungen und begleitenden Umſtänden der Gründung im Allgemeinen nur noch der poſitive Charakter vieler ihrer Verfaſſungen, durch den ſie, ſelbſt, ſo zu ſagen, poſitive Staaten, ſich vor dem Mutterlande auszeichnen,

in ſeinen Plan; da aber auch ſo das Kapitel unverhältnißmäßig klein geworden ſeyn würde, ſo glaubte er vielen ſeiner Leſer einen Gefallen zu thun, wenn er bei Gelegenheit ihres Verhältniſſes zu dem Mutterlande eine Ueberſicht der hauptſächlichſten Pflanzſtädte nach Ausgangspunkt, Zeit und Ort der Gründung mit den nöthigen literariſchen Notizen gäbe, und dieſer beiläufig auch noch mitunter einige Winke über allmählige Erweiterungen und endliche Schickſale derſelben beifügte, die dann jeder nach Belieben weiter benützen kann.

Wie tief der Verf. in die Verhältniſſe der griechiſchen Staaten eindrang, mag folgende Stelle über Athen (S. 341) zeigen: „Bereits hatte ſich nicht lange nach Xerxes Zuge unter der Decke der Freundſchaft mit Lacedämon wieder eine Ariſtokraten-Partei geſtaltet, deren Haupt Cimon war, und die ſich insbeſondere durch das Beſtreben charakteriſirt, im Kriege mit Perſien die erwachende Kampfluſt des atheniſchen Volkes abzuleiten, und ſo die Eintracht und den Status quo in Griechenland zu erhalten, dabei aber insgeheim ſchon damals am Sturze des Demos gearbeitet zu haben ſcheint. Doch ſtand zwiſchen beiden anfänglich noch eine dritte Partei gemäßigter Demokraten in der Mitte, die wir namentlich darauf bedacht finden, Athen zu einer Landmacht zu erheben, wodurch nothwendig das Gewicht des begüterten Mittelſtandes, aus welchem das Landheer gebildet ward, vorherrſchend werden mußte; die großen Feldherren Myronidas und Tolmidas können als Repräſentanten dieſer eben ſo weiſen als echt nationalen Richtung gelten. Als aber Lacedämon's Schnödigkeit vor Ithome Cimons Anſehen geſtürzt, die unglückliche Schlacht bei Koronea den Kern der atheniſchen Hopliten zernichtet hatte, und Athen ſich nach dem Verluſte aller ſeiner Eroberungen auf dem Continente einzig auf ſeine Seemacht beſchränkt ſah, begann das Uebergewicht des großen Haufens und ſeiner Führer, deren Scharfſinn ihm bald die Vortheile entdeckte, die ihm die Verhältniſſe auf Koſten der Begüterten aus ſeiner Stellung zu ziehen erlaubten. Wohl war es dem Schöpfer dieſes Syſtemes, Perikles, nicht um den großen Haufen als ſolchen zu thun; aber wenn er mit der Allgewalt, zu der ſein Talent ihn berechtigte, regieren, und ſein Haupt mit dem Glanze des Staats umgeben wollte, ſo boten ihm die beſtehenden Formen keinen andern Weg dazu dar, als ſich der Mehrheit durch ſolche Mittel zu verſichern, die ihre materiellen Intereſſen und ihren Herrſcherſtolz zugleich befriedigten; und dazu gab ihm das Verhältniß der Bundesgenoſſen den reichſten Stoff an die Hand. Die Prachtgebäude, die er mit ihrem Gelde aufführte, machten Athen zur Bewunderung Griechenlands, und verſchafften Tauſenden von Menſchen Brod. Der Sold in Gerichten und Volksverſammlungen und was er ſonſt an Spenden dem öffentlichen Schatze aufbürdete, ernährte nicht nur den Demos, ſondern ſicherte ihm auch ſeine Unabhängigkeit und Stimmenmehrheit, und wenn die Inſeln ihr Recht zu Athen zu holen gezwungen wurden, ſo geſchah dies zugleich, um ihre Abhängigkeit zu beurkunden, und um den Verkehr in der Hauptſtadt und die Zahl der Proceſſe zu vermehren, durch die der atheniſche Bürger beſchäftigt und erhalten wurde. So lange er lebte ließ freilich die hohe Reinheit ſeines Charakters die Nachtheile nicht klar hervortreten, die mit dieſem Syſteme in materieller ſowohl als moraliſcher Hinſicht verbunden waren. Durch die perſönliche Auktorität, die er über die Gemüther der Menge bewahrte, ohne ſich je zum Schmeichler derſelben zu erniedrigen, hielt er die Launen und Lüſte derſelben in weiſer Schranke, und ſeine zwiefache Meiſterſchaft als Redner und Feldherr bewahrte den Staat eben ſo ſehr vor Rathloſigkeit als Schwindelei; aber je ungeheurer dennoch die Anſtrengungen waren, deren es bedurfte, um den drohenden Sturz im Innern und nach außen zu verzögern, deſto jäher erfolgte dieſer, als der Tod das Staatsgebäude ſeines Atlanten beraubte, und nichts als ein verwöhntes Volk zurückließ, das bald bei der Erſchöpfung ſeiner Hülfsquellen dieſelben Grundſätze, die bisher das Verfahren des Staats gegen ſeine Unterthanen geleitet hatten, auch gegen die Minderzahl ſeiner begüterten Mitbürger anzuwenden anfing.“

Die äußere Ausſtattung des Werkes iſt gut, der Preis (3 fl. 36 kr.) billig. d.

Romane.

21) Der Bettler von Sanct Columba. Margaretha von Schottland. Zwei Novellen von Johanna Schopenhauer. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1836.

Die erſte Novelle iſt eine ziemlich flüchtige Zeichnung. Ein alter Bettler in Cöln, der ſich reich gebettelt hat, rettet einen jungen Kaufmann, der anvertrautes Geld verſpielt hat und gibt ihm ſeine Tochter zur Ehe; der Eidam iſt aber undankbar und verläugnet ſpäter den ſterbenden Bettler. — In der zweiten Novelle ſind die Leiden der Dauphine Margaretha, Gemahlin des nachherigen Königs Ludwigs XI., geſchildert. Hofintriguen und Verläumdungen koſteten ihr das Leben. Eine Geſchichte von Weibern für Weiber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 83. Mittwoch, 17. Auguſt 1836.

Romane.

10) Die Macht der Beiſpiele. Nach Michel Raymonds les intimes. Von L. Kruſe. Leipzig, Kollmann, 1835.

Raymond iſt einer der beſten franzöſiſchen Genremaler. Das Leben der niedern Stände verſteht er beſſer, als irgend wer, zu ſchildern. Doch hat uns der vorliegende Roman nicht ſo gut behagt, als mancher ſeiner frühern. Es ſcheint, der Verfaſſer hat der Mode nachgeben und ſo viel als möglich Unſittlichkeit und Verzweiflung anbringen müſſen. Er hat früher zwar auch immer Criminalfälle behandelt, ſich aber nicht ſo ausführlich beim Ehebruch verweilt, wie hier, wo er ihn auf eine marternde Weiſe ſo recht mit allen ſeinen Widrigkeiten malt.

11) Werkſtatt-Erzählungen. Von Michel Maſſon (Raymond). Neue Folge. Aus dem Franzöſiſchen von L. Kruſe. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Dieſe kleineren Erzählungen ſind nicht minder peinigend.

1) Die Fabrik. Ein reicher Fabrikbeſitzer hinterläßt einen Sohn, Charles, und eine Tochter, Eugenie. Der erſtere iſt ein genußſüchtiger und unmoraliſcher Menſch, der den unwürdigen Bruder ſeiner Maitreſſe zum Aufſeher der Fabrik macht, und ſeine Schweſter zwingen will, einen eben ſo unwürdigen Menſchen, der mit ihm die Maitreſſe tauſcht, zu heirathen. Die Arbeiter werden unzufrieden über die ſchlechten Aufſeher, aber man verdächtigt ſie und überliefert ſie als Revolutionäre den Gerichten. Endlich muß der liederliche Fabrikherr falliren, raubt mit ſeinen Spießgeſellen das fremde Geld, das zur Auszahlung des rückſtändigen Arbeitslohns ins Haus geſchafft worden iſt und ſteckt die Fabrik in Brand. Erſt ein ehrlicher Mann, der die Schweſter heirathet, ſtellt die Firma wieder her.

2) Die blödſinnige Anna. Eine widrige Erfindung von Scheußlichkeiten aller Art, Kirchhof, Gefängniß, blutige Armuth, Blödſinn, Kindermord ꝛc., was alles in unſere gute Stadt Nürnberg verlegt wird.

3) Das Unvermeidliche. Frederic, ein junger Pariſer, entführt ein Mädchen, kann ſie aber nicht ernähren. Während er auswärts arbeitet, nimmt ſie in ihrer Dachſtube die Beſuche eines andern jungen Herrn an. Einmal kommt Frederic früher als gewöhnlich und in Verzweiflung zurück. Die ſchöne Auguſte verſteckt ihren Liebhaber. Frederic macht ihr den Antrag, mit ihm zu ſterben, da er nichts mehr zu leben habe. Sie

Digitized by Google

ſtellt ſich, als ob ſie in die Schwärmerei einginge, ſchafft ihn aber aus dem Zimmer und macht ſich bald ſelbſt mit ihrem Liebhaber aus dem Staube. Frederic kehrt zurück, findet alles leer, tobt und rast. Nur ſein reicher Oheim, ein Wucherer, kann ihm helfen. Frederic ſtürzt zu ihm, verfolgt den Unerbittlichen mit einer Piſtole und drängt ihn auf einen Balkon, von welchem derſelbe herabfällt und ertrinkt. Ein gemeiner Auvergner hat es geſehen. Frederic hat immer noch ſeine treuloſe Auguſte im Kopf, eilt ihr nach und findet ſie endlich, wird aber im Duell von ihrem neuen Geliebten verwundet. Da pflegt ihn Gabriele, ein Mädchen, die er früher treulos verlaſſen hat. Ihre Güte rührt ihn, er heirathet ſie. Nun verfolgt ihn aber auf jedem Schritt und Tritt der Auvergner, der ihm das Verſchweigen des Mords um hohen Preis verkauft und der immer wieder mit neuen Forderungen ſich meldet. Frederic befriedigt ihn, macht unter Sorgen und Kummer eine glänzende Carrière und vernimmt endlich, daß der Auvergner todt ſey. Nicht lange darauf aber erſcheint ein junger Mann bei ihm und kündigt ſich als den Sohn des Auvergners an, der vom Vater das Geheimniß mit geerbt habe, und fortwährend davon Gewinn zu ziehen gedenke. Da gibt ihm Frederic, was er verlangt, hängt ſich aber in der Nacht auf.

4) Alles um einen Namen. Henry, ein engliſcher Baſtard, gibt ſich in Frankreich für ſeinen echten Bruder, einen Lord aus, betrügt die Welt, und wird ſelbſt durch die treue Liebe eines Weibes nicht abgehalten, nur einer verzweifelten Ehrſucht zu folgen, die ihn zuletzt dahin treibt, buchſtäblich dem Beiſpiel des Heroſtrat zu folgen und eine Stadt in Brand zu ſtecken, nur um berühmt zu werden.

5) Die beiden Könige. Empörungen, Verrath aller Art, der damit endigt, daß die beiden Gegenkönige einander gegenüber aufgehenkt werden.

12) Die Verworfenen. Romantiſches Nachtgemälde von Wilhelm Müller. Kolberg, Poſt, 1836.

Der Verfaſſer bittet um Nachſicht, die Gräßlichkeiten ſeiner Darſtellung ſeyen nur Folgen ſeines Schmerzes bei dem Verluſt einer geliebten Gattin und theuern Kinder. Es iſt aber doch eine ſonderbare Art, ſeinem Schmerz Luft zu machen. Das Buch beginnt in einem liederlichen Hauſe zwiſchen Hetären und Mördern, macht alle möglichen Greuel durch, wobei die Verfolgungen eines Juden, eines Negers und eines indiſchen Paria die Hauptrollen ſpielen und endet mit einem Todtenkarren, der die von der Cholera Ergriffenen aufpackt, daß die herabhängenden Köpfe an die Räder ſchlagen.

Ein junger Menſch, Namens Börner, kommt nach Hamburg, wird in ein liederliches Haus gelockt, verliert ſein Geld und entgeht kaum dem Seelenverkauf. Das Mädchen, das ihn verführt, wird von einem Neger ermordet. Aus deſſelben Negers Zähnen rettet Börner einen alten Juden, den jener wie ein wildes Thier mit Nägeln und Zähnen gepackt hat. Der Jude hat eine Tochter, halbnackt, ſchön in Lumpen. Er erzählt ſeine und ſeines Bruders Geſchichte, worin gräßlich ermordete Weiber, la Morgue, Kerker und Jammer ꝛc. vorkommen. Inzwiſchen gewinnt der Jude das große Loos und zieht mit ſeiner ſchönen Tochter Judith nach Polen. Hier wird ihm ein koſtbarer Schmuck, den er einem andern Juden zur Aufbewahrung anvertraut, betrüglich vorenthalten. Er klagt beim Großfürſten Conſtantin, der den Betrüger ſogleich hinrichten läßt. Die Familie geht zur See und geräth unter Seeräuber, unter denen ſie alles erdenkliche Herzeleid dulden. Des alten Juden Bruder wird zu Tode gekielholt. Die ſchöne Judith wird dem Capitain Preis gegeben, ermordet ihn und ſtürzt ſich ins Meer.

Nun tritt ein Neger auf, ein Königsſohn, während einer Sonnenfinſterniß geboren, daher verſtoßen, in der Einſamkeit aufwachſend, kühn ſpielend mit Krokodilen und Löwen. Sein Bruder, der legitime Königsſohn, wird von einem Löwen getödtet, er beſchuldigt, es nicht verhindert zu haben und verurtheilt, in einer Schlangenhöhle umzukommen. Aus dieſer rettet ihn ſeine Mutter, ſie ſelbſt aber wird von einer Schlange verwundet, aber ein Mädchen ſaugt ihr das Gift aus. In dieſes Mädchen verliebt ſich der Neger und lebt mit ihr glücklich im Verborgenen. Da wird er von den Leuten des Königs aufgegriffen und als Sklave verkauft. Die Geliebte rettet ihn. Sie fliehen in die Wüſte, aber hier überfällt ſie der Samum und ſie entgehen dem Tode nur, um abermals in die Hände der Sklavenhändler zu fallen. Nur ein Beiſpiel, wie der Verfaſſer ſich im Ausmalen des Abſcheulichſten gefällt: „Der Sklavenhändler grinſte freundlich, denn ſie waren ihm als gute Beute verfallen. Um ſich von ihrem Leben zu überzeugen, zog er die ſchwere Peitſche von Rhinozerosleder aus ſeinem Gürtel, und die Schläge des Grauſamen fielen auf die Ohnmächtigen, und mit einem Wehlaut kehrten ſie ins Leben zurück. „Ein ſäugendes Weib!“ jubelte Zuluja froh, als ſich Saila erhob; „die ſoll mir meinen kleinen Hund pflegen! Auf, Weib!“ rief er, indem er abermals einen Hieb auf Saila's zarte Haut ſchmetterte, „nimm dieſes Thierchen an Deine Bruſt, laß es trinken und pflege es wohl, oder —!“ die Peitſche ziſchte abermals durch die Luft. „Mein Kind!“ jammerte Saila mit Schmerzenstönen, „kann die Bruſt nicht entbehren.“ — „Was kümmert mich Dein Kind, Weib!“ brüllte der Sklavenhändler, „fort mit der Range!“ Und in einem Nu hatte er ihr das Kind von der Bruſt geriſſen und unmenſchlich, ohn' Erbarmen, ſchmetterte er den ſchuldloſen Säugling gegen

Digitized by Google

eine Zeltſtange, mit welcher ein Kameel beladen war, daß das Hirn weit umher ſprizte, und Mutter und Vater von dem Blute ihres Sohnes bedeckt wurden. Furchtbarer Augenblick! Das Entſetzliche der That erſtarrte der Mutter Seyn; wie ein wüſter Traum der Unmöglichkeit ging das Gräßliche ihren Sinnen vorüber, und ohne Klage, denn wo hätte eine Mutter für dieſen Schmerz noch einen Erdenlaut, ſank Saila, von der Rieſenbürde des Mißgeſchicks betäubt, nieder. Doch wie ein gereiztes Raubthier ſtürzte der Vater auf den Mörder zu; mit einem Sprunge, dem hungrigen Tiger gleich, ſaß er auf ſeinem Rücken; die Nägel krallten ſich tief in das Fleiſch des Unmenſchen; die ſpitzigen Zähne nagten an ſeinem Nacken; und die Lippen ſogen das warme Blut ſeines Todfeindes. Brüllend ſank dieſer zu Boden; ſeine Schergen befreiten ihn. „Peitſcht den Satan zu Tode!“ wüthete der Sklavenhändler, als er wieder ſeiner Sprache mächtig war. Xuri wurde hingeſtreckt; die ſchweren Peitſchen riſſen ihm das Fleiſch vom Körper, aber kein Laut des Schmerzes kam über ſeine Lippen; wie hätte der Vater noch ein Gefühl für körperliche Mißhandlung haben ſollen, wo ihm das gebrochene Auge ſeines ermordeten Kindes auf dem blutigen Sande anſtarrte.“ Die Beſchreibung des Sklavenſchiffs, auf welches ſie jezt gebracht werden, iſt noch gräßlicher. Die Negerin ſtirbt, der Neger kommt auf eine Plantage, um neue Martern zu dulden.

Hier tritt der alte Jude wieder auf als Bettler. Der Herr der Plantage iſt Börner, dem einſt ſeine Tochter Judith einen koſtbaren Ring zum Zeichen der Treue gegeben und den er noch am Finger trägt. Aber er hat eine reiche Creolin geheirathet und läßt den Juden mit Hunden forthetzen. Dieſer geſellt ſich zu dem Neger, der ihn zu einem in einem Käfig aufgehangenen und dem Hungertode Preis gegebenen andern Neger führt. Nun beginnt die Rache. Xuri raubt das Kind des Pflanzers. Sie holen Gold auf einem See, worin es einſt die Indianer verborgen, und gehen zu Schiffe.

Nun werden wir nach Hinduſtan verſezt. Ein Pariakind will Hungers ſterben, die Mutter hat nichts, was ſie ihm geben könnte, der Vater, der ausgegangen, kommt verwundet auf allen Vieren kriechend zurück. Auch hier häuft ſich Jammer auf Jammer. Der Knabe hat ein vornehmes Kind gerettet und wird dafür gezüchtigt, weil er es berührt hat, was kein Paria darf. Ein andermal rettet er in einem gleichen Falle ein Braminenkind nicht, und wird auch dafür verurtheilt, nämlich von einem Elephanten zertreten zu werden und ſein eigner Vater ſoll den Elephanten leiten. Wollen unſre Leſer noch einmal hören, wie der Verfaſſer erzählt? „Das Thier fühlte menſchlicher als die Bewohner der Erde; ſanft ſezte es das Kind zur Seite, drohend wandte es ſich gegen die gaffende Menge; nur mit Lebensgefahr brachte man den gereizten Elephanten in ſeine Behauſung zurück. Doch der Rajaputra, welcher ſeinen Sohn verloren, fühlte keine Menſchlichkeit. Zornig befahl er, den Verurtheilten dem ungezähmten Tiger vorzuwerfen. Arou's Haare ſträubten ſich hoch empor; die rollenden Augen traten aus ihren Höhlen, aus ſeinem Munde giftiger Schaum, der an den bleichen, blutloſen Lippen zehrte. „Wirf den Knaben dem Tiger vor,“ donnerte der Unverſöhnliche, „oder beide Kinder ſterben Dir!“ Jezt ergriff Arou ſein Kind; es klammerte ſich ängſtlich an den Vater und blickte ihn mit freundlichen Taubenaugen an; aber aus Arou's Herzen war Gott gewichen; er ſtreckte den kräftigen Arm aus und — warf ſeinen Sohn dem Tiger zu! In einem Augenblick hatte des Tigers Zahn das Leben des Knaben geendet; doch das Entſetzliche war noch nicht vollendet, ein toller Wahnſinn hatte Arou ergriffen; er faßte ſein ſanftes Töchterlein, deren kindiſcher Sinn noch nicht das furchtbare Ereigniß faſſen konnte; er hob ſie wie einen leichten Flaum hoch empor und brüllte mit nicht menſchlichen Tönen: „Auch mit Dir hinab, auch Du mußt fort, damit ich nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu hoffen habe; dann will ich mit dem Gewürm des Erdballes rechten!“ und auch ſeine Tochter ſchleuderte er dem Tiger entgegen, und eh noch das Kind zur Erde fiel, hatte die ſcharfe Klaue des Thieres es erfaßt, ihm die zarte Bruſt aufgeriſſen, und gierig ſog nun der Tiger das warme Blut aus der Todeswunde; und erſt nachdem dieſes geſchehen, brach der Vater, wie ein vom Blitz zerſchmettertes Steinbild, nieder. Starres, lautloſes Entſetzen lag auf der verſammelten Volksmenge, als hätte der Tod alle Weſen verſteinert. Selbſt der Rajaputra fühlte ſich bewegt; ſeinem Sohne war ein furchtbares Todtenopfer geſchehen; er empfand etwas, was dem Mitleid glich, gegen den armen Arou, der in dieſem Augenblicke der Elendeſte auf der Erdfläche war. — Und die Mutter? — O wie ſoll ich Euch einen Schmerz bezeichnen, für den es keine Erdenſprache gibt; wie ſoll ich ein Leiden malen, für welches die Menſchenbruſt keinen Laut hat? — Ihr glücklichen Mütter, die Ihr noch ein lächelndes Kind auf Eurem Schooße wiegt; denkt Euch daſſelbe von den Klauen des wilden Unthieres erfaßt, die ſchneidenden Zähne in der zarten Bruſt und das warme Herzblut — Euer Blut. — O laßt mich enden!“

Indem der Paria einſam am Strande wandelt, ſieht er den Juden und den Neger, aus einem Schiffbruch entronnen, dem Ertrinken nahe und rettet ſie. Und mit dieſen Verbündeten des Jammers zieht er in das geheimnißvolle Giftthal und holt von dort die Cholera, um ſich durch ſie an der ganzen Menſchheit zu rächen. Die Krankheit breitet ſich aus und trifft alle, die ſich

Digitized by Google

an jenem unglücklichen Kleeblatt verſündigt, und zulezt wird Börner ſcheintodt auf dem Leichenwagen fortgeſchleppt und begraben. Er erwacht, aber ſein ehemaliger Sklave, der Neger, ſteht vor ihm und ſtößt ihn lächelnd unter die Todten zurück.

An ſich iſt der Gedanke dieſer Erzählung erhaben. Die Menſchheit büßt für ihre Unthaten. Aber das Herumwühlen im Gräßlichen dient keineswegs der poetiſchen Erhabenheit, ſondern vernichtet ſie vielmehr in kleinlicher Grauſamkeit, die nur noch Ekel erregt. Das iſt der Fehler der franzöſiſchen Romantik, und wie Deutſche, an beſſere Muſter gewöhnt, ſollten dieſen Abweg vermeiden. Ueberdies verlangt die Poeſie immer eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit und das Häufen der unwahrſcheinlichſten, mit den Haaren herbeigezogenen Effectſcenen ſchwächt ihre Wirkung.

13) Des Bettlers Gabe. Taſchenbuch für 1836. Von Demſelben. Daſelbſt.

In derſelben Manier. Das Buch fängt mit der Knute an, die einem Unglücklichen ertheilt wird. Mit unerträglicher Wahrheit wird hier alles ausgemalt: „Schnell ward der ganze Obertheil des Körpers entkleidet, das Hemde ihm heruntergeriſſen, ſein Kopf in einen hölzernen Ring geſteckt, Arme und Beine ebenfalls; einige Riemen wurden angezogen, und der entblößte Rücken lag nackt da, ohne daß es dem ohnehin Bewußtloſen möglich war, nur die kleinſte Bewegung zu verſuchen. Ungefähr zehn Schritte hinter ihm ſtand der Pallaſch, den Stock der Knute mit beiden Händen erfaſſend, den Riemen zwiſchen den Beinen; ein paar Schritte ſchlich er wie der lauernde Tiger, dann ein Sprung — die Peitſche ziſchte durch die Luft; ein Ohr und Mark zerſchneidender Schrei entholte dem Unglücklichen, und der Pallaſch zog die in der kalten Luft dampfende Peitſche von dem zerriſſenen Rücken zurück.“

Was denken ſich denn wohl die Dichter dabei, wenn ſie die Phantaſie der Leſer und Leſerinnen durch ſolche Darſtellungen verwildern. Ich ſage verwildern, denn allerdings werden ſich Viele aus Ekel davon wegwenden, aber auch Viele aus Neugier ſich dabei verweilen, ſich an das Abſcheuliche gewöhnen. In Frankreich iſt das Publikum in der That durch ſolche Schilderungen ſchon verdorben. Es vermag das Zarte nicht mehr zu faſſen. Man muß es mit der Knute, mit Brandmarken, mit gewaltſamen Entehrungen, mit den furchtbarſten Ausbrüchen des Wahnſinns, mit Rabenſtein und Peſt aufkitzeln, wenn es noch etwas empfinden ſoll. Gelindere Rührungen ſchlagen nicht mehr an. Aber ſolche grauſamen Gewöhnungen, gleich denen der Römer, die zulezt nur noch von Thierhetzen und den grauſamſten Martern ergözt werden konnten, ſind keine guten Zeichen.

Der Held der Erzählung iſt ein ruſſiſcher Leibeigner, der auf Befehl ſeiner Gebieterin ſeine eigene Schweſter ermordet, nach Sibirien geſchickt wird und dort lauter Unglücksgefährten findet, die gleichfalls die grauſamſten Schickſale erlebt haben. Einer z. B. hat ſich von einer üppigen Frau verführen laſſen, die Schuld ihres Mannes bei einem großen Caſſendefect auf ſich zu nehmen, um ſo ihr Vermögen zu retten. Wolluſt, Diebſtahl, Knute, natürlich auch Branntwein! Einer der Verbannten ſäuft Scheidewaſſer, wie Milch. Der Held der Erzählung wird zulezt von einem Pferd erſchlagen.

Hinten iſt noch eine kleine, eben ſo grauſame Erzählung angehängt. Die Scene iſt wieder Rußland, und zwar im Jahr 1812. Ein franzöſiſcher Offizier will eben erfrieren, als ihn ein Koſak mit der Knute weckt. Er wird gerettet, mit erfrornen Beinen. Napoleon befiehlt ihm, wie Chriſtus: ſtehe auf und wandle, und ſiehe, er wandelt, troß der erfrornen Beine. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie ein deutſcher Schriftſteller, ohne ſich in tiefſter Seele zu ſchämen, ſolchen Götzendienſt mit Napoleon treiben kann. So weit ſind ſelbſt die Franzoſen nicht gegangen, die ein Recht hatten, auf Napoleon ſtolz zu ſeyn. Wie tief ſoll man denn ein Volk verachten, in deſſen Sprache ein fremder Tyrann, der eben dieſes Volk mit Unglück und Schmach überſchüttet, ſo vergöttert wird. Hier kann nur ein edler Spanier die Antwort geben. Napoleon war der größte Mann ſeiner Zeit, Spanien verdankt ihm wie Deutſchland eine gewaltſame Durcharbeitung, ohne die manche Frucht nicht gereift wäre. Das Alles iſt wahr, aber nie wird der Spanier ſich ſo weit entehren, Napoleon zu lieben, zu vergöttern, ihn mit Chriſtus gleich zu ſtellen.

14) Der Mönch und die Dame. Eine Geſchichte vom Jahr 1750. Nach Mortonvals Le capucin du Marais. Von L. Kruſe. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1834.

Solche Geſchichten ſollte man für unſer Publikum nicht bearbeiten. Höchſt unmoraliſch, ſind ſie zum Glück wenigſtens langweilig genug, um nicht viele Leſer anzulocken. Hier werden die gemeinen Buhlereien eines Mönchs mit den vornehmſten Pariſer Damen in der Manier der älteren franzöſiſchen Romane erzählt, doch iſt nicht einmal der Geiſt und Witz dieſer älteren frivolen Literatur beibehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 84. Freitag, 19. Auguſt 1836.

Romane.

15) Maria von Medicis. Geſchichte der Regierung Ludwigs XIII. Von Lottin von Laval. Aus dem Franzöſiſchen von Auguſt Schäfer. Zwei Bände. Heidelberg, Groos, 1835.

Auch eine Darſtellung in der beliebten Manier, aus der Zeit der Verdorbenheit. Sollte es wohl einem franzöſiſchen Dichter noch einfallen, einen edlen Charakter zu ſchildern? Nein, das wäre gegen alle Regeln des neueſten Geſchmacks. Schön iſt nichts mehr als das Laſter. Man wühlt im tiefſten Schlamm der altfranzöſiſchen Serail-Regierung, der Maitreſſen- und Pfaffenherrſchaft herum, um je die widerlichſten Ungeheuer, die im Schooß der menſchlichen Geſellſchaft entſtehen konnten, abgeſtumpfte thieriſch-dumme Könige, denen wie dem Moloch die ſchönſten Kinder des Landes wetteifernd geopfert werden, diaboliſche Kardinäle, niederträchtige Höflinge, Weiber von aller Schaam entblößt ꝛc., als würdigſte Gegenſtände der poetiſchen Darſtellung hervorzuheben. Zwar laſſen uns die Dichter merken, dieſe Schilderungen hätten einen politiſchen Zweck. Sie geben vor, das Bild der Tyrannei den Söhnen der jungen Freiheit warnend vorzuhalten. Aber das iſt ihnen nicht Ernſt. Sie ſchildern ihren Gegenſtand mit viel mehr Zuneigung als Abſcheu. Sie wünſchten ſehnlich, daß dieſe Zeiten der ſchamloſeſten Lüderlichkeit wiederkehren möchten, und ſie tragen das Ihrige dazu bei, indem ſie nicht nur als Dichter verſunken ſind in das träumeriſche Andenken jener königlichen Bachanalien, ſondern ſie auch in den Orgien des bürgerlichen Paris nachahmen.

16) Die Jüdin. Geſchichte aus den Zeiten der Regentſchaft, von Eugenie Foa. Zwei Theile. Leipzig, Weber, 1835.

Unter vielen Scenen dieſes Romans heben wir nur eine als Probe hervor und überlaſſen es dem Zartgefühl unſerer Leſerinnen, über das der Dame Eugenie Foa ein Urtheil zu fällen. Der berüchtigte Regent von Frankreich tritt auf: „Ventre-saint-gris! wo iſt meine Jüdin?“ — „Im Salon mit Ihrer Tochter!“ Und ehe die beiden Frauen hatten ein Wort wechſeln können, erſchien der Regent bei ihnen, ſeine Kleider in Unordnung wie die der andern Tiſchgenoſſen. „Mein Vater, laſſen Sie uns!“ ſagte mit Würde die Herzogin. — „Mein Kind, gib mir meine Jüdin — Herrliche Schönheit, bei der Seele Heinrich IV., des froheſten Geſellen, den ich kenne, nimm Deinen Schleier ab!“ — „Biſt Du der Regent?“ fragte die Jüdin. — „Ja!“ — „Nun wohl! So ſchließe die Thür, die uns von Deinen Freunden trennt, und ich

Digitized by Google

füge mich Deinem Verlangen.“ — „Die Tigerin ſänftigt ſich, meine Herren,“ ſagte der Regent und gehorchte mit ſchwankendem Tritt der Weiſung der verſchleierten Frau. — „Jezt,“ ſagte die Jüdin, „ſieh mich an!“ Sie öffnete ihren Schleier: das runzlige Geſicht Donanima's, von Unwillen entflammt, machte den Regenten, der ſich ihr mit Galanterie genähert, zurückprallen. — „Gib mir Gerechtigkeit, mein Gott, und ſchütze mein Recht gegen das grauſame Volk; befreie mich von dem trügeriſchen und verderbten Manne!“ — „Ventre-saint-gris! Bei der Seele meines Vaters! entweder d'Argenſon hat gelogen, oder der Schurke von Dubois hat mir auf dem Wege meine Jüdin vertauſcht.“ — „Der König, der auf dem Throne der Gerechtigkeit ſizt, wird mit ſeinem Blicke alles Böſe zerſtreuen; darum komm' ich mit Zuverſicht zu Dir, Regent!“ — „Fünfhundert Millionen Teufel! — Dich will ich ja nicht, alte Höllenſibylle; Deine Tochter. Geh, hole ſie; ich befehl's!“ Solche Scenen wechſeln hier ab mit Kindermord, Wahnſinn, Vergiftung. Und das alles hat wieder eine franzöſiſche Dame geſchrieben.

17) Leonide. Ein Roman von Emerentius Scävola. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Der Roman beginnt mit einer grauſamen Prügelei. Ein alter Herr wird vom fanatiſchen Pöbel lahm geſchlagen. Ein junger Graf rettet ihn, ſieht ſeine ſchöne Tochter, verliebt ſich. Aber ſie iſt ein geheimnißvolles Weſen. Früher Leonide genannt als Calviniſtin, hat ſie ſich ſelbſt den katholiſchen Namen Cäcilie gegeben. Sie iſt verſchloſſen. Aber am Sterbebett des Vaters reicht ſie dem Grafen die Hand und wird ſeine Gattin. Der Glückliche muß aber bald erſchrecken vor den Seltſamkeiten ſeiner geliebten Gattin. Sie iſt unruhig, ſie will fliehen und nennt die Gefahr nicht. Endlich findet er ſie zum Tod erſchrocken: „er iſt da geweſen.“ Wer? wer iſt der Schreckliche? Sie ſagt es nicht, und er begnügt ſich auch damit, es nicht zu erfahren, und führt als galanter Ehemann die Aufgeregte in ein Bad. Hier erſcheint ein junger Croat, öſterreichiſcher Officier, ſchöner Mann. Aller Kummer iſt vergeſſen. An ſeiner Seite fliegt Leonide beglückt durch die Reihen der Tänzer und das gute Geſchöpf von Ehemann fängt doch am Ende an, eiferſüchtig zu werden. Er wagt es, etwas davon merken zu laſſen. Sie ſchreckt ihn mit einem Blick „voll Hoheit“ zurück, verläßt aber mit ihm das Bad und den verführeriſchen Croaten. Sie wird Mutter. Er iſt voller Zärtlichkeit. Alles ſcheint ausgeglichen. Aber ihre ſeltſamen Anwandlungen dauern fort. Plözlich erſchrickt ſie, ſpricht dunkel von einem Meineid, den ſie begangen, ſchreit bei einem ganz fremden Bilde auf „Gott, mein Vater!“ aber das gute Geſchöpf von Ehemann forſcht nicht weiter nach und bleibt ganz ruhig. Sie bekommt einen Brief, der ſie in die heftigſte Wallung verſezt, aber es wäre ungalant, ihn leſen zu wollen. Sie nimmt Gift, mit Mühe rettet er ſie vom Tode, aber es wäre ungalant, zu fragen, mit was für abſcheulichen Geheimniſſen ſie denn umgebe. Er bittet ſie nur, ihm zu verſprechen, daß ſie nie wieder Hand an ſich legen wolle. Da ſagt ſie ihm: ich wollte ſterben, dir ein jammervolles Leben zu erſparen. Du willſt, daß ich lebe, wohlan ſo wirſt du grenzenlos elend werden! Er möchte gern mehr erfahren, aber ſie ſagt (wie man zu den Kindern zu ſagen pflegt, wenn ſie gern wiſſen wollen, was man heute eſſen wird): warte nur, du wirſt es ſchon ſehen. Das gute Geſchöpf von Ehemann begnügt ſich damit und iſt recht neugierig auf das grenzenloſe Elend, das er erwarten ſoll. Endlich kommt etwas, das darnach ausſieht. Ein junger Mann beſucht ſeine Frau, wirft ſich in ihre Arme, küßt ſie, nennt ſie Du ꝛc. Ha! denkt der Graf, jezt hab' ich's. Sie iſt eine gemeine Buhlerin, ſie hat mich betrogen. Fort von ihr! aber nicht ohne mein Kind, das ich der unnatürlichen Mutter entreißen muß. Eben ſtürmt er fort, da kommt ein Unbekannter ganz höflich auf ihn zu: erlauben Sie — Nichts da — ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen — was da, es gibt für mich nichts Wichtiges mehr auf Erden. — Es betrifft Ihr Kind — Ah, wer ſind Sie mein Herr? — Mein Name thut vor der Hand nichts zur Sache ꝛc.

Nun wird aber (wir ſind auf der Seite 255) die Sache endlich wirklich Ernſt. Der Unbekannte ſagt dem Grafen geradezu, ſeine Frau ſey mit einem Andern, der noch lebe, ſchon früher verheirathet, die zweite Ehe alſo ungültig und ſein junger Sohn folglich nur ein Baſtard, der auf das gräfliche Erbe keinen Anſpruch habe. Das iſt viel für einen Ehemann und Vater. Aber das gute Geſchöpf, das der Herr Emerentius Scävola als Ideal eines ſentimentalen Hörnerträgers wirklich mit unübertrefflicher Unwahrſcheinlichkeit gezeichnet hat, das gute Geſchöpf iſt voller Freude und ganz beruhigt. Jezt iſt er klar, Leonide iſt keine gemeine Buhlerin; ſie iſt ganz ehrlich verheirathet geweſen, der Angekommene iſt ihr Herr Gemahl, er hat ein Recht ſie zu küſſen. Sie hat zwar einen kleinen Meineid begangen, indem ſie einen zweiten Mann heirathete, ohne ihm von dem erſten etwas zu ſagen. Allein das iſt in unſern aufgeklärten Zeiten eine Kleinigkeit, und man muß galant ſeyn. Das gute Geſchöpf geht zu Leoniden und führt ſie auf die artigſte Weiſe zu dem erſten Manne. Das Kind nimmt er zu ſich, und frägt, ob ſie es noch einmal küſſen wolle? Anſtatt es zu küſſen, beißt die Mama das arme Kind. Der Papa nimmt es, die Mama hängt ſich an

Digitized by Google

den Arm des erſten Mannes und man nimmt auf die honnetteſte Weiſe von der Welt wechſelſeitig Abſchied.

Bald darauf wird unſer gutes Geſchöpf von Ehemann in die Baſtille geſezt. Aber die Baſtille wird geſtürmt, der Gefangene befreit. Um die Revolution bekümmert ſich unſer Graf nicht, er emigrirt mit ſeinem Sohn. Dann will er zwar Dienſte nehmen beim Duc d'Artois, dieſer aber weist ihn höhniſch zurück.

Im zweiten Theil erfahren wir, wie die Sache eigentlich zuſammenhängt. Pfaffen haben einen armen Junker abgerichtet, Leoniden zu verführen, ſie katholiſch zu machen, ſich mit ihr zu verloben, ihn aber nachher entfernt, ihr weiß gemacht, er ſey geſtorben und ihr das Kloſtergelübde abgelockt, um ihres Vaters Güter an ſich zu reißen. Aus Liebe zu ihrem Vater hatte ſie aber an ſeinem Sterbebette ſich unſerem Grafen verlobt. Der erſte Bräutigam war zurückgekehrt, und hatte ſie vom Grafen, wie wir wiſſen, zurückerhalten.

Nun folgt aber die Fortſetzung. Unſer gutes Geſchöpf trifft wieder mit Leoniden zuſammen. Sie liebt ihn noch. Sie hängt in ſeinen Armen: „hat denn mein Eid mich weniger kräftig an *Dich*, als an *ihn* gebunden?“ Freilich, die naive Dame hätte ja nur noch einem Dritten und Vierten ſchwören dürfen, ſo hätte ſie drei und vier Männer auf einmal und alle rechtmäßig beſeſſen. Warum ſoll ſie nur einem angehören? Das iſt überhaupt geſchmacklos, ſeit die neufranzöſiſche Romantik uns das wahre Verhältniß zu den Sitten klar gemacht und die alten Vorurtheile ſiegreich verbannt hat. Leonide hat ſich ſo ſehr in unſer gutes Geſchöpf von Ehemann vernarrt (denn wo fände ſie ein zweites Exemplar von ſo himmliſcher Geduld?), daß ſie wieder zu ihm ziehen, mit ihm entfliehen will. „Mein Gelübde für *ihn* hab ich gelöst. Jezt will ich den Schwur halten, den ich *Dir* geleiſtet habe.“ Heute dem Einen, morgen dem Andern, das iſt eigentlich das Vergnügen bei der Sache. Und das gute Geſchöpf iſt ſelig und eben liegen ſie einander in den Armen, da kommt wieder der *erſte* Mann, hinter ihm eine blutige Horde Jakobiner, und der erſte weist auf den zweiten und ſagt: das iſt der Ariſtokrat Graf St. Hilaire, unter die Guillotine mit ihm! Aber er ſelbſt wird mit verhaftet, weil man den Grafen in ſeinem Hauſe gefunden. Nun Verwirrung und kein Ende. Der erſte wird jämmerlich ermordet. Man läßt ihn in einem engen Behältniß verhungern und verfaulen und erſt der üble Geruch führt zu ſeiner Entdeckung. Der zweite ſoll gerettet werden, wird aber verwechſelt mit einem öſterreichiſchen Gefangenen, demſelben ſchönen Croaten, den wir ſchon kennen, und mit dieſem entflieht Leonide, kehrt aber um, und ſtellt ſich freiwillig wieder in den Kerker. Sie will mit dem Grafen ſterben, aber die Guillotine verſchont ſie, denn ſie iſt ſchon wieder in geſegneten Umſtänden. Nur unſer guter Graf wird zum Block geſchleppt, aber doch — auf einige ungeheure Unwahrſcheinlichkeiten mehr oder weniger kommt es in dieſem Roman nicht an — glücklich wieder gerettet. Aber Leonide wird wahnſinnig. Zufällig trifft der Graf ſie beim erſten Wiederſehen ſchon wieder in den Armen eines Dritten, des diesmal ganz unſchuldigen Arztes nämlich, und da kann unſer gutes Geſchöpf ſich wieder nicht verläugnen. Er läuft ſtumm davon, um Leoniden abermals als eine gemeine Buhlerin zu verachten. Endlich, nach langer Zeit, kommt er noch einmal wieder, und da wird ihm denn entdeckt, daß er ſich ein klein wenig geirrt hat, und daß Leonide nicht untreu und bloß ein wenig verrückt iſt. Sie kommt in ſeinen Armen bald wieder zu Verſtande. Aber immer noch hat ſie keine Ruhe. Die Polizei klopft ſchon wieder an, der Graf wird abermals verhaftet, weil er in engliſchen Dienſten geſtanden. Auch der junge Sohn geht verloren. Abermals Verwirrung, Jammer und kein Ende. Doch ja, ein Ende kommt endlich, und wie ſich von ſelbſt verſteht, recht greulich. Der arme Graf wird von wüthenden Bauern erſchlagen, Leonide will ihn retten und bekommt ebenfalls den tödtlichen Schlag auf den Kopf.

Das iſt ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts, ſo unnatürlich als unſittlich, und troz des unaufhörlichen Haſchens nach Effekten der Verzweiflung, des Wahnſinns, des Todesſchreckes doch unerträglich langweilig.

18) Die Kreolin und der Neger. Gallerien romantiſcher Bildwerke von Emerentius Scävola. Drei Bände. Frankfurt am Main, Sauerländer, 1836.

Herr Emerentius Scävola, ein treuer Anhänger der neufranzöſiſchen Romantik, geht überall nur auf wollüſtige Grauſamkeit aus. Sollte er nun ſeinen Pegaſus nicht auch auf die reiche Weide der Sklavenhändler treiben? Ein anfangs mißhandeltes Negerkind wird Milchbruder eines weißen Mädchens, ſeiner Herrſchaft, daher beſſer erzogen und zur Freiheit beſtimmt, nachher aber zur gemeinſten Arbeit gezwungen und mit dem Eiſen gebrandmarkt. Aber die Neger ſtehen auf und auch das weiße Mädchen wird — gebrandmarkt. Beide Kinder werden frühe durch gleiche Gefahren verbunden; am Ende war es Amor, der Beide gebrandmarkt hat. Sie ſoll einen reichen Pflanzer heirathen und mag nicht. Der junge Neger entführt ſie. Sie leben wie die lieben Engel, obgleich einer davon ſchwarz iſt, in glücklicher Verborgenheit. Nachher finden ſie Gelegenheit nach Nordamerika

Digitized by Google

und Europa zu kommen. Aber da rümpft man überall die Naſe über das barocke Paar, das nicht einmal durch Prieſters Hand verbunden iſt. Das Mädchen ſieht ihren Geliebten nicht mehr ſo heiter an, weil ſie ſich ſeiner ſchämen muß. Er wird traurig und will um jeden Preis zurück. Er ſoll ihre ererbten Reichthümer abholen und ſie läßt ihn reiſen. Er tritt in die Dienſte der Deſſalines, wird gefangen und — der Schluß iſt noch nicht erſchienen.

19) Die Proſelyten. Charaktergemälde neuerer Zeit, von M. Wiener. Berlin, Schröder, 1834.

Dieſe Geſchichte ſcheint von einem Juden geſchrieben worden zu ſeyn, der es übel genommen hat, daß ſo viele chriſtliche Romanſchreiber immer Judenmädchen ſchildern, die ſich in Chriſten verlieben. Er ſchildert nun auch zur Abwechslung einmal eine Chriſtin, Baroneſſe Roſette von Treuenfeld, die ſich aus reinſter ſentimentaler Zärtlichkeit in den edeln Juden Moſes Benlevi verliebt und ihm zu gefallen ſelber Jüdin wird.

Pädagogiſche Literatur.

12) Verhältniß der Moralität zur Intelligenz in der Pädagogik unſerer Zeit. Von Th. Heinſius. Glogau, Flemming, 1835.

Eine beachtenswerthe kleine Schrift, mit Sachkenntniß, Klarheit und mit demjenigen Ernſt und Nachdruck abgefaßt, den die Wichtigkeit des Gegenſtandes erheiſcht. Sie zerfällt in drei Abſchnitte, welche etwas wunderlich: Text, Commentar und Emendation überſchrieben ſind. In dem erſten wird die unbeſtreitbare, ſchon von vielen Seiten beklagte Thatſache aufgeſtellt, daß die intellektuelle Bildung die moraliſche bereits weit überflügelt habe. Im zweiten wird gezeigt, wie Erziehung das Ganze und der Zweck, Unterricht dagegen nur Theil und Mittel der geſammten Jugendbildung ſey, Moralität durch Intelligenz allerdings zu befördern, keineswegs aber zu erſetzen ſey. Es wird darauf hingedeutet, zu welchen Ausartungen die Jugend bereits durch die einſeitig geſteigerte Intellektualbildung gekommen ſey; doch fügt der Verfaſſer die wohlerwogenen Worte hinzu: „Es liegt der geſunden Vernunft des Urtheilenden fern, die Intelligenz ſelbſt als ſchuldig in Anſpruch zu nehmen oder gar ihre Rieſenfortſchritte aufhalten zu wollen. Ein ſolches Denken und Wollen findet nur Anklang in den Maulwurfshöhlen der Er= (und Krypto=) Jeſuiten oder in den Klubbs der Frömmler, die ſo gern dem Licht der menſchlichen Vernunft entfliehen. Die leitende Kraft des Menſchen muß ſich frei und ungebindert fortbilden können, denn ſie iſt ein Ausfluß der göttlichen Vernunft, aus welcher allein das höchſte Princip nicht bloß für unſere Religionskenntniß, ſondern für die geſammte geiſtige Thätigkeit des Menſchen entſpringt. Wir wiſſen aber, daß ſie in ihrer Wirkſamkeit für uns der mitwirkenden Thätigkeit der moraliſchen Kraft bedarf, und daß ſie ohne dieſe nicht heilbringend für die Welt ſeyn kann. Und eine ſolche Mitwirkung iſt nur möglich durch eine geregelte ſittliche Erziehung des Hauſes.

Hierin müſſen wir dem Verfaſſer vollkommen beitreten. Die Schilderung der herrſchenden Gleichgültigkeit, Unkunde oder völligen Verkehrtheit der meiſten Eltern in Allem, was eine vernünftige Kindererziehung anlangt, iſt meiſterhaft und zeigt die vierzigjährige Erfahrung eines vielverſuchten Schulmannes. Eben ſo meiſterhaft iſt dargethan, aus welchen Gründen die Schulen in ihrer Stellung zu Staat, Kirche und Haus nichts Erhebliches für die eigentliche Jugenderziehung zu thun vermögen. — Im dritten Abſchnitt drängt ſich nun die Frage hervor, was zu thun ſey, um dem Uebelſtande abzuhelfen.

Der Verfaſſer verwirft mit Recht jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die häusliche Zucht; er kann dieſe nie geradezu als Zweck anſehen, ohne die menſchliche und bürgerliche Freiheit in eine willenloſe Sklaverei zu verwandeln.

Dennoch ſoll mittelbar Etwas von Seiten des Staates geſchehen, um die häusliche Erziehung zu befördern und der Verfaſſer ſchlägt deßfalls vor, der Staat ſolle:

1) die Idee einer guten häuslichen Erziehung als ein Muſterbild hinſtellen, an deſſen Nacheiferung er gewiſſe bürgerliche Vortheile knüpft (?);

2) in allen Städten Kleinkinderſchulen begründen;

3) ſelbſt alle ſeine Einrichtungen und Anordnungen mit den Grundſätzen der Sittlichkeit und des Vernunftrechts in Einklang zu bringen ſuchen.

Von dieſen Forderungen möchte die dritte die weſentlichſte ſeyn. In allen praktiſchen Dingen iſt das gute Beiſpiel das beſte und das ſittliche Princip im Staate wird immer am beſten auf das der Familien zurückwirken.

W. B. M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 85. Montag, 22. Auguſt **1836.**

Romane.

20) Learoſa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. **3** Theile. Leipzig, Brockhaus, **1835.**

Wir müſſen, bevor wir dieſen Roman beurtheilen, wie bei gewiſſen Gerichtsſitzungen in England, den Ruf voranſchicken: Damen von keuſchen Ohren entfernen ſich! Am liebſten würden wir uns beſcheiden, über ein ſolches Geiſtesprodukt ganz mit Stillſchweigen hinwegzugehen. Allein die Ueberſetzungen und Nachahmungen der neu-franzöſiſchen Schule häufen ſich deegeſtalt und überbieten ſich ſo ſehr in Schamloſigkeit, daß eine gewiſſenhafte Kritik nicht dazu ſchweigen darf. Es kann jezt nicht mehr davon die Rede ſeyn, ſolche Werke dadurch unſchädlich zu machen, daß man ſie ignoriet. Vor einigen Jahren waren ſie noch ſelten, jezt überſchwemmen ſie ſchon den literariſchen Markt. Das Uebel iſt da. Es nicht ſehen zu wollen, wäre lächerlich. Man muß es bekämpfen. Man muß wenigſtens die Unkundigen warnen, daß ſie bei der Wahl der Lectüre vorſichtig ſind, und nicht arglos anſtändigen Damen und unſchuldigen Mädchen Bücher in die Hände geben, die nur eine paſſende Lectüre für Bordelle und Zuchthäuſer ſind.

Der vorliegende, äußerlich ſehr elegant ausgeſtattete Roman iſt einer der ſchmutzigſten der neuen Schule, aber eben deßhalb merkwürdig, weil er zeigt, wie weit man auf dieſee Bahn nach und nach kommt.

Ee beginnt mit einee Verführungsgeſchichte, ſo gemein, als nur je eine geſchrieben wurde. Learoſa, das unſchuldige Mädchen, wied liſtig überfallen, eine Scene, die mit der handgreiflichſten Unverſchämtheit geſchildert iſt. Der Verführer kommt nicht ganz zu ſeinem Zweck, überredet aber das arme einfältige Mädchen, das in der hellen Unſchuld alles glaubt, er ſey zum Zweck gekommen, und die bekannten Folgen würden ſich bald zeigen. Sie iſt in Veezweiflung, ſie geſteht ihren vermeintlichen Zuſtand der Familie. Da ſezt es denn Fauſtſchläge, Piſtolenſchüſſe, Muttermord, Vatermord, Flucht, Jammee, Hunger ꝛc. Das gute Mädchen kommt nach Dresden an den Hof des wollüſtigen König Auguſt, der ſie ein paar Mal rufen läßt, ſich an ihrer lieben Unſchuld zu weiden. Endlich heirathet ſie ein alter Geck, deſſen legitime Angriffe auf ihre Tugend abermals mit der widerlichſten Umſtändlichkeit geſchildert werden. Nun kommt auch der König wieder, läßt ſich mit ihr in einer Loge einſchließen und beginnt hiee eine Scene, die damit endet, daß Beide auf dem Boden liegen und eine koſtbare Standuhr mit Gepolter niedergeriſſen wird. Dann zur Abwechslung wieder Kerker, Blut, Wahnſinn, und die Tröſtungen eines Jeſuiten.

Digitized by Google

Aus Haß gegen die Männer ſchließt ſich Learoſa eng an eine Freundin an, und nun erreicht der Roman die äußerſte Grenze der Unzartheit. Dieſe Freundin iſt verliebt und möchte gern Learoſen auch wieder mit den Männern ausſöhnen. Zufällig iſt Learoſa trotz aller Anfechtungen und trotz ihrer Vermählung mit dem alten Gecken immer noch die helle liebe Unſchuld und nun betrügt ſie der ſchalkhafte Amor — im Traum. Dies veranlaßt ſie zu einem erbaulichen Geſpräch mit ihrer Freundin über das wahre phyſiſche Weſen der Unſchuld, und über die Frage, in wie fern ſie ſelbſt dabei betheiligt ſey. Es iſt unglaublich, und doch ſteht das alles gedruckt da, als eine elegante Lectüre für Damen, und kommt ohne Zweifel in die Hände manches jungen Mädchens.

Der Traum macht Learoſen ſo begierig auf die Wirklichkeit, daß ſie dieſelbe kaum erwarten kann. Daß unter dieſen Umſtänden ein Liebhaber bald gefunden iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Sogar der alte Gemahl hat die Gefälligkeit zu ſterben und Learoſa könnte den neuen Liebhaber heirathen. Aber dann ginge der Roman mit einer ſimpeln Heirath aus und das geht nicht. Wo bliebe dann der verbotene Genuß, die giftige Sinnlichkeit, Verbrechen, Blut und Mord? Und dieſe allein will man ja, darin allein ſucht man ja jezt die Poeſie. Der Dichter weiß ſich zu helfen. Die keuſche Männerfeindin ſucht auch ohne Prieſterweihe die Gelegenheit, ihren Traum in Erfüllung zu bringen. Es iſt Nacht, alles vorbereitet, er kommt, der Traum wird Wirklichkeit, ihr Glück hat keine Grenzen — da beſieht ſie es endlich bei Licht und was erblickt ſie? Einen Andern, einen ihr verhaßten abſcheulichen Menſchen. Nun abermals Mord, Verzweiflung und Schilderungen, an denen der Verfaſſer ſich recht geweidet zu haben ſcheint. Der Gedanke, gattenlos und doch Mutter zu ſeyn (worüber ſich die Dame eigentlich gar nicht wundern darf, da ſie ſich ja ganz freiwillig dazu entſchloſſen hat), und der noch ſchrecklichere Gedanke; im künftigen Kinde die Züge eines verhaßten Böſewichts wiederzufinden, werden hier mit dem grauſamſten Wohlbehagen von Seiten des Verfaſſers ausgemalt.

Allein ſo groß die Verzweiflung iſt, ewig kann ſie doch nicht dauern. Hat unſere keuſche Männerfeindin nicht ſchon Gewalt genug beſtanden, Blut und Mord genug um ſich erblickt? Man wird am Ende an dieſe pikanten Kleinigkeiten gewöhnt. Wir ſehen ſie wieder ganz heiter, ſie wohnt Feſten bei, ſie denkt wieder auf ihr Vergnügen. Da findet ſie auch den verlornen Liebhaber wieder. Aber wo? Dieſer Edle iſt, ſo erfährt ſie, aus Noth und Geſchmack Mitglied einer geheimen Geſellſchaft von armen Männern geworden, die von reichen Damen bezahlt werden. Wenn die verruchteſte Ehebrecherin, die feilſte Dirne etwas dergleichen von einem Mann erführe, den ſie wirklich liebte, ſie würde es nicht ertragen können, ſelbſt das Laſter würde hier vor dem noch größern Laſter erröthen und ſich mit Abſcheu wegwenden. Kein Weib in der Welt — und wenn ſie das Aeußerſte gethan hätte — keines iſt ſo verächtlich, daß es nicht dennoch ſich erhaben fühlen würde über einen Mann, der ſeinen Leib verkauft. Aber unſere keuſche Männerfeindin nimmt keinen Anſtoß an dem neuen Stande ihres alten Liebhabers. Im Gegentheil, ſie fährt ſelbſt an den bewußten Verſammlungsort, miſcht ſich unter die reichen Damen, welche hier bezahlen, und läßt ſich, gegen Bezahlung, den Liebhaber kommen. Maskirt, verſteht ſich. Ueber die Scene, die nun folgt, wollen wir den Vorhang ziehen, den der Dichter zu ziehen vergeſſen hat. Nur den Ausgang müſſen wir erzählen. Es fällt der Dame gar nicht ein, ſich Skrupel darüber zu machen, an welchem ſchändlichen Ort ſie iſt und wie tief der Mann, den ſie liebt, ſich herabgewürdigt, wie thieriſch gemein und widrig die ganze Scene iſt, die hier geſpielt wird. Im Gegentheil, ſie iſt im höchſten Entzücken und nichts ſcheint ihr pikanter, als dieſe Situation, die ſie ſich durch Ueberraſchung des Liebhabers noch verſüßen will. Sie demaskirt ſich. Da demaskirt auch er ſich, und — und? — und es iſt nicht ihr erwarteter Liebhaber, ſondern nur ihr B e d i e n t e r, der ſich dieſe kleine Maskenfreiheit gegen ſeine keuſche Frau und Gebieterin herausgenommen hat. Aber auch dieſe Gemeinheit — die gemeinſte Wendung, die uns noch je in einem Roman vorgekommen iſt — war dem Dichter noch nicht genug, oder wollte er das Bedienten- und Kutſchermäßige ſeiner Poeſie etwas mäßigen, den Stallgeruch ein wenig dämpfen, und nur das Verbrechen um ſo größer machen, kurz, er macht dieſen Bedienten zugleich zum Bruder Learoſas und aus der ganzen Scene einen Inceſt. Nun nochmals Verzweiflung, nochmals eine gattenloſe Mutter, unter noch viel abſcheulichern Ausſichten. Die gute Dame ſpielt bei alledem die Edle, die unſchuldig Leidende, die ſentimental Tragiſche, als ob ſie durchaus nur Opfer und nicht Mitſchuldige wäre. Sollen wir den Leſern nun noch weiter erzählen, wie ſie und der Bediente ſich um das Kind, das ſie geboren, herumzerren, es beinahe zerreißen, wie ſie ihm Bruder- und Vaterſchaft abſtreitet, er ſie behauptet und endlich das Kind ihr gewaltſam vom Mutterbuſen reißt und verſchwindet? Doch auch das iſt noch nicht das lezte Abſcheu erregende Bild dieſes Romans. Wir müſſen nochmals Mord, Gift, eine Flucht durchmachen und finden endlich unſere keuſche Männerfeindin unter gemeinen Gaſſendirnen eingeſperrt, wohin ſie gleich anfangs gehört hätte, und nach Canada transportirt. Hier ſieht ſie zum Schluß den alten Liebhaber wieder, aber nur um mit ihm unter Blut und Mord zu enden.

Trotz allem wüſten Stank und Greuel dieſes Romans

Digitized by Google

ſteckt er doch hinten und vorn voll erhabner Phraſen, hoher Sentimentalität, tragiſchem Pathos. Die Muſe des Verfaſſers iſt ein Schwein, das ſich mit einem feinen Batiſttuch die Thränen trocknet.

Wir ſind weit entfernt, der altfranzöſiſchen Schule Voltaires, Crebillons ꝛc. das Wort reden zu wollen. Allein ſie beſaß doch wenigſtens Geſchmack und ſocialen Takt. Sie wählte die Form der Satire. Sie rechtfertigte ſich durch die unläugbare Wirklichkeit der im damaligen franzöſiſchen Clerus und bei der Ariſtokratie vorherrſchenden Laſter; ſie erfand nicht das Ekelhafte, ſie faßte es nur auf die geiſtreichſte Weiſe komiſch und ſatiriſch auf, wie es ſchon früher auch in Italien Boccaccio gethan hatte. Dieſe Schule war nicht Entdeckerin, Lehrmeiſterin und Chorführerin von Laſtern, die noch nicht da waren; ſondern ſie bezähmte die vorhandenen mit dem Zügel der Grazie und unterwarf ſie den vernichtenden Folgen eines zur rechten Zeit angebrachten Spottes. Daher die Popularität dieſer Spötter, daher der Enthuſiasmus, den ſie ſelbſt bei dem edeln Theil der franzöſiſchen Nation erweckten, der in dieſer neuen Literatur ein kräftiges Gegengift gegen die bis zur Unerträglichkeit geſteigerten Uebel der Gegenwart und eine Vorläuferin der großen, unvermeidlich nahenden Revolution ſehen mußte.

Aber damals ſchon benuzten Speculanten der ſchlechteſten Kategorie die Gelegenheit, ſich vorzudrängen. Die Literatur des geiſtreichen Spotts ging unmerklich in hundert und aber hundert Nachahmungen in eine Literatur der geiſtloſeſten Unzucht über, worin das Laſter nicht mehr perſifflirt, ſondern ſchamlos gepredigt und Unterricht darin ertheilt wurde. Das Haus Orleans beſoldete die Verfertiger dieſer Bücher und im Palais-Royal war ihre Fabrik. Es galt nicht mehr, im Namen eines ſittlichen Volkes die Verdorbenheit der Vornehmen zu beſtrafen, ſondern es galt im Gegentheil, das ganze Volk mit den Laſtern der Vornehmen zu inficiren, damit beim Ausbruch der großen Revolution eine ſolche Maſſe von ſchlechten Elementen vorhanden ſeyn möchte, daß dem Haus Orleans die Uſurpation gelingen könnte zum Troz der alten Dynaſtie und zum Troz der Freunde einer ſittlichen Freiheit.

Man muß aber billig fragen: wozu jezt wieder eine ſolche Literatur, und wozu in unſerm Deutſchland? Es herrſcht verhältnißmäßig noch ungemein viel Sittlichkeit, reines und edles Familienleben in Deutſchland. Will man die Tendenzen der Zeit verſpotten, ſo hat man auch in Deutſchland dazu Gelegenheit genug, wie ſie denn Jean Paul, Jaſſoy, Börne auch benuzt haben. Aber unter allen Seiten, die wir der Beurtheilung darbieten, iſt gewiß unſer Familienleben, unſer Sittenzuſtand am wenigſten geeignet, eine ſatiriſche Literatur zu motiviren, in dem Sinn wie einſt die Sitten des Hofs und der Geiſtlichkeit in Frankreich die Spöttereien Voltairs motivirten.

Sollte aber eine Wiederholung jener Orleans'ſchen Fabrikation, die poſitive Unterweiſung in Laſtern, das ſyſtematiſche Verderben der Phantaſie, das Verſenken in die obſcönſte und pöbelhafteſte Vorſtellungsweiſe gegenwärtig in Deutſchland motivirt ſeyn? Was iſt denn der Zweck dieſer Leute, die ſich von allen Seiten herbeidrängen, durch die Modeliteratur Religion und Sitten zu untergraben? Woher die wunderbare Uebereinſtimmung ſo vieler deutſcher Schriftſteller, die nicht nur je die ruchloſeſten Productionen der neufranzöſiſchen Schule überſetzen und nachahmen, ſondern ſie noch durch Gemeinheit zu übertreffen ſuchen? Wenn es nur die inſtinktmäßige Nachahmungswuth und eine Speculation auf den Beutel des neugierigen Publikums iſt, ſo müſſen wir wenigſtens bedauern, daß die Speculanten ſo gewiſſenlos ſind, gar nicht zu überlegen, was ſie eigentlich thun. Die Ueberſchwemmung der deutſchen Literatur mit irreligiöſen und ſittenloſen Romanen mag kein tiefer liegendes Motiv haben, aber die Folgen werden ſich vielleicht in der künftigen Geſchichte unſeres Vaterlandes markiren. Das Ueberhandnehmen einer ſittenloſen Literatur war noch immer zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein ſchlimmes Zeichen.

Altslaviſche Sprache.

Glagolita Clozianus id est codicis glagolitici inter suos facile antiquissimi, olim, dum integer erat Veglae in thesauro Frangepaniano, habiti pro S. Hieronymi bibliis croaticis, supparisque ad minimum exarato anno MLVII cyrilliano Ostromiri Novogradensis, λείψανον foliorum XII. membraneorum, servatum in bibliotheca illmi. comitis Paradis Cloz Tridentini. Litteris totidem cyrillicis transcriptum..... latinaque slavicorum omnium interpretatione, linguae demum Slavorum utriusque ritus ecclesiasticae brevi grammatica et lexico illustratum edidit..... Bartholomaeus Kopitar, augustissimo Austriae imperatori a bibliothecae palatinae custodia. Cum tabulis aeneis duabus. Vindobonae, apud Carolum Gerold, MDCCCXXXVI. LXXX und 86 Seiten in Folio.

Der alte Codex, welcher dieſem Commentare zum Grunde liegt, gehörte früher den Frangipani, kam in die

Digitized by Google

Hände des Ritters Marquart von Breiſach, und als nach ſeinem Tode der Ritter Karl Schurf in deſſen, des Schloſſes und der Handſchrift Beſitz kam, ſchrieb dieſer eigenhändig auf dies Pergament: „Diſes puech hat Sant Jeronimuſs mit aigner hant geſchriben in Crobatiſcher ſprach.“ So blieb wohl ohne Zweifel dieſer gemeinen Meinung wegen dieſe vorgeblich eigene Handſchrift des heiligen Hieronimus auf dem Schloſſe Mariaſtein, bis ſie der letzliche Beſitzer, Herr Graf Paris von Cloz an den Herausgeber zur Veröffentlichung mittheilte. Worauf ſich nun aber die Sage von einem Authographum des heiligen Hieronimus gründet oder deſſen Thatſächlichkeit gar beweiſen möchte, ſchwindet vor der Fackel der ernſten Prüfung freilich in das Dunkel, und Seite LXXVI wird nur ſo viel geſagt: (Anno) „390 S. Hieronymus frequens litterarum commercium habet cum monachis et monialibus Aemonae (Labaci).“ Der Verfaſſer meint Seite X, es ſey von denjenigen ein Codex, welche die Schüler und Nachfolger des Apoſtels Methodius in Bulgarien entweder neu zuſammenſchrieben oder von den früheren abſchrieben. Immerhin iſt es aber ein ungemein ſchätzbares Bruchſtück, und der Verfaſſer vertheidigt ſein Alter Seite XII bis auf 1037 wenigſtens hinauf. Des Herrn Dobrowsky Hypotheſe, daß das glagolitiſche Alphabet nicht älter als das dreizehnte Jahrhundert und im Beginne des dreizehnten Jahrhunderts auf der Grundlage des cyrilliſchen rein erſonnen worden ſey, wird gründlich widerlegt, und erwieſen, daß jenes ſchon vor dieſem könne beſtanden haben. Für das Alter der Sprache gibt er ſchöne Fingerzeige mit Hinweiſung auf den Skoliaſten des Euripides und auf Tzetzes, und Seite XXXII behandelt er ungemein gründlich die bulgariſchen, illyriſchen und ſloveniſchen Dialecte. Man lernt nicht nur alle bisher bekannten altſlaviſche Codices näher kennen, ſondern wird auch mit einem bisher minder bekannten glagolitiſchen bekannt. Ein Graf Noval, Dienſtmann des Königes Ludwig von Ungarn, ſchrieb mit eigener Hand aus Liebhaberei vor 1368 einen Codex, (codicem pulcherrimum). Dieſer befindet ſich gegenwärtig in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien und Seite XLIX iſt das Evangelium vom Oſtermontage (Evangelium de duobus euntibus in Emmaus. Lucae XXIV, 13—35) aus demſelben, dem aus dem oſtromiriſchen Codex von 1057 vergleichungsweiſe gegenüber abgedruckt, wie denn von Seite XXXV bis LX Muſter der verſchiedenſten ſlaviſchen Mundarten aus alter und neuer Zeit abgedruckt ſind. Hier ſchließt ſich der Kalender aus dem oſtromiriſchen Codex an. Schätzbare Nachrichten erhält die Kirchengeſchichte von dem ſo berühmten Apoſtel der Slaven, Methodius. Dobrowsky meinte, weil er nach 881 keine Meldung mehr von Methodius in Mähren findet, er ſey bald darauf geſtorben oder aus Mähren gegangen; allein Herr Kopitar bringt Seite LXXI den beurkundeten Beweis, daß Methodius noch 884 zu Brünn war, und Seite LXXIX die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß er erſt gegen 894 ſtarb und in Mähren begraben wurde. Für die Geſchichte der einſchlägigen Länder bringt der Verfaſſer hin und wieder ungemein ſchätzbare Nachrichten eingeſtreut, und ein künftiger Geſchichtſchreiber der Slaven oder von Slaven einſt bewohnter Länder kann mit ſicherer Hoffnung auf ausnehmende Beiträge dies köſtliche Werk durchleſen. Beſonders verdienen erwähnt zu werden von Seite LXXII an ſeine geſchichtlichen Nachrichten aus 5 Pergamentſchriften auf der kaiſerlichen Bibliothek, deren 2 dem elften bis zwölften und 3 dem dreizehnten bis vierzehnten Jahrhunderte angehören. Manche Muthmaßung wird hier widerlegt und manche Vermuthung Gewißheit. Zunächſt war der Hauptzweck dieſer Abhandlung, zu beweiſen, daß das glagolitiſche Alphabet wo nicht älter, doch wenigſtens gleich alt als das cyrilliſche ſey, früher mit Recht das bulgariſche hieß, und daß der ſlaviſche, jezt todte Dialect im neunten Jahrhunderte die Mutterſprache des heiligen Methodius war, und bald als Kirchenſprache durch Ungarn an die Bulgaren, Kroaten, Serben und endlich an die Ruſſen überging. — Hiernach folgt als Hauptgegenſtand:

Glagolita Clozianus
accurate transcriptus litteris cyrillianis usitatioribus

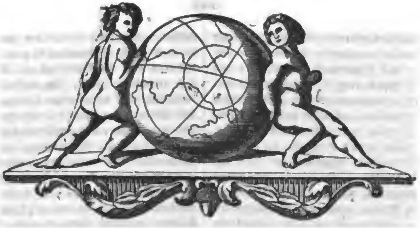
und zwar nebeneinanderſtehend mit „Interpunctio codicis“ und „Distinctio editoris“ mit unten beigefügten „Adnotatiunculae criticae“; dann folgt deſſen Ueberſetzung in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache mit Anmerkungen und Bemerkungen und die darin angeführten Schriftſtellen. Es beſteht nämlich dies Bruchſtück aus Homilien oder Predigten von Kirchenvätern, theils vollſtändig, theils in Bruchſtücken, und zur nähern Erörterung folgt noch ein Bruchſtück eines bisher unedirten Pſalters aus dem elften Jahrhunderte beigegeben. Dann von Seite 47—67 folgt als unentbehrlich eine ſlaviſche Grammatik und von 67—86 ein Lexicon, beides kurz, aber genügend und gründlich. Die 2 Kupfertafeln enthalten Proben aus verſchiedenen Handſchriften, als aus dem Cloz'ſchen, Vatican'ſchen, Pariſer und 3 auf der Hofbibliothek zu Wien, und 13 Alphabete.

Es könnte ſich wohl unverſehens, etwa zu Venedig, in irgend einer Bibliothek das noch Fehlende dieſes Bruchſtückes oder ein anderer ähnlicher Schatz in dieſer Sprache finden.

Anton Emmert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 86. Freitag, 26. Auguſt **1836.**

Werke über Neu-Griechenland.

1) Welchen Einfluß hatte die Befreiung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika? Oder nähere Begründung der im erſten Bande der „Geſchichte von Morea“ aufgeſtellten Lehre über die Entſtehung der heutigen Griechen. Von J. P. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1835. 8. S. 112.

Der Gelehrte, dem der Ruhm geſichert bleibt, über die hiſtoriſche Vorfrage des neuen Hellenenthums am gründlichſten geforſcht zu haben, unſer vortrefflicher Fallmerayer bringt hier neue und ſehr intereſſante Belege für ſeine ſchon früher in ſeiner „Geſchichte von Morea“ niedergelegte Behauptungen bei, Belege, die er zum Theil auf ſeinen lezten Reiſen im Morgenlande geſammelt hat.

Bekanntlich lehrte er, die alten Griechen ſeyen untergegangen durch Krieg und Peſt, das ganz verödete Land ſey von Slaven neu bevölkert worden und die neuen Griechen ſeyen Slaven, die nur von Conſtantinopel aus mit dem Chriſtenthum die griechiſche Sprache empfangen hätten. Die hiſtoriſchen Zeugniſſe dafür ſind von ihm mit unſäglichem Fleiß ſchon in ſeinem frühern Werke auf eine Weiſe zuſammengetragen, die uns jeden Zweifel niederzuſchlagen ſcheint. Hier bringt er aber zum Ueberfluß nochmals neue Zeugniſſe: „Einige Fragmente alter und bisher ungekannter handſchriftlicher Chroniken, die ich in Athen ſelbſt gefunden habe, beantworten die vorangehende Frage eben ſo unerwartet als vollſtändig. Wie in allen Gegenden der chriſtlichen Welt glimmten auch im chriſtlichen Griechenlande die lezten Funken des Wiſſens in den Wohnungen der Mönche. Ein im zehnten Säculum zu Athen neu geſtiftetes Kloſter der heiligen Anargyri verſchloß in ſeinen Mauern alles, was an Büchern und philoſophiſcher Gelehrſamkeit dem allgemeinen Schiffbruche der helleniſchen Volksſtämme entkommen war. Die alte Akademie, die Stoa und das Lyceum hatten ſich in die Zellen der anargyriſchen Mönche geflüchtet. Hier hatte man zugleich eine Sammlung kurzer Notizen über das Schickſal Attika's und ſeiner Hauptſtadt angelegt, und, wie man aus den zerſtreuten Trümmern derſelben urtheilen kann, durch mehrere Menſchenalter fortgeführt. Denn in einem der gefundenen Bruchſtücke werden die Mönche Samuel, Methodius, Nicephorus, Joſeph und der Prieſtermönch Kallinicus als Philoſophen und Chroniſten namentlich aufgeführt. Aus den hiſtoriſchen Denkſchriften des heutigen Europa erfahren wir vor den bulgariſchen Streifzügen des zehnten Jahrhunderts hauptſächlich nur zwei Einbrüche der nordiſchen Völker in Attika, wovon

der erſte um die Mitte des dritten Jahrhunderts unſerer Zeit gleich einem vorüber rauſchenden Wetterſturme hereinbrach, aber durch den Heldenmuth des Bürgers und Geſchichtſchreibers Derippus eben ſo ſchnell wieder verſcheucht wurde als er gekommen war. Der zweite geſchah am Schluſſe des vierten Säculums durch den Gothenkönig Alarich, den großen Zerſtörer des griechiſchen Alterthums. Ueber das erſtere dieſer beiden Ereigniſſe hat ſich eine Nachricht in den Fragmenten erhalten; der Held des Tages wird aber nicht Derippus, ſondern Kleodemus genannt, und die Bemerkung beigefügt, daß die Scythen damals in Attika die Bäume verbrannt, die Häuſer der Götter niedergeriſſen, und namentlich vom Tempel des olympiſchen Zeus ſechs Säulen umgeſtürzt hätten. „Im Jahrhundert des Juſtinianus aber, lautet ein anderes Bruchſtück, war Hellas die Zielſcheibe feindlicher Einfälle, und Attika blieb beinahe vierhundert Jahre lang eine menſchenleere Wüſte; die Athenienſer hatten ihre Familien auf Salamis hinübergebracht, wo ſich die meiſten derſelben in der Ortſchaft Ambelakia Häuſer und auch Kirchen bauten, welche bei den Eingebornen heute noch Kirchen der Athenienſer heißen. Von den Bewohnern Attika's waren nur noch wenige in der Akropolis und etliche andere in mehreren Thürmen der Stadt zurückgeblieben. Jeden Augenblick kamen Räuber, welche man Phuſtä (ſoll heißen Vroustae) nannte, griffen die wenigen Zurückgebliebenen an, raubten, was ſie konnten, und zogen ſich auf die Gebirge zurück. Die Gebäude der Stadt fielen großentheils zuſammen, auf den Straßen wuchſen Bäume, und die ganze Stadt wurde zuletzt ein Wald, ein Dickicht von Oelbäumen, in welches die Räuber Feuer einlegten. Dieſer Brand verzehrte die Bäume mit den Alterthümern. Damals wurde das Gymnaſium des Ptolemäus von Rauch geſchwärzt und ſtürzte ein Theil deſſelben zuſammen; auch der Tempel des panhelleniſchen Zeus wurde damals vom Qualm des brennenden Waldes geſchwärzt, und viele andere Herrlichkeiten verſanken in Schutt.“

„Man hat ſchon irgendwo bemerkt, daß die ungewohnte Kraft, welche die cycladiſchen Inſeln im achten Jahrhundert plötzlich gegen den byzantiniſchen Hof und ſeine ikonoklaſtiſchen Ordonnanzen entwickelten, nur aus der Flucht der Continentalgriechen vor dem Andrange der Barbaren zu erklären ſey. Jetzt wiſſen wir, woher die Flotte, woher Coſmas, der Gegenkaiſer, woher Stephanos und Agellianos, die Turmarchen von Hellas, gekommen ſind. Die athenienſiſchen Ausgewanderten auf Salamis und die peloponneſiſchen auf Monembaſia haben ſie geliefert. Was von dem hiſtoriſchen Takte derjenigen zu urtheilen ſey, welche in dieſem plötzlichen Auftauchen einer helleniſchen Seemacht einen blühenden Zuſtand des innern Griechenlands erſahen, mag nun der Leſer ſich ſelbſt beantworten. Heer und Flotte der verbündeten Flüchtlinge, die letzte Kraft Griechenlands, ging bekanntlich unter den Mauern von Conſtantinopel zu Grunde: die Fluthen, das griechiſche Feuer, der kaiſerliche Zorn hatte alles vernichtet. Auf dieſen erſten Schlag, der die Auswanderer von Attika traf, folgte bald ein zweiter und ein dritter, viel empfindlicher und zerſtörender als der erſte, weil er wie ein Blitz die Niederlaſſung auf Salamis ſelbſt zerſchmetterte. Die Aufrührer in ihren eigenen Sitzen aufzuſuchen und mit Gewalt zur Annahme der Bilderreform zu zwingen, erlaubten dem ſiegreichen Monarchen die Verwirrungen des Reiches nicht, es ſchleuderte dafür der kaiſerlich geſinnte Patriarch nach dem Seegefechte vor Conſtantinopel den Bannfluch der Kirche auf die überwundenen Athenienſer nach Ambelakia. Dieſe trotzten aber der geiſtlichen wie der weltlichen Macht mit derſelben Hartnäckigkeit, bis endlich der Himmel ſelbſt die Beſtrafung übernahm, und die vierfache Schale ſeines Zorns über die Häupter der frevelnden Inſulaner ausgoß. Das Feuer ſlaviſcher Brandfackeln, die Weltſeuche unter Copronymus, Unfruchtbarkeit mit Hunger, und das Schwert barbariſcher Seeräuber wütheten nach einander in der athenienſiſchen Colonie auf Salamis, wie man aus einem in der ehemaligen Büchersammlung des Hauſes Nerio Acciajuoli in Athen gefundenem Sendſchreiben der kleinen und gedemüthigten Ueberreſte derſelben an den conſtantinopolitaniſchen Patriarchen um Losſprechung vom Bannfluch erfährt. Die unbewohnte Waldſtadt Athen mit Burg, Ringmauer und Thürmen ſtand damals noch aufrecht, jeden Tag konnten die ausgewanderten Bürger von Salamis her die von der Morgen- und Abendſonne vergoldeten Zinnen ihrer Tempel erblicken und von der Akropolis, den untern Thürmen und der nahen Inſel geſchützt, jedes Jahr die Ernte des Olivenwaldes am Cephiſſus, ſo wie die Trauben aus den Weingärten um den Piräus ſammeln. Schon die früher angezogenen Bruchſtücke der anargyriſchen Chronik bemerken, daß die Barbaren in der waldbewachſenen Stadt Feuer eingelegt, geben aber den Zeitpunkt dieſes Ereigniſſes nicht deutlicher an. Aus dem „Sendſchreiben“ aber geht hervor, daß es um die Zeit der großen Peſtſeuche geſchehen iſt, welche, wie wir aus Theophanes und Patriarch Nicephorus wiſſen, um das Jahr 746, dem ſechsten des Kaiſers Conſtantin Copronymus, Hellas und den Peloponnes mit den Inſeln entvölkerte. Die Schrecken jener Zeit hat man ſchon anderswo geſchildert, und aus einer unantaſtbaren, von Niemand angefochtenen Quelle dargethan, daß ſich eben damals die nordiſchen Slaven in gedrängten Fluthen über Hellas und den Peloponnes ergoſſen. Die brennende Waldſtadt und die in Schutt verſinkenden Tempel verkündeten zu Ambelakia die Ankunft der neuen Bewohner Griechenlands.“

Digitized by Google

Alles wurde nun ſlaviſch. Erſt viel ſpäter wieder, als die byzantiniſchen Kaiſer allmählich Einfluß in den neuen Slavenreichen gewannen, drangen Chriſtenthum, griechiſche Sprache und neugriechiſche Colonien von Byzanz aus wieder in Hellas ein, was nicht der Fall war, ſo lange die Slavenreiche noch in der erſten Kraft ſtanden. „Die Zeit der Wiedercoloniſirung Griechenlands durch die Byzantiner bildet eigentlich die Epoche, in welcher das ſogenannte neugriechiſche Leben und Volk mit der neugriechiſchen Sprache daſelbſt entſtand. Denn man vergeſſe nicht, daß bis zur großen Slavenkataſtrophe in ganz Hellas die alten Dialekte und Sprachformen in Städten und Flecken, daß mit einem Worte das altgriechiſche Volk mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten noch immer die uralte Heimath beſaß. Von jezt an wird aber alles neu: neue Menſchen zimmern neue Hütten und reden einen neuen Dialekt und zwar alle einen und denſelben, weil alle durch eine und dieſelbe Schule des byzantiniſchen Reiches gegangen ſind. Die neugriechiſche Sprache iſt nicht in Hellas, ſondern am Bosporus, in Thracien, in Kleinaſien entſtanden und um dieſe Zeit durch die neuen Coloniſten nach Alt-Hellas gebracht worden. Und glaubt wohl Jemand, daß die noch übrig gebliebenen Athenienſer in der Auflöſung und völligen Vernichtung ihres Gemeindeweſens während des Exils auf verſchiedenen Punkten des Archipelagus und des Feſtlandes Blut und Sprache rein erhalten haben? Wenn ſchon bei Tacitus von einer colluvies nationum geſprochen wurde, was ſoll man von jenen Auſtritten ſagen, welche zwiſchen Untergang und Wiedererbauung des mittelalterlichen Athens hineinfallen? Wer es im weiten Reiche ſeinem Vortheil angemeſſen fand, wurde Bürger der byzantiniſchen Provinzialſtadt Neu-Athen. Auch war dieſe Colonie weit entfernt, in den erſten hundert Jahren nach ihrer Entſtehung ein friedliches und glückliches Loos zu genießen. Denn während der lezten großen Kämpfe der Bulgaren-Khane des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts gegen das neuaufblühende griechiſche Reich ſchienen ſich einige Mal die Auſtritte früherer Zeiten nicht nur in Attika, ſondern in ganz Griechenland zu erneuern. Die Bulgaren, obgleich Chriſten, hatten noch nicht aufgehört, Barbaren zu ſeyn, und brachten unſäglichen Jammer über die kaum aus der Aſche hervorgegangenen Städte der Provinzen Theſſalien, Böotien, Attika und Peloponnes. Nach ihrer alten Gewohnheit brachen ſie alle feſten Pläße, ſchleppten die Städtebewohner in Maſſe aus dem Lande, verbrannten und plünderten alles, bis endlich Kaiſer Baſilius, der Bulgarentod, ihren Verheerungen, ihren Triumphen und ihrem Reiche ſelbſt im Jahre 1019 auf immer ein Ende bereitete. In dieſen Begebenheiten finden die früher angezogenen Worte des Metropoliten Nikolaos von Athen ihre Erklärung. Cedrenus bemerkt nur, daß Attika während jener Zeit zweimal von den Feinden heimgeſucht wurde, ſezt aber nicht hinzu, ob Stadt und Land damals das Schickſal von Lariſſa und ſo vieler andern Orte erlitten habe; beinahe ſollte man es vermuthen, da Nikolaos von Ueberbleibſeln der Athenienſer in einer Weiſe redet, als wäre vor nicht langer Zeit ein großes Unglück über ihr Land gezogen. Baſilius, der Bulgarentod, der Sieger von Ochrida, der Bezwinger der ſlaviſchen Reiche, hat endlich die chriſtlich-kaiſerliche Herrſchaft in ganz Hellas wieder hergeſtellt, und war nach einem Zwiſchenraume von beinahe ſechshundert Jahren der erſte byzantiniſche Monarch, welcher Griechenland in Perſon durchzog, um dieſe nach ſo langer Entfremdung endlich wieder dauerhaft ans Reich gekettete Provinz zu ſehen, und die neue Verwaltung derſelben einzurichten. Im Tempel der Gottesgebärerin zu Athen wurde das Siegesfeſt gefeiert und das Gotteshaus mit prächtigen Weihgeſchenken geſchmückt. Neben einem Ungewitter, welches kurze Zeit nachher bei einem Aufſtande der Bulgaren über Griechenland hereinbrach, und bei Theben großes Blutvergießen verurſachte, hatte Attika im Laufe des elften Jahrhunderts noch den lezten Beſuch nordiſcher Gäſte zu ertragen. Die Uzen, eine wilde ſcythiſche Völkerſchaft, ſezte im ſechsten Jahre des Conſtantin Ducas (i. J. 1065) mit 600,000 ſtreitbaren Männern, wie Augenzeugen wiſſen wollen, über die Donau, und verbreiteten ſich in wilder Fluth über Thracien und Macedonien. Eine ſtarke Abtheilung derſelben brach in Hellas ein, zerſtörte, vernichtete, plünderte, raubte Menſchen und Vieh nach altem Barbarenbrauche. Unter dieſen wechſelvollen Schickſalen kam das Jahr 1204 und die Zertrümmerung des byzantiniſchen Reiches durch die Abendländer heran. Attika mit Böotien fiel einem burgundiſchen Edelmanne, Otto von La-Roche, als Beute zu. Dritthalbhundert Jahre blieb es in der Gewalt dieſer Fremdlinge, und eben ſo lange war Athen der Siß der aus franzöſiſchem, ſpaniſchem oder italieniſchem Blut entſproſſenen Fürſten. Von jener Zeit angefangen, bis zum Einzuge des Königs Otto I. aus dem Hauſe Wittelsbach ſah Athen den Tag der Freiheit nie mehr; denn aus den Händen der Abendländer fiel es, wie Jedermann weiß, in die Botmäßigkeit der Osmanli unter dem zweiten Mohammed, dem Eroberer von Conſtantinopel und Trapezunt. Genug, wenn wir als Endergebniß hier anmerken, daß mit dem Wechſel des herrſchenden Fürſtenhauſes eine große Anzahl franzöſiſcher Familien aus den Provinzen Burgund, Champagne und Provence; dann in noch größerer Menge ſpaniſche aus Catalonien und den baleariſchen Inſeln; italieniſche aus Genua, Florenz, Neapel und Sicilien einwanderten und ſich vorzüglich in der Hauptſtadt niederließen. Zwar raſſten die kriegeriſchen Auſtritte im Innern einen großen

Digitized by Google

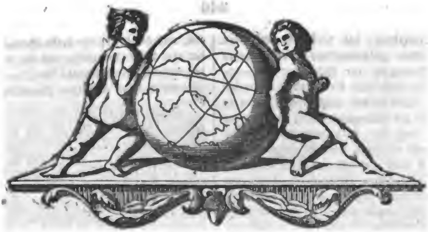
Theil der Eingewanderten weg, und namentlich wurde in dem berühmten Gefecht am Cephiſſus in Böotien die ſtreitbare franzöſiſche Ritterſchaft ſammt ihrem Fürſten Walther von Brienne und dem größten Theile des mehr als zehntauſend Mann ſtarken Heeres der Neu-Athenienſer an einem einzigen Tage vernichtet. Dagegen hatte ſich das ganze, eben ſo zahlreiche, aus fahrenden Rittern, Abenteurern, Räubern und beutelüſternen Rotten aus allen Ländern und Inſeln des Mittelmeeres zuſammengeſezte Heer der Sieger im Lande niedergelaſſen, und ſich mit den Familien der am Cephiſſus erſchlagenen fränkiſchen und griechiſchen Athenienſer verſchmolzen. Dieſes Ereigniß und noch mehr die Einwanderung der Italiener während der Dynaſtie Acciajuoli zerſezte die Bevölkerung der Hauptſtadt in einem ſolchen Grade, daß die Wirkung bis in die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts und zum Theil bis auf den heutigen Tag ſichtbar bleibt. Denn nach Angabe einer andern handſchriftlichen, von einem Eingebornen erſt im verwichenen Jahrhundert zuſammengetragenen Geſchichte von Athen, waren um das Jahr 1675 folgende Familien die vornehmſten und älteſten in Athen: Chalcocondylas, Paläologus, Benizeli, Peruli, Liboni, Caballari, Capitanaci, Neri, Taronità, Cudrici, Gaſpari, Benaldi, Latini, Gereni und Macoli. Wo iſt in dieſen Namen eine Spur der alten Athenienſer zu entdecken? Aus derſelben Quelle erfahren wir, daß nach der Kataſtrophe unter Moroſini im Jahr 1686, wo venetianiſche Bomben das Parthenon zerſprengten, Athen drei Jahre lang öde ſtand, weil die Bürger beim Abzuge der Venetianer zugleich die Flucht ergriffen und ſich auf Morea und den venetianiſchen Inſeln zerſtreuten. Nach und nach kamen wieder etwa ſiebenzig Haushaltungen Griechen und einige Türken in die verlaſſene Stadt, zu welchen ſich nach Jahren, durch die milde Regierung der Pforte herbeigelockt, aus verſchiedenen Gegenden her theils Entflohene, theils neue Ankömmlinge geſellten, und eine Bevölkerung bildeten, die der Hauptſache nach bis zum Aufſtande im Jahr 1821 Athen bewohnte. Eine noch viel größere Veränderung als in der Hauptſtadt, ja ein vollkommener Wechſel war im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Säculum in der Bevölkerung der eigentlichen Landſchaft Attika, d. i. im ganzen ehemals zur Stadt Athen gehörigen Landſtriche vom Vorgebirge Sunium bis zur Grenze Böotiens eingetreten. Alle Städtchen, Flecken und Dörfer wurden von einem aus Illyrien eingewanderten Volke beſezt, welches eine Sprache redet, die in ihrer Wurzel weder mit den ſlaviſchen noch mit den helleniſchen Dialekten die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Aus den Wäldern von Epirus, von den Schluchten der akrokerauniſchen und chimariotiſchen Gebirge ſind die Albanier herabgeſtiegen, um ſich in dichten Schwärmen nicht etwa nur über Attika allein, ſondern über den größern Theil des griechiſchen Continents und ſpäter über die Inſeln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis zu ergießen. Selbſt auf Andros ſind noch tauſend Haushaltungen der Albaneſen. Phyſiognomie, Sitte und Mutterſprache iſt bei den ackerbau- und gewerbtreibenden Menſchen jenes Himmelsſtriches heute überall albaneſiſch, obgleich dieſelben als tauſendjährige Unterthanen des byzantiniſchen Reiches mit der chriſtlichen Religion auch die Sprache der byzantiniſchen Griechen, wenigſtens was die männliche Bevölkerung betrifft, ſchon in ihrer Heimath reden gelernt, wie ſie nach ihnen die Bulgaren mit den übrigen nordiſchen Einwanderern erlernt hatten. Athen wurde wieder barbariſch, die Fackel der Wiſſenſchaften, durch die italieniſche Herrſchaft gepflegt, erloſch durch die albaneſiſchen Coloniſten völlig.“

Herr Fallmerayer bemerkt noch weiter gegen diejenigen, die von einer *friedlichen* Niederlaſſung der Slaven in Griechenland geträumt haben: „Obwohl es ekelhaft iſt, die Metzeleien und erboſten Grauſamkeiten dieſer Feinde des byzantiniſchen Reiches umſtändlich auszumalen, ſo müſſen wir den Leſern doch eine Stelle aus demſelben Geſchichtſchreiber Procopius in ihrer Ausdehnung vorlegen, damit ſie ſelbſt urtheilen können, wie gewiſſe Kunſtrichter der Wahrheit zu troz die Slaven als friedliche Coloniſten in die Provinzen Romaniens einziehen laſſen, und nicht Worte genug finden, ihren Sinn für Gerechtigkeit und ihre Achtung für fremdes Eigenthum, ja ihre Harmloſigkeit und Menſchenliebe anzupreiſen. Während des Gothenkrieges eroberte ein ſlaviſcher Kriegshaufen die große und reiche Seeſtadt Toperos mit Liſt und metzelte fünfzehntauſend Einwohner männlichen Geſchlechtes nieder, verſchonte aber damals Weiber und Kinder *gegen alle frühere Gewohnheit*; denn, ſagt der Erzähler, bei den häufigen Einfällen in die chriſtlichen Länder erſchlugen dieſe Barbaren alle lebenden Weſen, die ihnen begegneten, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, ſo daß Illyrien und Thracien voll meiſtens unbegrabener Leichen lag. Man kann auch nicht ſagen, dieſe Barbareien ſeyen nur Einmal geſchehen und zwar nur in den nördlichen Provinzen des Reichs, da der Berichterſtatter beifügt, die Slaven pflegen dieſes immer ſo zu machen, es ſey ihre Gewohnheit, und in Hellas ſey es eben ſo geweſen; man habe daſelbſt alles niedergemetzelt und verbrannt. Oder bedient ſich der ſpätere Evagrius in Beziehung auf ganz Hellas in der bekannten Stelle nicht ganz derſelben Ausdrücke?“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 87. Montag, 29. Auguſt 1836.

Werke über Neu-Griechenland.

1) Welchen Einfluß hatte die Beſetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schickſal der Stadt Athen und der Landſchaft Attika? Oder nähere Begründung der im erſten Bande der „Geſchichte von Morea“ aufgeſtellten Lehre über die Entſtehung der heutigen Griechen. Von J. P. Fallmerayer. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1835. 8. S. 112.

(Schluß.)

„Eben ſo erzählt Conſtantin Porphyrogenitus umſtändlich, wie die Bürger von Salona und überhaupt ſämmtliche Einwohner Dalmatiens durch die Avaren und Slaven gänzlich ausgerottet worden ſeyen. Daß es ſelbſt Jahrhunderte lang noch in dieſem Style fortging, und ſlaviſche Völker ſelbſt nach ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum ihren alten Charakter von Wildheit nicht gleich ablegten, erſieht man aus dem ſpätern Cedrenus bei Gelegenheit eines Angriffes der Ruſſen auf die Umgegend von Conſtantinopel. Was dieſe Ruſſen vor ihrer Niederlage für Grauſamkeiten verübten, ſchreibt beſagter Cedrenus, übertrifft noch Alles, was man dieſer Art gehört hat.“

Gegen die Annahme, daß ſich wenigſtens in den Gebirgen noch althelleniſches Blut erhalten habe, bemerkt der Verfaſſer unter Andern: „Wenn überhaupt von altpeloponneſiſchen Ueberbleibſeln unter der heutigen Bevölkerung Moreas noch die Rede ſeyn kann, ſo kommt nach meinem frühern Dafürhalten (S. 261 der Geſch. von Morea) und nach neueſten Forſchungen nur jenes Küſtenvölklein hier in Betrachtung, welches heutzutage unter dem Namen der Tſchakonen bekannt iſt, und eine von den übrigen Neugriechen nicht verſtandene Sprache redet. Dieſer leztere Umſtand allein berechtigt zur Annahme, daß zwiſchen den Tſchakonen und den übrigen Moraiten ein weſentlicher Unterſchied obwalte. Sie ſelbſt wiſſen von ihrer Vergangenheit nichts, und es iſt auch noch zweifelhaft, ob ſie auch ſchon vor der großen Umwälzung der Halbinſel durch die Slaven denſelben Landſtrich inne hatten, wo man ſie heute findet. Die Chronik der Frankenkriege auf Morea und der Byzantiner Pachymeris erwähnen ihrer zuerſt im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, jedoch ohne irgend einen erläuternden Beiſatz über ihre früheren Schickſale anzufügen. Nur ihre Anhänglichkeit an die kaiſerliche Regierung, ihr rüſtiges und zum Flottendienſte geeignetes Weſen erfahren wir bei dieſer Veranlaſſung, weßwegen auch der Hof eine anſehnliche Colonie derſelben mit Weib und Kind aus Morea in die Hauptſtadt verpflanzte. Pachymeris nennt ſie

Digitized by Google

Λάκωνες mit der Bemerkung, daß ſie in der verderbten Mundart *Τζάκωνες* heißen. Die moraitiſche Chronik dagegen bedient ſich ohne Ausnahme der Schreibart *Τζακωνία*, Tſchakonien, was auch heute noch die auf Morea gewöhnliche Ausſprache iſt. Daß ſie vor ſechshundert Jahren in derſelben Gegend auf der Morgenſeite des Peloponneſes ſaßen, wo ſie heute noch ſind, wird durch die benannten Autoren deutlich genug angezeigt. Aber es iſt gewiß, daß im Lande Tzakonien ſelbſt gar alle und jede Spur des alten Peloponneſes vollkommen erloſchen iſt. Nicht nur die Landſchaft im Ganzen, ſondern auch die Orte und Gebirge im Einzelnen tragen rein ſlaviſches Gepräge, was unmöglich hätte geſchehen können, wenn nicht nach Austreibung der alten helleniſchen Bewohner die ſlaviſchen Eroberer des Peloponneſes auch in dieſe Gebirge eingedrungen und ihre Wohnſitze daſelbſt aufgeſchlagen hätten. Es iſt auch nicht ein einziger Name der alten Zeit übrig geblieben. Daß alle Ortsnamen der maniatiſchen oder taygetiſchen Gebirge mit der griechiſchen Sprache nichts gemein haben, bedarf nach den umſtändlichen Unterſuchungen, die durch den erſten Band meiner Geſchichte von Morea veranlaßt wurden, keines weitern Beweiſes: nur wundern möchte man ſich, wie die europäiſchen Gelehrten zu der Vorſtellung gekommen ſeyen, der Schooß dieſes Gebirges beherberge in ſeinen wilden Bewohnern die wahren Nachkommen der ſchon zu Apollonius Zeiten ſo gänzlich ſybaritiſch-weichlichen Nachkommen der alten Lacedämonier. Die byzantiniſchen Schriftſteller vom erſten bis zum lezten berechtigten niemals zu dieſer Annahme. Sagt denn der oft angezogene Conſtantin Porphyrogenet nicht ausdrücklich, daß nach Beruhigung der ganzen ſlaviſchen Halbinſel nur die Slavenſtämme der Ezerità und Melingi bei Helos und Lacedämon durch die kaiſerlichen Feldherren nicht bezwungen werden konnten, weil der rauhe und hohe Berg Pentedactylos, zu deſſen beiden Seiten ſie ſich angeſiedelt hatten, die Aufrührer ſchüzte. Daß aber dieſe Gebirgsleute noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die ſlaviſche Sprache redeten, geht aus den Nachrichten des Athenienſers Chalcokondylas nicht undeutlich hervor. Wenn nun die alten Peloponneſier nicht einmal die für uneinnehmbar gehaltenen Schluchten des taygetiſchen Gebirges gegen das Eindringen der nordiſchen Völker vertheidigen konnten, und auch auf dem hohen Cyllenius keinen Schutz fanden, ſo wird dieſes um ſo weniger auf dem unbewachten Flachlande haben geſchehen können; ſo daß der bekannten Stelle aus Porphyrogenitus über die gänzliche Barbariſirung der Halbinſel mit Grund nichts mehr entgegenzuſetzen iſt. Eine andere Frage aber wäre es, die Reihenfolge der ſlaviniſchen Völkerwogen zu beſtimmen, wie ſie im Lauf eines mehr als zweihundertjährigen Sturms über die Oberfläche des Landes hinrollten. Hat die zweite die erſte verſchlungen, und die dritte alle beide überwältigt? Die Barbarei hat aber keine Geſchichte, und die Byzantiner haben nur den Anfang und das Ende des Trauerſpiels mit wenigen Worten in ihren flüchtigen Chroniken angemerkt.“

Schlagend ſind noch am Schluß die aus dem Sprachgebrauch entlehnten Beweiſe für die Annahme des Verfaſſers, daß die Slaven, welche Griechenland bevölkerten, von der Wolga kamen: „Durch ſorgfältiges Vergleichen habe ich in denſelben Wolgagegenden auch noch die Orte Maguli, Sakona oder Sukona, Kaszira, Zubowa, Veſiki, Arechova, Koſova, Perki und häufiger noch Poljana gefunden, welche eben ſo vielen Ortſchaften auf Gebirgen und Ebenen des ſüdlichen Moreas zum Theil vollkommen, zum Theil mit geringen Abweichungen in den Vocalen entſprechen. Namentlich machen wir auf Magula aufmerkſam, welches mit Miſtra und Varſova dicht vor den Ruinen von Altſparta liegt. Von beſonderm Gewicht erſcheint aber die Ortſchaft Krywitſcha, *Κρυβίτζα*, im Gebirge zwiſchen Koron und Modon in Meſſenien. Oder iſt dieſes nicht eine mehr als deutliche Anſpielung auf die Krywitſchen, nordöſtlichſten Slavenſtamm an der Moskwa? Wie die Völker in ihren Wanderungen auf die Hütten, Gegenden und Flüſſe des neuen Vaterlandes ſo gerne die Namen der verlaſſenen Heimath übertragen, wenn ſie übrigens mit den Eigenſchaften der neuen Oertlichkeiten auch in keiner Beziehung ſtehen, iſt eine bekannte Sache. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Gewohnheit findet man an Bereſova, einem Dorf auf der Nordſeite der tzakoniſchen Gebirge. Beresa iſt der ruſſiſche Name für Birke und Beresova iſt Birkenfeld, ein mit Birken bewachſener Ort. Jedermann weiß aber, daß die Birke nur in nördlichen Ländern wächst, in Griechenland aber, ſo wie überhaupt in warmen Himmelsſtrichen, nicht gedeiht und niemals einheimiſch war. Griechenland hat niemals eine Birke geſehen, und doch hat es ein Birkenfeld. — Selbſt den Namen Susdal haben die nordiſchen Wanderer in das byzantiniſche Reich gebracht. Denn wir bedenken uns gar nicht im mindeſten, dieſes Wort in den ſubdelitiſchen Slaven des Conſtantin Porphyrogenitus zu erkennen.“

Endlich ſchließt der Verfaſſer: „Uebrigens iſt das Gefühl fremden Urſprungs in Griechenland ſelbſt ſo lebendig und unaustilgbar, daß die Bewohner des offenen Landes, ſohin die große Maſſe und der Kern des Volkes ſelbſt mit Einſchluß der albaneſiſchen Bauern, welches alles zuſammen unſere Gelehrten — Hellenen nennen, durch die griechiſchen Stadtbewohner nur mit den ſcythiſchen Namen Wlachi und Bogomli bezeichnet werden. Die Albaneſen wälzen zwar die Benennung von ſich ab, rechnen aber, um zu zeigen, was man unter Wlachen verſtehe, die ruſſiſche Sprache zur wlachiſchen. Aus demſelben Grunde nennt man auch von den beiden

Digitized by Google

zwiſchen den Bergen Tſchoka und Rouſa gegen die tza- koniſchen Gebirge hin liegenden moraitiſchen Dörfern Keraſi, das eine Βλαχοκεράσι und das andere Ἀρβανιτοκεράσι, d. i. Slaviſch- und Albaniſch-Keraſi, wie Deutſch- und Windiſch-Matrey in den noriſchen Gebirgen. Sobald ſich aber dieſe Wlachi mit den Stadtbürgern vermiſchen, wie es allenthalben geſchieht, ermangeln ſie nicht, ſich gleich für edler zu halten, und auf ihre Brüder, die Wlachi und Bogomili in den Bauerndörfern mit Geringſchätzung herabzuſehen. Zwar lebt, wie es ſchon lange vor dem Aufſtande Hr. v. Stackelberg bemerkt, unter dieſen Albaneſiſch und Griechiſch redenden Wlachi der Ruf der Hellenen, mit welchem Namen ſie alles Helden- und Rieſenmäßige bezeichnen; aber weit entfernt, ſich ſelbſt als Erben des Ruhmes früherer Bewohner einzuſetzen, worin ſich hingegen nach demſelben Beobachter das Selbſtgefühl der andern Griechen (Ῥωμαῖοι) auch jezt nicht verläugne, hält der einfache Sinn dieſer Hirten (Arkadiens) die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunſtfertige Fremde, die einſt im Beſitz ihres Landes waren, und erklärt ſich hieraus die häufigen Beſuche der reiſenden Europäer und den Werth, den dieſe auf alle von jenen herrührenden Ueberbleibſel legen."

2) Das griechiſche Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung von G. L. von Maurer, königl. bayr. Staatsrathe ꝛc. Dritter Band (Anhang). Intereſſante neugriechiſche Urkunden, Geſetze und Verordnungen. Heidelberg, Mohr, 1835.

Der dritte Band des bereits in unſern Blättern rühmlichſt erwähnten Werkes. Dieſer Band beſteht bloß aus Urkunden, und zwar (außer einem griechiſchen Gedicht des 18ten Jahrhunderts über die Maina) aus den verſchiedenen Conſtitutionen, die Griechenland ſeit 1821 erhalten hat, ferner aus den vornehmſten Geſetzen und Verordnungen der verſchiedenen Regierungen und National-Congreſſe. Daß die aus der lezten Periode (ſeit König Ottos I. Wahl und der Conſtituirung des Königreichs) die vollſtändigſten und am meiſten ſyſtematiſchen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Möchte nur ihre wohlwollende Abſicht auch in Erfüllung gehen, möchte die dadurch bezweckte Civiliſation, Humanität und jedem phyſiſchen und geiſtigen Gedeihen unentbehrliche Ruhe und geſetzliche Sicherheit auch wirklich in Hellas Wurzel faſſen. Man muß in dieſer Beziehung nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig hoffen. Man muß warten können. Nach ſo heftigen Erſchütterungen, wie ſie Griechenland erlebt hat, richtet die beſte und wohlthätigſte Heilmethode doch erſt in langer Zeit etwas aus. Die Zeit thut hier alles, man greife ihr nicht vor, aber man laſſe ſie auch nicht entſchlüpfen ungenuzt.

3) Griechiſche Denkwürdigkeiten und die königl. bayr. Expedition nach Hellas. Von J. A. S. Abele. Mannheim, Löffler, 1836.

Eine aktenmäßige Beſchreibung der Ueberfahrt, Ankunft und erſten Unternehmungen der Bayern im neuen Königreich Griechenland, nebſt Reden, Proklamationen, Feſtbeſchreibungen, einem Abdruck des Londoner Vertrags oder des griechiſchen Staatsgrundgeſetzes, des Allianz-, des Werbvertrags ꝛc. Zur Ueberſicht recht brauchbar.

4) Geſchichte der griechiſchen Revolution vom Jahr 1821 bis zur Thronbeſteigung des König Otto I., von Dr. Theodor Kind. Zwei Bändchen. Leipzig, Lit. Muſeum, 1833.

Herr Dr. Kind iſt ein vieljähriger Freund der griechiſchen Sache und hat auch in unſern Blättern früher oft mitgetheilt, was aus dem wiedergebornen Hellas Neues herüberklang. Daß ein ſolcher Mann ein ſolches Werk mit Liebe und mit Sachkenntniß ſchreiben würde, war vorauszuſehen. Nur werden vielleicht manche Leſer bedauern, daß er das Ganze in ſo prägnanter Kürze zuſammengefaßt hat.

Die neue Reiſebeſchreibung:

5) Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland, entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834, vom Legationsrath Tietz. Zwei Theile. Coburg und Leipzig, Sinner, 1836.

enthält manche intereſſante Notiz. Der Verfaſſer iſt ein ſo enthuſiaſtiſcher Ruſſomane und ſtrebt ſo ſichtbar, nach allen Richtungen hin „gegen die revolutionären Polen" wie gegen die „engliſche Clique" in Griechenland die ruſſiſche Partei zu ergreifen, daß der Leſer überall weiß, woran er iſt, und daß man da, wo der Verfaſſer nicht ſchmeichelt, von der Wahrheit deſſen, was er ſchreibt, vollkommen überzeugt ſeyn kann. Wie gut iſt es, daß die Schmeichler in jüngſter Zeit die Ehrlichkeit ruſſiſcher Mädchen angenommen haben, welche die Schminke fingerdick auftragen und nicht gemeint ſind, dies für eine Uebertreibung zu halten.

Was der Verfaſſer über St. Petersburg ſagt, erinnern wir uns größtentheils ſchon in andern Reiſeberichten geleſen zu haben. Ueber die ruſſiſche Streitmacht und das ruſſiſche Princip hat er troz aller Anſtrengungen doch nichts Schlagendes zu ſagen gewußt, das nicht Graf von

Digitized by Google

Bismark mit weit größerer Energie ausgedrückt hätte. Ueberdies läßt er ſich auf Kleinigkeiten ein, die der großartigere militäriſche Beobachter ignorirt, z. B.: „Beinahe jeder Lieutenant der Garde hält Equipage. Einen komiſchen Anblick gewährte es mir jedesmal, die Officiere der Garde-Cavallerie (von der Chevaliergarde, Garde du Corps, Cüraiſſieren) in ihren Schlitten auf der Parade ankommen zu ſehen. Jeder dieſer Herren trägt nämlich, um die weißen, zarten Leder-Inexpreſſibles unter der Pelzdecke des Schlittens nicht zu beſchmutzen, eine weiße Damen-Schürze, die ihm dann beim Ausſteigen ſein Bedienter abbindet. — Auf die Form wird beim ruſſiſchen Militär ſtreng gehalten. Wenn auf der Promenade des Newsky-Proſpect ſich die Equipagen des Kaiſers, der Großfürſten oder eines hohen Officiers ſehen laſſen, ſo drehen ſich bei den promenirenden Lieutenants die der Bequemlichkeit wegen der Länge nach aufgeſezten Federhüte in einem Nu in die Quere. So will es die Form. Der Lieutenant macht vor dem Vorüberfahrenden Front, läßt den Mantel von der rechten Schulter ſinken, damit an den Epaulets ſein Grad, an dem Uniformkragen ſein Regiment erkannt werden könne. Es iſt ſo Form.“

Der Verfaſſer reiſte durch die Moldau und Wallachei nach Conſtantinopel. Der Gegenſtand, den er mit beſonderer Vorliebe beachtet und dargeſtellt zu haben ſcheint, iſt der Dienſt der cypriſchen Göttin. Ob es wahr iſt, daß in Buchareſt ein Bojar übel gelaunt wird und es als einen großen Verſtoß gegen die Gaſtfreundſchaft anſieht, wenn der Gaſt nicht der Frau Bojarin alles Ernſtes die Cur macht, wollen wir der Beurtheilung derer überlaſſen, die von der Sache beſſer unterrichtet ſind. Wenn uns der Verfaſſer aber von den ſexualen Verhältniſſen in der Türkei nichts Gründlicheres zu ſagen wußte, als was er auf einem Bedienten-Ball der ſkandalöſeſten Art in Pera und bei einem flüchtigen Blick in den Sklavenmarkt und vom Hörenſagen aus dem kaiſerlichen Serail berichtet, ſo hätte er mit beſſerem Anſtand geſchwiegen.

Auch in Griechenland ſezt er dieſe widrigen Unterſuchungen der ſocialen Entſittlichung mit ſichtbarem Wohlgefallen fort. Doch gewinnt hier ſein Werk wieder ein Intereſſe, indem er ſich mit ſchonungsloſer Frivolität über die Parteien in Griechenland ausſpricht, und unter ruſſiſcher Flagge als Corſar des Witzes dem Staatsſchiff des Grafen von Armansperg heftig zuſezt. Sein Entrée im alten Hellas ſoll folgender geweſen ſeyn. „Ein ſechszehnjähriger Burſche, in Lumpen gehüllt, der in der Sonne ſaß und aus den Ueberreſten ſeines Hemdes einige ungebetene Gäſte zu entfernen ſuchte, war der erſte Hellene, der ſich als lebendiges Aushängeſchild ſeines, von der einſtigen Höhe tiefgeſunkenen Vaterlands unſerm Blick präſentirte. — Unfern der Baſtion kamen wir an einem, dem Aeußern nach recht netten Häuschen, mit einem Palmbaume an der Thüre, vorbei, das ein Regentſchafts-Mitglied bewohnte; die Malerſtaffelei am Fenſter deutete an, daß es der in dieſem Fach ſehr geſchickte General Heideck ſey. Ich eilte durch enge Straßen, über Schutthaufen, um die Depeſchen für die Regentſchaft Griechenlands, dem Präſidenten derſelben, Grafen Armansperg einzuhändigen, der unfern von dem einzigen Landthore Nauplias ein großes, aber, wie alle hieſige Gebäude, leicht gebautes Hôtel, inne hatte. Die Treppe, die zu dem Regentſchafts-Präſidium hinaufführte, wackelte und bebte bei jedem Schritt, ſo daß man den Augenblick parodirend hätte ausrufen können: „Wenn ich auftrete, zittert ein Königreich!“ — Die Vorwürfe, die man dem Grafen Armansperg macht, als ſey er gegen alles National-Griechiſche und begünſtige nur das Deutſche, ſind ungegründet, wie mich der Augenſchein belehrte. Sein Haupt trug nämlich den echt griechiſchen Fez mit langer, blauer Quaſte ꝛc.“ Wer ein Freund von Anekdoten iſt, der leſe hier weiter. Man wird eine Menge komiſche Dinge finden, die längſt in Deutſchland von Mund zu Munde gingen, ohne daß man ſo indiscret geweſen wäre, ſie der Schrift anzuvertrauen.

6) Dampfbootfahrt auf der Donau und Skizzen aus Oeſterreich, Ungarn, der Wallachei, Serbien, der Türkei, Griechenland ꝛc., von Michael J. Quin. Aus dem Engl. Zwei Bände. Leipzig, Liter. Muſeum, 1836.

Das Gegenſtück zum vorigen Werk. Der Verfaſſer iſt ein Engländer, ein Ruſſenfeind, ſieht alſo ſo ziemlich alles aus dem gerade entgegengeſezten Geſichtspunkt an. Die Fahrt auf der Donau iſt recht ergötzlich geſchildert, die Reiſegefährten, die Begegniſſe, alles was dem Britten fremd erſchien, lebendig und mit guter Laune ausgemalt. Von den Arbeiten an der untern Donau, die für den Verkehr nach dem Orient einſt noch wichtiger werden dürften, als ſie es jezt ſind, ſpricht er als ein echter Engländer, den ſo etwas immer intereſſiren wird. Bei dieſem Anlaß gedenkt er auch eines ausgezeichneten Mannes. „Vom Grafen Szechenyi ſprach Dewar ebenfalls in den enthuſiaſtiſchſten Ausdrücken und ſchilderte ihn als einen ungemein reichen ungariſchen Magnaten, der ſich ausſchließlich dem Beſten ſeines Vaterlandes widme. Nur um Erfahrungen zu ſammeln, die er daheim anwenden könne, hatte er England, Frankreich und andere europäiſche Staaten bereiſt.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 93. Montag, 12. September 1836.

Romane.

22) Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder nach Don Teleſforo de Trueba von Ferd. Frhr. von Biedenfeld. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, 1836.

Trueba ſtarb vor noch nicht langer Zeit in der Verbannung. Seine Erzählungen haben viel Aehnlichkeit mit den älteren ſpaniſchen Novellen, ſowohl in der Form als im Gegenſtand; doch verrathen ſie das gedrückte Gemüth des Verbannten. Es fehlt ihnen jene flüchtige liebenswürdige Grazie des Cervantes. Sie ſind alle trüb, ernſt, blutig, und die Sprache iſt zuweilen zu ſteif pathetiſch.

Er gibt hier 14 Erzählungen:

1) Eine Gothin rettet ihren gefangenen Geliebten dadurch, daß ſie ſich dem Maurenkönig hingibt, nimmt aber Gift.

2) Die Schweſter eines Maurenkönigs liebt einen gefangenen Chriſten. Ihr Bruder läßt Beide umbringen, aber ihr Sohn rächt ſie.

3) Eine ſpaniſche Mutter will, um einen Maurenkönig zu heirathen, ihren eignen Sohn vergiften, vermag es aber doch nicht und trinkt im entſcheidenden Augenblick das Gift ſelbſt. Dieſe Geſchichte iſt ſchön, voll tiefer Wahrheit.

4) Cid und Ximene.

5) König Alphons liebt heimlich eine ſchöne Jüdin. Sie beſchwört ihn eines Tags, nicht zu lange auf der Jagd auszubleiben. Er vergißt es und als er wiederkommt, findet er ihr Haus vom Pöbel erſtürmt, ſie und die Ihrigen ermordet.

6) Ein Liebender findet anſtatt der Braut am Ort der Zuſammenkunft — ihre Leiche, denn man hat ſie aus Rache ermordet, weil er vom Islam zum Chriſtenthum übergetreten iſt.

Zweites Bändchen: 7) Ein rührendes und doch abſchreckendes Bild. Eine wahnſinnige Braut ſucht den Geliebten: „Zora ſchritt im bräutlichen Staat durch das Lager der ſtaunenden und überall ſcheu zurückweichenden Mauren. Leiſe, gleich flüſternden Tönen der Luftharfe, klangen Verſe aus dem Koran von ihren Lippen. Dann pflückte ſie wieder Blumen und ſtreute ſie mit kindlichem Jubel in die Lüfte und trällerte dazu die heiter blühende Weiſe eines arabiſchen Liedes, riß dann plötzlich die Saiten der Laute ſchrillend entzwei und ſchleuderte das Inſtrument weit von ſich. Vor Sonnenuntergang gelangte ſie zufällig an die Stelle, wo Pedro's Haupt auf der Lanze ſtack und ſein Leichnam im Staube lag. Lange ſtarrte ſie das bleiche Haupt an, wiſchte ſich oft die

Digitized by Google

Augen, als ſtörte ſie etwas im Sehen, lächelte dann freundlich hinauf, nickte ihm zu, drohte kindiſch und neckte ſich zankend mit ihm. Sie trat näher hinzu, ſah den Leichnam am Boden, ſchüttelte bedenklich ihr Haupt, ſtarrte plötzlich, wie von einem Blitz durchzuckt, auf eine Stelle ſeiner Bruſt, beugte ſich hinab, kniete, öffnete das Koller, zog ein himmelblaues Band weit hervor, ſah Blut an ihrem Finger, wendete den Blick nach dem Haupt auf der Lanze, ſchrie gellend auf und fiel todt über die Leiche des Geliebten.“

8) Ein König läßt zwei unſchuldige Brüder hinrichten. Sie citiren ihn nach dreißig Tagen vor Gottes Richterſtuhl, und am dreißigſten Tage wird ihre Unſchuld erkannt und der König ſtirbt.

9) Don Pedro der Grauſame macht einen Bauer zum Oberrichter. Als er aber einen Mord verübt, fordert dieſer ihn vor, läßt ſich durch keine Furcht ſchrecken und bringt den König endlich dahin, ſich vor dem Geſetz zu beugen und folgendes Urtheil anzunehmen. „So ſpreche ich denn über euch, Don Pedro von Caſtilien, im Namen des allmächtigen, dreieinigen Gottes, im Namen des Königs und im Namen des Geſetzes das Todesurtheil aus und breche dieſen Stab — kraft meines hohen Amtes. Doch da ihr, Don Pedro, mit dem Purpur bekleidet und mit der Krone dieſes Landes von Gott begnadigt ſeyd, ſo hat kein Geſetz und kein Richter dieſer Erde ein Recht an eure Perſon. Daher werde, um dem Geſetz und der Königswürde zu genügen — das Urthei an eurem Bildniß vollzogen, und ihr ſeyd Zeuge dieſer Vollſtreckung. Möge der Anblick mit Schauder euch erfüllen, euer Herz durchdringen mit den Gefühlen heiliger Menſchenpflicht, einen Strahl des Lichts in eure Seele werfen! Ihr Diener des Gerichts vollführt, was euch befohlen iſt. Und die Diener des Gerichts eilten zu dem Pferd, hoben das Königsbild herab, trugen es hinauf auf das Schaffot, legten es über den Block und der Henker trennte mit der Schärfe des Beils den Kopf von demſelben und zeigte ihn hoch ringsumher allem Volk. Still ſaß der König und ernſt auf ſeinem Roß, ſein Blick verfolgte das Beil des Henkers mit tiefem Sinnen. Leichte Röthe flog über Stirne und Wangen, die Wimpern zuckten — und die Bläſſe kehrte wieder. Kein Athemzug von all' den Tauſenden! Ihr Diener des Gerichts, fuhr Pasqual ruhig fort, das abgeſchlagene Haupt heftet an die Ecke dieſer Straße, und laßt es dort einen Monat lang ſtecken zur Warnung für Jeden, der dem König und dem Geſetz zuwider handeln wollte. Und es geſchah, wie er befohlen. Aber herab von ſeinem ſtolzen Roß ſprang der König, trat hin zu Pasqual und ſprach voll ruhigen Ernſtes: „Mein würdiger Aſiſtente von Sevilla, wie preiſe ich Gott dafür, daß er mir den Gedanken eingehaucht hat, zu dieſem Amt dich zu berufen. Du haſt heute mein volles Vertrauen und Caſtiliens Hochachtung verdient. Bleibe ferner der Handhaber der Geſetze, mein Statthalter der Gerechtigkeit. Gerecht war dein Urtheil, ich beſtätige es mit meinem königlichen Wort. Aber, damit keine Zeit deiner vergeſſe und der Geſetze ſpotte, ſo werde mein Bildniß in Stein treu nachgeformt an jener Straßenecke befeſtigt, nicht für einen Monat, nein — für immer! Juan Pasqual, drücke die Hand deines Königs, der ſtolz darauf iſt, ſeinen Freund dich nennen zu können.“ Alſo handelte Juan Pasqual, der Bauer, und alſo der König Don Pedro der Grauſame. Alles geſchah, wie dieſer befohlen hatte. Heute noch heißt jenes Gäßchen zu Sevilla die Calle del Candilejo (Lampengaſſe) und heute noch ſteht in einer Niſche an ihrer Ecke der ſteinerne Kopf des Königs Don Pedro von Caſtilien, welchen die Nachwelt den Grauſamen nannte.“

10) Ein junger König ſtraft die böſen Regenten, die während ſeiner Minderjährigkeit das Land geplagt.

11) Ein ſchwacher König läßt undankbar einen tüchtigen Miniſter hinrichten.

12) Die Mauren empören ſich gegen Philipp II., aber ihr König iſt heimlich Chriſt, verräth ſich und wird grauſam ermordet.

13) Die Strafe eines gewaltthätigen Günſtlings.

14) Das Ende Karls II. und eine Skizze der Intriguen, die de ſpaniſchen Erbfolgekrieg veranlaßten.

23) Deſengaño. Novelle von Franz Frhrn. Gaudy. Leipzig, Weidmann. 1834.

Eine bunte, flackernde Phantaſie. Der Dichter vermeidet jenen vornehm thuenden, leichten und leeren Memoirenſtyl, der ſich immer mehr in der ſchönen Literatur auszubreiten droht, und ſucht dem Auge ſcharfgezeichnete und reiche Bilder, dem Verſtande witzige Gedanken zu geben. Man ſoll bei ihm auf jeder Seite etwas finden, wie bei Tieck, Arnim, Jean Paul; nicht ganze Bogen leſen müſſen, um endlich von etwas überraſcht zu werden, das wie geiſtreich ausſieht, oder das wir dafür zu halten geneigt ſind, weil wir es ſo lange ſuchten. Dieſe Fülle lebendiger Bilder und Gedanken iſt alſo unſerer modernen Leerheit gegenüber ſehr ſchätzenswerth. Aber der Dichter hat noch keine eigene Form und Manier. Er wechſelt noch zu ſehr mit fremder ab. Am Anfang der Novelle finden wir eine romantiſche Schilderung des Waldes mit altdeutſcher Treue gemalt: „Bräutlich verſchämt zittern vom Perlenthränenſchmuck bethaut im Strahlenkuſſe der Matſonne die Blüthen des heimlichen, lauſchigen Plätzchens, auf welchem ich meinen Sonntagsmorgen verträume. Hohe Tannen verflechten, längs des ſchlängelnden Pfades, den der flüchtige Schmerlenbach verfolgt, ihre Aeſte mit dem ſchmachtend herabſinkenden Gezweig der Weide. Träger als der Tannen Grün, als der bebenden Silberpappel

Digitized by Google

Laub, windet ſich das Erlenblatt aus der harzigen Knoſpe, träger noch das gezackte des Ahorns, während des Flieders dunkle Purpurtrauben längſt in üppiger Fülle duften, während an zierlichem Stengel ſchon längſt die Blume des Mais, Glöckchen an Glöckchen gereiht, verblühte, die der Erde ſich anſchmiegende Erdbeerblüthe aus den Ranken hervorlauſcht, und roſige Flocke vom Apfelbaume ſchnei't. Pfeilſchnell umkreiſt der Specht den knotigen Baumſtamm, und erhaſcht, die Rinde hämmernd, den fliehenden Wurm. Aus dem Wipfel tönt das flötende Locken des goldgelben Pyrols, und der Buchfink ſammelt den verdorrenden Halm zum Neſte. Aus dem ſproſſenden Rohr krächzt eintönig die Dommel; im weichen Fluge gleitet die Schwalbe über die glitzernde Wieſe, welche der Storch gemeßnen Schritts durchwandelt, und beutebeſchwert ſich mühſam erhebt, um dem rieſigen Neſte, dem auf der Scheune Giebel gegründeten, zuzuſchweben. Wolkenleer iſt der Himmel. Alles knoſpet, rauſchet, ſchwirrt und ſummt und flötet — aber der Menſchen lärmendes Toſen verſtummt vor der Feier des Sonntages — heilige Sabbathſtille.“

In der Mitte finden wir eine komiſche Taufpredigt, die in einem ganz andern Ton gehalten und auffallend nach Jean Paul gemodelt iſt. Die Täuflinge ſind zwei zuſammengewachſene Mädchen. „Dem Geſchwiſterpaar Petzlein, ſo lautet die Konduitenliſte des Schullehrer Trommelfell, fehlt es nicht an Kopf, wohl aber an dem benöthigten Sitzfleiſch; vor Allem aber iſt zu rügen, daß es nie mit ſich einig werden könne. — Schon in der Wiege will die Mutter bemerkt haben, daß die linke Leporella immer um eine Terzie höher als die rechte Haſelantina gequäckt habe. Bei zunehmendem Alter hätte dieſer Umſtand den Doppelköpfen einen höheren Werth verliehen, indem man dies zweibein'ge Duett als Alt und Diskant in einer Perſon mit Erfolg über die Bühne hätte wandeln ſehen können, und ſchreibfertige Melodramendichter gewiß die wunderbarſten Stücke zu Ehren der Künſtlerinnen geſchrieben hätten. Sparliebende Regiſſeurs hätten ſchwerlich ermangelt, den Profit mittelſt welches zwei Kehlen durch einen Shawl zu erkaufen geweſen, ſich und den Aktionairs zu berechnen — wären nicht alle harmoniſchen Träume an der Disharmonie der Schweſtern geſcheitert, von denen Jede ſich mit Don Carlos bitter beklagte: „warum aus Tauſenden von Schweſtern juſt eben dieſe Schweſter ihr geworden.“ Aber konnte denn auch jemals die ſchwarzäugige, ſchwarzlockigte, poetiſche Leporella, bei welcher die Phantaſie prädominirt, mit der flachsköpfigen, blauäugigen, phlegmatiſch reflektirenden Haſelantina harmoniren? Man wende mir nicht etwa die Unmöglichkeit dieſes Zwieſpalts ein, und wolle ſie mediciniſch aus dem gemeinſamen Herzbeutel und Nervenſyſtem widerlegen — ich halte mich lediglich an den Thatbeſtand. Konnte je, frage ich noch einmal, die äußerſte Linke mit der äußerſten Rechten eines Sinnes werden, und müßten nicht alle Anſtrengungen des juste-milieu die Einigkeit, wenn auch nur nothdürftig wieder herzuſtellen, vergeblich bleiben? Leporella kleidet ſich gern in ſchreiende Farben, die Schweſter in ſanfte — wo ſoll da Harmonie herkommen? Und wenn nun Jede auf ihrem Kopf beſteht, und darüber bittere Klage erhebt, daß zu ihrem grünen Kopftuche das graue Kleid angezogen werde, indem ſie doch unmöglich den ſimultanen Leib perpendikulär in die reſp. anſprechenden Farben trennen, und ſich wie Feſtungsſträflinge tragen können, ſo iſt dies allein ſchon ein Grund, über welchen einzeln gewachſene Schweſtern zerfallen dürfen, geſchweige denn zuſammengewurzelte. Die ſchwärmeriſche Leporella neigt ſich zur katholiſchen Religion, der des verſtorbnen Vaters, die rationelle Haſelantina zur reformirten, welcher die Mutter anhängt. Welche ſoll nachgeben? — Keine. Die Rechte genießt andächtig, obwohl von der kopfſchüttelnden Schweſter geſtört, den Unterricht des Predigers und das Abendmahl unter beiden Geſtalten. Die Linke läßt ſich von dem Vikarius firmeln und einſegnen und geht der proteſtantiſchen und proteſtirenden Schweſter zum Poſſen alle acht Tage zur Beichte. Doch die Heiden-Confuſion erreicht ihren Gipfel, nachdem die blonden Reize der ſtillen Schweſter einen unauslöſchlichen Eindruck auf einen Jüngling gemacht haben, und dieſer ihr Herz und Hand anträgt. Haſelantina ſtößt ihn ſpröde von ſich, während die glühende Leporella Alles anwendet ihn ſich geneigt zu machen und ihn ſich an ihre linke Hand antrauen zu laſſen. Vergeblich will die Rechte dem zudringlichen Bewerber entfliehen — die Linke bleibt wie angewurzelt, und iſt trotz der Verwünſchungen der Schweſter erbötig die Fleuretten in Empfang zu nehmen. Wohl oder übel muß Leporella in dieſem Bunde die Dritte bleiben und dem Verſchmachtenden ein Rende-vous wider Willen gewähren. Und als nun endlich der verſchmähte Liebhaber von dem rechten Arm zurückgeſtoßen in den zur Umarmung geöffneten linken flüchtet, als Haſelantina mit doppelter Verzweiflung die Liebesſchwüre, die Küſſe der lieblichen Anderthalb vernimmt, als ſie gar vom nahen Aufgebote munkeln hört — kann man es ihr wohl verargen, wenn ſie über Hälſe und Köpfe zum Prediger rennt und trotz der heftig verneinenden Schweſter Einſpruch thut. Schon der Gedanke an Trauung, wo ſie als Brautjungfer figuriren müßte, bringt ſie auf's Aeußerſte ꝛc.“

Am Schluß aber leſen wir Sachen, die dem ganz ordinären Romanjammer angehören: „Wo bin ich? ſchreit er entſezt. Im Kerker? Gefangen? Im dunkeln Gefängniſſe? Verrathen! Ja Moderluft weht mich hier an — Leichengeruch! Wollt Ihr den König morden? Licht, Licht! Freiheit! — Herbei meine Getreuen! Rettet, rettet Euern König! Hinweg! Fort, fort, Hinaus! Vater!

Vater! — Giuſeppe! — Bernardo, ich beſchwöre Sie, halten Sie ihn auf, den Unglücklichen. Er darf nicht von hinnen. Er darf nicht? kreiſcht der Wahnſinnige. Darf nicht? Ha, wer wagt es an den König Hand anzulegen? Biſt Du es Antonio Lambertazzi, der Du mir zum zweitenmale entgegentrittſt? Wahre Dich, Knabe, der alte Löwe iſt immer noch Löwe. Leben oder Tod! Du oder ich! Es gilt — Ein Meſſer blitzt in der Fauſt des Raſenden. Paola ſtürzt mit grellem Schrei an meine bedrohte Bruſt — der Blindwüthende — Heiliger Gott! Sie — ſie — —.“

24) Alfonſo. Eine Novelle für Freunde der Tonkunſt von L. A. Weiske. Zwickau, Gbr. Schumann. 1835.

Ein armer Liebhaber bekommt eine reiche Frau. Weil er ſo ſchön mit ihr vor dem Notenblatt harmonirt, wird er es wohl auch in der Ehe, und er iſt überſchwenglich dankbar. „Du biſt es, ſagt er am Schluß der Novelle, du biſt es, holde Tonkunſt, Tochter des Himmels, die mich zu Gabrielen führte! Vernimm die dankende Stimme dieſes Herzens! Leuchte mit dem Glanze deiner Macht noch ferner meinem Pfade und dem der Geliebten und bebe durch unſere vereinten Herzen deinen allliebenden Schlag.“

Kunſt.

Die goldene Altartafel Kaiſer Heinrich II., mit einem lithographirten Umriſſe. Baſel, Schweighäuſer. 1836.

Wenn unſere Zeit Vieles und Manches darunter auf unverantwortliche Weiſe gemäßigt hat, ſo widmet ſie dagegen auch Manchem lange vernachläßigten Alterthum eine beinahe zärtliche Sorgfalt. Wenn ſie nichts Neues hervorbringt, ſo beleuchtet ſie das Alte mit mehr Geiſt und Umſicht, als je eine Zeit vor ihr.

Die goldene Altartafel Kaiſer Heinrichs II. iſt eines der wichtigſten Denkmale der Kunſtgeſchichte, denn aus dem 11ten Jahrhundert iſt uns ſehr wenig und von Goldſchmiedsarbeit beinahe nichts geblieben. Die Altartafel zu Comburg, Chriſtus mit den 12 Apoſteln vorſtellend, iſt immer in kleinerem Maßſtab und in einem weniger charakteriſtiſchen Styl gearbeitet.

Da die Heinrichstafel ſeit Jahrhunderten dem Publikum unſichtbar und mit dem übrigen Domſchatz ein Gegenſtand des Streits zwiſchen Stadt und Domkapitel war, und erſt nun bei Theilung zwiſchen Stadt und Land Baſel lezterem zugefallen und verkauft worden iſt, ſo mag eine Beſchreibung dieſer höchſt merkwürdigen Votivtafel manchem Leſer dieſer Blätter nicht unwillkommen ſeyn.

Eine Tafel von ungariſchem Gold, 3 Fuß 8 Zoll fr. M. hoch, 5 Fuß 6 Zoll breit, über 400 Loth wiegend, auf Cederholz befeſtigt und beinahe unverſehrt erhalten, wie aus ſorgfältiger Beſchauung bezeugt werden kann, zeigt 5 Niſchen durch byzantiniſche Säulen und Rundbögen gebildet, in der Mitte den Heiland, die Weltkugel, mit α und ω bezeichnet, in der Linken, die Rechte mit aufgehobenen drei Vorderfingern zum Segnen erhoben. Zu ſeinen Füßen liegen, ungefähr in vierfacher Verkleinerung, rechts der Kaiſer, links die Kaiſerin mit einer Bewegung, als bemühten ſie ſich die Spitzen der Fußzehen zu berühren. Rechts (heraldiſch) vom Heiland ſteht der Erzengel Michael mit einem Rund in der Rechten, auf welchem ein griechiſches Kreuz ſteht (vielleicht dem Schild des Kaiſers), eine Lanze in der Linken, an dieſem der heilige Benedict von Norcie in Abtskleidung, links die zwei andern Erzengel mit Pilgerſtäben.

Das Bezeichnende an dieſer Tafel iſt die Behandlung der Gewänder, die Ausfüllung des Raums durch Arabesken und Medaillone und die hochgeſteigerte Technik.

An den Gewändern erkennt man, wie deren Behandlung traditionell und durch Anſchauung der antiken Denkmale die byzantiniſche Epoche durch bis in die Zeiten des Wiederauflebens mehr als andere Theile der Sculptur ſich erhalten hat. Das Nackte iſt verſtändig und kräftig angedeutet, die Gewänder ſind gratiös, zum Theil ſogar keck geworfen.

Die Arabesken um das Ganze werden durch Schlingpflanzen ganz ausgefüllt, in welchen abwechſelnd vierfüßige Thiere und Vögel dargeſtellt ſind. Nur die Mitten werden durch zwei auf einander folgende Löwen bezeichnet. Der Styl iſt dem der byzantiniſchen Moſaiken in Rom und Ravenna ganz ähnlich. Wir können aus manchen Zeichen ſchließen, daß der Verfertiger, deſſen Namen unbekannt iſt, von Oberitalien, wahrſcheinlich ein Venetianer, geweſen ſeye.

Die Technik zeugt von unendlichem Fleiß, nur ſcheinen alle nackten Füße nach einem Modell gearbeitet zu ſeyn, gehen ſtark unterwärts und ſtehen auf einem Boden, welcher ſehr willkürlich und undeutlich behandelt iſt. Die vier Cardinaltugenden in den Medaillons zwiſchen den Niſchen ſind Einem Kopfe ſklaviſch nachgebildet.

Wir freuen uns, daß das merkwürdige Denkmal vorläufig für Baſel erhalten worden iſt, indem ein Goldſchmied, Hr. J. J. Handmann, es erſtanden, gereinigt, ergänzt und aufgeſtellt hat. Es iſt zu hoffen, daß es der, bekanntlich an Gold ſehr, aber an Kunſtdenkmalen nicht ſehr reichen Stadt werde erhalten werden, denn ſolche Denkmale nehmen doch immer an Ort und Stelle ſich viel beſſer aus, als anderwärts, und nachdem man den Todtentanz ohne Noth zerſtört hat, muß man der Ehre und Reputation wegen doch etwas thun.

Der Steindruck iſt treu und geſchmackvoll, die Beſchreibung ohne Marktſchreierei.

F. K.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 94. Freitag, 16. September 1836.

Romane.

25) Das Novellenbuch oder hundert Novellen nach alten italieniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, engliſchen und deutſchen bearbeitet von Eduard von Bülow. Mit einem Vorwort von Ludwig Tieck. Erſter bis dritter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1834, 1835, 1836.

Was Tieck und der Herausgeber ſelbſt zum Lobe der alten Novellen ſagen, iſt ſehr wahr. Sie hätten auch wohl noch ſchärfer herausheben können, wie viel Reiz neben der originellen Erfindung auch in der Kürze und in der anſpruchloſen Erzählungsweiſe jener frühern Novellen lag, während unſre modernen Novellen mit ſehr geringen Ausnahmen an einer Trivialität der Erfindung, Weitläuftigkeit und Prätenſion leiden, die ſie einem geſunden Geſchmacke ſchon jezt eben ſo unerträglich machen, als ſie einſt der Nachwelt erſcheinen werden.

Die Auffriſchung der ältern Novellenliteratur kann unter dieſen Umſtänden nur erwünſcht ſeyn. Aber ſofern nicht nothwendig alles darin vortrefflich war, ſofern Manches der Vergeſſenheit, in der es bereits ſchlummert, nicht wieder entriſſen werden ſollte, ſofern Manches nur wiſſenswürdig, dem Hiſtoriker und Philoſophen intereſſant, aber keineswegs zur Unterhaltung für unſer größeres Publikum geeignet iſt, darf man von dem neuen Bearbeiter eine ſtrenge Kritik verlangen.

Bekanntlich leidet unſere Novellenliteratur gegenwärtig an zwei einander entgegengeſezten Uebeln, an einer falſchen, ſcheinheiligen Pruderie, die jede unſchuldige Natürlichkeit wie ein Verbrechen verdammt und dadurch die reichſte Quelle guter Laune und heiterer Scherze verſtopft, und an einer eben ſo düſtern, grübelnden und ernſthaft philoſophirenden Schamloſigkeit, die alle geheimen Krankheiten der Zeit mit einer ſchauererregenden Kälte aufdeckt und ſich am Anblick des Ekelhafteſten der phyſiſchen und moraliſchen Unnatur weidet. Beide Extreme haben etwas gemeinſchaftlich, das düſtere, proſaiſche, unerquickliche Weſen; denn die engliſche Pruderie iſt ſo wenig luſtig, wie die franzöſiſche Frechheit, und die deutſche Novelliſtik, die zwiſchen beiden ſchwankt, macht eine noch ernſthaftere Miene dazu. In dieſem düſtern Weſen kehrt ein Zug von Barbarei wieder, der einen Rückſchritt der gegenwärtigen Generation aus dem Jahrhundert der Humanität bezeichnet. Alle Wilden ſind traurig, grauſam und wollüſtig. Etwas ſo Wildes iſt wieder eingekehrt mitten in unſre Civiliſation, und wir haben vom Talent der Humanität, dem glücklichen Frohſinn und der lächelnden Milde ſchon ungemein viel eingebüßt.

Digitized by Google

Da nun notoriſch unſerer ſchönen Literatur, die vom langweiligſten Ernſt überfließt und die mit der ſchwärzeſten Verzweiflung und den widerlichſten Bildern ſich quält, nichts ſo ſehr fehlt, als geſunde Freude, das heitre Komiſche, ſo wollen wir auch alle die tollluſtigen Novellen des Herrn Bülow mit Dank annehmen und uns nicht mit prudem Moralitätseifer an den kleinen Dingen ſtoſſen, über die beſonders die Leſerinnen erröthen müſſen. Die wahre Moral wird durch einen Scherz nicht gefährdet. Wo man ſo herzlich lachen muß, hat es keine Noth. Nur die ſentimentale Beſchönigung des Laſters ſchleicht ſich verführeriſch in die Herzen. Goethe's Werther, Goethe's Wahlverwandtſchaften ſind verführeriſche, laſterhafte Bücher, welche die Leſer und Leſerinnen mit den Gedanken der Untreue, mit Begehrlichkeiten, mit Ungenügſamkeiten, mit krankhaften Eitelkeiten vertraut machen und das Herz nur beſtechen, um es zu verderben; aber das Dekamerone des Boccaz, das lauter Laſter nur ſchildert, um ſie zu verſpotten, Rabelais und ſelbſt der unflätige Eulenſpiegel ſind ganz moraliſche Bücher, und über ſie zu lachen, thut dem Leib und der Seele wohler, als zu weinen und ſich ſinnlich zu kitzeln und ſich herunter zu empfindeln zum erbärmlichſten Egoiſten und Schwächling bei Goethe. Ariſtophanes iſt eine beſſere Arznei für die Menſchen, als der weinerliche Euripides, obgleich jener höchſt indecent und dieſer höchſt anſtändig ſchrieb. Luther war bis zur Unziemlichkeit derb in ſeiner Sprache und doch der reinſte, kräftigſte, edelſte Charakter; Shakſpeare erlaubte ſich ungemeine Freiheiten, und doch hat er nichts geſchrieben, was den Charakter des Leſers nicht reinigte, veredelte, erhöhe. Wie viel hunderte und tauſende unſerer modernen Schriftſteller ſäubern und putzen ihren Styl, daß man nicht den kleinſten Fehler gegen den herkömmlichen äußern Anſtand darin findet, und doch iſt der Inhalt deſſen, was ſie ſchreiben, Seelenſchmutz.

O daß wir wieder einige lachende, einen Scherz ſich erlaubende Ehrenmänner hätten, ſtatt der vielen ernſthaften, anſtändigen Schurken!

Alſo weit entfernt, dem Herrn von Bülow ſeine luſtigen Novellen vorzuwerfen, loben wir nur ſeinen Muth, dieſelben in der heutigen Zeit aufgefriſcht zu haben.

Doch wie war es möglich, daß er, der doch den kräftigen und reinen Sinn der Alten liebt und verſteht, bei einigen Novellen ganz in den modernen Ton, in die ſentimentale Behandlung des ruchloſeſten Raffinements unnatürlicher Gelüſte fallen konnte? z. B. bei der bekannten Geſchichte von dem Sohn, der unwiſſend mit ſeiner eigenen Mutter eine Tochter zeugt und dieſe nachher eben ſo unwiſſend heirathet. Schon die griechiſchen Dichter haben dieſe Geſchichte behandelt. Es iſt die des Oedipus. Welcher zartfühlende Dichter hätte ſie anders behandeln können, als es die Griechen gethan haben, welche die Mutter eben ſo unwiſſend ſeyn ließen, als den Sohn. Auch mehrere Bearbeiter der ſpätern Novelle, z. B. Sterne in Yoriks Reiſen laſſen den Frevel Folge eines bloßen Zufalls ſeyn. Herr von Bülow aber ſcheut ſich nicht (ich weiß nicht, welchem ſchlechten Original folgend), der Mutter die laſterhafteſte Abſicht, die unnatürlichſte Leidenſchaft für den eigenen Sohn anzudichten. Dies iſt ſo widrig für das Gefühl des Leſers, ſo empörend für das Gefühl der Leſerinnen, als unwahr und unmöglich überhaupt. So etwas entehrt die menſchliche Phantaſie und gehört in kein Buch. Als einſt der verworfenſte Menſch, den die neuern Zeiten erblickt haben, Hebert (deſſen Genie gleichwohl jüngſt unter den jungen Deutſchen Nachahmer hat finden wollen), mit ſeiner an jedes Scheußlichſte ſchon gewöhnten Phantaſie und ſchamloſen Stirne die unglückſelige Königin Marie Antoinette in Bezug auf den Dauphin, ihren Sohn, deſſen beſchuldigte, was Herr von Bülow hier von der Donna Caſſandra in Bezug auf ihren Sohn erzählt, und die Königin ſtolz ſich erhob und alle franzöſiſchen Mütter aufforderte, zu ſagen, ob eine ſolche Schandthat überhaupt möglich ſey, da zollten ſelbſt die entmenſchten Poiſarden ihr Beifall, und ſelbſt die bluttriefenden Sansculotten wendeten ſich mit Unwillen von Hebert ab. Soll unſer geſittetes Publikum weniger delikat ſeyn gegenüber einer ſolchen Novelle, die eine Beleidigung aller Frauen iſt? Auch „die Amazone“ hätte wegbleiben können. Wozu es ſagen und ſogar beſchönigen, wenn eigenſinnige Damen einen ſo gemeinen Geſchmack haben? Die „Störung zu rechter Zeit“ gehört auch zu den Erzählungen, in denen das Gemeine auf eine unerlaubte Weiſe ſentimental entſchuldigt wird. Treuloſigkeiten und Wiederzuſammenlaufen und ſich gegenſeitig verzeihen, iſt immer gemein und läßt ſich in der Poeſie nur komiſch, nie ſentimental behandeln, nur juvenaliſch verſpotten, nie kotzebueiſch menſchenhaß und reuerlich beſchönigen. Auch „Tarquinius und Miranda“ iſt voller beſchönigter Schlechtigkeiten. Deßgleichen „Verderbniß aus Entehrung,“ ein Stoff, den der Maler Hogarth weit beſſer zu behandeln verſtand. Schon im Allgemeinen müßte man es mißbilligen, daß in einer Novelle die Frauenehre als das Zarteſte und Heiligſte, in der andern als etwas ſehr Gleichgültiges behandelt wird, und daß in einer Novelle daſſelbe Laſter derb-komiſch verſpottet, in der andern ſentimental entſchuldigt wird.

Doch hindern dieſe Ausſtellungen, die wir nur an einigen Novellen zu machen haben, uns nicht, die Vortrefflichkeit der übrigen zu preiſen, und dem Sammler unſern Dank für das Vergnügen darzubringen, das uns ihre Lektüre gewährt hat.

Digitized by Google

26) Novellen von E. Ferrand. Berlin, Stuhr, 1835.

Die Roſen. Ein kranker, ſchwermüthiger Jüngling, obgleich Bräutigam, ſtürzt ſich in's Waſſer, nachdem er einem alten Gärtner aufgetragen hat, auf ſein Grab Roſen zu pflanzen. Dieſe Roſen gedeihen wunderbar, und als ſeine Braut, jezt an eines neuen Bräutigams Seite, zufällig dieſe Roſen ſieht, bricht ihr der Leztere eine Roſe ab, die ſie am Hochzeittage an den Buſen ſteckt. Aber in der Mitternachtsſtunde erſcheint ihr des alten Geliebten Geiſt, und ſie ſtirbt vor Schreck. Dieſe düſtere und doch ſchöne Novelle iſt ſehr nahe verwandt mit einer arabiſchen Sage.

Hebe. Eine kleine moderne Mythe. Ein Jüngling wartet in der Galerie auf die Geliebte. Sie kommt nicht. Er ſchläft ein und glaubt zu ſehen, wie die Statue der Hebe ſich plözlich belebt, mit der er nun verkehrt, und zu der er als Greis zurückzukehren glaubt, um ſich neue Jugend zu erflehen. Dieſer artige Traum iſt vielleicht zu flüchtig gezeichnet.

Bei der dritten vortrefflichen Novelle, die Ideale, iſt nur das unbegreiflich, daß ihr der Verfaſſer einen tragiſchen Schluß gegeben hat. Sie wäre eine allerliebſte komiſche Erzählung geworden. Ein poetiſcher Faſelhans und charakterloſer Geck, wie es deren viele gibt, glaubt, mehrere Mädchen zugleich lieben, oder vielmehr von mehreren Mädchen zugleich ſich lieben laſſen zu müſſen. Von Adelaiden, die er noch nicht aufgibt, geht er zu Annen, für die er ſich eben ſo wenig beſtimmt erklärt. Da bekommt er einen Brief von Adelaiden, die ihn zu ihrer Hochzeit einladet. Wüthend will er die Treuloſe beſtrafen, den unerwarteten glücklichen Nebenbuhler vertreiben und eilt fort. „Einige Monate waren vergangen, Albert begegnete auf der Straße ſeinem zurückgekehrten Freunde Edmund. Aber löſe mir das Räthſel, ſagte Albert, Antonie wirklich verheirathet, und du ſo ruhig, ſo heiter, wie ich dich faſt nie geſehen haben. Wie deute ich das?" „„Das iſt ganz einfach. Kaum hatteſt du mich damals, wo ich dich vor meiner Abreiſe zum lezten Male ſah, verlaſſen, als ich einen Brief erhielt. Denke dir meine Wuth. Antonie zeigte mir ganz ruhig ihre Verlobung mit einem Andern an, und ladet mich freundſchaftlich zur Hochzeit ein. Ich hatte nur einen Gedanken: hineilen und die Treuloſe durch meinen Anblick zu Boden ſchmettern, vernichten. Gedacht, gethan. Mit Courierpferden eile ich nach ihrem Wohnorte, und werde freudig als ein frühzeitiger, aber willkommener Hochzeitgaſt empfangen. Ehe ich zur Beſinnung kommen kann, ſtellt mich Antonie ihrem Bräutigam vor, der höchſt erfreut iſt u. ſ. w. Alte Bekannte eilen herzu, den lieben, theuren Freund zu begrüßen, ich weiß nicht, wie mir geſchieht; endlich werde ich ruhiger und — vernünftig. Ich ſehe ein, daß Antonie, die in gewiſſen Jahren iſt, und, ſeit ich ſie nicht ſah, von der Zeit einige kleine Veränderungen hat hinnehmen müſſen, ganz recht gethan hat, die Hand eines wackern Mannes anzunehmen, da ich mich ſtets nur um ihr Herz, nie um ihre Hand beworben habe. Hier in Antoniens Nähe fand ich mich ſelbſt. Der Zauber der Ferne, welcher ſie in meiner Phantaſie verklärte, war verſchwunden; ich ſah Antonien, nicht mein idealiſches Traumgebild. Ich fühlte klar und deutlich, daß ich nicht die prunkende Antonie, daß ich Anna, die arme, unbedeutende Anna, liebe."" Nun wäre die Novelle ehrlich, wenn Albert ihm ſagte: lieber Freund, es thut mir leid, dir ſagen zu müſſen, daß dieſe beſagte Anna nunmehr meine Braut iſt. Aber ſtatt dieſer heitern Doppelſtrafe des phantaſtiſchen Gecken tritt ein wunderlich tragiſches Fatum ein. Anna iſt die gemeine Maitreſſe eines Grafen geworden, Albert hat dazu beigetragen, Edmund ſchießt ſich mit ihm, und Beide fallen. Wozu die Schande und der Tod, da die ganze Anlage der Erzählung auf Komik berechnet war?

Nach einer ziemlich fieberhaften Grabphantaſie, eine Stunde betitelt, folgt eine nicht weniger ſchauerliche Geſchichte, der Ring. Ein Mädchen, der ihr Geliebter einen Ring gegeben mit dem Verſprechen, binnen drei Jahren zurückzukehren, heirathet noch vor der Zeit einen Andern, und am Hochzeittage kommt jener Erſte zurück und erſchießt ſie und ſich ſelbſt. Von ähnlicher Art iſt die Jugendliebe. Ein Gatte verläßt Weib und Kind, um einer Buhlerin, der Maitreſſe eines andern, die er früher geliebt, zu folgen, und da er ſie weder meiden, noch mit ihr leben kann, vergiftet er ſie und ſich. Die folgende Geſchichte gehört zu den frivolen Entweihungen ehelicher Verhältniſſe. Die lezte iſt eine Entſagungsgeſchichte.

27) Der fahrende Schüler. Von Wilhelm von Chezy. Drei Theile. Zürich, Orell, Fueßli und Comp., 1835.

Herr von Chezy iſt ein Schüler Spindlers, ſein Talent eignet ſich aber für dieſe Manier keineswegs. Spindler iſt in der Darſtellung des rohen Mittelalters ganz eigenthümlich, er zeichnet ſcharf, lebendig, mit kräftiger Hand, und zagt nicht, wenn es Dinge gilt, die den zartern Sinn unſrer Zeit beleidigen. Darum erſcheint ſeine Manier natürlich und ohne Affektation. Seinen Schülern dagegen iſt dieſes rauhe Weſen nicht natürlich, ſie affektiren nur den Ton derber Kraft, und können es nicht laſſen, zart und ſentimental zu ſeyn, wo es nicht hingehört.

Digitized by Google

28) Die Reiſekur. Von Louis Lax. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833.

Herr Lax hat ſchon öfters beurkundet, daß es ihm an Lebhaftigkeit der Phantaſie nicht fehle, aber er wuchert mit dieſer Gabe nicht. er fällt immer aus der geiſtreichen Schreibart in die gemeine ſentimentale ordinäre Romanproſa herunter. Er hatte bei ſeinem erſten Erſcheinen einen feinen Anſchliff von Jean Paul, Börne, Heine, aber dahinter folgte der rohe Stein, die trübe und dicke Maſſe des engliſchen Romantons.

29) Der Hochmuthsteufel. Eine komiſche Erzählung von Maſſaloup. Magdeburg, Bühler, 1835.

Abenteuer eines Leinewebergeſellen aus Perleberg. Das Komiſche ſoll hauptſächlich in dem märkiſchen Dialekt des Dialogs liegen. Das ganze Produkt iſt ſehr unbedeutend, ohne tiefe Charakteriſtik, ohne die lebendigen Farben, die zu ſolchen Genregemälden gehören, und bei weitem unter dem, was der Franzoſe Reymond in Darſtellungen aus dem Handwerksleben geleiſtet hat. Doch abgeſehen von der verfehlten Ausführung, iſt an und für ſich der Verſuch, unſern niedern Ständen die poetiſchen Seiten abzugewinnen, ſehr zu loben. Dieſes Feld iſt faſt noch gar nicht angebaut und doch ſehr ergiebig, wenn man ſich darauf verſteht. In unſern bisherigen Romanen traten immer nur fade Barone, abgeſchmackte Aſſeſſoren und Sekretäre auf, kurz Adel, Staasdiener, Honoratioren. Dann kamen die hiſtoriſchen Charaktere und Coſtüme aus der Vorwelt an die Reihe. Aber die zahlreiche Klaſſe der Handwerker und Bauern hat man noch nicht gewürdigt, in die Romane aufzunehmen, außer als komiſche oder Nebenfiguren, und doch wäre hier mehr Natur und Schickſal zu finden, als in den ausgefahrnen Gleiſen der höhern Welt.

30) Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1591—1606. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von Eduard Gehe. Zwei Bände. Dresden, Arnold, 1836.

Die bekannte Geſchichte vom falſchen Demetrius, die ſeit Schiller in Verſen und Proſa ſchon gar oft behandelt wurde. Der Stoff iſt allerdings ſehr anziehend. In der Form des Romans hat ihn aber noch Niemand beſſer behandelt, als Bechſtein. Herr Gehe hat deſſen zartes, warmes und klares Colorit nicht erreicht, aber dem Roman manche Beziehung auf Polen eingeflochten, wodurch die Vergangenheit an die Gegenwart angeknüpft wird.

31). Die Zigeuner. Von Georg Payne Rainsford James, Verfaſſer des Heinrich Maſterton ꝛc. Aus dem Engliſchen von Lindauer. Drei Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Es gehört zu den Eigenheiten unſerer Zeit, mit dem größten Aufwande von Mitteln zum kleinſten Reſultate zu gelangen, z. B. drei dicke Bände zu ſchreiben, um der Phantaſie keine größere Beſchäftigung zu geben, als es ein kleines Liedchen vermöchte. Goethe's Zigeunerlied enthält auf zwei Seiten mehr Stoff für die Phantaſie, als das vorliegende Werk, das uns eine engliſche Familie in myſteriöſer Verbindung mit Zigeunern darſtellt, wobei aber alles Geheimnißvolle und alle Romantik zulezt in bloße Intriguen in einer Erbſchaftsangelegenheit hinausläuft. Der Verfaſſer ſchreibt gut, charakteriſirt gut, aber ich möchte wiſſen, zu welchem Zweck wenn die Charaktere, die Begebenheiten aller innern poetiſchen Bedeutung entbehren, wenn man das Buch liest, ohne ergriffen zu werden? Die Romantik ſollte in der Idee des Ganzen, im Hauptcharakter, in der Haupthandlung liegen; aber die Romanſchreiber legen ſie in Nebenfiguren, wie ein eleganter, aber fader Lord ſich von einem phantaſtiſch gekleideten Mohren begleiten läßt. Die Proſa ſizt als Herr im Wagen, und die Poeſie ſteht nur hinten auf.

32) Das Gelübde. Novelle von Heinrich Walch. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Die Geſchichte fängt gar unterhaltend an und ſpannt uns lange. Ein junger Graf, der einem Duell entgegenreist, geräth unterwegs in eine Menge der ſeltſamſten Abenteuer, Geiſterſpuk umgibt ihn, endlich wird er von Räubern gefangen, und bis er ſein Löſegeld bezahlt, in einem Schloß aufbewahrt, wo ihm manche neue ſeltſame Dinge begegnen. Einzelne recht unterhaltende Geiſter-, Räuber- und Criminalgeſchichten ſind epiſodiſch eingeflochten. Endlich erfährt man, die Familie des Mädchens, um deretwillen der junge Graf ſich duelliren wollte, habe dieſe ganze Comodie veranſtaltet, um ihn an dieſem blutigen Verſuch zu hindern. Sein Nebenbuhler erſcheint an der Hand der Schweſter ſeiner Geliebten, und den Schluß macht eine fröhliche Doppelheirath.

Berichtigung.

In Nro. 93 dieſer Blätter, Seite 372 Spalte 2 Zeile 7 von oben, ſoll es ſtatt „α und ω“ „☧“ heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 95. Montag, 19. September 1836.

Dramatiſche Literatur.

36) Die Babylonier in Jeruſalem. Dramatiſches Gedicht von Friedr. von Uechtritz. Düſſeldorf, Schreiner. 1836.

Herr von Uechtritz zeichnet ſich durch die edle Grazie aus, die alle ſeine Dichtungen durchdringt, und ſich in ihrer Einfachheit und Beſcheidenheit ſehr von der koketten Frechheit unterſcheidet, mit welcher die dramatiſche Muſe unſerer Zeit, beſonders durch das franzöſiſche Beiſpiel verführt, uns imponiren will und uns gleich einer Bachantin oder Poiſſarde mit Gewalt, mit gräßlichem Zähnefletſchen und bei den Haaren in ihre Umarmungen reißt. Der anſpruchsloſe Dichter verſchmäht die Effekte. Das iſt freilich erſtaunlich. Die Tendenz ſeines Drama's iſt nicht, das Laſter in aller Farbenpracht auf den poetiſchen Thron zu ſetzen, ſondern an die Erhabenheit und an den großen Troſt der Religion zu erinnern. Das iſt freilich noch erſtaunlicher. Darum kann auch dieſer Dichter unmöglich gefallen. Das Theater verträgt nur noch ſo viel Scheinfrömmigkeit, als nöthig iſt in einer Oper ein kokettes Gebet mit balletartigen knieenden Gruppen zu motiviren.

Die Babylonier unter Nebuchadnezar erſcheinen vor Jeruſalem. Die Juden vertheidigen ſich tapfer. Ein begeiſtertes Mädchen hält den König Zedekia für den Meſſias und bringt ihn dahin, es ſelbſt zu glauben; aber gerade dieſe blinde Zuverſicht ſtürzt ihn in's Verderben. Jeruſalem wird erobert, zerſtört; der König, gefangen und geblendet, fällt in Wahnſinn. Nur der Prophet Jeremia bleibt mitten in Stürmen ruhig und hält die Hoffnung feſt trotz des Unglücks, wie er früher die Wahrheit feſtgehalten gegenüber jedem Irrthum. Der Leſer wird vielleicht am beſten in den Geiſt und in den Ton dieſes dramatiſchen Gedichtes eingeführt, wenn er folgende Scene kennen lernt, in welcher der wahnſinnige König auftritt.

Ahikam.

O es iſt herzzerſchneidend, den Geblendeten
Zu ſehn und ſeine Reden zu vernehmen,
Den Jubel, den er in die Lüfte jauchzt!

Jeremia.

Wie? Jubel?

Ahikam.

Ja; denn jetzt, wo er, ein Knecht
Und blinder Bettler, aus dem Land der Väter,
Aus ſeinem Reich geſchleppt wird, dünkt er ſich
Als gottverklärter Siegesfürſt und Heiland
Hoch auf Gewölk, von Himmelsglanz umfloſſen,
Von Engelsfittigen umrauſcht, zu thronen.

Digitized by Google

Je wilder ihn die Schläg' und Wuth des Sturms,
Des dieſes Reich entwurzelnden, getroffen,
Um deſto feſter hat er ſeinen Wahn
Umklammert, bis der Wahn zum Wahnſinn worden.

Jeremia.

O Bild des Schickſals und der Zukunft meines Volks!

Zedekia (hinter der Scene).

Halleluja!

Jeremia.

Er naht ſchon. — Es iſt ſchauerlich!

Ahikam.

Und doch
Erkenn' ich, daß der nicht'ge Wahnſinnsjubel,
Die Strafe der Verirrung ſeines Stolzes,
Zugleich die größte Gnadengab' iſt, die
Der Herr dem Unglückſel'gen ſchenken können.
(Zedekia wird geblendet hereingeführt.)

Zedekia.

Das Licht iſt faſt zu ſtark für meine Augen.
Milder' es ein wenig, Herr! Dein Sohn trägt ja
Noch einen Leib von Staub.

Jeremia.

O Jammer! Jammer!

Zedekia.

Ich ſag' euch, die Propheten haben arg
Mit Lügen ſich befleckt, die Gott als finſtern
Tyrannen und Zuchtmeiſter abgeſchildert.
Er iſt ein Gott des Lebens und der Luſt;
Ich, der Meſſias, bin's, der das verkündet!

Ich ſprech' euch frei von dem Geſetz, dem ſtarren,
Das die Kindheit unſres Volkes eingeſchnürt!
Der Gott, den Ich euch offenbar' und bringe,
Iſt ein Gott der Freiheit!

Jauchzet, zu betrachten,
Wie ſchön die Erd' iſt! wie die Saaten wallen
In laubdurchwebten Thälern! wie die Eichen
Auf Baſans Gipfeln rauſchen, — ſanft die Bächlein
In Palmenhainen unter Myrten plätſchern!
Wie Roſ' und Balſamſtaude duftend blühn,
Die Nachtigall aus kühlem Laube girrt!
Das Alles iſt des Herrn! Der Saft der Rebe,
Der Kuß, den Lieb' auf rothe Lippen drückt,
Iſt ſein, und kommt von ihm!
Erkämpfen und genießen, heißt die Loſung;
Denn Baal und Jehova Zebaoth ſind Eins!

Ihr Engel zu meiner Linken, ſäubert eilig
Die Welt von Knechtſchaft! Wo ihr einen trefft,
Deß Joch auf ſeinen Brüdern ſchwer gelaſtet,
Schlagt ihn mit dem rothzackigen Flammenſchwerdt,
Das eure Hand ſchwingt! Alle, die der Herr
Nach ſeinem Bild erſchaffen, ſollen gleich
Und frei ſeyn in dem neuen Reich der Wonnen;
Ich, der Meſſias, bin's, der das verkündet!

Jeremia.

Bald wie verrückter Lug und Frevel, bald
Beinah' wie Weiſſagung ertönt ſein Wort.

Zedekia.

Ihr Engel zu meiner Rechten, holt herbei,
Die ſchweren Herzens ſind, daß ich ſie tröſte!
Es ſoll auf Erden fürder keine Thräne
Mehr fließen!

Samjar-Nebo (zu den Gefangenen).

Fort jezt! macht euch fertig! marſch!
Auf, Ulphis, ſchwinge die Geißel gegen ſie;
Treib' an! Hinweg, ihr Hunde!

Eine Scene, wie dieſe, iſt gewiß ſo ächt tragiſch, wie die der großen griechiſchen Tragiker. Eben ſo tief gedacht iſt die Scene, worin Mirjam, das begeiſterte Mädchen, ihren Irrthum erkennt und den Heiligenſchein des Meſſias vom König, der ſie überdies zu ſeiner Gemahlin erhoben hat, plötzlich verſchwinden ſieht. Dazu im Hintergrunde das große Schickſal, die Rachegeſchwader, die durch die Nacht daherreiten, der Sturm, der Tempelbrand, das gefangene Volk und ſein Prophet in Feſſeln. Das iſt ächt tragiſch. Früher hatte man Sinn für den tiefen Ernſt der Dinge, man wird ihn auch wieder finden. Ob für die Frivolität unſerer Zeit nicht zu viel Heiliges in dem Gedicht enthalten iſt, mag ſie ſelbſt beurtheilen.

37) Tiberius, der dritte Cäſar. Eine Tragödie von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Die bekannte Geſchichte des Kaiſer Tiberius, ſein Haushalt auf der Inſel Capri, die Vergiftung des Germanicus, die Hinrichtung Sejans, endlich der Mord des Tyrannen ſelbſt. Der Dichter hat ſich viele Mühe gegeben, dieſen Schandthaten eine poetiſche Seite abzugewinnen. Er wühlt nicht, gleich den neufranzöſiſchen Dichtern, in allen Geheimniſſen der Serails und Oublietten auf Capri herum, um Scenen der üppigſten Wolluſt und dann der ſcheußlichſten Grauſamkeit auszumalen; er ſucht die Würde der Dichtkunſt zu retten, indem er das Greulichſte nur andeutet und die Oppoſition der „lezten Römer,“ die Tugend wenigſtens einiger noch reiner Charaktere licht

Digitized by Google

genug in den Vordergrund ſtellt. Aber die ſchwarze Tiefe und das Diaboliſche der Tyrannei hätte wohl greller hervortreten dürfen. Das hat Shakeſpeare im Richard verſtanden. Der Dichter ſoll nicht bloß mit Vorliebe die Tugend malen, wie Schiller im Don Carlos, noch bloß in der Darſtellung des Laſters eine Wolluſt ſuchen, wie die franzöſiſchen Romantiker, ſondern er ſoll die menſchliche Natur in ihrer tiefſten Wahrheit auffaſſen, ein pſychologiſches Räthſel löſen. Der Tyrann ſoll nicht bloß die Folie eines edlen Freiheitshelden ſeyn, er ſoll auch nicht bloß den Namen herleihen, damit die Dichter ſchlüpfrige und Henkerſcenen nach der beliebten Manier mit einem Schein von Wahrheit ausmalen können; ſondern er ſoll um ſeiner ſelbſt willen, als origineller Charakter in origineller Situation, in allen den Beziehungen aufgefaßt werden, in denen er das Ungewöhnliche, Fremde, Ungeheure thut, den Riß macht durch die Geſetzestafel der Natur und des ewigen Rechts, und doch nichts iſt als ein Menſch. Der Geſchichts- und Seelenmaler darf dann, ohne Gefahr, mit der unzüchtigen Dichterrotte in Paris, die bloß fabrikmäßig für das Bedürfniß der ſchmutzigſten Phantaſie ſchreibt, verwechſelt zu werden, ganz wahr ſeyn und ſich auch vor einer gräßlichen und haarſträubenden Darſtellung nicht ſcheuen (wie es auch Shakeſpeare unbeſchadet ſeiner Reinheit ſich erlaubt hat), und kann die zu beſcheidene Sentimentalität vermeiden, die unſern deutſchen Dichtern häufig eigen iſt, indem ſie ſelbſt dem heilloſeſten Tyrannen noch etwas von ihrem ſchönen Gefühl andichten und ihn nicht ganz ſinken laſſen möchten.

38) König Wilhelm. Tragödie in fünf Akten. Von Heinrich Wenzel. Hannover, Hahn, 1836.

Ein mit vielem Gefühl geſchriebenes Werk, das nur vielleicht etwas zu lang ausgedehnt iſt. Ein nordiſcher König, Wilhelm, iſt wegen ſeiner Wildheit vom Volk vertrieben worden, und auch ſeine Geliebte, Margarethe, hat ihn aufgegeben. Sein glücklicher Nebenbuhler hat ihm beide, das Volk und die Braut entriſſen, doch nicht gewaltſam, ſondern durch beider freien Willen. Nun kommt Wilhelm zurück, beides wieder zu erobern, ohne auf die Treue eines morgenländiſchen Mädchens zu achten, die ihm ſogar in den Norden folgt. Robert ſchont den Feind, den er leicht überwinden könnte. Er überzeugt ihn, daß nur das Volk, nur Margarethe ſelbſt zu wählen, zu entſcheiden gehabt hätten. Doch davon will der Vertriebene nichts hören, verſtärkt ſeine Partei und nimmt endlich Robert gefangen. Dieſer entflieht wieder, ſtellt ſich aber freiwillig, um Margarethens Schweſter zu retten, von der Wilhelm ſeinen Aufenthaltsort herauszorquiren will. Wilhelm erſticht den Robert, Margarethe ſtirbt von ſelbſt und Wilhelm mag auch nicht länger leben, ſondern ſtößt ſich das Schwert in die Bruſt.

Die ſichtbare Liebe, mit der das ganze Gedicht (in Jamben) niedergeſchrieben iſt, hat den Dichter zuweilen verführt, des Guten zu viel thun zu wollen, und unbedeutenden Stellen durch eine koſtbare Ausdrucksweiſe und unnöthige Betonung eine Bedeutung zu geben, die ihnen nicht zukommt und den unangenehmen Eindruck des falſchen Pathos macht. So redet Robert einen Boten an, er ſoll geſchwind ſagen, was er weiß, und das drückt er alſo aus:

> Schnell! Faß' in ein einzig Wort,
> Deß Folgen Stoff zu tauſendſtimmigem Gebruf
> Einſt geben werden: Sprich!

„Stoff geben zu einem Rufe“ iſt ein überkünſtelter, unnatürlicher Ausdruck, den Niemand, am wenigſten bei großer Eile gebrauchen wird, da Eile uns immer den einfachſten und natürlichſten Ausdruck in den Mund legt. Auch der bald darauf folgende Ausdruck:

> Wohl, ſo liegt Entſcheidung
> Sprungfertig auf der Lauer wider uns.

iſt zu geſucht. Shakeſpeare mochte Grund haben, zu ſeiner Zeit zuweilen ähnliche künſtliche Wendungen zu nehmen. Seine Zeit war daran gewöhnt. Jetzt klingen ſie fremdartig, unnatürlich. Zuweilen führt dieſe Neigung, das Einfachſte in geſuchten Redensarten auszudrücken, den Dichter auch zu Unrichtigkeiten. Margarethe ſagt:

> Nein, Robert, alſo täuſcheſt du mich nicht:
> Seit geſtern erſt leſ' ich der Sorge Schrift
> Auf deiner Stirn, den blödeſten Augen ſichtbar.
> O gönne mir ein Theil davon.

Wenn ſie aber die Schrift der Sorge ſo deutlich leſen kann, ſo braucht ſie ja den, auf deſſen Stirn ſie geſchrieben iſt, nicht erſt zu fragen, worin dieſe Sorge beſtehe.

39) Vermiſchte Schriften von Eduard Gehe. Erſter Theil: die Maltheſer, Drama. Zweiter Theil: Jeſſonda, Oper. Die Romantiſchen, Luſtſpiel. Ausflug nach Salzburg und Kärnthen. Gedichte. Bunzlau, Appun, 1836.

Harmloſe romantiſche Dichtungen mit beſonderer Berechnung für die Bühne. Der Operntext zur Jeſſonda von Spohr iſt als allgemein bekannt zu betrachten. Die Maltheſer ſind ein ſchon oft behandelter Stoff. La Valettes Vertheidigung der Inſel Malta gegen die Türken. Ein

Digitized by Google

Türk, der ſich als Maltheſer verkleidet, iſt das böſe, eine ſchöne Griechin, die zuletzt doch auf der Zinne ſtehend die Fahne umfaßt und ſo von den Türken erſchoſſen wird, das gute Princip im Stück. An theatraliſchen Effekten fehlt es darin nicht. Das kleine Luſtſpiel iſt in Alexandrinern geſchrieben gleich den verwandten von Kotzebue und Körner.

40) Leontine von Medici. Trauerſpiel von Wilhelm Plate. Bonn, König und von Borcheren, 1836.

Parteikampf in Florenz, Wiederkehr der Verbannten, Uſurpation, Doppelmord. Das Stück iſt in Jamben geſchrieben und offenbar mit vieler Liebe und vielem Fleiß, aber mit zu vielem, denn die handelnden Perſonen gefallen ſich allzuſehr in dem, was ſie ſagen; ſie bedienen ſich auch der gewöhnlichen Gedanken koſtbarer Ausdrücke und können ſich nicht leicht von ihrem Dialoge trennen. Dadurch dehnt ſich das Stück im Ganzen, ſo wie faſt jede einzelne Scene zu ſehr aus.

41) Drei Dramen von S. Wieſe. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Nr. 1. Die Freunde, iſt ein Drama, das in Holland und England wohl nicht aufgeführt werden dürfte, ohne daß Schauſpieler und Dichter ihre geſunden Glieder riskirten. Die beiden Freunde ſprechen nämlich vollkommen wie zwei Liebende und wecken auch beim billigſten Leſer eine widerliche Empfindung. Freundſchaft iſt einmal nicht Liebe. Wird ihre Sprache weibiſche Zärtlichkeit, ſo wird ſie zum Ekel. Man höre folgendes Geſpräch zweier Freunde:

Eugen.

Ich wollt's ergründen, Philipp, doch vergeblich.
Nicht anszudeuten weiß ich's, nicht zu ſagen.
Denn wie der Himmel wundervoll, unendlich,
So dünkt mein Leben mir, die freiſte Wonne.
Getrennt von dir, büßt' ich die Haltung ein
Für's Leben, weil geſtört in meinem Tiefſten,
Mir Pflicht und Dienſt zum leeren Zwange wurden.

Philipp.

Und grade ſo ging mir's! Doch ſonſt weit anders.
Recht dann, Eugen, wenn ich mit dir allein,
Dann quälte, drängte mich ein inn'res Treiben.
O tauſendmal verwünſcht' ich's, von Eugen
Kein Bild zu haben — Lieber, ich war elend.
So ſtürzt' ich mich, um meiner zu vergeſſen,
In Arbeit ꝛc.

Eugen.

Ade du Welt, die uns zum Tode ward,
Wir ziehen heim ins Sonnenland
Und nahen ihm, der thront zur Rechten,
Und werfen uns daher und flehen Liebe.
Haſt du auf Erden dich uns hingegeben
Und willſt im Himmel deine Hand uns weigern;
Uns gab den Tod die Liebe, deine Liebe!
Und iſt der Menſchenfreund und lächelt uns:
„Ruht aus, ihr Armen, liebt euch frei!“
Ach Philipp, Gott des Himmels, welch Gefühl!
(überwältigt in ſeinen Armen.)

d'Auber.

Bei Gott, ſo tief ward ich noch nie ergriffen.
Was ich nie glauben wollen, was mir thöricht,
Doch mährchenhaft erſchien, erfahr' ich hier.
Mit Augen ſeh' ichs, daß die wahre Liebe
Dem Wahnſinn nahe, wenn nicht Wahnſinn iſt.

Eugen.

Du haſt wie ich in dieſem Augenblicke
Gedacht, wie ich empfunden?!

Philipp.

Beim Allmächt'gen.
Ich ſchauderte, denn nie ſo tief empfand
Ich mich, empfand ich dich!

Wir glauben, es gehört keine allzuſtrenge Kritik dazu, um doch eine ſolche Sprache unter Männern zu mißbilligen.

Nr. 2. Paulus, des Apoſtels, Martyrium, Muth und Leiden der erſten Chriſten im Gegenſatz gegen Tiberius, Sejanus, Nero und die ganze Ruchloſigkeit der römiſchen Kaiſerzeit. Wenn das gebildete Publikum nicht eine ſo große Abneigung vor dem Namen Jeſu hätte und vor Allem, was an ihn erinnert, ſo würde es vielleicht anerkennen, daß in den alten vergeſſenen Märtyrergeſchichten, in den Kämpfen der erſten Chriſten gegen die koloſſale Kaiſerdeſpotie und antike Barbarei ein klein wenig Poeſie verborgen liegt, ein klein wenig mehr, als in der Irreligioſität und Unzucht, die ſich in der neueſten Modeliteratur wiederſpiegelt.

Nr. 3. Beethoven, ein kleines Drama zur Verherrlichung dieſes beliebten Componiſten, der am Schluſſe ſchlafend von ſeinen eignen Symphonien umſpielt und mit einem Kranze gekrönt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 96. Freitag, 23. September 1836.

Romane.

33) See-Romane von Marryat. 1. Peter Simpel, ein humoriſtiſcher Roman. 2. Jakob Ehrlich, ein Seitenſtück zu Peter Simpel. 3. Newton Forſter. 4. Der Pirat und die drei Kutter; Seebilder. Sämmtlich aus dem Engliſchen überſezt von C. Richard und im Verlag von Mayer in Aachen.

Captain Marryat iſt einer von den Roman-Schriftſtellern, welche ihren Erfolg ebenſo der Wahl ihrer Aufgaben zu verdanken haben, als jener Sympathie, welche nicht fehlt, ſich zwiſchen Schriftſtellern von Talent, aber ohne tiefern Lebensblick und ohne reiche Poeſie und der größern Maſſe der Leſewelt einzufinden. Er iſt mithin eine von jenen Erſcheinungen, welche für kurze Zeit ſich aller Augen bemächtigen, aber in dem Moment verſchwinden, in welchem die gewöhnlichen Lebensbeziehungen ihrer Zeit ſich auflöſen in der Geburt neuer Gedanken, neuer Ereigniſſe und eines andern Bewußtſeyns, und ſo verſchwinden, daß oft die unmittelbar folgende Generation die Wirkung, welche durch ſie auf ihre Väter ausgeübt wurde, verhöhnt, weil ſie nicht bedenkt, daß eben der Umſtand, der ſie den Vätern bedeutſamer machte, als ſie waren, ſie den Söhnen bedeutungsloſer erſcheinen läßt, als ihr Talent wirklich geweſen: das ausſchließende Leben nämlich in ihrer Zeit ohne tiefen Rückblick noch Vorblick.

Als eine der erſten dieſer Gattung glänzt gegenwärtig Edward Lytton Bulwer um ſo angenehmer, als ſeit Walter Scott und Lord Byron größere Talente ſich nicht gezeigt haben. Marryat ſteht unter Bulwer und iſt in einigen Beziehungen ſogar ziemlich ungeſchickter Nachahmer deſſelben. Um, ehe wir zur Beſprechung der einzelnen angeführten Werke übergehen, Marryats Charakter anſchaulich zu machen — er iſt fürs erſte Romanſchriftſteller im vulgären Sinn des Worts und kein Poet, ein Zug, den er beiläufig geſagt mit Bulwer gemeinſchaftlich hat. Er beſizt offenbar mehr Verſtand als Phantaſie und die Stellen, welche zum Gegentheil überreden möchten, als feurig und hinreißend, ſind dem Gedächtniß entnommen, denn Marryat iſt, wie bekannt, Poſt-Capitain Sr. brittiſchen Majeſtät und hat genug erfahren, ja ohne dieſe Erfahrung würde er ſicher kein gleiches Glück gemacht haben. Sein Verſtand aber geht nicht über jene Mittelmäßigkeit hinaus, welche ſo lange eine hohe Stellung in der Geſellſchaft einnimmt, als nicht wirklich durchdringende Geiſter in ihr erſcheinen. Darum ſind jene Lebensbemerkungen, mit welcher die Engländer ſeit alter Zeit ausſtatten, was ſie nur können, von ziemlich alltäglicher

Digitized by Google

Natur. Auch hier ſtößt man indeſſen auf Anſichten, welche, durch ungewöhnliche Lebensverhältniſſe hervorgebracht, neu und geiſtvoll ſind, und welche Marryat ſeinem Schickſal verdankt. Seine Fehler oder Tugenden in Beziehung auf Compoſition, Sprache, Charakter-Zeichnung u. ſ. w. werden wir ſo häufig bei der Beurtheilung der einzelnen Piecen berühren, daß wir wohl hier dieſe vorläufigen Bemerkungen ſchließen können.

Peter Simpel iſt als humoriſtiſcher Roman vom Verfaſſer bezeichnet, eine Bezeichnung, mit der wir nicht eben übereinſtimmen können. Es iſt hier nicht mehr Humor, als in ſeinen nicht humoriſtiſchen Romanen und durch Humor zeichnen ſich dieſe nicht aus. Marryat ſcheint hier den Stoff mit der Behandlungsweiſe verwechſelt zu haben, denn der Held, Herr Peter Simpel, iſt ein durchaus unerfahrner und für einfältig gehaltener junger Mann, der aber keineswegs einfältig iſt. Daraus müſſen denn natürlich humoriſtiſche Schickſale entſpringen, welche der Verfaſſer jedoch nicht gehörig behandelt hat; auch iſt dieſer faktiſche Humor nur im erſten Band zu finden, ſpäter wo Herr Simpel weder mehr unerfahren iſt, noch für einfältig gehalten wird, retirirt ſich der Humor durchaus. Wir haben indeſſen Herrn Marryat in Verdacht, daß er in dieſem Peter Simpel anfangs viele Bögen hindurch einen ganz andern Mann zu zeichnen dachte, als er wirklich geworden iſt. Simpel, ſo ſcheint es, war auf einen wirklichen Simpel angelegt, da aber der Romancier bald genug merken mußte, daß ein Simpel, wenn nicht mit dem genialſten Humor behandelt, eben ſo peinlich als langweilig iſt, ſo lenkte er um, und verfiel in ſeinen gewöhnlichen Trab. Simpel iſt der Sohn eines nachgebornen Sohnes, deſſen Vater ein Lord war und Viscount Privileg hieß. Simpels Vater hatte bei dem Beginn der Geſchichte durchaus keine Hoffnung den Titel zu erben und die ſchmutzige und herzloſe Weiſe, in der die jüngern Söhne von ihren Familienhäuptern behandelt werden, iſt hier nicht wenig intereſſant und mit viel Leben geſchildert. Simpel wurde allgemein für einen echten Träger ſeines Namens gehalten und deßhalb von der Familie als Midſhipman auf eine Fregatte Sr. Majeſtät geſchickt. Die Neckereien ſeiner neuen Kameradſchaft und Simpels Mißgriffe werden in ergötzlicher Art geſchildert. Nach einer Reihe von Erfahrungen, welche größtentheils in Püffen und Ausgezogenwerden beſtanden, wird er klug und erregt in kurzer Zeit die Aufmerkſamkeit der Officiere, die ihn bis dahin nicht weniger für einen „Familien-Simpel“ gehalten hatten. Er ſchließt Freundſchaft mit einem andern Midſhipman, Namens O'Brien, der, anfangs vom Verfaſſer häßlich vernachläßigt, ſpäter eine bedeutende Rolle ſpielt. Wir bemerken hier, daß Herr Marryat ſeine Romane aus dem Stegreif zu ſchreiben pflegt, d. h., er ſezt ſich und ſchreibt, für die Conſtruction und regelrechte Entwicklung der Charaktere mag ſein Genius bedacht ſeyn, allein der iſt es nicht immer, ſo daß ſeine Charaktere im Verlauf eines Romans oft genug ſeltſame Sprünge machen. Er hat das ebenfalls mit Bulwer gemein, nur daß es bei Bulwer nicht ſo ſichtlich iſt, weil Bulwer mehr Genius hat. Um auf unſern Familien-Simpel zurückzukommen, der ein gar treuer und wackerer Burſche iſt — er wird mit O'Brien von den Franzoſen gefangen, befreit ſich unter unendlichen Schwierigkeiten mit dieſem (eine gute Schilderung), macht dabei die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Generals und ſeiner liebenswürdigen Tochter, welche er beſtimmt iſt ſpäter zu heirathen; er kommt zu Hauſe an, O'Brien iſt Lieutenant geworden und Simpels Hoffnungen auf den Familientitel ſind gewachſen. Nun kommen Intriguen von Seiten ſeines Onkels, der ein fremdes Kind für das ſeinige ausgibt, um dieſem den Titel zuzuwenden. Simpel ſticht wieder in die See mit O'Brien, begegnet dem General wieder und verlobt ſich mit ſeiner Tochter und endlich nach tauſend Mühſeligkeiten, Unglück und ſogar einem Aufenthalt im Narrenhauſe, wohin ihn ſein verruchter Onkel gebracht hatte und worin er 1½ Jahre eingeſchloſſen war, was, beiläufig geſagt, ſehr unwahrſcheinlich iſt, wird er Lord Viscount Privileg, Poſt-Capitain und heirathet ſeine Geliebte. O'Brien hat ebenfalls den erhabenen Rang eines Poſt-Capitains und dazu den Titel eines Baronets erhalten und heirathet Simpels Schweſter. Auch der Böſe wird beſtraft, ſein Onkel nämlich, deſſen Kind vom Fenſter ſtürzt, worauf ihn ſelbſt der Schlag rührt u. ſ. w. Alles was romanhaft in Marryats Schilderungen iſt, iſt durchaus ſchlecht gemacht, unwahrſcheinlich und flüchtig. Drei Schilderungen haben uns vorzüglich angeſprochen: die des Verhältniſſes der engliſchen See-Officiere zur Admiralität und der Einfluß der Lords auf dieſe, die des alten Lord Privileg und die des Bootsmann Chucks.

Am vorzüglichſten iſt die Hiſtorie des Bootsmann Chucks, der in der niederſten Sphäre geboren, dennoch gewaltigen Hang zur Ariſtokratie bekundet, daß er die Manieren und die Kleidung eines Gentleman nicht außer Acht ließ, wie er denn ſelbſt die Matroſen nicht eher prügelte oder ſchimpfte, ohne vorher den feinſten Eingang gegeben zu haben. So: „Erlaubt mir in der allerzarteſten Weiſe Euch anzudeuten, nur eben zu bemerken, mein lieber Freund, daß Ihr in einer ehrfurchtsvollen Entfernung verbleiben müßt, wenn Ihr an einem Vorgeſezten vorbeigeht, und daß Ihr deſſen Kleider nicht mit Eurer eiſenroſtigen Jacke beſudeln dürft, verſteht Ihr mich, oder ich werde es Euch in der Folge behalten machen. Da, das nehmt, Ihr ſudelnder Küper, Ihr reiſſchlagender, bohrdrehender Inbegriff einer Miſtpfütze. Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Simpel, die Unterredung abgebrochen

Digitized by Google

zu haben, aber wenn die Pflicht gebeut müſſen wir gehorchen." — Dieſer Herr Chuck hatte Lebensart und ariſtokratiſche Geſinnungen in den Kleidern eines Lords kennen gelernt, deſſen treuer Diener er geweſen und der in ſeinen Armen geſtorben war. Durch einen Verein von Umſtänden wurde er faſt gezwungen ſelbſt in England die Rolle ſeines Herrn zu ſpielen, die er in fremden Landen ſcherzweiſe angenommen hatte und beſuchte die vornehmſten Cirkel, bis die Sache entdeckt wurde und er zu ſeinen wenig ariſtokratiſchen Schiffs-Verrichtungen zurück kehrte. Als er ſpäter in einem Gefecht tödtlich verwundet wurde, mußten ihn Simpel und O'Brien den Feinden überlaſſen; ein Umſtand, der dem ſterbenden Chuck mehr Vergnügen als Schmerz gewährte: er hatte nämlich durch Zufall in der Verwirrung des Capitains Frack angezogen, und ward höchlich ergözt bei dem Gedanken, von den Feinden für einen Poſt-Capitain gehalten und mit den dieſem zukommenden Ehrenbezeugungen beerdigt zu werden. Als nach dem Verlauf mehrerer Jahre einſt Simpel von ſeinem Capitain an Bord einer großen ſchwediſchen Fregatte geſchickt wurde, um deren Befehlshaber zu begrüßen, ſagten ihm die ſchwediſchen Lieutenants, ihr Commandeur ſey Graf Schuckſen, ein Mann von hohem Rang, gleichem Verdienſt und vielen Orden. Wie erſtaunte Simpel, in dieſem Graf Schuckſen nach näherer Betrachtung Niemand anders als den todt geglaubten Bootsmann Chuck zu erblicken. Er war wirklich von den Feinden für einen Capitain gehalten worden, wurde glücklich curirt und ging mit dem feindlichen Schiff an die Schweden über. Da dieſe mit England nicht im Krieg ſtanden, wurde er ausgezeichnet behandelt und ihm, der wirklich ein vortrefflicher Seemann war und dieſes zu zeigen Gelegenheit hatte, das Anerbieten gemacht, in ſchwediſche Dienſte zu treten, worin er ſich nicht wenig hervorthat. In England wäre Chucks Bootsmann geblieben ſein Lebenlang. Als der neue Lord Privileg Hochzeit machte ließ ſich eine bekannte Stimme im Vorzimmer vernehmen, welche einem groben Bedienten bedeutete: „Erlaubt mir Euch zu bemerken, Euch in der zarteſten Weiſe von der Welt nur eben anzudeuten, daß ihr ein verfluchter, ſchüſſelreichender, ſerviettenhaltender, ſchillingſuchender, Treppen auf- und niederlaufender Schlingel ſeyd und dies für Eure Unverſchämtheit." — Das Wiederſehen zwiſchen Sir Terlyz O'Brien und Graf Schuckſen macht dem Buch ein luſtiges Ende.

Jakob Ehrlich iſt ein Seitenſtück zu Peter Simpel und hier die Carrièren eines Seemannes der untern Klaſſe geſchildert. Einige Langeweile iſt dieſem Jakob Ehrlich nicht abzuſtreiten. Er iſt auf der Themſe geboren und wird ſehr früh Waiſe. Seine Mutter nämlich verbrennt durch Selbſtentzündung und ſein Vater ſtürzt ſich im Schreck darüber in den Fluß. Jakob erhält vortreffliche Erziehung durch die Unterſtützung wackerer Leute, lernt bei einem ſeltſamen Domine alle Wiſſenſchaften, beſchließt aber in ſeltſamer Caprice ſein Leben in den unabhängigen, aber erbärmlichen Verrichtungen eines Kahnführers hinzubringen. Nach mancherlei Begebniſſen wird er durch die Liebe und großes Vermögen, von einem Gönner ererbt, dahin gebracht, dieſen Entſchluß aufzugeben, verheirathet ſich und iſt ein gemachter Mann. Wir vermögen weiter nichts anzuführen, denn der Gang der Ereigniſſe iſt einfach. Die Charakter-Schilderung zeichnet ſich durch nichts aus, auch die Seeſchilderung nicht. Das Buch iſt ein pflichtgemäß forttrabender Karrengaul, bei dem Niemand gern ſtehen bleibt, wenn er nicht mit ihm zu thun haben muß, und ſo können wir es den Leſern nicht eben empfehlen. Ein einziges, wenn auch ſchwaches Intereſſe erregt die Verliebtheit eines alten ehrenwerthen Magiſters in eine junge leichtſinnige Coquette und der alte Stapleton, deren Vater, mit dem Sprichwort: „Menſchennatur." Bei Lokalkenntniſſen mag indeſſen das Buch gewinnen. Schilderungen der untern Menſchenklaſſe erfordern genaue Bekanntſchaft mit Ort, Sprache und Umſtänden, wenn ſie verſtändlich werden ſollen, weil die Sphäre, in der hier gehandelt wird, eine ebenſo beſondere iſt, als das Leben der Gebildeten in jedem Lande allgemein und in dieſer Bemerkung mögen die Verehrer Marryats eine Entſchuldigung der langen Weile finden, welche dieſes Buch in Deutſchland hervorbringen wird und hervorgebracht hat.

Weit intereſſanter iſt Newton Forſter. Neben Newton werden die drei Forſter, des Newton Vater und ſein Onkel in ergötzlicher Weiſe geſchildert. Der Gang der Geſchichte dreht ſich um Newtons Avancement, die Auffindung eines verlorenen Kindes und Newtons Heirath. Die Seebilder ſind lebendig und kunſtgerecht und nachdem wir in den andern Romanen die Carrière der Officiere Sr. Majeſtät kennen lernen, lernen wir hier die Carrière eines Officiers in Dienſten der brittiſchen Compagnie kennen. Wir haben bisher wenig von den See-Verhältniſſen geſprochen, welche durch alle dieſe Werke durchgehen, weil ſie, es ſey denn durch treue Schilderung, ſich durchaus nicht hervorthun, und obwohl ſie den Hauptbeſtandtheil der Bücher bilden, ſich doch durchweg gleichen. Cooper hat ſie piquanter dargeſtellt und weiß den Leſer mehr zu ſpannen. Herrn Marryat ſieht man das Dienſtliche häufig an, wodurch dem Romancier Eintrag geſchieht. Uebrigens dürfen noch viele Dutzende von ſolchen Weſen, wie Marryats See-Romanen ſind, in die Welt ſchlüpfen, wir Deutſche werden bei der Unkenntniß des Stoffs, bei der Verehrung, die wir gegen das Ausländiſche hegen und endlich bei der Verwandtſchaft, welche Brittaniens Schriftſtellern mit dem deutſchen Weſen haben, nicht müde werden, ſie freundlich aufzunehmen

Digitized by Google

und Herr Richard mag immer weiter überſetzen, obwohl ſeine Ueberſetzungen mit einigem Recht ſehr flüchtig und bei ſchwerer verſtändlichen Büchern (wie z. B. Benj. Brails Seezüge von Wilſon) ſchwerfällig und zu wenig in den Geiſt dringend genannt werden mögen. —

Am beſten gezeichnet im vorliegenden Roman iſt das Bild des Herrn John Forſter, Rechtsgelehrten. Die Berührungen mit ſeinem Bruder, dem Nicolaus Forſter, amüſiren ſehr.

Auch die Scenen, welche Forſter als Kriegsgefangener in dem Hauſe des Herrn von Fontange auf der Inſel Guadeloupe erlebte, ſind originell. Indem wir Newton Forſter unſern Leſern empfehlen, bemerken wir, was wir oben ſchon angedeutet haben, daß das Seeleben für Marryat meiſtens nur den Grund ſeiner Gemälde bildet. Das Verhältniß iſt dieſes: ihn intereſſirt es nicht ſehr, außer wo er etwa eine bittere Bemerkung machen kann, und Mißbräuche tadelt, die im engliſchen Seedienſt durchaus häufiger zu ſeyn ſcheinen, als anderswo. Den Leſer aber intereſſirt das Maritime und für den ſchreibt er den Grund, für ſich die Staffage. Wir haben in ſämmtlichen vorliegenden Romanen keine Seeſchilderung gefunden, mit der wir unſere Leſer bekannt machen könnten, ohne ſie zu ermüden, da keine oder wenige den Charakter hervortretender Anekdote annehmen.

Der Pirat und die drei Kutter ſind zwei verſchiedene Piecen, von denen die eine, der Pirat, nicht wenig nach Herrn Kramer und Conſorten ſchmeckt. Unter allen Produktionen Marryats zeichnet ſich dieſe auch durch Annäherung an die des Herrn Eugen Sue aus, nur benimmt ſich der Engländer bei weitem nicht ſo geſchickt dabei, als der Franzoſe, und, indem ihm das überraffinirte Moment abgeht, obgleich es hier nicht an Grauſamkeiten und Fürchterlichkeiten fehlt, geſellt er ſich mehr der Coterie Kramer ehrenwerthen Andenkens in Deutſchland an. Ein gewiſſer Cain, eben der Piratenhäuptling, zeichnet ſich eben ſo ſehr im Anfang durch ſeine hölliſche Bosheit und teufliſche Kraftanwendung aus, als ſpäterhin durch höchſt zarte und tugendhafte Umwandlung. Francisco, ein angenommener Sohn von ihm, hat ſein ganzes Leben auf dem Seeräuberſchiff zugebracht, benimmt ſich aber dennoch wie ein ſentimentaler deutſcher Jüngling von 16 Jahren, den die von der Mutter eingeprägte Frömmigkeit noch keine Minute verlaſſen hat, weil er noch keine Minute von der Mutter weg war. Seine Manieren unter dem rohen und tückiſchen Schiffvolk und gegen den wilden Cain geben ein vortreffliches Luſtſpiel. In der That iſt hier ein echtes Miracle. Herr Francisco iſt wohlerzogener und ſpricht beſſer und gelehrter als 99 hundert Theile unſerer Jünglinge, ſo, daß es einen recht artigen Gegenſatz zwiſchen ihm und Cain bilden würde, wenn nicht gar zu dringend die Frage in uns ſich regte, wo der Herr das alles gelernt habe? Solche Theater-Coups ſollten nach und nach von einem gebildeten Romanſchreiber unterlaſſen werden. Beſſer als dieſes ſchlechte Produkt ſind die drei Kutter, ein artiger Scherz:

Auf einer Luſtfahrt befindet ſich mit faſhionabler Geſellſchaft Lord B. Ein zweiter Kutter, Sr. Majeſtät Kriegsfahrzeug, ſignaliſirt einen dritten, der nichts weniger als ein Schmuggler iſt. Der Lord mit einem Theile ſeiner Geſellſchaft, hat die etwas naſeweiſe Dreiſtigkeit ein Boot auszuſetzen und zu dem Schmuggler zu fahren, um ihn zur Ergebung aufzufordern, weil das Kriegsfahrzeug verhindert war, ihn zu nehmen. Der Schmuggler, ein ganz feiner Mann, ein Gentleman, bemerkt dem Lord in der allerzarteſten Weiſe der Welt, daß er ganz unrecht thue, ſich in fremde Sachen zu miſchen, nimmt ihm ſeine großen Ruder, ſo daß er ſeine Yacht nicht mehr, ſondern nur das Ufer erreichen kann, indeß der Schmuggler ſeine Waaren zu des Lords Yacht bringen läßt, ſelbſt dahin an Bord geht, die Damen anfangs erſchreckt, dann intereſſirt und unter der Flagge des Lords ſeine Contrebande ruhig ans Land bringt. Dieſer kommt wieder, iſt nicht wenig erſtaunt, einen ſolchen Gaſt zu treffen, er iſt aber in des Schmugglers Gewalt, man verſöhnt ſich, der genteele Schmuggler gibt ſein Metier auf, ja, heirathet ſogar eine der Damen, die er am Bord der Yacht kennen gelernt hat.

34) Japhet, der den Vater ſucht. Roman von Captain Marryat. Aus dem Engliſchen von C. Richard. 3 Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1835.

35) Erzählungen eines Paſcha, von Demſelben. 3 Theile. Daſelbſt, 1835.

36) Der Paſcha. (Daſſelbe Werk.) Ueberſezt von H. Roberts. 3 Theile. Braunſchweig, Vieweg, 1835.

In Japhet, der den Vater ſucht, hat ſich Marryat von der See begeben und der Gang zu Lande iſt ihm nicht ganz übel bekommen. In der That iſt dieſer Roman einer ſeiner anziehendſten, obwohl es ihm an des Verfaſſers eigenthümlichen Fehlern gar nicht gebricht und namentlich Unwahrſcheinlichkeiten auf Unwahrſcheinlichkeiten gehäuſt ſind. Eine Annäherung an die ältern, engliſchen Romane iſt ſehr ſichtlich, und wie wir oben ſchon geäußert, ſcheint ſie uns zuweilen ſogar den Charakter des Plagiats anzunehmen.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 97. Montag, 26. September 1836.

Romane.

(Schluß.)

Die Geſchichte iſt folgende: „Ein Findelkind, deſſen Wäſche und mitgegebenes Geld auf höhere Abſtammung ſchließen läßt, wird — einigermaßen erwachſen — zu einem Apotheker, der gar curios iſt und Cophagus heißt, in die Lehre gegeben. Es iſt ein gutmüthiger, von ſeltſamen Redensarten ſtrotzender Mann. Als z. B. kleine Jungen — immer hungrig — hem — gute Mahlzeit — Roſtbeaf — Yorkſhire — Pudding — u. ſ. f.“ Oder: „Böſer Junge — dicker Stock — hem — nicht vergeſſen — nächſtemal — u. ſ. f.“ Bei dieſem Apotheker trifft der Held der Geſchichte, der ein guter und gar geſcheidter Burſche iſt, ein munteres Findelkind, mit Namen Tim, einen pfiffigen, aber untergeordneten Geſellen, der ebenfalls die Apothekerkunſt lernte, aber nur das Untergeordnete, als Gläſeraustragen ꝛc. Die Beiden verbinden ſich und Tim nimmt, Japhets Ueberlegenheit anerkennend, die Stellung eines freiwilligen Dieners gegen ihn an, der er denn auch gar treu bis an's Ende der Geſchichte bleibt. Nachdem ſich Beide in dieſer Stellung einiges Vermögen erworben haben, ziehen ſie zuſammen auf Abenteuer aus, da Herr Cophagus ſeine Apotheke verkauft hat, denn Japhet hat die fixe Idee, ſeinen Vater zu ſuchen, unter dem er ſich einen gar vornehmen Herrn vorſtellt, trotz dem, daß er nicht die geringſte Spur von ihm hat. Aus dieſer, mit Ergötzlichkeit dargeſtellten Epoche ziehen wir die Darſtellung eines Kampfes zwiſchen Tim und dem Austräger eines andern, Herrn Cophagus feindlich geſinnten Apothekers nachſtehend aus: „Homer hat die Schlachten von Göttern, Halbgöttern und Helden beſungen; Milton den Kampf der Engel. Swift war groß in ſeinem Kriege der Bücher, daß aber eine Schlacht zwiſchen Phiolen beſungen wäre, iſt mir nicht bekannt; auch erfordert es größern Genius, als den die Sänger der Kämpfe von Helden, Halbgöttern, Gottheiten, Engeln und Büchern beſaßen, um das mörderiſche Gefecht mit gebührender Gerechtigkeit zu würdigen, welches zwiſchen Wundwaſſern, Mixturen, Dekokten, Pillen und Salben vorfiel. Ich muß mich darauf beſchränken, die Sache ſo gut zu erzählen, als ich vermag, damit mein Abriß derſelben einem künftigen Epiker dienen könne. Entflammt von dem furchtbaren Haſſe, der im Herzen der beiden Häuſer Capulet und Montague wüthete, von einem Haſſe, der durch jahrelanges „Schnippchenſchlagen“ gegen einander, ohne einen Anlaß zu offenem Kampfe finden zu können, täglich brennender wurde, ſchritt Timotheus Oldmixon — denn es würde ſündhaft ſeyn, bei einer ſolchen Gelegenheit ſeinen Namen nicht mit aller Ausführlichkeit zu bezeichnen — alſo Timotheus Oldmixon ſchritt entflammt und drängend eilig, mit dem wohlangefüllten

Digitized by Google

Arzeneienkorbe auf ſeinem linken Arme um die Ecke einer Straße und begegnete gerade hier dem eben ſo haßentbrannten und gleich eilfertigen, rothhaarigen Merkurius des Herrn Ebenezar Pleggit. Gewaltig war der Anſtoß beider gegeneinander geſchwungener Körbe, betrübend das Zerplatzen ſo mancher Phiole und entſetzlich der vermiſchte Geruch ſo vieler auslaufender Abſcheulichkeiten, die aus dem Korbgeflechte herabträufelten. Zwei Fiſchweiber von Billingsgate, die ganz in der Nähe ihre redneriſchen Kräfte verſuchten, brachen kurz ab. Zwei Kater auf einem Dachſtuhle, die ſich ſo eben mit feindlichen Blicken angeglozt und im Begriffe waren, ſich mit ihren Klauen aufeinander einzuklammern, wandten ihre Augen hinab zu dem, was unten geſchah. Zwei politiſche Widerſacher ließen ihre lärmenden Scheingründe ruhen. Zwei Unrathkärrner ließen ihr Glockenklingeln ſchweigen, und zwei Straßenjungen, die Kirſchen aus ihren Hutkibſen aßen, entzogen ihre Blicke den Früchten und gafften in banger Furcht. Die beiden Apothekerträger ſtießen auf einander und das mit ſolcher Gewalt, daß jeder von ihnen mehrere Schritte zurückprallte; aber gleich kampfgeübten Rittern hielt jeglicher ſeinen Korb feſt und blieb auf ſeinen Füßen. Wenige Sekunden, um zu verſchnaufen, dann ein zermalmender, wutbentflammter Blick von Timotheus, den ſein Widerſacher zurückfunkelte, ein kurzes Bedenken Beider, daß ſie das Geſetz auf ihrer Seite hätten — und dann rief Timotheus donnernde Stimme: „das nimm,“ indem er mit ſeiner gewandten rechten Hand ſeinen Gegner auf deſſen linkes und linkiſches Auge einen gut angebrachten Schlag verſezte, dieſer taumelte zurück und Tim fuhr fort: „das nimm und ſey verdammt, weil Du gegen einen Gentleman anlänfſt.“ Der mit den hochrothen Haaren war zurückgewichen, weil der Schlag zu heftig war, um Stand zu halten, nnd weil wir Alle dem Schickſale weichen müſſen. Doch wich er nicht aus Furcht, erfaßte vielmehr ein Glas mit Dekokt, welches die Aufſchrift führte: „ſchnell zu nehmen,“ ſchleuderte das mit dämoniſcher Kraft dem muthigen Timotheus in's Angeſicht und kreiſchte mit erboster Stimme: „das nimm Du!“ Die Wurfwaffe, eben ſo gut gerichtet, als die Speere der Homeriſchen Helden, traf Tims Naſenbein; das zerſplitternde Glas ſchnitt mehrere Wunden in ſeine Phyſiognomie und übergoß dieſe zugleich mit dunkel braun-gelbem Balſam, um jene zu heilen, aber unter unſäglichen Schmerzen. Tim verachtete es, über die Todespein ſeiner Wunden zu wehklagen, befolgte ſeines Widerſachers Beiſpiel, griff haſtig nach einer Flaſche ähnlichen Inhalts, aber viel größeren Umfanges und warf dieſe mit ſolcher Kraft ſeinem Gegner an den Kopf, daß ſie zwiſchen deſſen beiden Augen zerbrach. — Mit dieſen furchtbaren Waffen begannen ſie ihren tödtlichen Kampf. Leute, die gute Ordnung liebten, oder mindeſtens doch gleichmäßigen Kampf, ſammelten ſich um die Streiter und bildeten einen faſt undurchdringlichen Kreis, doch weit genug in ſeiner Ausdehnung, um den Wurfgeſchützen answeichen zu können. „Drauf, Rothkopf!“ — „Bravo, Weißſchürze!“ ertönte ringsum. Tinkturgläſer begegneten nunmehr einander auf ihrem Hinfluge in der umgebenden Luft und zerplazten gleich Haubizkugeln über einer belagerten Stadt. Arzeneikugeln wurden mit der Genauigkeit von Kanonengeſchützen abgefeuert, Pillenſchachteln wurden mit ſolcher Gewalt geſchleudert, daß ſie zerſtoben wie Granaten und Kartätſchen; Säuren und Alkalien ziſchten giftig wie ſterbende Nattern, wenn ſie eines des andern Kräfte neutraliſirten. „Bravo, Weißſchürze!“ — „Rothhaar für immer!“ riefen die Umſtehenden, während der Kampf mit unnachlaſſender Wuth fortgeſezt wurde. — Auf beiden Seiten war die Ammunition faſt verſchoſſen, als Herr Ebenezar Pleggit, der den Lärmen hörte und vielleicht auch ſeine eigenen Species roch, ſo unſelig übereilt und ſo unvorſichtig ſtarrköpfig war, durch den heiligen Ringkreis einzudringen und mit aufgehobenem Stocke hinter Timotheus heranzutappen, um dieſen niederzuſchlagen, da traf eine ſeiner eignen Mixturen, die ſein eigener rothhaariger Kampfheld ſchleuderte, ihn in ſeinen offenen Mund, zerbrach gegen ſeine beiden einzigen, ihm übriggebliebenen Vorderzähne, warf dieſe heraus, während die hervorgießende Arznei ſeinen Schlund hinabrann und ihn Hundekrank machte. Er fiel, ward auf einer Trage an die Seite geſchafft und einige Tage vergingen, bevor man ihn in ſeinem Laden wieder die Medikamente austheilen ſah, deren Zutheilen er bei dieſer unglücklichen Veranlaſſung gewiß gar zu gerne entbehrt haben würde. Leſer, haben ſie nicht in andern Büchern von den furchtbaren Ritterkämpfen geleſen, in denen Helme heruntergeſchlagen wurden, Schilde verloren gingen und Schwerter zerſplitterten, wie dann die Kämpfer zum näheren, noch tödtlicheren Gefechte mit erhobenem Dolche übergingen? Ganz ſo focht Timotheus: ſeine Hülfswaffen waren zu Ende, er verachtete es, den Kampf länger aus der Ferne fortzuſetzen, drängte kraftvoll auf ſeinen ſchwerathmenden Feind ein. warf ihn im erſten Ringen zu Boden, nahm aus ſeinem Korbe die lezten übriggebliebenen Waffen, eine einzige Phiole und eine einzige Pillenſchachtel. Er ſaß auf ſeinem zu Boden geworfenen Feinde, ſtopfte zuerſt die Pillenſchachtel in deſſen ächzenden Mund und trieb dieſe ſodann mit dem untern Ende der Phiole ihm in den Schlund hinab, ganz ſo wie der Feuerwerker den Pfropfen mit der Kugelladung in eine zwei und dreißig pfündige Karonade rammelte. Durch die Pillenſchachtel dem Erſticken nahe gebracht, ſtreckte der gefallene Ritter um Gnade flehend die Hände aus; Timethus fuhr aber in ſeiner Arbeit fort, bis der Phiole unteres Ende den Deckel und Boden der Pappſchachtel eingeſtoßen hatte und acht und vierzig antibiliöſe

Digitized by Google

Pillen Rothhaars Schlund hinabrollten. Nun griff Tim nach ſeinem Korbe und ging unter triumphirendem Zujauchzen der Zuſchauer davon. Sein kampfbeſiegter Gegner huſtete die Papptrümmer herauf, ſchöpfte wieder Athem und ward in ſeiner Troſtloſigkeit zu der nahe ſtehenden Waſſerpumpe geführt, während Timotheus rothglühend von Kampfglorie zu unſerm Laden zurückkehrte. Nun aber muß ich die heroiſche Saite nachlaſſen. Herr Cophagus, der bei Tims Rückkehr im Hauſe war, empfand anfangs heftige Zornaufwallung über den Verluſt ſo vieler Medikamente, als er aber die Geſchichte und vornämlich deren Schlußerfolg vernahm, ward er ſo erfreut durch den doppelten Sieg, den Tim über Herrn Pleggit und deſſen Merkur davon getragen hatte, daß er nicht umhin konnte, ſeine Hand in die Taſche zu ſtecken und eine halbe Krone herauszuziehen.“

Auf ihrer Reiſe fallen ſie alsbald einem großen und berühmten Quackſalber in die Hände, verdienen ſich, ihn unterſtützend, eine hübſche Summe Geldes und dann begibt ſich der Held mit ſeinem Getreuen geradenwegs nach London und ſpielt dort — mit Hülfe einer kleinen Betrügerei, die er, weil er ſeinen Vater ſucht, für ziemlich erlaubt hält, eine Rolle in der großen Welt und erwirbt ſich ſogar eine beträchtliche Summe. Die Schilderung eines Dandy, des Obriſten Carbonel, der ihn dabei unterſtützt, endlich im Duell fällt, und ihn zum Erben einſezt, iſt Herrn Bulwer nachgebildet und nicht übel gelungen. Seinen Vater findet aber Japhet immer noch nicht; endlich verliert er ſeine ganze Habe im Spiel, verheimlicht es ſeinem treuen Tim, um ihn nicht zu betrüben und geht nackt in die Welt hinaus. Nun folgen ſich ſehr ſchreckliche inexpreſſible Abenteuer, er wird beraubt, dafür erſt noch als Dieb eingeſezt, wird wieder frei und geht endlich unter die Quäcker, wo er ſich verliebt. Hier findet ihn Tim und wird ebenfalls Quäcker; da erſcheint mit Hülfe eines alten Londoner Bekannten, eines wackern Advokaten, ſein Vater, ein reicher und gentiler General; er tritt mit ſeiner Geliebten aus dem Quäcker-Verbande und ſpielt den großen Herrn in London. Freund Tim aber wird in eine recht behagliche Lage verſezt ꝛc. Die Art, wie er ſich ſeinem mürriſchen Vater geneigt macht, iſt pſychologiſch ſehr gut geſchildert. — Wir können dieſen Roman als angenehme Lektüre unſern Leſern gar wohl empfehlen, wenn wir auch die große Vorliebe, die man neuerdings für Marryat gefaßt zu haben ſcheint, durchaus nicht zu billigen vermögen und der Anſicht ſind, daß es gar viele engliſche Werke gibt, deren Ueberſetzung erſprießlicher wäre, oder daß z. B. Herr Richard durch eine gute Ueberſetzung des Benjamin Brall, von Wilſon, dem Verfaſſer von Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch, ſich ein größeres Verdienſt erworben haben würde, als er es jezt durch eine ſchlechte deſſelben und eine Fluth von Marryatiſchen Roman-Ueberſetzungen ſich zugeeignet hat.

Die Erzählungen eines Paſcha von demſelben Verfaſſer ſind eine Nachbildung der Tauſend und einen Nacht. Ein fauler, indolenter und inſolenter Paſcha, ehemaliger Bartputzer, läßt ſich von ſeinem Miniſter, einem pfiffigen Renegaten, ebenfalls ci-devant Bartputzer, Geſchichten erzählen und Geſchichts-Erzähler verſchaffen, bis ihm endlich durch die Intriguen dieſes ſeines ehrwürdigen Dieners die ſeidene Schnur vom Großherrn geſchickt wird, zu Gunſten des Renegaten, der ſeine Stelle erſetzen ſoll, aber bereits ein weniges vorher vom luntenriechenden Ex-Paſcha vergiftet worden iſt. Ironie iſt das Element, das hier vorherrſcht, aber wie Herrn Marryat der Humor gar wenig gelingt, ſo gelingt ihm auch die Ironie ſehr mittelmäßig. Die mitgetheilten Erzählungen ſind überdies höchſt ununterhaltend und verhalten ſich zu Tauſend und eine Nacht, wie ein dicker, ſpleenbehafteter engliſcher Stockjobber zu dem freien, leichten, nervöſen und phantaſieſchwelgenden arabiſchen Kind der Wüſte.

Nachbildungen dieſes koſtbaren Ideals der Bücher mögen einigermaßen, wenn auch nur annähernd, dem heißen Italiener gelingen; die franzöſiſchen Nachahmer waren ſchon ſehr unglücklich und nun vollends die Engländer haben das Zeug ganz und gar nicht, ſo wenig als wir Deutſche; nur ein einziges nationales Mährchen, deren wir ſo liebliche und großartige haben, überwiegt das ganze Heer dieſer Nachahmungen. — Warum aber ſchläft das Mährchen, die reizendſte Kunſtform, in der modernen Literatur ſo ganz ein? — Seit Hoffmanns nicht unglücklichen Verſuchen, unſere modernen Lebenszuſtände in mährchenhaftes Gewand zu kleiden — denn ſo müſſen wir heutzutage die Mährchen behandeln; alte Mährchen haben wir genug und können wir doch nur nachpfuſchen — ſeit dieſen Verſuchen iſt nichts oder Unbedeutendes dieſer Art geſchehen. Wie köſtlich kann man auf ſolchem Wege die Ironie gebrauchen und ohne Gefahr allen Verirrungen und Zerriſſenheiten der Zeit ein perſönliches, abenteuerliches Leben geben, ſie ſich abarbeiten und endlich in ihrem Schein-Seyn in ſich ſelbſt zuſammenfallen laſſen! Aber man zieht es nun vor, jenen franzöſiſch-jüdiſchen Witz, das pikante Element, das in unſere Literatur gekommen iſt, zu ſolchem Zweck zu gebrauchen, eine gar leichte Manipulation, da ſeine Formen ſchnell ſtehend werden und wenig eignes Talent erfordern. Wo ſich eine Kunſtform ganz und gar in die Aeußerlichkeit geſezt hat, iſt ſie auch den mittelmäßigſten Naturen zugänglich und können ſelbſt dieſe leicht genug für verdienſtlich gelten. Wie viele von denen, welche der Markt heute als pikante Leute bewundert, würden wohl Witz

haben in einer andern Zeit, etwa vor 60, 70 Jahren gehabt haben, und was die Führer dieſer Schule den früheren Meiſtern, wie Goethe und Schiller, ſo übelnehmen, daß ſie nämlich keinen Witz gehabt hätten, dürfen die Herren keineswegs auf den Kern, nur auf die Form beziehen, von deren ſpäterer pikanter Geſtaltung man freilich damals noch nichts ahnen konnte; widrigenfalls gewiß Goethe und Schiller ihr Möglichſtes gethan hätten, um ihrer nächſten literariſchen Nachkommenſchaft einigermaßen zu gefallen. — Es iſt übrigens ergötzlich anzuſehen, wie man in dieſem Augenblick für ein neues Element ausheroldet, was eben ſo vorübergehende Aeußerlichkeit iſt, als vor langer Zeit die großen Romane der vortrefflichen Herren von Lohenſtein ꝛc., und wie werden ſich die, welche von dieſer Coterie noch 4 oder 5 Jahrzehent leben, wundern, ihre jezt ſo geprieſenen Witze, Redensarten und ſpitzigen Wendungen für ganz dem guten Geſchmack entgegengeſezt halten zu ſehen, als man mit Recht die Lohenſteiniana für abgeſchmackt anſieht.

Was aber die Anſichten und moraliſchen Zerriſſenheiten der Schule anbetrifft, ſo hat der ehrwürdige Tieck, den man mit aller Naſenweisheit frühreifer Knabenhaftigkeit verunglimpft hat, eben in der Vorrede zu ſeiner neueſten Novelle ſehr ruhig darauf aufmerkſam gemacht, daß er ſelbſt, und zwar tiefer und bedeutender, das Alles vor langer Zeit ſchon in ſich durchgearbeitet hatte. Oder haben die Herren den William Lovel von Tieck nicht geleſen? — Dieſer William Lovel enthält auf einer Seite mehr tiefe Skeptik an allem Realen und Geſezten, als die ganze junge Literatur, und zwar in Poeſie eingehüllt, indeß hier nur die gemachteſte Proſa ſich ſpreizt.

Doch, um auf Marryat zurückzukommen, ſo müſſen wir dieſen Paſcha für ein d u r c h a u s m i ß l u n g e n e s Erzeugniß halten. Wir beenden damit die Ueberſicht, welche wir nach und nach von dieſem Autor gegeben haben, und wünſchen nur, wenn wir Neues von ihm in die Hand bekommen ſollten, weniger Fabrikarbeit zu überkommen. Die Ausſtattung der Aachener Ausgabe (Verlag von J. A. Mayer) iſt durchaus lobenswürdig und ſchon darum zu empfehlen, weil die Lettern groß genug ſind, um die Augen nicht umzubringen, ein Uebelſtand, den man bei faſt allen neuern Ueberſetzungen über ſich ergehen laſſen muß.

37) Alma. Ein Roman von L. Starklof. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834.

Zwei feindliche Brüder. Der eine, ein Baſtard, rettet dem andern öfters das Leben, wird aber mit Undank belohnt, ermordet ihn ſelbſt, die Geliebte deſſelben, verliebt ſich in ihr Kind, ſeine Nichte Alma, und läßt ſich zulezt, da ſich die löbliche Polizei in die Sache miſcht, von dieſer Geliebten erſtechen, worauf ſie ins Waſſer ſpringt. Eine Geſchichte ſo voll Unwahrſcheinlichkeiten und widerlichen Situationen, daß man glauben muß, der Verfaſſer habe es darauf angelegt, das Publikum zu ekeln.

38) Coriſande von Mauleon, oder Bearn im 15ten Jahrhundert. Aus dem Franzöſiſchen von F. Riedel. Zwei Theile. Potsdam, Riegel, 1836.

Dieſer Roman iſt nicht im frivolen Ton des neueſten franzöſiſchen Geſchmacks geſchrieben, ſondern vielmehr im ſentimentalen. Aber der Gegenſtand hat ſehr viele Verwandtſchaft mit den Lieblingsgegenſtänden jener jüngſten und unzüchtigſten Muſe Frankreichs. König Franz, ſeine Geliebte, heimliches Glück, obligater Böſewicht, heimlicher Königsmord. Wahrlich, Frankreich hat Urſache, mit ſeiner politiſchen Mündigkeit zu prahlen, wenn es ſich in ſeiner ſchönen Literatur nach nichts ſo eifrig zurückſehnt, als nach der Maitreſſenwirthſchaft ſeiner liebenswürdigen Könige.

39) Der Kalenderſtreit in Riga. Hiſtoriſche Erzählung aus der lezten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Nebſt einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von W. von Oertel und A. Gliebow. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Eine altbürgerliche Erzählung im Tone von Spindler, Tromlitz und Blumenhagen, bieder und ſittig. Dann kleine ruſſiſche Geſchichten, Anekdoten und Gedichte, meiſt Reminiszenzen aus dem lezten Kriege gegen Napoleon.

40) Erzählungen aus der Kopenhagner fliegenden Poſt. Ins Deutſche übertragen von Kruſe. Sechs Theile. Leipzig, Kollmann, 1836.

Es iſt wenig Erfindung und Phantaſie in dieſen Erzählungen. Die Sage vom König Hirſch oder Aktäon, den ein Knabe in Dänemark unter Dianens Nymphen und Satirn erblickt, iſt nicht lokal und hätte wenigſtens witzig ſeyn ſollen, wenn ſich der Dichter über Zeit und Raum wegſetzen wollte. Die übrigen Erzählungen enthalten moderne Liebes- und Familiengeſchichten von bedeutender Trivialität. Ein ganzer Band, „Eheſtand“ überſchrieben, enthält keine Spur von dem Humor, den Jean Paul dem Eheſtande abzugewinnen wußte.

41) Novellen vom Verfaſſer einer Alltagsgeſchichte. Aus dem Däniſchen von Chriſtiani. Erſter Band. Leipzig, Kummer, 1835.

Dieſelben Geſchichten. Es iſt uns unbegreiflich, wie ſie ſogar zweimal in Deutſchland überſezt werden konnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 98. Mittwoch, 28. September 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

Obgleich die theologiſche Literatur immer noch die zahlreichſte iſt, ſo daß ihr etwa der ſechste Theil des Jahresverlags zugehört, ſo macht ſie doch jezt eigentlich keine Epoche, ſondern lebt meiſt von hiſtoriſchen Erinnerungen und Wiederholungen. Alles iſt ſchon einmal dageweſen, der Glaube, der Aberglaube, der Unglaube. Man gibt dem Alten hin und wieder eine neue Façon, aber es iſt doch das Alte und überraſcht nicht mehr. Es kitzelt höchſtens die Neugier, aber es begeiſtert nicht mehr, es findet keine glühende Liebe mehr und keinen glühenden Haß.

Die Polemik dreht ſich immer um dieſelben Gegenſtände herum, wenn ſie auch abwechſelt. Nach dem Wiener Congreß begann zuerſt die bekannte Fehde der Rationaliſten gegen die romantiſchen Katholiken und Ultramontaner. Dann der Liturgieſtreit, die unermeßlich vielen Schriften über die preußiſche Agende. Dann die Fehde zwiſchen Rationaliſten und Pietiſten in Halle. Dann die durch Herrn Möhler in Tübingen wieder aufgewärmte Polemik der katholiſchen Kirche gegen die lutheriſche und zulezt durch die Straußiſche Schrift der neue Aufſchwung des Unglaubens. Aber da iſt überall nichts Neues. Die Rationaliſten waren früher viel ſcharfſinniger, jezt ſind ſie viel ſchwazhafter. Die Pietiſten waren früher weniger gelehrt, weniger geiſtreich und poetiſch, aber härter und feſter. Die Katholiken und Proteſtanten meinten ihre Sache noch ernſt, denn ſie ſchlugen einander todt. Jezt mißbilligt man den Zank, und wenn er auch nur auf die Schule beſchränkt bleibt. Ueberall haben ſich nur die alten Dinge wiederholt, aber aus der Kraft überſezt in die Schwäche, aus dem lebendigen Geiſt in das gelehrte Gekräuſel, in die ſchönredende Sophiſtik. Nur ein Gegenſtand war früher noch nicht gründlich und lebhaft genug erörtert worden, das Verhältniß der proteſtantiſchen Kirche zum Staat. Hier hätte ſich wirklich manches Neue und Gute nicht nur ſagen, ſondern auch thun laſſen, aber die Prieſter waren zu höflich, die Laien zu gleichgültig geworden.

Die Symbolik des Dr. Möhler hat ein Waffengeraſſel in den alten Arſenalen veranlaßt, aber vergebens haben die gelehrten Herren uns verſichert, daß der Streit noch immer praktiſch ſey. Es iſt nur ein ſchwacher Nachklang des alten Schlachtgetümmels. Ein Fenſter blieb offen, der Wind rüttelt an den verroſteten Harniſchen, aber kein Arm mehr hebt des Schwertes Wucht zum Morde. Das Volk nimmt gar keine Notiz davon.

Man war vordem zu lange und zu ausſchließlich mit der

Digitized by Google

Religion beſchäftigt. Es mußte auch wieder eine Zeit kommen, wo man aufhörte, ſich ſo lebhaft dafür zu intereſſiren, ja wo man ſogar gleichgültig gegen ſie wurde. Eine Uebertreibung mußte die andere hervorrufen.

Die Prieſter herrſchen nicht mehr, ſie werden auch nicht mehr verfolgt. Sie haben die Autorität verloren und können ſich nicht einmal mehr durch Oppoſition bemerklich machen. Sogar ihre mündliche Beredſamkeit hat durch die Macht der Gewohnheit allen Nachdruck verloren. Es bleibt ihnen nichts übrig, als zu ſchreiben, aber ſie ſchreiben offenbar zu viel im Verhältniß zu dem Intereſſe, das ſie zu erregen hoffen dürfen, und ſo werden auch ihre Federn durch die Gewohnheit, durch die ewigen Wiederholungen abgeſtumpft.

Denken wir an die Gräuel des Fanatismus, der religiöſen Verfolgungen, denken wir an das ſcholaſtiſche Gezänk zurück, ſo müſſen wir uns aufgefordert fühlen, in der gegenwärtig vorwaltenden Indifferenz wenigſtens das Gute zu erkennen, daß ſie die Abweſenheit eines Uebels iſt.

Das *Leben Jeſu von Strauß* hat ein ungewöhnliches Aufſehen erregt aus einem dreifachen Grunde. Es ſchmeichelt nämlich dem Indifferentismus, es iſt allen denen, die von der Religion nichts mehr wiſſen wollen, und ſich rein den praktiſchen Intereſſen der Politik, des Erwerbs ꝛc. widmen, eine willkommene Entſchuldigung. Viele haben bisher aus einer Art von Anſtand wenigſtens noch glauben gemacht, daß ſie an Chriſtum glaubten; jezt beweist man ihnen, daß Chriſtus als Gottmenſch nie exiſtirt habe, daß die ganze Geſchichte ein Mährchen ſey und das iſt ihnen eben bequem. Zweitens freuen ſich die um pikanten Stoff verlegenen Theologen, ihre Federn in neue Uebung ſetzen zu können. Drittens wird das Buch von den antiſocialen Tendenzen bewillkommt, die nicht bei der religiöſen Indifferenz ſtehen bleiben, ſondern auch eine Gleichgültigkeit gegen die ſociale Moral erzeugen, und dieſe aus Egoismus oder Schadenfreude untergraben wollen.

Die Idee des Buchs iſt nichts weniger als neu, nur ſeine Beziehung zur Zeit iſt es. Man zog den hiſtoriſchen Boden unter dem Chriſtenthum ſchon damals hinweg, als es galt, die hierarchiſchen Mißbräuche zu ſtürzen. Man ging im *Eifer* zu weit und nachdem man geſiegt hatte, kehrte man zur Billigkeit zurück. Man begnügte ſich, das Pfaffenthum beſeitigt zu haben, aber man ließ das Chriſtenthum beſtehen. Jezt hat die Skepſis aber nicht mehr einen kranken Stoff zu entfernen, ſondern ſie frißt die geſunden Theile an. Sie ſtrebt etwas zu zerſtören, für das man zwar gleichgültig iſt, das man aber doch bisher gelten ließ. Sie hat es auch nicht direkt auf die Religion abgeſehen, die wohl noch lange Zeit den Menſchen gleichgültig bleiben wird, ſondern hinter der Religion auf die Moral, für die man bisher noch nicht ſo gleichgültig war, weil ſie mit allen praktiſchen Intereſſen näher zuſammenhängt.

Dieſe Bemerkung führt weiter. Wir nehmen in der geſammten neuern Theologie eine gewiſſe Abneigung vor der alten Strenge wahr. Der liebe Gott donnert nicht mehr. Er wünſcht nur, die Leute möchten ſeine Gebote halten, er überredet dazu, aber er hat keine Kraft mehr zu ſtrafen. Die Theologie hat Baſedows berühmte Erziehungsmethode angenommen. Man ſezt Prämien auf die Tugenden, aber alle Strafen ſind abgeſchafft. Einen Himmel glauben die Leute noch, aber ſie würden ſich ſchämen, auch noch an die Hölle zu glauben. Der große Goethe hat im zweiten Theil ſeines Fauſt die moderne Meinung ſehr gut ausgedrückt. Fauſt mag ſündigen, ſo viel er will, er kommt doch in den Himmel.

Allerdings war es die Aufgabe der Theologie von jeher, den Menſchen ihre *Furcht* vor der Nemeſis, vor der geheimnißvollen Macht zu nehmen, die alles Böſe rächt. In frühern Zeiten war die Theologie darauf bedacht, dieſe Furcht ſo viel als möglich zu verſtärken, um ihre Schutzmittel und Tröſtungen dagegen, den Ablaß, ſpäter die Rechtfertigung und die Gnade, deſto werthvoller zu machen. Riſſen ſie doch die gemäßigten Lutheraner und die Jeſuiten ſchon bald nach Luther die armen Seelen gleichſam aus den Händen, und ſahen ſich gezwungen, der Concurrenz wegen den Preis der Seligkeit um ein Bedeutendes herunterzuſetzen, und eine beiſpiellos wohlfeile Rechtfertigung auszubieten.

Jezt hat man ſich aber die Sache noch ungleich bequemer gemacht, indem man überhaupt gar keine Furcht mehr hat, alſo auch keiner Beruhigung mehr bedarf.

Vermöge eines ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes hält man den Teufel für ein nordiſches Phantom und muthet kaum noch alten Weibern zu, an das gehörnte Ungethüm zu glauben. Es liefe gegen alle geſunde Vernunft und vorzüglich gegen den Geſchmack, ſeiner noch zu gedenken. Damit ſind nun auch die Höllenſtrafen als eine abgeſchmackte Einbildung der vorigen Zeiten lächerlich geworden. Man ergözt ſich an dem Spiel des Witzes, womit Orcagna die vielen Kammern der Hölle angefüllt hat, und bewundert Dante's großartige Einbildungskraft. Aber es glaubt Niemand mehr, daß es eine Hölle gebe, in die er etwa ſelber hineinkommen könne. Dieſe alten Schreckmittel ſind ſo verrufen, daß, einige Altgläubige und Pietiſten ausgenommen, die Theologen in neuerer Zeit immer ſcheu davon hinwegblicken und ſich verlegen fühlen, wenn ſie irgend ein muthwilliger Laie einmal an dieſe Dummheiten ihrer früherer Amtsbrüder erinnert.

Somit hat die Theologie durch das Abhandenkommen der ewigen Strafmittel auch ihren Einfluß auf die

Digitized by Google

Moralität verloren, und das iſt das eigentlich Charakteriſtiſche und Neue des jetzt herrſchenden theologiſchen Geiſtes, das, was früher noch nicht da war. Alles andere iſt Nebenſache und wiedergekäuter alter Sauerteig.

Es gibt keine Gottesfurcht mehr. Selbſt ſehr fromme Theologen haben zu ihrer Verſcheuchung mitgewirkt. Man hebt nur zwei Beziehungen zu Gott hervor, das Lieben und das Erkennen und vergißt das Fürchten darüber faſt gänzlich, ja man geht ſo weit, durch das Lieben und Erkennen die Furcht zu bekämpfen.

Die Einen tilgen ohne Weiteres jede Sündenſchuld durch die Gnadenwirkung, und geſtatten einigen im Geiſt mit Chriſto vereinigten Auserwählten jeden Frevel des Fleiſches. Aber jeder Betreffende hält ſich für den Auserwählten. Die Andern ſchwatzen uns ein Langes und Breites von der ewigen Liebe vor und erweichen uns in der lauen Milch ihrer Beredſamkeit den alten Gott Vater ſo lange, bis er eine Göttin Mutter, eine allen ihren ungezogenen Kindern alles verzeihende, unbedingte Gnade geworden iſt. Liebet nur Gott und Chriſtum, heißt es da, und übrigens könnt ihr thun was ihr wollt, wie einſt im königlichen Frankreich der Adel ſich alles erlauben durfte, wenn er nur den König anbetete.

Auch die langweiligen Ermahnungen der Rationaliſten, Gott zu erkennen, alle ſeine Eigenſchaften wie die eines Minerals naturhiſtoriſch zu beſchreiben, und ſich ſein Weſen ſo vollkommen klar zu machen, daß beileibe nichts Myſtiſches darin übrig bleibt, auch dieſe haben gehörig dazu beigetragen, die alte Gottesfurcht zu beſeitigen.

Am conſequenteſten ſind nun die geweſen, die eine Macht, welche keine Furcht mehr einflößen kann, als gänzlich überflüſſig haben abſchaffen wollen. Wir fürchten die Verheißungen Chriſti nicht mehr, warum ſollten wir wohl noch an ihn glauben? wurde ganz folgerecht gefragt. Man ging Schritt vor Schritt weiter. Erſt hieß es: Chriſtus iſt ein bloßer Menſch geweſen, aber ein ganz ſündenreiner idealer Menſch. Dann hieß es: Chriſtus iſt ein ſehr guter Menſch geweſen, aber immer Menſch. Dann hieß es: Chriſtus iſt ein Schwärmer geweſen. Dann hieß es: Chriſtus iſt ein Betrüger geweſen. Endlich heißt es: Chriſtus hat gar niemals exiſtirt, die ganze Geſchichte von Chriſto und ſeinem Gott Vater iſt eine Mythe.

Zugleich kam man auch auf einem andern Wege zu demſelben Reſultate. Erſt heiß es, der liebe Gott erbarmt ſich jedes Sünders, aber aus bloßer Gnade. Dann hieß es: der Menſch iſt gut von Gott geſchaffen, das Gute in ihm kann nur überſchattet, aber nie ausgetilgt werden und der liebe Gott darf ihn gar nicht verdammen, wenn er ſich nicht gleichſam ſelbſt verdammen wollte. Dann hieß es: es gibt keine Hölle, Gott kann alſo auch Niemand hineinſtecken. Endlich heißt es: die Urſache, warum einer verdammt werden könnte, fällt ganz weg, denn der ehemals angenommene Unterſchied zwiſchen Gut und Böſe, Tugend und Sünde hat ſich in der allgemeinen Freiheit des jetzt emancipirten Menſchengeſchlechts von ſelber aufgelöst.

Ueber die Unſterblichkeitsfrage iſt man zwar nicht einig, doch vollkommen beruhigt. Wer noch etwas von der altchriſtlichen Schwäche, d. h. ein böſes Gewiſſen beibehalten hat, das ihm zuweilen die Menge und Größe ſeiner Laſter und Gemeinheiten vorhält, der tröſtet ſich mit der materialiſtiſchen Lehre: der Menſch iſt nicht unſterblich, mit dem phyſiſchen Tode hört alles auf. Aber wer wird in unſerm Zeitalter noch an ſolchen Schwächen hängen? Die wahre Philoſophie gibt keineswegs zu, daß es in irgend einem Falle wünſchenswerth ſey, die Erinnerung eines abſcheulichen Lebens in Vergeſſenheit zu tauchen und den Troſt der Vernichtung zu ſuchen. Sie will Freiheit und nichts als Freiheit; ſie erlaubt, zu thun, was man immer wolle, und wenn es noch ſo ſchändlich wäre, ſo iſt es doch frei, alſo natürlich, alſo vernünftig, alſo göttlich, und kann im mindeſten nicht das Aufſteigen des Individuums zu den höchſten Graden der Gottheit hemmen. Dieſe Lehre iſt am deutlichſten im zweiten Theil von Goethes Fauſt vorgetragen, am dunkelſten in Hegels Philoſophie, am frechſten in den Emancipationsverſuchen des Fleiſches durch die Heine'ſche Schule und am langweiligſten in Carové's allgemeiner Kirche. Alle philoſophirenden Goethianer, alle ins Praktiſche ſich werfenden Hegelianer, das äſthetiſche Judenthum in Berlin, Rahel und ſo weiter, endlich die jeune Allemagne, ſind die Verfechter dieſer Lehre, die ſich bereits Bahn in die eigentliche Theologie gebrochen hat, wo ihr die Lehren von einer Perfectibilität des Chriſtenthums, von einer neuen Offenbarung durch den Verſtand und durch die Philoſophie und von einer neuen Kirche des h. Geiſtes im Gegenſatz gegen die alte Kirche des Sohnes entgegenkommen.

So ſind denn ängſtliche Gemüther der letzten Beſorgniſſe ledig. Die alte Furcht, daß jene Verkündigungen einer ewigen Vergeltung eintreffen könnten, daß jenes jüngſte Gericht, das Chriſtus halten ſoll über die Lebendigen und die Todten, nicht bloß eine Spielerei für den Pinſel Michel Angelos ſey, dieſe Furcht iſt bis auf die letzte Spur verſchwunden.

Merkwürdig iſt der Zuſammenhang dieſer Erſcheinungen mit den Zeitereigniſſen. Je gemeiner die politiſche Furcht geworden iſt, um ſo heroiſcher haben die Menſchen die Gottesfurcht von ſich geworfen. Kriechend vor jeder weltlichen Gewalt, treten ſie vor Gott mit frecher Stirn. Jeder Herr iſt ihnen wichtiger als der Herr aller Herren.

Digitized by Google

Mit der Gottesfurcht iſt auch das Band, das ehemals die Gemeinden zuſammenhielt, aufgelockert. Schon ſind den meiſten ſogenannten Gebildeten alle Prieſter entbehrlich geworden und der religiöſen Gemeinſchaft bedürfen ſie nicht, jeder iſt auf eigne Hand ſelber ein kleiner Herrgott und übt den Privatgottesdienſt vor ſich ſelbſt.

Da aber am Ende alle dieſe Vorkommniſſe nur eben Symptome der in unſerer Zeit herrſchenden Indifferenz ſind, *da der Unglaube ſo wenig wie der Glaube einen Enthuſiasmus zu erregen vermag*, ſo würde wenig Gewicht darauf zu legen ſeyn, wenn nicht, wie oben ſchon angedeutet wurde, die ſociale Moral dabei betheiligt würde.

Wir dürfen freilich kein zu großes Gewicht auf die Gottesfurcht, als moraliſches Erziehungsmittel legen. Die nahe Lockung beſiegt nach Menſchenweiſe in den meiſten Fällen die Furcht vor der fernen Gefahr, und nur die nahe Gefahr, die Androhung zeitlicher Strafen war von jeher das Hauptſchreckmittel der Böſen. Doch dürfte nicht zu verkennen ſeyn, daß die bei zunehmender Kultur auch zunehmende Gemeinheit und der alles Privatleben vergiftende Egoismus, daß die nicht vor den weltlichen Richter zu ziehenden und doch höchſt verderblichen Sünden der Untreue, Undankbarkeit, Mitleidloſigkeit, Heuchelei, des feinen Betrugs, der Schadenfreude, und beſonders auch der Unkeuſchheit, und der geheime Haß gegen alles Edle, Unſchuldige und Reine durch die gänzliche Abweſenheit aller Gottesfurcht und durch die leichtſinnige Ignorirung alles deſſen, was Vergeltung heißt, in hohem Grade begünſtigt wird. Dieſe feine Demoraliſirung muß aber dem Menſchenfreund mehr Bedenken erregen, als bei rohen Nationen ehemals offnes und rohes Verbrechen bei ſonſtiger Tüchtigkeit.

Man legt mit Recht das größte Gewicht auf die *freie Forſchung* und auf das *Vernunfturtheil* in allen religiöſen Dingen. Man betrachtet ſie mit Recht als das Palladium der evangeliſchen Theologie, und als die einzige unveräußerliche Bürgſchaft gegen neuen Glaubenszwang, Verdummung und Aberglauben.

Sollte denn aber durch die freie Forſchung und durch der Vernunft vielſeitigſte Erwägung kein würdigeres Reſultat zu erzielen ſeyn, als das, was auf Koſten der erhabenen Gottheit nur unſerer Schwäche und unſerem Egoismus ſchmeichelt?

Vernunft iſt es, ſich nicht ſchrecken zu laſſen durch falſchen Spuk, und ſich das ſchöne Leben nicht verleiden zu laſſen durch erkünſteltes Jammern. Dank alſo den Bekämpfern des Aberglaubens und denen, die uns von der religiöſen Weinerlichkeit zu einem geſunden Frohſinn zurückgeführt haben.

Vernunft aber iſt es *nicht*, nunmehr alle ewigen Dinge mit Leichtſinn zu behandeln, mit der ungegründeten Furcht vor Wahnbildern auch die gegründete Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit und den tiefen Ernſt, der durch das Weltall geht, hinwegzuwerfen.

Vernunft iſt es nicht, ein Triumphgeſchrei anzuſtimmen, als ob die Menſchheit jezt ihre vollendetſte Reife erreicht habe, durchaus vortrefflich und ſomit auch aller frühern Bande ledig ſey. Namhafte Theologen ſagen: im Alterthum offenbarte ſich Gott der Vater, im Mittelalter Gott der Sohn, jezt der heilige Geiſt. Die Offenbarung ſchreitet fort, richtet ſich nach der Kultur der Menſchen und iſt jezt eine Offenbarung an den Verſtand, Philoſophie. Da kommen Andere und fügen hinzu: alle frühern Offenbarungen waren unvollkommen; Gott bedurfte zur Leitung der Menſchen gewiſſer Hülfsmittel, die jezt entbehrlich geworden ſind, nämlich: 1) die Religion, die Unterſcheidung zwiſchen Menſch und Gott, oder das Verhältniß der gänzlichen Unterordnung und Abhängigkeit des Menſchen von Gott, und 2) die Moral, die Unterſcheidung des Guten vom Böſen und das Verbot des leztern unter Strafandrohungen. Das war früher heilſam; nunmehr aber die Menſchheit emancipirt iſt, fällt ſie im Weſen der Freiheit mit Gott durchaus zuſammen und hört in eben dieſer Freiheit auch der Unterſchied von Gut und Böſe auf. Daß dann Dritte kommen und zu beweiſen ſuchen, das Böſe ſey eigentlich das Gute, darf nicht mehr Wunder nehmen. Auf dieſem Irrwege des philoſophiſchen Hochmuths kann man nirgends anders hingelangen als zur gänzlichen Umkehr aller Weltgeſetze.

Es fragt ſich, ob wir wirklich Vernunft genug haben werden, uns vor dieſen Ausſchweifungen der vermeintlichen Vernunft zu wahren. Ohne Zweifel. Die Lehre, daß es keine moraliſche Zurechnung mehr gebe, hat zwar ſchon durch Hegels verdorbene Schule weit um ſich gegriffen; aber wenn ſie je die herrſchende werden könnte, würde ſie die Gemeinheit der Geſinnungen bis auf einen Grad treiben, der wohl bald zur Umkehr nöthigen würde.

Romane.

42) Skizzen-Buch von Phantaſtus. München, Franz, 1834.

Ein kleines Buch voll angenehmer kleiner Gräuel nach der neueſten Mode. Ehebruch und die untreue Gattin zum Hungertod verurtheilt. Hochzeit und die Braut von der herabſtürzenden Zimmerdecke erſchlagen. Verführung, Kindermord, Rabenſtein. Nur eine Erzählung, die bekannte Geſchichte der heimlichen Ehe Heinrichs, des Sohnes Heinrichs des Löwen, mit des Pfalzgrafen Tochter, iſt heiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 99. Freitag, 30. September 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

1) Ueber die Sündenloſigkeit Jeſu. Eine apologetiſche Betrachtung von Dr. C. Ullmann. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Hamburg, Fr. Perthes, 1836.

Die „Sündenloſigkeit Jeſu“ iſt das wahre chriſtliche Juſte-Milieu, nicht ſupranaturaliſtiſch, nicht rationaliſtiſch und doch auch beides zugleich; ſupranaturaliſtiſch, weil ohne Wunder, ohne Myſtik kein ſündenloſer Menſch denkbar iſt, — rationaliſtiſch, weil, wenn Chriſtus als Gott gedacht würde, von Sündenloſigkeit überhaupt nicht die Rede ſeyn könnte. Der Begriff dieſer Sündenloſigkeit ſchmeichelt alſo beiden Parteien, ohne ſich ihnen hinzugeben und iſt ein vortreffliches Auskunftsmittel in dem großen Dilemma der Theologie. Sagen die Einen: aber Chriſtus iſt Gott, bei dem ſich die Sündenloſigkeit von ſelbſt verſteht und als Verdienſt gar nicht zu erwähnen iſt, ſo wird erwidert: nein, Chriſtus mußte, indem er Menſch wurde, auch die Fähigkeit annehmen, das Böſe wollen zu können, und es trotz dem nicht zu wollen, das war eben das große Verdienſt. Sagen die Andern: aber Chriſtus iſt ein Menſch und da mag ihm denn doch wohl etwas Menſchliches paſſirt ſeyn, das man mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedeckt hat; ſo heißt es: dann verliert die Religion alle Autorität und das werdet ihr ſelbſt nicht wollen.

Trotz dieſer ſcheinbaren Elaſticität des Begriffs Sündenloſigkeit halten wir ihn gleichwohl für den feſten Demantkern des wahren Chriſtenthums. Dieſe heilige Religionslehre hat nie einen andern Zweck gehabt noch haben können, als uns ſündenlos zu machen, und auf dieſen Zweck bezieht ſich die ganze Vorſtellung von Chriſtus, die, ob wir ſie daneben mehr göttlich oder menſchlich oder nur das eine oder andere denken, weſentlich immer die Sündenloſigkeit bleibt. Dies ſteht ſo feſt, daß wenn uns Chriſtus auch in der geſchichtlichen Tradition nicht ſo erſchiene, wir ihn ſo denken müßten. Das Chriſtenthum iſt in dieſer Art eine weltgeſchichtliche Nothwendigkeit und wir müßten es erfinden, wenn es nicht ſchon da wäre, oder vielmehr, da wir ſündhaften Menſchen zu einer ſolchen Erfindung freilich keine Kraft hätten, ſo müßte Chriſtus, wenn er nicht ſchon geweſen wäre, erſt künftig ſeyn.

Der ſein Fach mit ſeltnem Geiſt beherrſchende Verfaſſer hat die von Schleiermacher zur Klaſſicität erhobene theologiſche Sprache nicht ſinken laſſen. Wir ſind es ſeinem Ruhm ſchuldig, hier diejenigen Stellen mitzutheilen, welche die Hauptſache der Frage auf gewiß ſchöne Weiſe beſpricht; „Wenn wir Jeſu, kann man zunächſt bemerken, die Möglichkeit zu ſündigen beilegen, ſo

Digitized by Google

denken wir ihn auch der Sündenhaftigkeit theilhaftig; denn dieſe beſteht nicht in der Summe wirklich begangener Sünden, ſondern eben in der Möglichkeit, ſündigen zu können. Sprechen wir alſo Jeſum auch von der wirklichen Sünde frei, ſo haben wir ihn doch nicht von der Erbſünde frei geſprochen. Die Sündhaftigkeit ſchließt immer ein Minimum von Sünde ein, alſo die abſolute Unſündlichkeit aus. Allerdings kann die Möglichkeit der Sünde bei Jeſu, ſofern er ein wahrhaft menſchliches Weſen war, nicht geläugnet werden, aber dieſe iſt mit Sündhaftigkeit keineswegs identiſch. Die Möglichkeit der Sünde liegt unmittelbar in der Wahlfreiheit; und da dieſe von der Natur eines endlichen moraliſchen Weſens untrennbar iſt, ſo wäre mit der moraliſchen Natur auch an und für ſich ſchon ein Keim der Sünde gegeben, und der Urheber der moraliſchen Natur wäre auch der Urheber der Sündhaftigkeit im Menſchen, was jeder geſund Denkende verwerfen wird. Offenbar will der Ausdruck Sündhaftigkeit mehr ſagen, als die bloße Möglichkeit des Sündigens, denn die leztere Bezeichnung geſtattet eine vollkommene Indifferenz des freien Willens und die Denkbarkeit einer Entwicklung von reiner Unſchuld zu bewußter vollendeter Sittlichkeit ohne Dazwiſchenkunft der Sünde, jene erſtere aber ſezt eine Anlage, einen poſitiven Hang zum Böſen und einen Keim der Sünde voraus, aus welchem ſich dann die wirklichen Sünden entwickeln. Wenn wir alſo die Möglichkeit des Sündigens bei Jeſu zugeſtehen müſſen, ſo räumen wir damit keineswegs eine Sündhaftigkeit oder auch nur das Minimum eines Hangs zum Böſen oder des wirklichen Böſen ein. Etwas anderes iſt es, ob nicht außer der einem freien Weſen nothwendigen Möglichkeit des Sündigens auch noch ein beſonderer in die menſchliche Natur eingedrungener Hang zum Böſen, diejenige Sündhaftigkeit, welche man Erbſünde nennt, ſich in Jeſu vorgefunden habe? Hierauf werden die Antworten abweichend ſeyn, je nach den verſchiedenen theologiſchen und philoſophiſchen Standpunkten. Abgeſchnitten wird die ganze Schwierigkeit, wenn man erwidert: es gibt keine Erbſünde, der Menſch tritt unſchuldig und mit völlig zureichenden ſittlichen Kräften ins Leben und kann ſich daher auch, beſonders unter begünſtigenden Umſtänden, rein entwickeln. Dieſe Antwort aber, wenn ſie auch die vorliegende Schwierigkeit entfernt, verwickelt uns in andere noch größere und ermangelt eines zureichenden Grundes. Die Stimmen der weiſeſten und erfahrenſten Männer, die eigene tägliche Erfahrung und das Urtheil der Schrift laſſen uns nicht zweifeln, daß eine Neigung zur Sünde in der menſchlichen Natur vorhanden ſey; die gänzliche Abläugnung derſelben wird wenige befriedigen, und kann den Knoten nicht löſen. Nun ließe ſich ferner ſagen: wie man die Lehre von angeſtammter und allgemeiner Sündhaftigkeit auch ausbilden mag, immer muß doch auch die ſittliche Freiheit als etwas urſprüngliches und allgemeines poſtulirt werden; dies iſt Vorausſetzung des Chriſtenthums und Forderung des ſittlichen Bewußtſeyns; auch bei dem Hang zum Böſen ſind wir uns einer unvertilgbaren Kraft bewußt, dem Reiz der Sünde widerſtehen und uns zum Guten beſtimmen zu können. Nur unter dieſer Vorausſetzung ſind unſere Handlungen zurechnungsfähig und haben als geſetzwidrige, die vermieden werden konnten, den Charakter der Schuld. In der Gewißheit der Freiheit aber, deren Annahme die Nöthigung der Sünde ausſchließt, beſitzen wir eine Bürgſchaft, daß es möglich ſey, der menſchlichen Natur theilhaftig und doch ohne Sünde zu ſeyn. Denn iſt die Freiheit eine Kraft, im einzelnen Fall ungezwungen zu ſeyn zum Böſen und das Gute thun zu können, ſo iſt ſie es auch für alle Fälle, und wo in allen Fällen das Gute gewählt würde, hätten wir Sündloſigkeit. Auch dieſe Antwort genügt nicht; ſie iſt von der vorigen nicht weſentlich verſchieden und geht ebenfalls von einem pelagianiſchen Standpunkt aus. Der Menſch beſizt Freiheit, aber nicht als reine ungeſchwächte Kraft, ſondern als Anlage frei zu werden, die zu ihrer Ausbildung und Vollendung nicht ohne Kampf und Sieg, nicht ohne Schwankung, Fall und Sünde kommt. Nur der ungeſchwächten Freiheitskraft iſt es möglich, ſich rein zu entwickeln; wird aber eine Neigung zur Sünde neben der Freiheitskraft angenommen, ſo iſt dieſe ſchon gehemmt und es wird dann auf jeden Fall ein innerer Zwieſpalt, ein Kampf ſtatt finden, der mit vollkommener Sündloſigkeit unvereinbar iſt. Hätte Jeſus einen Hang zum Böſen zu beſiegen gehabt, ſo wäre er eben dadurch ſchon, wie vollkommen wir auch ſonſt ſeine Tugend denken mögen, befleckt. Es bleibt, wie wir ſchon andeuteten, bei der Annahme eines allgemeinen Hanges zum Böſen, keine andere Auskunft, um ſich das Reinſeyn Jeſu von aller Befleckung zu erklären, als eine beſondere göttliche Einwirkung auf den Urſprung ſeiner Perſönlichkeit. Es trat, weil Gott es ſo wollte und ordnete, durch eine neue Schöpfung in den Zuſammenhang des ſündhaften Lebens ein mit reinen, friſchen und ungetrübten ſittlichen Kräften ausgeſtattetes Weſen ein, damit ein heiliges, gottgefälliges Leben ſich zuerſt in dieſem Einzelnen, und von dieſem aus durch die Kraft des vollendeten Urbildes in der ganzen Menſchheit entwickeln könnte. Die Einwendung, daß hiermit die Sache in die Sphäre des Wunderbaren gebracht, aber nicht erklärt ſey, kann uns nicht irre machen. Wohl iſt der neue ſittlich-religiöſe Lebensanfang in Chriſto ein Wunder und nicht anders zu erklären, als durch eine beſondere Anordnung und Wirkung Gottes, aber ohne dieſe iſt auch weder das geſammte Chriſtenthum noch der Urſprung der Religion überhaupt zu erklären, und wer ohne göttliche Thätigkeit

Digitized by Google

in der Stiftung, Fortbildung und Vollendung des religiöſen Lebens glaubt fertig werden zu können, der möge eine beſſere Begründung der Sache geben. Wichtiger ſcheint der Einwurf, daß auf dieſe Weiſe die Bedeutung des Beiſpiels Jeſu für uns wegfalle. Iſt Jeſus urſprünglich von Sündhaftigkeit frei durch eine beſondere göttliche Bewahrung, und iſt er mit friſcher zureichender ſittlicher Kraft ausgerüſtet durch beſondere göttliche Begabung, ſo kann er in ſeiner ſittlichen Vollendung denen, die dies nicht ſind, kein wahres ſie vollſtändig angehendes Vorbild ſeyn. Allerdings iſt auch die Lehre von der Vorbildlichkeit Chriſti nicht ſo obenhin, ſondern mit der gehörigen Unterſcheidung zu faſſen. Als Vorbild iſt Chriſtus zu betrachten nicht in der Weiſe, daß wir unmittelbar ſo *ſeyn* ſollen, wie er, ſondern nur daß wir ſo *werden* ſollen.“

2) Eine proteſtantiſche Beantwortung der Symbolik Dr. Möhlers von Dr. C. J. Nitzſch, Conſiſtorialrath und Prof. in Bonn. Hamburg, Perthes, 1835.

In dieſer geharniſchten Schrift iſt in der That, Schlag auf Schlag, alles geſagt, was geeignet iſt, die Vorwürfe, welche die Katholiſchen auf's Neue den Evangeliſchen gemacht haben, zurückzuweiſen. Auch iſt die Schrift klar geſchrieben und faßt die Dogmen, ja ſogar deren geſchichtliche Entſtehung ſo gedrängt zuſammen, daß der Nichttheologe daraus ohne Anſtrengung bedeutende Belehrungen ſchöpfen kann.

Was wir darin vermiſſen, iſt die kräftige Hervorhebung des proteſtantiſchen Zorns gegen die lüderliche Sündenvergebung. Bekanntlich ging davon die ganze Reformation aus. Luther, wie ſchon früher Huß und die Waldenſer, erzürnte ſich über den Ablaß, über die unſittliche Lehre, daß die Sünde ohne wahre Reue und Buße könne vergeben werden. Die ganze Reformation war begründet in einem ſchönen ſittlichen Zorn gegen die allzufrech ſich abſolvirende Unſittlichkeit. Und dieſer Zorn iſt das Lebensprincip des Proteſtantismus geblieben, oder wenn er erſchlafft iſt, kann er nur immer wieder aus ihm ſich verjüngen.

Die Proteſtanten mußten aber die Erfahrung machen, daß, je ſtrenger man die ſittliche Idee verfolgte, man um ſo gewiſſer an der koloſſalen Bequemlichkeitsliebe des Geſchlechts ſcheitern müſſe. Wer konnte es unter den huſſitiſchen Sündenvertilgern, wer unter den Puritanern aushalten? Ihre allzugroße Strenge gab allemal nur einer Reaktion der zügelloſeſten Lüderlichkeit das Zeichen. So erſchien es ſogar Pflicht, die Sündenvergebung etwas leichter zu machen, nur damit der Strom der Sünde gelaſſen abfließe, ſich nicht, gleich geſtantem Waſſer, zu einer alles verheerenden Ueberſchwemmung anſammle.

Statt des bequemen Ablaſſes, den die Proteſtanten unmöglich wieder aufnehmen konnten, mußten ſie ihre Zuflucht zu neuen ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten nehmen, aus denen am Ende die künſtliche Erklärungsweiſe hervorging, die Herr Nitzſch ſehr prägnant Seite 79 bezeichnet: „Die menſchliche Natur iſt entartet; die Sünde iſt zwar nicht die Natur des Menſchen je geweſen oder geworden, ſondern die Sünde iſt dem Menſchen zur *andern* Natur geworden; nicht etwa erſt durch Gewöhnung, ſondern in der erſten Sünde hat ſich die menſchliche Natur alſo verkehrt, daß die vom erſten Sünder abſtammenden Menſchen die menſchliche Natur, ungeachtet ſie eine gottgeſchaffene und erlösbare und inſofern ſich ſelbſt gleich gebliebene identiſche iſt, nicht anders als mit einem Verderben (corruptio) behaftet überkommen; mit einem Verderben, welches darin beſteht, daß der jetzige natürliche Menſch, obgleich vernünftig und frei, doch in Bezug auf das geiſtliche, göttliche Leben, zu dem er geſchaffen iſt und erlöſet wird, an und für ſich unfähig und unfrei, ſofern er aber in dieſer Unfreiheit dennoch ſelbſtthätig wird, bös, gottlos, ſtrafbar und unſelig zu achten iſt. Die urſprüngliche Perſönlichkeit oder Ebenbildlichkeit hat ſich in gottwidrige Selbſtheit verkehrt, und wird, ſo lange die Gnade der Wiedergeburt noch kein anderes mit ſich bringt, eben nur in dieſer Richtung ſich entwickeln; und in dieſer Richtung ſtets zum Tode irren und ſündigen. Ehe der jetzige natürliche Menſch durch den Conflict von Geſetz und Luſt zum Thatſünder wird und etwa gar in dieſer Thatſünde eine Stätigkeit erlangt, iſt er ſchon ſündig, die Sünde als das ſelbſtiſche Gelüſten iſt ſchon in ihm. Iſt er aus dem Geiſte wiedergeboren, ſo bleibt zwar, da die Wiedergeburt erſt mit der Auferſtehung ſich ganz vollendet und die Folgen der erſten Geburt als einer fleiſchlichen in der leiblichen nicht ſofort wegfallen, jenes ſelbſtiſche Gelüſten übrig, und iſt als ſolches immer noch Sünde, aber es iſt kein herrſchendes, ſondern ein beherrſchtes, kein verdammendes, ſondern ein verziehenes; die zur andern Natur gewordene Richtung des Menſchen iſt die immer wieder aufgehobene.“

3) Reiſe eines Irländers, um die wahre Religion zu ſuchen. Mit Noten und Erläuterungen von Thomas Moore. Aus dem Engl. von Moriz Lieber. Zwei Theile. Aſchaffenburg, Pergay, 1834.

Der Irländer verläßt ſein grünes Eiland, um draußen in der weiten Welt die wahre Religion zu ſuchen, reiſt durch alle Confeſſionen hindurch, hört und ſieht alles an, findet überall ſich getäuſcht und kehrt am Ende wieder nach Irland zurück, um ein guter Katholik zu bleiben. Das Reſultat iſt: „Bei einem Rückblick auf das weite

Digitized by Google

Feld, auf welches meine Forſchungen mich geführt hatten, konnte ich nicht umhin, einzuſehen, daß die Hauptquelle aller Häreſien und Gottesläſterungen, die ſich gleich Phantomen auf dem Pfade des Chriſtenthums, von dem erſten Augenblicke ſeines Erſcheinens in dieſer Welt, erhoben haben, in dem freien Zutritt zum Leſen der heiligen Schrift und dem freien Gebrauche des Privaturtheils bei deren Auslegung liege, welche von jeglicher Häreſie, zu allen Zeiten, in Anſpruch genommen, und von der katholiſchen Kirche, zu allen Zeiten, eben ſo unwandelbar verdammt worden ſind.“

Schon oft haben die Katholiken, die immer ſtehen bleiben, auf die heftige und uneinige Bewegung der jüngern reformatoriſchen Confeſſionen mit einer Art von Verachtung geblickt, und aus den Widerſprüchen und Extremen derſelben den etwas voreiligen Schluß gezogen daß ſie ſich zuletzt in ſich ſelbſt vernichten müßten. Gerade je mehr ſie gähren, deſto geſünder ſind ſie. Bewegung iſt eben ihr Leben.

Herr Moore gibt zu, daß gewiſſen unverbeſſerlichen Leuten der Deismus gelaſſen werden müſſe, aber zwiſchen dieſem und dem Katholicismus will er keine Uebergänge gelten laſſen. „Entweder Katholik oder Deiſt!“ iſt ſein kategoriſcher Wahlſpruch. Aber dieſe Anſicht iſt unhiſtoriſch und unpſychologiſch. Womit wäre denn die ungeheure Weltgeſchichte auszufüllen, als mit Uebergängen von einem Extrem zum andern? und wie käme in den unermeßlichen Menſchenwald irgend eine Unterbrechung der Monotonie, wenn nicht das immergrüne katholiſche Nadelholz mit allerlei wieder welkendem reformirten Laubholz abwechſelte? Es gibt nur einen Gott, aber viele Menſchen, nur ein Licht, aber viele Farben, in denen das Licht ſich anders bricht.

Das Buch iſt in ſeinen rein auf die engliſche Theologie bezüglichen Partieen intereſſant, weil wir daraus manches minder Bekannte kennen lernen, im Allgemeinen aber ſteht es nicht auf der Höhe der deutſchen Gottesgelehrtheit. Gleichwohl hat es Herr Conſiſtorialdirector Auguſti der Mühe werth gefunden, die ſehr umſtändliche Widerlegung der Engländer mit Anmerkungen zu überſetzen.

4) Die Religionswanderungen des Herrn Thomas Moore, eines irländiſchen Romantikers, beleuchtet von einigen ſeiner Landsleute. Aus dem Engliſchen überſezt und mit Anmerkungen erläutert von Dr. J. Ch. W. Auguſti. Köln, Bachem, 1835.

Hier wird das Recht und die Pflicht der freien Bibelforſchung nicht nur für den Proteſtantismus kräftigſt vindicirt, ſondern auch den Katholiken geſagt, ſie thäten ſelbſt ſehr wohl, wenn ſie ſich zu forſchen mehr die Mühe nehmen wollten, denn ſie hätten es noch am meiſten nöthig, und es ſey niemals ein gutes Zeichen für die Sache, wenn man deren Unterſuchung ſcheue.

5) Chriſtus in unſerer Zeit. Ein Zeugniß zur Beruhigung und Erweckung. Von K. F. E. Thransdorf. Berlin, Plahn, 1836.

Eine kleine Schrift, deren Grundgedanke folgender iſt: „Die Erſcheinung des Göttlichen in der Menſchheit iſt und darf kein Spiel menſchlicher Weisheit und Philoſophie ſeyn. So wie ſein Daſeyn ſich ſtützt auf das Zeugniß, ſo wurzelt es auch feſt in dem Boden der Geſchichte. Der Gottmenſch Chriſtus darf nicht gelten als eine Idee, welche in der Menſchheit als Idee lebt und wirkt, ausgeſprochen in einer Mythe — eine Anſicht, zu der in unſerer Zeit ſo Viele ſich hinneigen — er muß erkannt werden als *ein wirklich geſchichtlich Dageweſener* und *ſein Leben* als *ein wirklich geſchichtliches Faktum*. Mit dieſer Wirklichkeit ſteht und fällt die Wirklichkeit alles Heiligen und Göttlichen in der Menſchheit.“

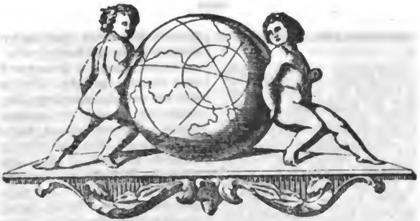
Dies iſt dieſelbe lebendige Anſicht, welche ſchon im 14ten Jahrhundert die ſchöne ſittliche Reaktion der Myſtiker gegen die verdorbenen und heuchleriſchen Scholaſtiker hervorrief, und die Menſchen aufforderte, anſtatt über Chriſtum zu klügeln, ihn lieber *nachzuahmen*, (Thomas a Kempis).

6) Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung ins Chriſtenthum, gebildeten Vätern und Müttern gewidmet von Fr. Buſch. Mit einem Vorwort von Dr. Lücke. Hannover, Hahn, 1835.

So wohlgemeint dieſe Schrift iſt, glauben wir doch nicht, daß es ſo gar *großer Aengſtlichkeit* und *künſtlicher Berechnung* bedarf, um der Jugend das Chriſtenthum beizubringen. Welche Eltern haben nur die Zeit, ſo übertrieben ſyſtematiſch zu Werke zu gehen, oder die Macht, alle die tauſend Zufälle zu verhindern, wodurch dieſe ſorgliche Eintrichterung des Chriſtenthums geſtört und etwas, das nach des Verfaſſers Meinung erſt ſpäter gelehrt werden ſoll, anticipirt werden kann. Man denke nur an den Religionsunterricht auf Schulen, an das Predigthören, an das Weiterleſen in der Bibel, wozu ſehr oft die bloße Neugier auffordert, an die Eindrücke, welche die Jugend zufällig in der Converſation bald durch Pietiſten, bald durch Freigeiſter empfängt. Kurz, die unendliche Mühe, das Chriſtenthum der lieben Jugend auf der Goldwage zuzuwägen, damit es nicht zu viel auf einmal und zu regellos davon genieße, ſcheint uns an ſich löblich, aber auch vergeblich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 100. Montag, 3. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

7) Das Leben Jeſu von David Friedrich Strauß, beurtheilt von C. Ullmann und Jul. Müller, 1836.

Sowohl Herr Ullmann, als Herr Müller erklären ſich gegen die Gründlichkeit der Straußiſchen Unterſuchung und folglich auch gegen deren Reſultat. Der erſtere ſagt: „Die ganze Anſicht von Strauß iſt nur durchzuführen unter Vorausſetzung des kritiſchen Gewaltſtreiches, daß alle vier Evangelien unecht, nicht apoſtoliſch, von ſpäteren, unbekannten Männern verfaßt ſeyen. Dies iſt aber von Strauß bei weitem nicht zureichend bewieſen; er argumentirt bloß aus inneren Gründen gegen Augenzeugenſchaft und Authentie, berückſichtigt aber nicht im Mindeſten das geſchichtliche Zeugniß des kirchlichen, des heretiſchen, zum Theil auch des außerchriſtlichen Alterthums für die Evangelien, welches doch bei dem vierten beſonders ſo ſtark und allſeitig iſt, als man es billiger Weiſe unter den gegebenen Verhältniſſen erwarten kann.“

Schlagend iſt das Argument, auf das jeder auch ohne beſondere theologiſche Kenntniſſe kommen kann: das Chriſtenthum iſt eine Wirkung, die nicht ohne Urſache ſeyn kann. Ein ſo die tiefſte Seele befriedigender, den höchſten Geiſt überſteigender, und ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden die ganze gebildete Menſchheit durchdringender Glaube, der in der Weltgeſchichte die größte aller Epochen gemacht hat, ein ſolcher Glaube beruht auf Thatſachen, die auf die unmittelbaren Zeitgenoſſen den ungeheuerſten Eindruck mache nmußten. Völlig widerſinnig iſt die Annahme des Herrn Strauß, daß die chriſtlichen Prieſter erſt hinterdrein ſich ein ideales Bild, Chriſtus genannt, geſchaffen und demſelben, der nie exiſtirt habe, erſt alles angelogen hätten, was wir heutzutage unter der chriſtlichen Tradition verſtehen. „Vorſtellungen, ſagt Herr Ullmann, können viel wirken; aber wenn ſie ſtark und nachhaltig wirken ſollen, müſſen ſie doch einen entſprechenden Grund und Anlaß haben. Iſt es nun irgend denkbar, daß die erſte chriſtliche Gemeinde, ungebildet, einfältig, volksmäßig, wie ſie war, zuerſt ein ſolches Chriſtusideal ausgebildet und dargeſtellt, und dann auch wieder an das eigene Gebilde ſo geglaubt haben ſollte, daß daraus eine ganz neue ſittliche Schöpfung hervorgehen konnte? Waren die erſten Chriſten religiöſe Poeten? Waren ſie von vorne herein ſo heiligen und erhabenen Sinnes, daß ſie aus ſich ſelbſt das reinſte Ideal in den individuellſten Zügen hervorbringen konnten, ein Ideal, wie es ſonſt die Phantaſie der erhabenſten Dichter und Philoſophen nicht geſchaffen hat, und liegt irgend ein Beiſpiel vor, daß ein bloß Gedachtes je ſolche

Digitized by Google

Lebenswirkungen hervorgerufen habe, wie das Bild Chriſti?“

Uebrigens erklärt Herr Ullmann die Theilnahme, die das Straußiſche Werk gefunden hat, aus dem Zeitgeiſte: „Das Straußiſche Werk iſt, zunächſt ganz äußerlich betrachtet, wichtig wegen der Bewegung, die es ſchon veranlaßt hat, und wegen der Wirkungen, die es noch ferner hervorbringen wird. Die Bewegung, die dadurch an manchen Orten hervorgerufen wurde, iſt ein Beweis, wie ſehr die negative und kritiſche Richtung in unſerer Zeit noch überwiegt, welche Neigung die Mehrzahl der Zeitgenoſſen zum Auflöſenden hat. Angenommen auch, daß Strauß in der Hauptſache Wahrheit gebe, ſo iſt doch die Wahrheit, die er gibt, eine ganz einſeitig verneinende, bei der ſich am Ende kein Menſch von religiöſem Bedürfniſſe befriedigt fühlen kann. Es müßte ebenfalls auch ſtatt des Niedergeriſſenen ein neues Beſſeres gegeben werden. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß kein Verſuch zum Neubau ſo viel Intereſſe erregen würde, als dieſes Schauſpiel des Niederreißens tauſendjähriger Heiligthümer. Eine heroſtratiſche Berühmtheit iſt in unſerer Zeit leichter zu gewinnen, als die eines Erwin von Steinbach; die erſtere kann auch ein Einzelner für ſich allein erwerben, die andere kann nur ruhen auf einem großartigen, organiſchen Zuſammenwirken, auf einem productiven Geſammtgeiſte, woran unſere Zeit, beſonders auf dem Gebiete der Religion, einen offenbaren Mangel leidet.“

Ueber das Verhältniß der Straußiſchen Schrift zu der ältern Literatur des Zweifels äußert ſich Herr Ullmann: „Betrachten wir das Werk nun rein als literariſche Erſcheinung, ſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß daſſelbe mit durchdringendem Verſtande, mit großer Veranſchaulichungsgabe und dialektiſcher Gewandtheit, mit reicher Beleſenheit und ausdauerndem Fleiße geſchrieben iſt. Der Verfaſſer hat die auf ſeinen Gegenſtand ſich beziehende Literatur, beſonders die der letzten fünfzig Jahre, ſehr vollſtändig durchgearbeitet, er gibt eine bündige und ſcharfe Zuſammenfaſſung und dadurch einen vorläufigen Abſchluß dieſer kritiſchen Periode, indem er alles, was der Zweifel aufgebracht hat, auf einen Punkt zur ſtärkſten Wirkung concentrirt. Auch der wiſſenſchaftliche Ernſt iſt ihm nicht abzuſprechen; ſeine Rede könnte zwar dem Gegenſtande gemäß oft höher gehalten, ſeine Ausdrücke könnten würdiger und edler ſeyn, aber frivol iſt er nicht, und das Ganze der Darſtellung zeigt unverkennbar, daß es ihm um die Sache, nicht um einen augenblicklichen Effekt zu thun iſt. Aber eben ſo wenig läßt ſich andererſeits verkennen, daß der Scharfſinn, der uns in dem Werke entgegentritt, ein bloß zerſetzender und auflöſender iſt; von einer rechten Reconſtruction des kritiſch Auseinandergelegten, von jener poſitiven Macht des Geiſtes, die in allen wahrhaft reformatoriſchen Theologen neben dem kritiſchen und polemiſchen Elemente ſich findet, ja dieſem erſt Kraft und Halt gibt und zur eigentlichen Grundlage dient, davon läßt ſich bei Strauß nicht viel verſpüren. Ja nicht einmal eigentlich neu und originell kann das Unternehmen genannt werden, denn der Stoff, den der Verfaſſer im Einzelnen gebraucht, iſt einem guten Theile nach in der Evangelien-Literatur der verfloſſenen Decennien gegeben, und der Gedanke, daß der mythiſche Standpunkt nicht nur auf einige Theile, ſondern auf das Ganze des Lebens Jeſu anzuwenden ſey, iſt auch früher ſchon ausgeſprochen worden; Strauß hat weſentlich nur das Eigenthümliche, daß er die mythiſche Auffaſſung auf's Vollſtändigſte und Strengſte im Einzelnen durchführt und durch die ſchärfſte, oft beißende Polemik gegen die ſupranaturaliſtiſch und rationaliſtiſch hiſtoriſche Behandlung, ſo wie durch ſtetes Zurückgehen auf altteſtamentliche Parallelen und durch Hinweiſung auf apokrophiſche und anderweitige Analogien zu rechtfertigen ſucht. Auch dürfen wir nicht verhehlen, daß die Kälte und Schonungsloſigkeit, welche durch das Ganze hindurchgeht und ſich bisweilen bis zum bittern Hohne ſteigert, etwas Verletzendes hat.“

8) Bemerkungen über das Leben Jeſu von Strauß; von Ch. B. Klaiber. Stuttgart, Beck u. Fränkel, 1836.

Der Verfaſſer ſtarb, als er kaum dieſe Schrift vollendet hatte. Sie iſt voll Kraft, nicht ohne jenen ſchönen Zorn, der in edeln Geiſtern ſich regt, wenn das Heilige verhöhnt wird.

„Wir erhalten, nach Strauß, das Bild eines gutmüthigen, aber unglücklichen politiſch-religiöſen Schwärmers, welcher anfangs nicht wußte, was er von ſich ſelbſt halten ſollte, und ſich nur dieſelbe Stellung zum Meſſiasreiche, wie der Täufer Johannes, obwohl in liberalerem und großartigerem Geiſte gab, allmählich aber durch zufällige Gründe auf die Anſicht kam, er ſey ſelbſt der Meſſias; welcher in ſeinem Lehren und Wirken den größten Inconſequenzen und Widerſprüchen hingegeben war, und in dieſer Beziehung unter ſeinem Apoſtel Paulus ſtand; welcher den Irrthümern und Vorurtheilen ſeiner Zeit oft unterlegen iſt, und von dem es lächerlich wäre, ihn in die vorderſten Reihen der neueſten Zeit und ihrer Erkenntniſſe ſtellen zu wollen; welcher bald mit ſeinen Jüngern die partikulariſtiſche Anſicht und Abneigung gegen die Heiden theilte, bald unbeſtändig genug, eine freiere Anſicht äußerte; welcher, was ſeiner Würde als Meſſias und den Hauptzweck ſeines meſſianiſchen

Digitized by Google

Wirkens betrifft, ſich, die falſchen Vorſtellungen der Juden vom Meſſias theilend, mit den unbegründeten, grenzenlos ſchwärmeriſchen, ja bis zur Gottesläſterung gehenden Gedanken von einem übermenſchlichen und vorweltlichen Daſeyn, von höherer göttlicher Sendung und Vollmacht, von dem ausſchließenden Beſitze einer das Weſen Gottes ergründenden, der göttlichen gleichen Erkenntniß und göttlicher Vollmacht, die Todten zu erwecken und Gericht zu halten ꝛc. getragen; welcher nach der Vorſtellung ſeiner Zeit mit ſittlichen Verbeſſerungs-Planen den thörichten und unglücklichen Plan, ein weltliches Reich unter den Juden zu gründen, verbunden, noch bei ſeinem letzten Einzug den Verſuch einer politiſchen Revolution gemacht und die Anerkennung als meſſianiſcher König habe erzwingen wollen; welcher dann aber doch wieder keine politiſche Parthei zu machen geſucht, ſondern zum Gehorſam gegen Gott und die heidniſche Obrigkeit aufgefordert und erklärt habe, ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt; welcher alſo, wie Strauß dieſe von ihm ſelbſt geſchaffenen Gegenſätze und Widerſprüche vereinigen zu können meint, wohl politiſche und ſittlich-religiöſe Zwecke auf bunte Weiſe verbunden, aber in grundloſer Schwärmerei die politiſche Revolution als von Gott zu bewirkend und auf wundervolle Weiſe durch himmliſche Mächte herbeizuführend erwartet habe, und mit dieſen grundloſen Erwartungen den unglücklichen Tod am Kreuze geſtorben ſey. Dies iſt das Bild, oder vielmehr das furchtbar mißhandelte Zerrbild des evangeliſchen Chriſtus, in welchem die Chriſtenheit ſeit 1800 Jahren das Ebenbild des Vaters voll Gnade, Wahrheit und Heiligkeit verehrt hatte; auf ſolcher enormen Täuſchung ihres Stifters, auf ſolch trügeriſchem Glauben ſeiner Anhänger an dieſen unglücklichen, im Kreuzestode ſein ganzes Wirken und Seyn endenden Schwärmer ſoll die weltumbildende Lehre und Anſtalt des Chriſtenthums, ſoll die Anſtalt ruhen, in welcher wir die Kraft der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Heiligung und Erlöſung finden?!“

Unter den Gründen, welche der Verfaſſer dem Herrn Strauß entgegenſetzt, iſt folgender der ſchlagendſte: „Blicken wir bei Jeſu hin auf den Mangel an dem, was blendet, auf ſeine verſchiedenen Gegenſätze gegen die tief eingewurzelten Vorurtheile der Juden und Aehnliches, ſo iſt eben ſo klar, daß er auch von Andern nicht ohne die beſtimmteſten objektiven Gründe für den Meſſias konnte gehalten werden; es iſt nicht zu beſtreiten, daß nicht eine zum voraus und ohne Grund auf ihn angewendete Meſſiasidee es war und ſeyn konnte, was jenen Kreis von verherrlichenden Sagen ſo ganz aus dem Nichts hervorrief; vielmehr erſt das Herrliche und Göttliche ſeines Lebens und Wirkens, wie es in reeller, die Gemüther ergreifender Erſcheinung hervortrat, erzeugte den Glauben an ihn als den Gottesgeſandten Meſſias, und konnte ihn allein und zwar nicht ſogleich und ſo leicht, ſondern erſt langſam und im Kampfe mit den Vorurtheilen, Anſichten und Wünſchen der Juden, auch ſeiner Jünger erzeugen. Aehnlich verhält es ſich mit den prophetiſchen Zügen und den Hinweiſungen des alten Teſtamentes auf eine künftig unter dem jüdiſchen Volke auftretende und in die Geſchichte der Menſchheit, geiſtig umbildend, eingreifende höhere, von Gott erleuchtete und begabte Perſönlichkeit, denn ſo ſehr jene Hinweiſungen und Vorbereitungen dazu dienten, in Chriſto den gottgeſendeten Erlöſer der Menſchheit erkennen, in der Erſcheinung Chriſti eine That des in der Weltgeſchichte waltenden Gottes finden zu lehren, ſo wenig konnten ſie Veranlaſſung werden, jene höheren Lebensäußerungen, jene Macht an Wort und That Einem anzudichten, der ſie nicht hatte, vielmehr dienten ſie gerade als Verwahrung vor dem Irrthum, in irgend einer Perſon den Meſſias zu finden, der jene höheren Prädikate abgingen. Dafür zeugt auch die Geſchichte Chriſti unleugbar, indem ſogar die geiſtige Erhabenheit ſeines Lebens und Wirkens über das altteſtamentliche Meſſiasbild, und noch mehr ſeine Abweichung von dem weit ſinnlicheren Bilde, das die Juden ſeiner Zeit in dem Alten Teſtamente zu finden meinten, der Hauptgrund der Verwerfung Jeſu durch die Mehrheit der Juden war, was zum klaren Beweiſe dient, daß ein ſolcher Kreis von Thaten und Reden Jeſu, wie ihn die Evangelien berichten, die Conditio sine qua non des Glaubens an ihn war. Statt deſſen kehrt Strauß die Sache um und will uns belehren, daß erſt die Sage jenen glorreichen Thatenkreis Jeſu aus dem Nichts hervorgezaubert, daß erſt die Phantaſie ſeiner Anhänger in allen Theilen des alten Teſtaments ſich ergangen, und alle zerſtreuten Züge in demſelben, welche ihrem Meſſiasbilde auch nur entfernt ähnlich waren, auf die künſtlichſte Weiſe zuſammengeleſen, zu einem Ganzen verbunden und auf Jeſum übergetragen haben. Hiebei iſt denn freilich ſchon das ſehr verwunderlich, daß das Bild Jeſu in den Evangelien von der Phantaſie ſeiner Anhänger aus den altteſtamentlichen Zügen zuſammengeſezt und denſelben doch theilweiſe ſo unähnlich ausgefallen ſeyn ſoll. Ueberhaupt aber, wenn alles dasjenige, was die Evangelien Großes, Außerordentliches und Wundervolles von Jeſu erzählen, wenn der größte Theil ſeiner in den Evangelien erzählten Thaten, wenn ſehr viele ſeiner damit verflochtenen Reden ein bloßes Gebilde ſpäterer Sage ſind, was wiſſen wir denn überhaupt noch Sicheres von ſeinem Wirken? Was wiſſen wir Ausgezeichnetes auch von ſeiner, mit ſeinen Thaten in unzertrennlichem Zuſammenhange ſtehenden Lehre? Wie will der Verf. conſequenter Weiſe noch behaupten, es ſtehe als unbeſtreitbare Thatſache feſt, daß Jeſus die Ueberzeugung, Meſſias zu ſeyn, gehabt und ausgeſprochen habe? Wie iſt er

Digitized by Google

berechtigt, von Chriſto überhaupt noch als von einem großen Individuum zu ſprechen, an deſſen Leben ſich eine in der Menſchheit tief eingreifende Umwälzung geknüpft habe? Hätte er nicht conſequenter gehandelt, wie es ſchon vor ihm ſkeptiſchen Abenteurern eingefallen iſt, zu ſagen, Chriſtus ſey überhaupt gar keine hiſtoriſche Perſon geweſen, ſtatt ihn all des reichen und herrlichen Lebens und Wirkens, das ihm die Geſchichte beilegt, zu berauben, und dann doch noch, wie ein ſkeletartiges Gerippe, die magere Geſtalt eines jüdiſchen Land-Rabbinen ſtehen zu laſſen? Aber wie kam denn dieſer unſcheinbare, aller Größe entkleidete Jeſus in ſo kurzer Zeit ſeines Wirkens zu ſo außerordentlichem Anſehen? Wie kam er zu der Würde des Meſſias? wie bildete ſich eine ſolche Bewunderung ſeiner Perſon, daß ihn die nächſte Nachwelt mit ſolchem Nimbus herrlicher Reden und Thaten umgab? wie kam es, daß, ganz zauberartig, ſchnell chriſtliche Gemeinden entſtanden, die ihren Glauben auf ſeine Perſon gründeten? Wäre das nicht Alles eine Wirkung ohne Urſache? Das größte und unnatürlichſte aller Wunder?“ —

Am Schluſſe vertheidigt Herr Klaiber das Recht, das ein älterer Lehrer des Herrn Strauß gehabt habe, ihm ſein Werk „ins Gewiſſen zu ſchieben.“ Allerdings hat Herr Strauß nicht Unrecht, wenn er ſich beklagen darf, man mache ihm nur Vorwürfe, anſtatt ihn zu widerlegen. Allerdings iſt es unſtatthaft, die Freiheit der Unterſuchung durch Verdächtigung der Abſicht im geringſten zu hemmen, auch dann, wenn ſich die Abſicht wirklich nicht rechtfertigen ließe. Chriſtus ſelbſt hörte die Sophiſtik der Phariſäer, ja die Verſuchungen des Teufels ruhig an und widerlegte ſie, ohne ſie ihnen ins Gewiſſen zu ſchieben. Auch hat der Teufel immer das Recht zu ſagen: wie magſt du mir etwas ins Gewiſſen ſchieben, da ich gar keins habe?

Auf der andern Seite hört man aber: wie wenn Herr Strauß Unrecht hätte? wäre es dann nicht ein wenig gewiſſenlos geweſen, wenn auch nur auf eine Zeitlang die Schwachen zu irren und die Böſen zu ermuthigen? Die Böſen, denn wer möchte läugnen, daß ſich über ſein Buch nur die herzlich gefreut haben, denen das Chriſtenthum einen moraliſchen Zwang auflegt, und die begierig jeden Grund ſuchen, unſittlich ſeyn zu dürfen? Wie aber, wenn Herr Strauß Recht hätte? Wäre es dann nicht gewiſſenlos geweſen, das Chriſtenthum zu ſtürzen, ohne etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen? Wir haben im Chriſtenthum wenigſtens wie in einem Dämmerlicht gelebt. Herr Strauß will uns auch das nehmen und uns ganz in Nacht ſtoßen. Das iſt doch ein wenig ſchadenfroh. Die Sache preſſirte ja nicht ſo entſetzlich. Lebte die Welt ſchon achtzehnhundert Jahre im Irrthum, ſo kam es auf ein paar Jahre mehr nicht an, die aber der junge Strauß anwenden konnte, älter zu werden und der Wahrheit noch ein wenig tiefer auf den Grund zu gehen, bevor er ſie verkündete.

Wenn nun wirklich Jeſus Chriſtus durch Friedrich Strauß verdrängt wird, ſo iſt die Menſchheit in einiger Verlegenheit. Glauben will ſie einmal. Woran ſoll ſie glauben? Im vorigen Jahrhundert gaben die Antichriſten Syſteme der Natur, Vernunftreligionen und dergleichen heraus, welche das Chriſtenthum zu erſetzen und zu übertreffen beſtimmt waren. Da hatte man doch etwas. Die Chriſtusbilder wurden umgeriſſen, aber an deren Stelle Freiheitsbäume geſezt, vor denen man die neue Religion der Natur oder Vernunft mit Fanatismus predigte. Das war ehrlich gehandelt, die Leute wollten der Welt nichts nehmen, ſondern ihr etwas nach ihrer Meinung Beſſeres geben. Herr Strauß dagegen malt das Chriſtusbild mit Kohlen an, daß es eine lächerliche Karrikatur wird, ſtellt ſich dann ſchadenfroh hinter den Kreuzesſtamm und beobachtet, wie die Vorübergehenden bald lachen, bald ſich ärgern. Das iſt nicht männlich. Er hätte, wenn er wirklich das Chriſtenthum vernichten wollte, es in jedem Fall durch etwas, das allgemein als beſſer hätte anerkannt werden können, erſetzen und zugleich von dem, wenn auch ſeiner Meinung nach irrigen, doch gutgemeinten alten Chriſtenthum nicht mit Hohn, ſondern nur mit Achtung ſprechen ſollen.

So hat man geſagt, ſo kann man ſagen. Aber unter allen Umſtänden ſagen wir: die Unterſuchung muß frei bleiben, und unter der Geiſter Unzahl muß es auch ſolche geben, die nur verneinen. Und um nicht ungerecht zu ſeyn, müſſen wir uns erinnern, daß dieſes Straußen Ei vom h. Geiſt in Berlin ausgebrütet worden iſt.

Iſt das Leben Jeſu von Strauß nicht vielleicht der Ausdruck eines zwiſchen den göttlichen Perſonen ausgebrochenen Familienſtreits? Der Gott-Profeſſor in Berlin, allgemein von ſeinen Schülern als der h. Geiſt anerkannt, rivaliſirte ſchon lange mit Gott dem Sohne. Herr Göſchel wollte verſöhnen, zur beliebten Vermittlung der Extreme mitwirken, tauchte den dicken Pinſel tief in den Identitätskleiſter und pappte Chriſtenthum und Hegelthum ſo geſchickt aufeinander, daß Chriſtus vollkommen Hegel, Hegel vollkommen Chriſtus wurde. Aber Herr Strauß perhorreſcirte dieſe Amalgamirung und entſchloß ſich kühn, Chriſtum zu vernichten, damit Hegel allein herrſche. Und iſt Hegel nicht viel mehr als Chriſtus? Weiß man das in Berlin nicht ſchon lange?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 101. Freitag, 7. Oktober 1836.

Romane.

43) Skizzen von Julian. Neuhaldensleben, Eyraud, 1835.

In Callot Hoffmanns Manier, aber ohne deſſen Geiſt. Statt des Archivarius Lindhorſt ein Geheimer Sekretarius Kammreis, ſtatt des Studenten Aſelmus ein Candidat Valentin ꝛc. Das augenloſe Mädchen, die hölzerne Braut ꝛc. kommen auch vor; kurz das ganze Buch iſt ein trüber Abdruck deſſen, was bei Hoffmann originell und ſcharf hervortrat, eine ſo ſklaviſche und doch zugleich ſo übelgerathene Copie, als je eine war. Der Verfaſſer jagt nach Effekten, kümmert ſich aber nicht im geringſten um die Motive. So ſchildert er uns einen Böſewicht, der eine verheirathete Frau, die ſich ſeinen Wünſchen nicht fügen will, im Bett erſtickt und nachher deren Tochter heirathet. Am Hochzeitabend beginnt ein Käuzlein auf einer Standuhr:

„Br–r–r–r–äutigam, beicht', –
Br–r–r–r–äutigam, beicht', –
Mät–terchens–Leich'. –
Mät–terchens–Leich'. –
Bettchen ſo – weich; –
Jezt – Dein –
Tod – Tod – Tod – Tod.

Feuermann hatte während dieſes Geſanges die Augen verdreht, das Geſicht verzerrt; jezt, nachdem das Käuzlein geendet, ſtand er auf und kreiſchte im gräßlichen Wahnſinn:

Hi, hi, hi! horch! – hi, hi, hi! – wie's – Käuz–lein – ſingt, – wie's – Käuz–lein – ſingt! – hab' – Mät–terchen – erwürgt, – im – Bettchen – erwürgt. – hi, hi! – führ' – Toch–terchen – jezt – in's – Hoch–zeit–bett – hi, hi! – in's – Hoch–zeit–bett – wird – Bräut'–gam – geh'n, – nicht – in – Tod, – nicht – in – Tod.

Ein fürchterlicher Knall geſchah: und Uhr und Käuzlein war verſchwunden."

Kann man wohl etwas Abgeſchmackteres erfinden?

44) Oskar von Lautenwald oder das Poetenthal. Ein Roman von Zweibein. Drei Theile. (Zweibeins ſämmtliche Werke 3—5ter Band.) Leipzig, Kollmann, 1834.

Herr Zweibein ahmt Jean Paul nach, da ihm aber nicht eine gleiche reiche Fülle der Phantaſie zu Gebote ſteht, ſo macht die häufige Erinnerung an Jean Paul hier

Digitized by Google

keinen angenehmen Eindruck. Jean Pauls Kleid iſt einmal nicht auf den Leib anderer Dichter gemacht, ſie ſollten alſo auch lieber ihr eigenes Kleid tragen. Die Geiſtesgaben des Herrn Zweibein würden ohne Zweifel hinreichen zu einem Dichter, der eigenthümlich ſeine Stelle, und ſogar nicht eine der lezten einnehmen könnte, aber da hat ihn der Wahnſinn ergriffen, ganz und gar Jean Paul ſeyn zu wollen, und darüber verliert er ſich ſelbſt, ohne der zu werden, der er ſeyn will.

Am glücklichſten copirt er ſein Vorbild in Stellen wie folgende: „Iſt dieſes Lebensintermezzo einer ſchönen und reinen Seele vor dem dunklen Vorhange der Zukunft, hinter dem nur eine einzige Gluthroſe als Hoffnungs- und Leitſtern ausdämmert, nicht ein maskenloſeres, und zerreißt in dieſer Minute nicht oft der lezte Nebelſchleier einer Seele vor dem ſonſt ſo ſchwachen Menſchenauge, und iſt für uns der beſte Seelengraveur? Doch deine lezte Stunde, geliebter Greis, war ſo rein und unverdeckt wie dein Leben, alle die Wolken, die an deinem Lebensſpiegel düſter vorüberzogen, lagen im fernen Weſten glühend an einander gedrängt und leuchteten, übergoſſen von dem lezten Freudenfeuer deiner Tage, dir in die ferne dunkle Zukunft hinein, ohne dich mit Schauder zu erfüllen. Deine lezte Liebe ſpiegelte ſich im höhern Glanze in den Thränen deiner Freunde, die um dein Frühlingslager ſtanden, worüber der Lenz ſeine Blüthenſchnüre und Strahlenketten herabſenkte und dir durch eine Pſalmſängerin in der Stunde des Scheidens die lezten Freudenaccorde zuflöten ließ. Sagteſt du nicht Morgens zu deiner Emilie, deren zarte Tochterliebe ihre ſchützenden Blätter ſo warm um deine Lebensblüthe ſchlug, und die dich ſo liebevoll pflegte: „heute iſt mein Geburtstag, liebe Tochter, hier und oben“, und lächelteſt, als ſie dich nicht ganz verſtand, und dir Glück wünſchte; ſprachſt du nicht: „ich habe viel aus dem Freudenbecher geſchlürft, und dieſer goldne Maientag perlt noch als lezter Tropfen darinnen, und ich werde ihn meiner Linda bringen.“ Dann riefſt du wie im Traum Abends, als die Sonne mit ihren lezten Goldfunken deine Wange bethaute, als das wirbelnde Frühlingsleben ſich zu deinen Fenſtern hereinzudrängen ſuchte, und die Weſte dir roſige Blüthen entgegenſpielten, und die Purpurwölkchen wie die Träume deiner Kindheit am ſtillen Abendhimmel wandelten, und das lezte Rubinblatt von der flammenden Sonnenblume hinter den glühenden Bergen hinabſank: „Emilie, laß alle unſere Freunde dieſen Abend zu uns bitten, wir wollen den Tod der Sonne feiern und den deiner Eltern — iſt mir doch, als ſey ich ſchon von dieſer Welt geſchieden, und du ſtündeſt als freundlicher Engel an meinem zweiten Geburtstage neben mir, und dort ſchwebe ſegnend deine Mutter als Lichtengel herab — o zertrete die jungen Blümchen auf ihrem Grabe nicht; denn ſie wurde ermordet — hörſt du Emilie, wie der Lenz in allen ſeinen Wonnen ſchäumt, öffne doch die Fenſter, und laß mich noch einmal den warmen Frühlingshauch trinken.“

Nicht ſelten aber führt den Dichter die Sucht, Metaphern zu häufen, in widerlichen Schwulſt. „Wenn Verzweiflung ſchon ſelbſt geiſtiger Selbſtmord iſt, ſo möchte ich die Hoffnung, die große Weltamme, wenn nicht ſelbſt ſtillende Allmutter nennen, in deren goldnen Locken noch Greiſe ſpielen, und den Schnee ihres Hauptes, und die Eisrinde des Todes, die ſich an die Herzen von Jahren zu Jahren anſezt, an ihren nie verſiegenden warmen Brüſten zu ſchmelzen ſuchen. Sie wandelt ſelbſt mit der büßenden Magdalena der Reue, oder mit dem pater dolorosus, dem Schmerz, Hand in Hand, und bettet ſich mit in die Wiege und in das Grab.“ So würde ſich Jean Paul nicht ausgedrückt haben. Hier erkennt man, was den Meiſter vom Schüler unterſcheidet. Was für Bilder! Greiſe, die in den Locken einer Amme ſpielen und den Schnee ihres weißen Haars an der Wärme ihres Buſens zu ſchmelzen ſuchen? Abſcheulich!

Dahin gehören auch viele Stellen, wo das Allergewöhnlichſte mit einem wahrhaft lächerlichen Aufwand von prächtigen Redensarten geſagt iſt, z. B.: „Wenn auch ſchon viele Schriftſteller den koſtbar ſtrahlenden Diamanten der Jugend in das Gold des Idealen zu faſſen verſuchten, oder auch wirklich faßten, ſo wagte es doch gegenwärtiger Biograph ihn auf eine neue Manier geſchliffen und in den Purpur der Morgen- und Abendſonne getaucht, der Welt zu übergeben. Die Poeſie ſprudelt als die reinſte Blüthe des Lebens gleich einem ſonnigen Maitage aus tauſend Blumen- und Herzenskelchen; denn ſie iſt das Band zwiſchen Himmel und Erde, ſie iſt das ideale Princip, wodurch ſich jeder einen Himmel über der niedern Welt erbaben aufbauen kann, ohne gerade ein Buch zu ſchreiben, oder Verſe zu machen. Einet die Jugend, die Frühlinge, die Liebe und alle die reinen Wonnen, welche dieſes Erdenleben ſo roſig durchſchäumen zu einem großen Lebensbaum, auf ſeiner Krone prangen die hesperidiſchen Aepfel, und dieſe bietet uns Blüthen und Früchte und Schatten, denn um ihn hat ſich die Kunſt und das Leben im innigſten Vereine geſchlungen. Dieſe Zaubertöne des Lebens zu feſſeln, und deren melodiſchen Strom an meinen Leſern vorüberrauſchen zu laſſen als ein Bild eines höhern Seyns, war mein Beſtreben, und ich lebe der Ueberzeugung, daß die Jugend und die Kindheit der Same aller Lebensfrüchte ſind.“ Wir leben, glaub' ich, alle dieſer Ueberzeugung, ohne daß es noch Einem eingefallen iſt, ſtolz auf die Kenntniß dieſer trivialen Wahrheit zu ſeyn.

Digitized by Google

45) Schloß Teufelslager oder Iſaurine und Jean-Pohl. Ein Roman von Victor Ducange. Deutſch von L. von Alvensleben. Zwei Theile. Altenburg, Expedition des Eremiten, 1836.

Ein modernes Mährchen, unverkennbare Nachahmung unſeres Callot-Hoffmann, aber mit einer politiſchen Würze, die in der That pikant iſt. Der Roman iſt ſehr gut geſchrieben, und die franzöſiſche Romantik würde wohl thun, auf dieſe Weiſe die großen Erfahrungen der Nation in ein gefälliges poetiſches Gewand zu kleiden, anſtatt in wollüſtigen und blutigen Erfindungen ſich abzuhetzen.

Schloß Teufelslager wurde von einem nach Paläſtina wallfahrenden Ritter den Mönchen übergeben. Dieſe ließen es lange wüſt liegen, bis es ein Ritter Jean-Pohl kaufte, und in dieſer Einſamkeit eine Waldenſer-Colonie anlegte. Aber ſeine Nachkommen wurden vom Religionshaß verfolgt und ausgerottet; nur Einer kehrte in die Gegend zurück, wo er eine beſcheidene Hütte bewohnte, nach und nach aber wieder wohlhabend wurde und eine Papiermühle anlegte. Damals beliebte es dem großen König Ludwig XV. eine ſeiner Maitreſſen mit einem ganz unerfahrnen jungen Knaben von altem Adel zu verheirathen und ihm das Schloß Teufelslager zu ſchenken. Aber der junge Mann erfuhr, wie er betrogen ſey, am Wochen- und Sterbebett ſeiner jungen Frau und ging in die weite Welt, ſeine Schande zu verbergen. Einen Beutel mit 100 Louisd'or, den er zurückgelaſſen, fand der Papiermüller. Die uralte Familie von Kerneſek erbte das Schloß und zog ein. Die Schilderung dieſer eben ſo adelſtolzen als bigotten Sippſchaft iſt ſehr gut. Aus der politiſchen Satire ſchweift der Dichter aber geſchickt in das romantiſche Wunder über. Die Dame des Hauſes will auf dem Stein des h. Ghyl, der zu dem alten Kloſter gehört und durch ſeine Wunder berühmt iſt, ein Gelübde thun. Der Stein ſoll nämlich Ehefrauen ſehr förderlich ſeyn, wenn ſie ſich auf denſelben legen. Er iſt tief in einer Höhle, eine geheimnißvolle Macht ſchwebt um denſelben. Sie thut das Gelübde mit großer Feierlichkeit, wird aber von der geheimnißvollen Macht berührt und ſtirbt.

Die ganze Familie Kerneſek muß in der Revolution emigriren. Ein Enkel des Papiermüllers Jean-Pohl kauft das Schloß und wird ſehr reich. Der arme Marquis von Kerneſek muß inzwiſchen im Auslande umherziehen, kommt nach Croſſen in Schleſien, wird Sprachmeiſter und heirathet eine Paſtetenbäckerin. Sein jüngerer Bruder Gregor, der Mönch geweſen war, wird Pferdeknecht im Heſſiſchen. Seine Schweſter endlich, die eine Nonne geweſen, hat noch ſeltſamere Abenteuer, unter der franzöſiſchen Armee in Genua, unter der öſterreichiſchen, wo ſie als Köchin dienen muß, endlich als Aufwärterin in einem Gaſthofe. Sämmtliche Geſchwiſter, die Paſtetenbäckerin und deren junge hübſche Tochter finden ſich zuſammen, indem ſie die Gnade Napoleons, der die Emigranten zurückruft, benutzen wollen. Sie kommen nach Frankreich, wo ſie alles anders finden, als ſie es verlaſſen. Sie kommen auf ihr Schloß, das einem Andern, dem glücklichen Papiermüller gehört. Dieſer iſt aber galant, ladet die Familie Kerneſek zu ſich ein, bewirthet ſie köſtlich und ſchenkt ihnen Kapital und Zins der einſt von ihrem Vorgänger zurückgelaſſenen hundert Louisd'or, was nach ſo langer Zeit eine ſchöne Summe ausmacht. Ueberdies beweist er, daß ſein Geſchlecht doppelten Anſpruch auf das Schloß habe, da es ſchon im 14ten Jahrhundert ſein Uhrahn und in der Revolution noch einmal ſein Großvater baar bezahlt habe, während die Familie Kerneſek den Beſitz nur einer königlichen Gnade von ſehr zweideutiger Natur verdankt.

Indeß arrangirt man ſich. Der Papiermüller hat zu viel Mitleid für die vertriebene Familie, als daß er nicht noch mehr für ſie thun ſollte. Sein Sohn liebt die kleine hübſche Tochter des Marquis. Ihm zu Liebe läßt er ſich baroniſiren und die jungen Leute werden verlobt. Da erfolgt Napoleons Niederlage. Der Marquis will nun höher hinaus, die Verbindung mit dem Kleinbürger, mit dem Adel von geſtern, will dem alten Hauſe nicht mehr ziemen. Der Bräutigam muß überdies zu Felde ziehen und wird bei Leipzig ſchwer verwundet. Man überredet die Braut, er ſey todt, und ſie flieht nun zum Stein des h. Ghyl, weil der Aberglaube herrſcht, hier könne man in einer Viſion den Geliebten ſehen. Sie iſt unten, da erſcheint ihr rückkehrender Bräutigam oben, aber als er hinunter eilt, findet er ſie — todt.

46) Ada Reis, der Tripolitaniſche Corſar. Aus dem Engl. der Karoline Lamb von F. L. Rhode. Zwei Theile. Mannheim, Hof, 1834.

Ein modernes Mährchen, in das eine Allegorie eingekleidet iſt. Die handelnden Perſonen ſtellen die guten und böſen Neigungen des Menſchen dar, und die Kataſtrophe die Beſtrafung der letztern. Ada Reis, ein Abenteurer und Räuber, ermordet ein junges Weib, entführt ihr Kind und erzieht es als ſeine Tochter. Der kleinen Fiormonda erſcheint ihr Schutzgeiſt, als ein lieblicher Knabe, und gibt ihr eine Feder, die von ſelbſt ſchreibt, und der ſie nur zu diktiren braucht, was er wiſſen ſoll, wenn er auch noch ſo weit entfernt iſt, eine Perlenſchnur, auf deren Perlen ſie ſeine Antwort leſen kann, und eine tönende Kugel, die ihr eine Melodie aus der früheſten Kindheit ſpielt. Dieſem guten Genius

Digitized by Google

tritt aber der böſe gegenüber, ein myſtiſches Weſen, das als Jude Kablarra, als altes Weib, als ſchöner Jüngling erſcheint, und Fiormonda durch Zaubergeſchenke verführt, die ihr Begierden einſtößen. Auch Ada Reis wird für den leztern gewonnen, der ihm eine Krone verſpricht. Der Kampf der beiden Principe iſt phantaſtiſch auf einem Schachbrette mit lebendigen Figuren dargeſtellt. Aber die ganze Zauberei verſchwindet, da Ada Reis vom Paſcha von Tripoli verfolgt wird und mit ſeiner Tochter und ſeinen Schätzen zu Schiffe geht. Unterwegs geſellt ſich aber das böſe Princip abermals unter einer neuen Geſtalt zu ihm. Condulmar, ein junger Spanier, ſtößt durch Schönheit und Geiſt der jungen Fiormonda Liebe ein, und veranlaßt ihren Vater, ſich in Lima niederzulaſſen. Hier verführt er das Mädchen und ermordet einen ſpaniſchen Herzog, in dem wie das gute Princip wiedererkennen. Dieſer Mord veranlaßt die Rache. Lima geht durch ein furchtbares Erdbeben zu Grunde. Ada Reis entkommt demſelben durch Hülfe eines Indianers, welches abermals das böſe Princip iſt, geräth in der Wildniß unter die Indianer und wird deren König. Sobald ihm aber auf dieſe nicht ſehr erfreuliche Art unter ſchmutzigen Wilden das Verſprechen einer Krone erfüllt iſt, lernt er den wahren Zuſammenhang aller ſeiner Abenteuer kennen. In einer Art von Vorhölle ſieht er alle beiſammen, die durch ihre Begierden dem Böſen verfallen ſind. Hier zeigt die Verfaſſerin viel Phantaſie. Die Strafen ſind größtentheils ſehr fein ausgedacht. „Dies iſt die Druckerei, ſagte Kablarra, hier iſt die Preſſe. — Und wer ſind dieſe Herren? — Schlechte Autoren und ihre Freunde, welche ſie angingen, ihre Werke herauszugeben, und ihre Verleger und alle deren Teufel mit ihnen. Sie ſind verdammt, zuſammengeſchraubt und für immer mit ihren eignen Ideen bedruckt zu werden.“ Noch geiſtvoller iſt die Kataſtrophe. Fiormonda erſcheint wieder, als Gemahlin des finſtern Geiſtes, von ihm verhöhnt und verachtet, aber als echtes Weib liebt ſie ihn dennoch treu, und das iſts, was ihre Seele rettet. Die Uebrigen hoffen, ihrer Sündenlaſt entbunden zu werden, geſtattete man ihnen nur einmal noch in ihr voriges Leben zurückzukehren, die früheren Situationen noch einmal durchzulaufen, um anders handeln zu können. Es wird ihnen gewährt, aber alle handeln in gleichem Fall wieder eben ſo, auch Ada Reis folgt ſeiner wilden Leidenſchaft ganz eben ſo, wie vorher, und alle, außer Fiormonda, langen endlich vor der Pforte an, über der geſchrieben ſteht:

Lasciate ogni speranza voi ch' intrate.

Fiormonda findet ſich in den Wildniſſen Südamerikas wieder, wo ſie als Einſiedlerin bis an ihr Ende ein frommes Leben führt.

Etwas wunderlich und phantaſtiſch iſt dieſe Dichtung freilich. Sie würde einfacher ſeyn, wenn die beiden kämpfenden Principe nicht ſo plan als bloße Perſonifikationen von Ideen und nicht in ſo unnöthig vielen Geſtaltungen aufgeführt wären. Der Dichter muß, auch wenn er allegoriſirt, doch die Ideen kunſtreicher verſtecken; und er muß ſich niemals zu einem einfachen Zwecke zu vieler Mittel bedienen, weil eins ſonſt dem andern im Wege ſteht. Doch iſt der Grundgedanke des ganzen Werks ein edler, und im Einzelnen, beſonders bei der Schilderung der erſten Jugendjahre Fiormondas und am Schluß hat die Verfaſſerin bewieſen, daß ſie über eine ſehr reiche Phantaſie gebietet.

47) Verwirrung und Selbſtſucht. Frau und Magd. Zwei Novellen von L. Kruſe. Leipzig, Kollmann, 1835.

Nr. 1) Eine Emigrantengeſchichte. Adolar, ein junger Emigrirter, findet bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich eine ſehr ſchöne Pflegetochter, ein Landmädchen, bei ſeiner Mutter, welche dieſe ſo vornehm, als ob ſie von Stande wäre, aufgezogen hatte. Die jungen Leute verlieben ſich, Adolar aber läßt ſich in der Reſtaurationsperiode durch adeligen Ehrgeiz verleiten, der unebenbürtigen Geliebten die Ehe zu verweigern. Sie zwingt ihn, ſich mit ihr zu ſchießen, ihr Piſtol iſt aber blind geladen, ſo daß nur ſie, nicht er getroffen wird. Dennoch kommt ſie mit dem Leben davon und der reuige Liebhaber heirathet ſie. Eine ziemlich ſchlechte Erfindung.

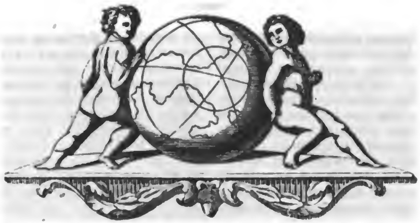
Nr. 2) Ein junges, durch Zufall gebildetes Mädchen muß aus Armuth Magd werden und wird es bei einer unſittlichen Frau, deren Geliebter auch der ihrige war. Ein Kind, das die Frau geboren, wird der Magd untergeſchoben, und dadurch ihr Liebhaber von ihr abwendig gemacht; die Magd nimmt ſich des armen Kindes an und rettet es mit eigner Lebensgefahr aus dem Feuer. Endlich wird der Betrug entdeckt, und ſtatt der Frau wird die Magd geheirathet. Nur die Treue der Magd gegen das Kind iſt ein ſchöner Zug in dieſer ſonſt widerlichen Compoſition.

48) Gutenſtein. Novelle von Emanuel Straube. Leipzig, Kollmann, 1835.

Mord des Nebenbuhlers aus Eiferſucht, vergebliches Bemühen um die Geliebte, Tod in Verzweiflung. Ziemlich widerlich und unwahrſcheinlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 102 Montag, 10. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

9) Apologie des Chriſtenthums von E. H. Stirm. Erſte Abtheilung. Stuttgart, Belſer, 1836.

Unter vielen Vertheidigungen des Chriſtenthums darf dieſe wegen ihrer praktiſchen Richtung der Leſewelt beſonders empfohlen werden. Der Verfaſſer ermüdet die ungelehrten Leſer nicht mit theologiſchen Spitzfindigkeiten. Er geht von dem einfachen Satz aus: an ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. Er zeigt, welche Wirkungen die chriſtliche Lehre in der Welt hervorgebracht hat, wie dadurch unläugbar die Menſchheit veredelt worden iſt, wie faſt alle Vorzüge, welche die neuere Zeit vor dem Alterthum auszeichnen, aus dem Chriſtenthum herfließen. Dies iſt die wahre hiſtoriſche Beweisführung, die man der des Herrn Strauß entgegenſtellen muß. Das Ächte bewährt ſich durch ſeine Wirkungen, nicht durch die diplomatiſche Dokumentirung ſeines Urſprungs. Das Chriſtenthum braucht keinen Proceß über ſeinen alten Adelsbrief zu führen, es beurkundet ſeinen Adel durch ſeine ganze Erſcheinung von ſelbſt.

10) Die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. Eine Anſicht der höhern Dogmatik, von Dr. Ch. Fr. von Ammon. Leipzig, Vogel, 1833.

In der Reihe der Apologien des Chriſtenthums behauptet die vorliegende einen ausgezeichneten Rang, weil ſie die in Verwandlungen fortſchreitende Entwicklung des Chriſtenthums, und eine Perfektibilität, wenn nicht des Chriſtenthums ſelbſt, doch der Art, wie wir es auffaſſen, behauptet, und damit alle Beſorgniſſe, als ob die chriſtliche Religion je veralten und aus der Mode kommen könne, zurückweist. „Das Chriſtenthum, ſagt man, iſt, wie alle übrige Glaubensarten der Menſchen, eine klimatiſche, lokale, hiſtoriſche und von der Perſönlichkeit ihres Urhebers abhängige Autoritätsreligion, welche verſchwinden muß, wie eine hiſtoriſche Weltweisheit, Rechtslehre und Arzneikunde, weil alles Geſchichtliche ſich zuletzt in das Ideale auflöſen ſoll. Das Chriſtenthum iſt ferner eine anthropomorphiſche, vom Himmel auf die Erde herabkommende, übernatürlich geoffenbarte Religion, welche mit den Fortſchritten der Vernunft und den Forderungen eines klaren und umfaſſenden Weltbewußtſeyns unmöglich länger beſtehen kann. Es iſt überdies eine ſociale, von einer Prieſterkaſte ausgehende und die Gemüther der Völker beherrſchende Religion, die der Leitung des Staates unterworfen und ſtufenweiſe in eine gemeinnützliche Volksmoral verwandelt werden muß. Haben wir es

Digitized by Google

aber ſchon erlebt, daß in dem gebildeteſten Reiche unſeres Welttheiles „Königswürde und Chriſtenthum enden mußten, wie ſie begonnen hatten, zuſammen und zu gleicher Zeit;“ warum ſoll das nicht in anderen Ländern geſchehen, wo ſich die Gebildeten längſtens von aller poſitiven Religion abgewendet haben und durch die Verbreitung ähnlicher Grundſätze auch unaufhaltſam ähnliche Welterſcheinungen herbeiführen werden! — Wie ungünſtig indeſſen alle dieſe Einwände auch den Hoffnungen des Chriſten zu ſeyn ſcheinen; ſo beruhen ſie doch ſämmtlich und zunächſt der erſte auf einer Einſeitigkeit der Anſichten, welche die Feſtigkeit ſeines Glaubens nicht zu erſchüttern vermag. Jede geſchichtliche Religionslehre unter den Menſchen hat eine gedoppelte Seite, die ideale und die thatſächliche in der Erſcheinung; auch das Chriſtenthum bietet uns dieſe zwiefache Anſicht dar. Die Ideologie Plato's, die Rechtslehre Solons, die Heilkunde des Hippokrates werden ewig wahr bleiben, weil ſie in der Natur der Vernunft und des menſchlichen Organismus ihren Grund und ihre Wurzel haben. So iſt das Chriſtenthum unveränderlich als die zuerſt unter den Menſchen an das Licht getretene Lehre von der ewig weiſen Ordnung der Natur, der ſittlichen Welt und der auch in ihren kleinſten Veränderungen wirkenden Gotteskraft. Dafür iſt der Urſprung dieſer Lehre in einem menſchlichen Bewußtſeyn, ſo wie ihr Vortrag und ihre Einkleidung in einer morgenländiſchen Sprache und unter einem eigenthümlichen Volke gewiß etwas Thatſächliches, was ſich den Geſetzen und Folgen einer Welterſcheinung nicht entziehen kann. Hat man nun ſonſt dieſes Thatſächliche unſerer Religion höher geſtellt, als das Ideale derſelben, ſo war das allerdings ein Fehlgriff, weil die Folie alles hiſtoriſchen Glaubens ſich im Laufe der Zeit unvermeidlich abnützt und allmählig nur der reindurchſichtige Spiegel der Erkenntniß übrig bleibt. Dadurch wird aber nicht die Religion als Lehre, ſondern nur die Lehrart verändert; ich habe nichts verloren, ſondern gewonnen, wenn ſich der hiſtoriſche Satz, ich glaube an Gott durch Jeſum, ſeinen Sohn, in den rationalen verwandelt, ich glaube an ihn durch das ewige Wort Gottes, das in Chriſto war; beide Sätze ſind bibliſch und rechtglaubig, und der lezte ſtellt nur die vernünftige Ordnung der Erkenntniß wieder her, die durch die erſte Lehrart beſchränkt und gebunden war. Da aber der Unterricht der Jugend und des Volkes nothwendig von äußerer Autorität ausgehen muß; ſo hat in ſeiner Sphäre auch der erſte Satz ſeine volle Gültigkeit, und das Hiſtoriſche des Chriſtenthums, obſchon nicht unveränderlich an ſich ſelbſt, wird daher auch als Stützpunkt des religiöſen Glaubens, ſo wie als äußeres Bindemittel des Gemeinbekenntniſſes unentbehrlich bleiben, weil gerade in dem Leben ſeines erhabenen Stifters überall mehr Göttliches, als Zeitliches zur Erſcheinung kommt. Wichtiger könnte dem erſten Anblicke nach der zweite Einwand von der Unverträglichkeit des Chriſtenthums mit der herrſchenden Vorliebe unſerer Zeit zur Vernunftreligion erſcheinen. Denn da das Weſen einer würdigen Verehrung Gottes von der Reinheit der göttlichen Idee und der Gewißheit abhängt, der höchſte und einzige Geiſt wolle gerade auf dieſe und keine andere Weiſe angebetet werden; ſo würde das Chriſtenthum allerdings veraltern und unwirkſam werden müſſen, wenn die Vernunft den Urheber unſeres Daſeyns in einem reineren Lichte zu erkennen vermöchte, oder doch das Ergebniß ihrer Forſchungen und Anſprüche mit dem Begriffe einer göttlichen Offenbarung unverträglich wäre. Es iſt aber Beides unerweiſlich; denn die dem Chriſtenthume eigenthümliche Anſicht Gottes als des vollkommenſten Weſens, ſtimmt nicht nur genau mit der höchſten Idee der Vernunft zuſammen, ſondern gewinnt auch durch die Lehre Jeſu von der heiligen Vaterliebe Gottes zu den Menſchen noch an Umfang und Bedeutung. Was aber den göttlichen Urſprung der uns von Jeſu mitgetheilten Religionslehren betrifft; ſo wird und kann die Vernunft weder läugnen, daß ſie ihr auf dem Wege geſchichtlicher Kundmachung zugekommen ſey, noch daß ſie der erhabene Stifter des Chriſtenthums durch eine beſondere Mittheilung Gottes erhalten habe. Denn was Gott ſey und wolle, kann man von Niemanden lernen, als von ihm ſelbſt und ihm allein. Die Vernunft wird nur von der einen Seite dieſem Glauben genealogiſch und pſychologiſch auf der Spur nachgehen, um die Gedankenſprünge zu vermeiden, welche nirgends gefährlicher ſind, als auf dem Gebiete der Religionskenntniß; von der anderen Seite aber ſich auch ihres Rechtes bedienen, die Lehren und Gebote des Chriſtenthums mit der ihr gleichfalls von Gott verliehenen Wahrheitsnorm zu vergleichen und dadurch eine freie Ueberzeugung von ihrer Göttlichkeit zu begründen. Sahen ſonſt die Menſchen zum Himmel empor, daß ſich ſein Glanz in ihrem Innern ſpiegele, ſo blicken ſie jezt zuerſt vor und um ſich her, die rechte Straße zu finden, die zum Himmel führen ſoll. Jenes war die Zeit bilderreicher und übernatürlicher, dieſes iſt die Zeit ideenreicher und verſtändiger Offenbarungen; die Anſicht und Lehrart beider Perioden können verſchieden ſeyn, aber genau betrachtet iſt es ein Gott, ein Weg des Glaubens und des Heils, der die Menſchen zu ihrer höheren Beſtimmung führt.“

Gewiß ſind alle die Apologien am glücklichſten, welche die geſchichtliche Entwicklung und den Fortſchritt zu ihrem Princip machen. Doch mag ſich die Theologie wohl vorſehen, daß ſie nicht, wenn ſie eine „verſtändige“ Offenbarung annimmt, jedem erſten beſten hirnverrückten Dünkel der Philoſophie in die Hände arbeite, z. B. dem

Digitized by Google

Hegelianismus, denn welcher Wahnſinn würde dann nicht das Monopol der Offenbarung anſprechen?

11) Die Grundlage des evangeliſchen Pietismus, oder die Lehre von Adams Fall, der Erbſünde und dem Opfer Chriſti. Von Dr. K. G. Bretſchneider, Oberconſiſtorialrathe in Gotha. Leipzig, Vogel, 1833.

Indem Herr Bretſchneider den Pietismus bekämpft, bekennt er ſich ungefähr zu derſelben Lehre wie Herr von Ammon, daß nämlich das Chriſtenthum eine Erziehungs-Anſtalt ſey, in welcher die Offenbarung mit der Capacität der Schüler wachſe und fortſchreite. Der Satz:

Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

die Heiligkeit in Kindern, Frauen oder ungebildeten Handwerkern offenbart, dergleichen die Apoſtel waren, die echte Chriſtlichkeit der Einfältigen, die ohne alle Gelehrſamkeit voll hohen Seelenadels ſind, das alles fällt nach Herrn Bretſchneider weg. Der Werth *ſeines* Chriſtenthums iſt lediglich abhängig von der Enge oder Weite der Weltanſchauung, der gelehrten Kenntniſſe. Sein §. 48 iſt überſchrieben: „*Die Entwicklung der Offenbarung bedingt durch die wachſende Weltanſchauung*“ und beginnt: „Es iſt eine, vielleicht nicht neue, aber gewiß wichtige und noch nicht genug erwogene Wahrheit, welche die Ueberſchrift dieſes §. ausſagt; nämlich daß *die religiöſe Erkenntniß*, mag man ſie als ein Produkt menſchlicher Kraft oder als ein Erzeugniß göttlicher Offenbarung betrachten, nur in dem Maße an den menſchlichen Geiſt kommen und von ihm aufgenommen werden kann, in welchem die Erkenntniß der Welt und der Menſchheit wächſet, oder, um einen allgemeinen Ausdruck zu brauchen, in welchem die Weltanſchauung richtig, umfaſſend und deutlich wird.“ Er erläutert dies noch näher: „Es iſt nicht genug, die Ideen durch Worte als Begriffe an den menſchlichen Geiſt zu bringen, ſondern es iſt auch erforderlich, daß ſie verſtanden werden, und daß die Weltanſchauung ihren Sinn belebt. Was kann es z. B. helfen, wenn man dem Wilden, dem ſein kleines Jagdrevier die Welt iſt, den Begriff der Allmacht gibt, und ſagt: Gott iſt ein Weſen, das alles thun kann, was es will. Er wird dieſen Begriff auf nichts als auf ſeine Wälder, ſeine Jagdthiere und etwa noch auf die Witterung ſeines Landes zu beziehen wiſſen. Wer aber das Weltmeer in ſeiner Majeſtät brauſen ſah, wer die über die Wolken hinaus trotzenden Urgebirge unſeres Planeten ſchauete, wer eine lebendige Vorſtellung hat von dem zahlloſen Heere der Welten Gottes, der erſt bekommt eine lebendige Idee von des Schöpfers Allmacht. Eben ſo aber iſt es mit der Idee der Weisheit. Wenn man ſagt: „Gott iſt allweiſe, d. h. er wählt für die beſten Zwecke die beſten Mittel,“ ſo hat man damit in Wahrheit nichts als einen todten Begriff, leere Worte. Nur erſt, wenn man die Natur durchforſcht, die wundervolle Einrichtung der Pflanzen, Thiere, das Zuſammenwirken der Naturkräfte im Großen und Kleinen, den Reichthum der unendlich verſchiedenen Bildungen auf unſern Planeten, die Ordnung und Geſetze des Weltalls wiſſenſchaftlich kennt und durchforſcht, — nur dann erſt verſteht und fühlt man, was es heiße, Gott iſt allweiſe ꝛc.“

Frägt man, welchen Troſt die arme ſündige Seele aus dem Chriſtenthum ſchöpfen ſoll, wenn eine hohe Kultur und eine umfaſſende Weltanſchauung noch verſagt ſind, ſo antwortet Herr Bretſchneider, das ſey eben die Thorheit, dergleichen Troſt zu verlangen, deſſen es gar nicht bedürfe. „Man irrt, ſagt er Seite 422, wenn man das Weſen des Chriſtenthums darein ſetzt, eine Sühnanſtalt für die Erb- und wirkliche Sünde zu ſeyn, und ihm den Zweck beimiſſet, die Menſchen erſt zum Gefühl ihrer ſittlichen Verſunkenheit und Verdammlichkeit zu bringen, dann aber ſie durch den Troſt der Genugthuung Chriſti und der Rechtfertigung durch den Glauben wieder aufzurichten. Das Weſen und der Zweck des Chriſtenthums iſt vielmehr, die Idee der Unſterblichkeit zu gründen und zu vollenden, und die Menſchen *dieſer* erhabenen Beſtimmung würdig zu machen. Den ſittlich verderbten Zuſtand des damaligen Zeitalters erklärt das Chriſtenthum nirgends für eine allgemeine, natürliche und bleibende Beſchaffenheit der Menſchen aller Zeiten, ſondern es wollte dieſen Zuſtand beendigen, und ein neues Geſchlecht erziehen, das von der Sünde frei, und nach Gott geſchaffen ſey.“

Er findet es unleidlich, daß die Pietiſten immer von der Anſicht ausgehen, die Menſchen ſeyen ſündhaft. Man hat allerdings übertrieben und den unſchuldigſten Kindlein ſchreckliche Vorſtellungen von ſich ſelbſt beigebracht. Aber Herr Bretſchneider macht der lieben Menſchheit doch auch wieder zu viel Complimente und legt auf das Böſe in ihr gar zu wenig Gewicht. Als ob die Million geheimer Sünder, Heuchler, Undankbarer, Betrüger, Lügner und widriger Egoiſten unſrer Tage trotz der umfaſſenderen Weltanſchauung, höhern Kultur und Gelehrſamkeit — vor Gott und der Wahrheit nicht ſchlimmer daſtünden, als ehemals die Todtſchläger und *groben* Verbrecher bei der engern Weltanſchauung und dürftigeren Kultur.

Digitized by Google

12) Philoſophie und Chriſtenthum oder Wiſſen und Glauben. Von Dr. J. Ruſt, Prof. in Erlangen. Zweite vermehrte Auflage. Mannheim, Schwan und Götz, 1833.

Der Verſuche, Chriſtenthum und Philoſophie in Harmonie zu bringen, ſind äußerſt viele gemacht worden. Man nannte das in frühern Zeiten die chriſtliche Myſtik. Glühende tiefe Geiſter gingen vom Chriſtenthum aus und bauten auf deſſen Grundpfeilern wunderbare phantaſtiſche Denkgebäude, gleich den gothiſchen Domen. Dann opponirte ſich die Philoſophie dem Chriſtenthum, von Carteſius und Spinoza an. Da dieſe Oppoſition gar zu heftig wurde, und die unglückſeligen Theologen ihre eigne Schwäche auf's Chriſtenthum übertrugen, glaubten ſie daſſelbe nur durch eine Verſöhnung mit der Philoſophie retten zu können. Nun begann das Gemanſche und Gepanſche, Salbaderei und kein Ende. Man ging immer von einer beſtimmten Philoſophie, am häufigſten von der Kantiſchen aus, und betrachtete das barbariſch-romantiſche Chriſtenthum wie ein vornehmes, aber wild-aufgewachſenes Kind, das man civiliſiren, kämmen, waſchen, friſiren müſſe, um es einigermaßen der Geſellſchaft anzupaſſen. Die deutſche Hofmeiſterei verläugnete ſich nicht. Man ließ den Herr Chriſtus und die Apoſtel gerade nur ſo viel und das ſagen, was der Herr Profeſſor ihnen in den Mund legte. Chriſtus war daher ſchon längſt ein Kantianer, bevor er in neuerer Zeit durch Herrn Göſchel zum Hegelianer gemacht wurde. Auch ſeine hiſtoriſche Erſcheinung fiel eigentlich weg. Er wurde eine bloße Idee, die Perſonification eines Princips.

Dieſes fatale Verfahren war immer nur ein Triumph der Schul-Philoſophie und hat dem Chriſtenthum weit mehr geſchadet als genuzt. Der Weinſtock Chriſti braucht durchaus nicht am philoſophiſchen Spalter aufgezogen zu werden, er ſteht für ſich feſt.

Aus dem vorliegenden Buche erfahren wir, daß Chriſtus „die hiſtoriſch concrete Idee der Menſchheit“ ſey, und daß „die beiden großen Richtungen des ſich entwickelnden Geiſtes, die intellektuelle zur Philoſophie, und die religiöſe zum Chriſtenthum, ihrem Princip und ihrem Zweck nach eins“ ſeyen, daß folglich die allerſchwärmeriſcheſte Liebesbrunſt der Pietiſten, die allein in Jeſu Chriſto leben, mit der allertrockenſten Kategorien-Philoſophie vollkommen übereinſtimmen könne. Aber wir beſorgen, die Philoſophen werden ſich der Sonne der Liebe nie bis zu dieſer gefährlichen Brennweite nähern, und die Pietiſten werden fortfahren in Jeſu zu leben, ohne dazu der Philoſophie zu bedürfen.

Romane.

49) Die Fürſtin Wowotſchin und ihre Söhne, oder die Verbannten nach Sibirien. Dichtung und Wahrheit. Von J. Satori. Drei Bände. Danzig, Gerhard.

Ein echter Damenroman. Antonie, ein deutſches bürgerliches Mädchen, wird von einem ruſſiſchen Fürſten geliebt, entſagt ihm aber, um deſſen ſtolze Mutter nicht zu kränken. Dennoch wird ſie von der Rache der Mutter verfolgt, endlich ſogar eines Diebſtahls beſchuldigt und nach Sibirien transportirt. Hier, am Rande der Verzweiflung, findet ſie eine Stelle als Erzieherin bei den Kindern eines Gouverneurs, der Wittwer iſt und ſie am Ende heirathet. Dadurch kommt ſie wieder zu Ehren und erhält, da zugleich ihre Unſchuld erkannt wird, aus der Hand der Kaiſerin ſelbſt den Schmuck zum Geſchenk, um deſſentwillen ſie war verbannt worden. Die Leiden des armen Mädchens ſind mit recht vieler Wärme, und die Vornehmigkeiten, deren Opfer ſie iſt, mit ſchuldiger Loyalität geſchildert.

50) Lotosblätter. Drei Novellen von Adolfine. Leipzig, Brockhaus, 1835.

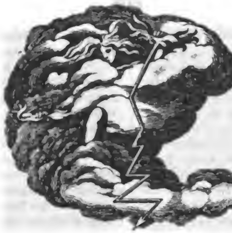
1) Ein frivoler Lord hat eine Dame entehrt, ihren Gemahl ermordet, und will ſpäter wieder eine Braut verführen, als er von der unerkannten Schweſter jener erſten Dame erdolcht wird. Nichts Originelles noch Zartes.

2) Ein altes Mütterchen erhält am Ende ihrer Tage unerwartet einen Brief, der ihr von der baldigen Ankunft einer ihr bisher ganz unbekannten Verwandten Nachricht gibt, die bei ihr Schutz ſuchen will. Die Fremde kommt, es iſt eine junge ſchöne Holländerin und ihr Kontraſt mit der alten deutſchen Hausmutter iſt ſehr hübſch aufgefaßt. Nachher verliebt ſich ein Graf in die ſchöne Holländerin, wird aber eiferſüchtig, da dieſe den Beſuch eines jungen Offiziers erhält. Endlich klärt es ſich jedoch auf, daß der Officier ein Mädchen und eine alte Freundin der Holländerin iſt.

3) Ein junger Graf buhlt mit einer Fürſtin, findet nachher das von derſelben geborne Mädchen, ohne zu wiſſen, daß es ſein eigne Tochter iſt, will ſie heirathen, und tödtet ſich, da er das Geheimniß erfährt. — Solche Stoffe ſind wohl zu unzart für eine Damenhand, die ſich übrigens auf eine liebenswürdige Weiſe darin verräth, daß ſie uns nie in Ungewißheit läßt, wie die Heldinnen ihrer Romane an jedem Tage, da ſie ſie uns vorführt, vom Kopf bis zu den Füßen angekleidet geweſen ſeyen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 103. Freitag, 14. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

13) Ueber kirchliches Chriſtenthum, römiſch-katholiſche Kirche und Reformen in derſelben, Proteſtantismus und allgemeine Kirche von F. W. Carové. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Wenn man die eben ſo dicken als unklaren Bücher des Herrn Carové lieſt, wird man auf's innigſte gerührt. Zehntauſend Fliegen im Honig können nicht ſchmerzvoller zucken, und Beine und Flügel aus dem zähen Material loszumachen vergeblicher ſich recken und ſtrecken, als die Gedanken des Herrn Doctor Carové, gerade wenn er am meiſten nach Klarheit ringt.

Doch wir wollen ihn damit nicht tadeln, ſondern im Gegentheil loben, weil die Langeweile, die ſeine verworrenen Abhandlungen einflößen, die darin enthaltenen Lehren unwirkſam machen. Lehren, die wir übrigens hier nicht zum erſten Mal bekämpfen.

Herr Carové beweist uns auf's Neue, wie vielen Dank wir ſeinem Meiſter Hegel ſchuldig ſind, daß derſelbe ſo viele ſchiefe Köpfe in Deutſchland in eine Richtung gebracht hat. Man braucht jezt die Feder nur einmal auszuſtrecken, um viele zugleich zu widerlegen. Herr Carové applicirt ſeine geliebte Hegel'ſche Philoſophie auf die Kirchengeſchichte, dergeſtalt, daß er auf die bis jezt beſtandenen unvollkommenen Kirchen eine neue vollkommene folgen laſſen will, und dieſe leztere iſt Hegelthum. Er prophezeit mit einem Wort eine künftige allgemeine Kirche, in der man an Hegel glauben wird, wie man bisher an Chriſtum glaubte.

In der Hegel'ſchen Kirche wird jeder wiſſen, 1) daß er Gott ſelbſt ſey, d. h. daß Gott nur im Menſchen ſtufenweiſe zu ſeinem eignen Bewußtſeyn kommt; 2) daß er gar nicht ſündigen könne, er mag thun was er will, weil alles, was der Menſch thut, nur ein Akt der Freiheit iſt, durch welchen der Gott in ihm immer mehr zu ſeinem eignen Bewußtſeyn kommt, weil alles vernünftig iſt, was iſt ꝛc. und weil folglich kein Unterſchied von Gut und Böſe ſtattfindet; 3) daß er ſich von andern Weſen ſeines Gleichen lediglich durch den Grad der Bildung unterſcheide, und daß die Vereinigung aller möglichen Kenntniſſe (in Hegel) die ehemals für das Höchſte gehaltene Vereinigung aller Tugenden (in Chriſto) weit überſtrahle.

Der begeiſterte Doctor ſieht die Gottesfurcht als das einzige böſe Princip an, das ſeiner allgemeinen Kirche noch im Wege ſteht. Der Glaube an einen „Weltrichter“ iſt, ſeiner Meinung nach, das Ungethüm, das noch zu überwinden iſt: „So klammerten die Kirchgläubigen gegen den heiligen Geiſt der Humanität ſich nun

Digitized by Google

feſt an dem zukünftigen, gotträchenden Weltrichter.“ Als die größte Entartung, als den tiefſten Fall der Menſchheit will er den Glauben an den Gegenſatz zwiſchen dem Guten und Böſen angeſehen wiſſen. „Die Ueberwindung dieſer als abſolut geſezten Feindſchaft iſt die lezte und höchſte Aufgabe für die Menſchheit, und der Erſte, der die Vergänglichkeit jenes Gegenſatzes geahnet und ausgeſprochen, iſt der erſte Prophet der neuen Zeit,“ nämlich Hegel. Es gibt nichts Böſes, kündigt Herr Carové an, es hat auch nie etwas Böſes gegeben. Alles war nur Wahn, durch den ſich die thörichten Menſchen in unnöthige Furcht jagten. „Den Himmel beſchränkte die erdſündige Menſchheit, das zeitliche Fegfeuer und die ewige Hölle, und dieſe ganze Weltanſchauung wurde in ihrer Starrheit feſtgehalten durch den dreifaltigen Furchtglauben an den ewigböſen und gewaltig hinabziehenden, abgründlichen Satan, an den ewig zürnenden, überweltlichen Gott.“ Gott, meint er, exiſtiet gar nicht über und außer der Welt, ſondern nur in den Menſchen, die ihn zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt bringen. Himmel, meint er, ſey die ganze Welt, und es bliebe darin für eine Hölle gar kein Platz übrig. Alles wird ſelig. Er ſagt von dieſer neuen Lehre, ſie ſey die allmählich aus dem Irrthum ſich emancipierende Wahrheit und werde ganz allgemein werden. „Beginnend mit der Oppoſition gegen die Autorität der beſtehenden Hierarchie, ſchritt ſie alsbald zur ſelbſtherrlichen Erhebung über das abſolute Anſehen der Schrift fort, und wurde in raſchen Uebergängen zur ausdrücklichen Erklärung hingeführt, daß die göttliche Liebe kein Weſen auf ewig von der Theilnahme an ihrer Seligkeit ausſchließe. Hiermit war der Fortſchritt an und für ſich bereits vollbracht und es iſt leicht nachzuweiſen, daß alles Herrliche, was die neue Zeit ſo weit über das Mittelalter erhebt, kraft des neuen Princips ins Werk geſtellt worden. Schon iſt es in Kunſt und Wiſſenſchaft, in das Staats- und Völkerleben eingedrungen, und es gilt jezt zunächſt nur, dieſe Thatſache in das allgemeine Bewußtſeyn zu erheben. Vertheidigte ſich auch anfangs die alte Kirche mit Feuer und Schwert gegen die Bekenner des neuen Glaubens, ſo mußte ſie doch bald ihre Ohnmacht erfahren, und ihre Prieſter und Prediger ſuchen, zum wenigſten bei den gebildeten Völkern, ihre Renitenz gegen den immer mächtiger waltenden Gottesgeiſt faſt nur mehr, theils durch künſtliche Umdeutung, theils durch mühſelige Verhüllung des nicht Umdeutbaren zu rechtfertigen. Hierdurch iſt denjenigen, denen der große Weltumſchwung zum Bewußtſeyn gekommen, die doppelte Pflicht auferlegt, einerſeits, das neue Princip nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu verwirklichen, andererſeits alle jene Selbſttäuſchungen zu vernichten, in welchen befangen, noch ſo Manche ſich an die abgeſtorbene Weltanſchauung anklammern, und hierdurch die Ausbreitung des neuen Lebens hemmen.“

Der begeiſterte Doctor ſieht ſchon jezt alle Hoffnungen ſich erfüllen. „Die neuere Zeit lebt nicht mehr bloß in guter Hoffnung; ſie weiſſaget nicht mehr eine andere Zeit, ſondern erfüllt ſchon die beſeligendſten Weiſſagungen. Sie hat das Bewußtſeyn ihres Strebens, ihrer Beſtimmung gewonnen; dieſes Streben, dieſes Bewußtſeyn iſt ſchon Offenbarung des weltverjüngenden Geiſtes; es iſt in Wahrheit ſchon das Licht und das Leben, welches eine neue Erde und einen neuen Himmel bildet, und es entſpringt aus einer Zuverſicht, aus einer Liebe, welche ebenſo unendlich erhaben ſind über alle kirchlichen Glaubensbekenntniſſe, wie unendliche Liebe über endloſe Rache. Und in der wahren Liebe iſt keine Furcht, ſondern heiligſte Gewißheit in das Allerheiligſte, deſſen Lichtgluth die lezte eherne Verhüllung verflüchtigt, um die harrende Menſchheit zu einer einigen Gottesgemeinde einzuweihen.“

Auf der 373ſten Seite ſtimmt er dieſen Triumphton aber ſchon wieder herunter. Da wird zugegeben, die Mitwelt verſchmähe noch das neue Heil und erſt die Nachwelt werde dafür dankbar ſeyn. Darum findet er auch vorläufig noch nöthig, durch eine neue Zeitſchrift: „Annalen der ſich bildenden allgemeinen Kirche“, erſt Proſelyten zu machen.

Der begeiſterte Doctor iſt ein viel zu guter Menſch, als daß er es nicht ganz ernſt meinen ſollte. Er faſelt ſo bona fide von der allervortrefflichſten Verfaſſung des Menſchengeſchlechts, die in kurzer Friſt alle Völker ausgleichen, in allgemeine Bruderliebe vereinigen und das goldne Zeitalter herbeiführen werde, daß ſeine Entzückungen ein aufrichtiges Mitleiden einflößen.

Wer möchte nicht die liebe Menſchheit zu der projectirten höchſten Vollkommenheit gedeihen ſehn. Wir theilen ganz die frommen Wünſche des Herrn Carové. Aber wir zweifeln, ob er das rechte Mittel zum Zweck gewählt habe. Es kommt uns überhaupt ſonderbar vor, daß eine Philoſophie, der die Logik doch bekanntlich das Höchſte iſt, ſich einbilden mag, die ganze partie honteuse der Menſchheit, Gemeinheit, moraliſche Bosheit und Schwäche, Egoismus ꝛc., kurz die Sünde werde aufhören, wenn man nur einfach erkläre, es gebe keine mehr, Gut und Böſe ſey eins.

Man hat ſich mit dieſer Sünde ungemein viel und oft beſchäftigt. Die furchtbarſten Schrecken reichten nicht hin, ſie zu vertilgen. Gott ſelbſt, glaubte man, müſſe herniederſteigen und ſich opfern, um dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entreißen. Was kann es nach dieſem Aeußerſten noch für ein Mittel geben? Das allereinfachſte, das bequemſte von der Welt, ſagt Herr Carové: glaubt nicht mehr an die Sünde! Haltet alles, was geſchieht, für vernünftig, für eine That der

Freiheit, d. h. der göttlichen Freiheit, die keine Schranke und keine Verantwortung kennt.

Aber, Herr Carové, Vatermord, Inceſt, Sodom und Gomorrha? Sollen wir die kleinen Beſtialitäten der lieben Menſchheit nicht mehr für Sünde halten? Herr Carové läßt ſich auf die Beantwortung ſolcher Fragen nicht ein, zweifelt aber nicht, daß die liebe Menſchheit im ſtolzen Wonnegefühl ihrer Freiheit durchaus ſich veredeln werde.

Wenn wir es auf dieſen guten Glauben wollen ankommen laſſen, müſſen wir nicht nur den ewigen Richter, ſondern auch den zeitlichen verbannen. Gibt es keine Sünde mehr vor Gott, wie kann es noch bürgerliche Verbrechen geben? ſind die Menſchen ſo vollkommene Weſen, abſolut frei, ja ſogar Götter, mit welchem Recht kann man ſie noch in Zuchthäuſer ſperren? Sie ſtehlen. Freilich. Aber was iſt ſtehlen? eine freie That des in uns ſich bewußt werdenden Gottes, wie alles andere, was wir thun. Es kommt nur auf den philoſophiſchen Geſichtspunkt an.

Vielleicht ließe ſich Herr Carové doch noch erbitten, eine Sünde und Strafe im bürgerlichen Sinn zuzugeben. Es käme nur darauf an, daß er einmal von ſeinen Götterbrüdern recht tüchtig beſtohlen würde. Vielleicht nähme er dann doch den weltlichen Richter in Anſpruch. Aber den ewigen nimmermehr. Den rächenden Weltrichter, Jeſus Chriſtus, der da ſitzet zur Rechten Gottes zu richten die Lebendigen und die Todten, nur dieſen nicht. Herr Carové hat es nicht nur für die lächerlichſte Ammenfurcht erklärt, noch an ihn zu glauben, ſondern auch ausdrücklich geſagt, dieſe Furcht vor dem ewigen Richter ſey das Haupthinderniß der großen Emancipation der Menſchheit, und er hat den Söhnen der neuen Freiheit verkündet, nimmer würden ſie die goldne Zeit heraufbeſchwören, wenn ſie nicht zuvor dieſe Autorität geſtürzt hätten. Der *Weltrichter* iſt der große Tyrann, vor dem ſich Alles fürchtet, der *allein* herrſchen will in der Welt, der ſich anmaßt, die Götterbrüder zur Verantwortung zu ziehen. Er muß geſtürzt und die alte Monarchie Gottes muß in eine Republik von freien und gleichen Menſchen verwandelt werden, welche die Gottheit unter ſich theilen.

Wenn uns Herr Doctor Carové nicht als ein ſehr loyaler Mann bekannt wäre, würden wir uns zu glauben verſucht fühlen, ſeine ganze Lehre ſey nur eine verſteckte Allegorie, und er habe Prophezeihungen in Bezug auf die weltliche Monarchie und Republik auf eine feine Weiſe einkleiden wollen. Allein, es thut uns aufrichtig leid um ſeinen Verſtand, wir ſind gezwungen vorauszuſetzen, daß er wirklich die Monarchie Gottes gemeint habe.

So droht er alſo, ein neuer Prometheus, mit einem Titanenſturm. Wahrhaftig, der alte Gott wird in großer Verlegenheit ſeyn.

Es würde nicht der Mühe lohnen, ein ernſthaftes Wort über ſo albernes Zeug zu verlieren, wenn das Buch nicht mit einer Menge anderer zuſammenhinge, die darauf ausgehen, unſittliche Lehren ſyſtematiſch im Volk auszubreiten. Die Aufhebung aller moraliſchen Zurechnung, die Strafloſigkeits-Erklärung jeder ruchloſen Geſinnung und Handlungsweiſe, iſt ſchon zu oft von alten äſthetiſchen Schwächlingen und jungen Schurken reclamirt worden, als daß es nicht übel bemerkt werden müßte, wenn gutmüthige Enthuſiaſten dieſer Tendenz von der theologiſchen Seite noch nachhelfen und die projektirte Entfeſſelung aller menſchlichen Gemeinheiten mit dem Namen einer allgemeinen „Kirche“ begrüßen.

Da indeß die Menge für ſolche, alle in ihr ſchlummernden Laſter aufſchmeichelnde Lehren nur durch populären Vortrag gewonnen werden könnte, ſo wird ſie wenigſtens Herr Doctor Carové nicht vom Glauben der Väter zu ſeinem Hegelianismus bekehren. Der durch ihn ſo prahleriſch bedrohte Chriſtus könnte ihm, wie einſt Guſtav Adolf dem Herzog von Savelli auf die Achſeln klopfen und ſagen: ich wünſchte Sie immer an der Spitze meiner Feinde zu ſehen. Herr Doctor Carové wird mit ſeinen Annalen unfehlbar unbeſchreibliches Glück machen, denn wenn man auch nicht behaupten darf, daß er etwas Gutes lehre, ſo muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſein Styl noch ſchlechter iſt.

14) Verſuch einer Feſtſtellung der natürlichen und chriſtlichen Theologie. Von W. R. Freiherr von Kayſer. Mainz, Wirth, 1834.

In einer ſehr ausführlichen Unterſuchung erklärt ſich Herr von Kayſer gegen die natürliche und für die geoffenbarte Religion, weil er ſich unter Religion überhaupt lediglich nichts anderes zu denken weiß, als die Sehnſucht aus einem Zuſtand des Abfalls von Gott wieder zur Vereinigung mit Gott, was nothwendig eine höhere Autorität und deren erbarmende Herablaſſung vorausſezt.

15) Nicodemus, die Entwicklung des Glaubens an Jeſus Chriſtus durch das lebendige Anſtaunen ſeiner Herrlichkeit. Von J. A. G. Teſchendorff. Berlin, Schleſinger, 1835.

Briefe eines Bekehrten aus der Zeit Chriſti ſelber, voll Zweifel und Neugier anfangs, dann voll Staunen und Andacht. Chriſtus wird redend eingeführt, aber die rationaliſtiſche Proſa des modernen Briefſtyls iſt nicht geeignet, uns die ſchöne Kraft der Bibelſprache zu erſetzen. Da wird alles breit und nüchtern, z. B.: „Während deß hatten ſich noch mehr Phariſäer um ihn her

Digitized by Google

verſammelt und er ſuchte ihnen in dem Bilde eines Hirten ihre Stellung und ihre Pflichten zu dem Volke deutlich zu machen: „Wer nur ein rechter Hirte iſt, ſagte er, dem folgt die Heerde ſchon.“ Aber ſie verſtanden das nicht. Da nannte er ſich die Thüre zur Heerde, den, durch welchen ſie, die Hirten, eingehen müßten, der ihnen den Weg zur Heerde zeigen wolle. Wer auf einem andern Wege, denn durch den, welchen er zeige, zu der Heerde gelange, thue es nicht zum Heil der Heerde, ſondern aus ſelbſtſüchtiger Abſicht, alſo zum Verderben der Heerde. Aber, fügte er hinzu, ich zeige nicht bloß den Weg, ſondern ich gehe auch voran; ich bin ſelbſt ein guter Hirte, der, wenn er den Wolf kommen ſieht, nicht wie ein feiger Miethling flieht, ſondern im Kampfe für die Heerde ſein Leben läßt.“ Es lag viel Rührendes in den Worten, die er ſprach, beſonders da er wieder, wie ſeine Jünger es zum öſteren hören, von ſeinem Sterben ſprach. Es ſind ſolche Worte jedes Mal in ein prophetiſches Dunkel gehüllt und erregen in dem Herzen derer, die ihn lieb haben, ſtets einen eignen Schmerz. Wenn ich es mir denke, daß er vor mir ſterben ſollte — ach meine Seele wird zerriſſen bei ſolchem Gedanken — ich glaube, ich überlebe es nicht; ich bin mit zu feſten Banden an ihn geknüpft, ich müßte mit ihm ſterben ꝛc.“

16) Jakob Waldis oder der Glaube überwindet. Eine Erzählung von Peregrin. Tübingen, auf Koſten des Verfaſſers.

Die Verzweiflung eines Verbrechers wird hier gut gemalt. „Die Vergangenheit bleibt,“ was geſchehen iſt, deſſen Bild verfolgt dich ewig, nie wirſt du die Erinnerung los — das iſt der Grundgedanke. Doch der Verfaſſer wagt es nicht, ſo ſtreng zu bleiben. Zuletzt kommt doch der Troſt: die Gnade nimmt alle Sünder auf.

Gehört es nicht zu den merkwürdigſten Widerſprüchen unſerer Zeit, daß die weltliche ſchöne Literatur immer hartherziger, die geiſtliche immer weichherziger wird. Unſere Romane wimmeln von den gröbſten Verbrechern, abgefeimteſten Betrügern, gewiſſenloſeſten Schwächlingen, und die fromme Literatur hat kein jüngſtes Gericht, keinen Satan, keine Hölle, kein einziges Schreckmittel mehr, ſondern führt alle jene armen Sünder mildfreundlich goethefauſtiſch lächelnd in den Himmel.

17) Ueber den Seelenfrieden. Den Gebildeten ihres Geſchlechts gewidmet von der Verfaſſerin. 4te Auflage. Hamburg, Perthes, 1836.

Die ungenannte Verfaſſerin meint es ſehr gut und charakteriſirt den Mangel an Seelenfrieden, der unſer Zeitalter auszeichnet, ſehr glücklich. Da haben wir auf der einen Seite die ſogenannten Zerriſſenen mit ihrer Literatur der Verzweiflung, die ſentimentalen Don Juans, geniale, die Ehe verachtende Judenweiber, deren Ehemänner gleichwohl ihren Nachlaß herausgeben, Berliner äſthetiſche Selbſtmörderinnen, Atheiſtinnen, gedruckt und ungedruckt; auf der andern Seite aber jene angenehme Zerſtreutheit, geſellige und ökonomiſche Polypragmoſyne, in welcher die Menſchen, namentlich Frauen, ihr Lebenlang zubringen, ohne je eine ruhige geſammelte Stunde zu gewinnen, die unaufhörlich bei ſich vorbeireiſen, ohne jemals bei ſich ſelber einzukehren. Die Verfaſſerin findet das eine ſo wenig tröſtlich als das andere, und malt die Wonne des Seelenfriedens mit lebhaften Farben aus. Doch fällt ſie wohl zu ſehr in den Predigerton, und wir müſſen bekennen, daß wir uns immer noch nicht vom Nutzen raiſonnirender, und ſanft überredender Erbauungsbücher überzeugt haben. Der milde Regen langweilt, nur der Blitz trifft. Die Kernworte der Bibel fallen tief ins Herz; aber mit dem ewigen Vorraiſonniren wird eigentlich die religiöſe Empfindung nur eingeſchläfert. Gewiſſe zarte Dinge aber gibt es, zumal bei den Damen, über die man gar nicht ſprechen ſollte, weil ſchon ein Hauch ſie trübt, weil ſie am beſten ſtillſchweigend gedeihen, z. B. Jungfräulichkeit, Mütterlichkeit, Weiblichkeit überhaupt und auch jener ihrem Geſchlecht ſo vorzüglich eigne Seelenfrieden.

Taſchenbücher auf 1837.

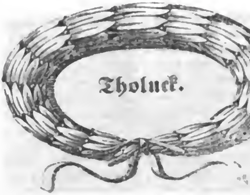
Spindlers Vergißmeinnicht.

Stahlſtiche nach Fellner. In den Figuren häufig zu viel Prätenſion, zu wenig natürliche Haltung. Der ſonſt ſo ausgezeichnete Zeichner würde ſehr gewinnen, wenn er naiver wäre.

Zwei Erzählungen von Spindler, ganz in ſeiner echten Manier. Die erſte „die Prophetin zu Rottenbrunn“ verſezt uns nach Bayern im Jahr 1705—1706, in den großen Bauernaufſtand gegen die öſterreichiſche Regentſchaft, über den Hormayr in ſeinem vaterländiſchen Taſchenbuch vor zwei Jahren ſo vortreffliche Notizen mittheilte. In der Behandlung ſolcher Charaktergemälde aus der Vorzeit iſt Spindler immer glücklich. Die zweite Erzählung „der Wechſelbalg“, eine Hexengeſchichte aus dem 17ten Jahrhundert, iſt etwas graß, was inzwiſchen der Gegenſtand mit ſich bringt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 104. Montag, 17. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

18) Predigten in dem akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle. Von Dr. A. Tholuck. Zweite Sammlung. Hamburg, Fr. Perthes, 1836.

Der treffliche Verfaſſer, der mehr als gar mancher Andere fühlt und weiß, was der evangeliſchen Kirche Noth thut, macht folgende für die Zeitgeſchichte ſehr intereſſante Bemerkung: „Während in neuerer Zeit hie und da, zumal wo im Glauben feurige Prediger aufgetreten ſind, die Kirchen ſich wieder mehr gefüllt haben, ſieht man ſie an vielen Orten immer mehr veröden. Nachmittags- und Wochengottesdienſte werden aus Mangel an Theilnehmern gänzlich aufgehoben; von ganzen Ständen, wie Offizianten, Militärperſonen, Kaufleuten, Gelehrten erſcheint an manchen Orten kaum dann und wann ein Einzelner wie eine Reliquie aus alter Zeit in den alten Domen; der Mittelklaſſe und den niedern Ständen wird in vielen Städten und Dörfern faſt ausſchließlich der Kirchbeſuch überlaſſen; auch von dieſen glauben Viele genug zu thun, wenn ſie nur Weib und Kind nicht am Gottesdienſte verhindern: bald wird es in einigen Gegenden dahin kommen, daß man, wie in den Tempeln Roms im zweiten Jahrhundert, nur noch *Weiber* und *Kinder* an heiliger Stätte ſehen wird, in ſo manchen Nachmittagsgottesdienſten iſt dieſes ſchon der Fall. Ich ſpreche hier nur von dem, was in einem großen Theile des proteſtantiſchen Deutſchlands zu Tage liegt, natürlich gibt es gar manche erfreulichere Ausnahmen. Es gibt nämlich ganze Gegenden des proteſtantiſchen Deutſchlands, wo aus alter angeſtammter Sitte der Kirchenbeſuch überhaupt noch jezt wie früher zahlreich iſt, ſo z. B. in Würtemberg und in manchen Gegenden Sachſens. Es gibt ferner einzelne Prediger, welche durch glänzende Gabe der Beredtſamkeit eine gebildetere Zuhörerſchaft um ſich zu verſammeln wiſſen. Es gibt endlich auch ſolche, die durch freimüthige Verkündigung des Evangeliums die Kirche füllen. Der ſtärkere Kirchenbeſuch iſt alſo entweder die Nachwirkung einer frühern beſſern Zeit, oder die Wirkung ausgezeichneter Perſönlichkeiten, oder die Frucht eines neuerwachten kräftigen Glaubens. Allein was jene alte Zeit betrifft, ſo iſt ſie mit ihren Gewohnheiten bei dem größten Theil des Publikums immer mehr im Verſchwinden begriffen. *Teller* hielt einſt vor *ſechzehn* Zuhörern eine Predigt, die vor dem Irrthum warnte, daß das Kirchgehen ein weſentliches Stück des Chriſtenthums ſey, und die Lehre, die er und

ihm Aehnliche einſchärften, hat Frucht getragen. Wohl hat in eben der Zeit, in welcher die gegenwärtige Kirchenſcheu ihren Anfang nahm, eine ſolche Verblendung die Augen umnachtet, daß ein damals viel gefeierter Kanzelredner, *Marezoll*, rathen konnte, „*nur immer weniger* von jenen poſitiven Wahrheiten des Chriſtenthums vorzutragen, vor denen nun einmal die Gebildeten ein unwiderſtehlicher Ekel ergriffen hätte," — und ſo, gleichſam homöopathiſch, den Unglauben der Zuhörer durch den der Prediger zu kuriren."

Herr Tholuck ſchlägt nun Mittel vor, dem Kirchenbeſuch wieder aufzuhelfen. „Zu dieſem Ende wird denn alſo zuerſt *das Verſtändniß der Schrift* auf eine *zugängliche und anſprechende Weiſe* müſſen aufgeſchloſſen werden. *Georg Müller* wünſchte ſich, daß er die Bibel vergeſſen könnte und daß er, die Reihe der Klaſſiker bis auf Plinius und Seneka herab ſtudirend, auf einmal auf das Bibelbuch geführt würde, um zu ſehen, wie ihm dann darum dünken möchte. Noch hängt die Achtung und Ehrfurcht vor der Bibel bei manchem Gebildeten mit heiliger Tradition vergangener Zeiten zuſammen; noch gibt es unter ihnen Solche, welche den greiſen Scheitel ihrer Väter in häuslicher Andacht ſich neigen ſahen, und denen ihre Mütter, als ſie noch klein waren, die Hände zum Gebet zuſammenlegten; welchen ein Choral von Bach oder ein Kölner Dom den Eindruck gegeben hat, daß die Religion, welche eine ſolche Schöpfung hervorrief, einen innern Kern der Wahrheit haben müſſe: ſolche Fäden der Tradition halte der Prediger heilig und knüpfe daran an. Aber mehr oder weniger iſt vielen Gebildeten der vorher erwähnte Wunſch, den der treffliche Mann, welchen eine fromme Mutter mit dem Namen des irdiſchen Vaters zugleich den des himmliſchen lallen lehrte, ausſprach, unwillkürlich in Erfüllung gegangen. Für ſie lege der Prediger die heilige Schrift aus, ohne alle anderen Vorausſetzungen als die eines Herzens, *welches für rein Menſchliches empfänglich iſt.* So hat es hie und da *Herder* gethan, nur daß er mehr mit *Chateaubriand* les beautés de la religion chrétienne, als sa vérité éternelle zu zeigen befliſſen war. So hat es in noch höherem Styl für noch weiter Entfremdete *Schleiermacher* gethan. Keiner in neuerer Zeit iſt wie er *Prediger der Religion für die Gebildeten unter ihren Verächtern* geworden. Daß es mit dem Chriſtenthum doch etwas mehr ſey, als mit einer ſchönen Dichtung des Alterthums, daß es *eine alle Zeiten überdauernde Realität* ſey, dies verdankt ihm Mancher, der nachher noch mehr von der Sache zu erfahren bekam. Von ihm werden alſo die Prediger unter den Gebildeten viel zu lernen haben. Wohl wird für ſolches Geſchäft eine möglichſt große Bildung und Umſicht des Geiſtlichen ſelbſt wünſchenswerth ſeyn. In einer Zeit, wo *Shakespeare* eine ſtärkere Autorität für Viele iſt als *Paulus*, und ein Diſtichon *Goethe's* eine kräftigere Belegſtelle als der ganze Römer- und Galaterbrief, darf der Geiſtliche, welcher auf ſeine Gemeinde wirken will, mit ihren Gewährsmännern nicht unbekannt ſeyn."

Wir theilen die Vermuthung nicht, daß durch dieſes Entgegenkommen irgend werde geholfen werden. Im Gegentheil ſind wir überzeugt, daß durch das angegebene Mittel die große Mehrheit der Prediger verführt werden wird, das Chriſtenthum durch elegantes modernes Raiſonniren nur noch mehr zu trivialiſiren. Hat doch ſchon Einer unlängſt den Leidenskelch Chriſti verſtändlicher zu machen geglaubt, indem er ihn mit dem Becher des Goethe'ſchen König in Thule verglich.

Wirkſamer ſind die andern hier vorgezeichneten Mittel. Der Geiſtliche ſoll die Gemeinde kennen und nach deren Eigenthümlichkeit oder in Folge beſonderer Vorfälle ihr ins Gewiſſen reden, das Nächſte ins Auge faſſen und nicht zu ſehr ſich verallgemeinen. Endlich ſoll der Geiſtliche, und das iſt die Hauptſache, ſelbſt von dem was er predigt, innig überzeugt und begeiſtert ſeyn.

Aber gerade dieſe weſentlichen Punkte kann man nicht erzwingen oder durch guten Rath herbeiführen. Sollen wir unſere unmaßgebliche Vermuthung kurz ausdrücken, ſo bedünkt es uns, alle jene Klagen über leere Kirchen, religiöſe Gleichgültigkeit und Unglauben haben ihre Quelle einzig und allein in dem Mangel an Freiwilligkeit, der unſer ganzes Kirchenweſen charakteriſirt. Sektirer ſind begeiſtert, weil ſie durch freie Wahl Gleichgeſinnter eine innig verbundene Gemeinde bilden, weil ſie ihre Prieſter und Redner ſelber wählen und weil dieſe zu ihrem Amt durch innern Beruf getrieben werden. Daher auch die große Neigung zur Sektirerei überall, wo man für die Religion noch nicht gleichgültig iſt. Die Wirkungen einer ſolchen Freiwilligkeit, die innere Freudigkeit, der Starkmuth, die begeiſterte Liebe im Glauben können freilich durch den Schlendrian nicht erſezt werden, der dem Monopol ſo mancher unberufener nur zu einem Brodſtudium abgerichteter Prieſter nothwendig immer ankleben wird.

Herr Tholuck verkennt nicht, daß die katholiſche Kirche Mittel beſizt, die der proteſtantiſchen zu wünſchen wären. Er ſagt: „So lange der Proteſtant, mit ſeiner *Predigt* zufrieden, dem Geſang, Gebet und der Liturgie aus dem Wege geht, wie andererſeits der Katholik, mit ſeiner *Meſſe* zufrieden, der Predigt, — kann der Kultus unter uns nicht wieder aufblühen." Ein gewichtiges,

Digitized by Google

ein vielleicht fruchtbares Wort. Ueberhaupt hat der Katholicismus, trotz ſeiner ſtrengen Dogmen, viel mehr von jener oben bezeichneten Freiwilligkeit, als der Proteſtantismus. Man geht zur Kirche, wenn man will, zu jeder Stunde, allein oder mit der Gemeinde. Man iſt von der jeweiligen Perſönlichkeit des Prieſters nicht abhängig. Endlich iſt die Kirche noch getrennt vom Staate, das Polizeimäßige drängt ſich nicht ſo auf.

Wie aber, wenn die Abhängigkeit der evangeliſchen Kirche vom Staat und die Liturgie, das Ceremoniöſe im Gegenſatz gegen die Predigt, in gleichem Grade wüchſen? Dann würde eine Monſtroſität entſtehen, gleich unähnlich der ehrwürdigen alten katholiſchen Kirche, die von moderner Miniſterwillkühr unabhängig war, wie dem eben ſo ehrwürdigen alten Proteſtantismus, der dem Geiſt das Recht erkämpft gegen das Fleiſch. So iſt denn wohl nicht durch Aeußerlichkeiten, dem Katholicismus entnommen, ſondern es iſt nur durch ein Element größerer Freiwilligkeit zu helfen, das in die Kirche kommen müßte, ſey es durch eine Presbyterial-Verfaſſung oder wie immer. Wir ſind weit entfernt, irgend etwas, das künftig ſeyn könnte, vorzuſchlagen, oder nur zu vermuthen, aber wir glauben berechtigt zu ſeyn, zu behaupten, daß unter den gegebenen Umſtänden, wo in der Kirche alles ſo wenig freiwillig geſchieht, auch die verlangte Theilnahme und Begeiſterung der Gemeinden eine Unmöglichkeit ſind.

Die hier mitgetheilten Predigten ſind Ergüſſe einer reinen, in unſerer Zeit ſeltenen Frömmigkeit. Aber auch ſie theilen die allgemeine Eigenthümlichkeit neuerer Predigten, ſie beruhigen zu viel und erſchüttern zu wenig.

19) Der Prediger oder die Kirche im Leben und Siechthum. Von Dr. G. H. Zehner. Hanau, Edler, 1833.

Dieſes Schriftchen gibt recht gut die Gründe der unter uns Proteſtanten ſo ſehr geſunkenen Kirchlichkeit an. Erſtens: der Prediger hat aufgehört, Lehrer zu ſeyn; die Menſchen lernen von Andern ganz Anderes. Zweitens: junge Leute ohne allen innern Beruf beſtimmen ſich für das Predigtamt, laſſen ſich oberflächlich dafür abrichten und ſind froh, wenn ſie eine Verſorgung haben, ohne je die Pflichten ihres Amts nur würdigen zu können. Drittens: der Landprediger verbauert, entweiht ſein Amt durch Kauf und Verkauf ꝛc. Viertens: es gibt ſogar Pönitenz-Pfarreien, deren Gemeinden dazu verdammt ſind, immer den Auswurf jener Unberufenen bei ſich das Predigtamt verwalten zu ſehen. Fünftens: die Geringſchätzung der alten chriſtlichen Feiertage, an deren Urſprung und Zweck man kaum mehr denkt und die man ſo trivial als möglich begeht.

20) Briefe über die äußere Kanzel-Beredſamkeit oder die kirchliche Deklamation und Aktion. Von Dr. Guſtav Schilling. Stuttgart, Löflund und Sohn, 1833.

Der Verfaſſer iſt ſehr gründlich zu Werke gegangen und hat die für die Kanzel natürliche und würdige Mimik in ein Syſtem gebracht, wie früher zuerſt Engel die Mimik des Schauſpielers, ja eine förmliche Grammatik der unhörbaren Rede aufgeſtellt, und dabei auch beſondere Rückſicht auf die Muſik der Rede genommen, wie ſich denn in ihm ein beſonderer Freund der Muſik nicht verkennen läßt.

Wir zweifeln nicht, daß viele Kanzelredner eine ſolche Belehrung nöthig haben. Sollte es aber nicht im Weſen des Proteſtantismus liegen, ſich lieber einen ſchlechten Kanzelredner gefallen zu laſſen, wenn nur der Inhalt ſeiner Rede gediegen iſt, als äſthetiſche Formen zu verlangen? Gewiß. Wir wollen keine Schauſpieler auf den Kanzeln und vor den Altären haben. Das Aeſthetiſche ſchenken wir ihnen gern. Nur Würde verlangen wir unbedingt von ihnen, und inſofern iſt es allerdings heilſam, die Prediger auf manches aufmerkſam zu machen, was in ihrer Aktion gegen den Anſtand, gegen die Heiligkeit des Amtes ſtößt.

Betrachten wir z. B. folgendes gute Portrait, das der Verfaſſer entworfen hat: „Um den Altardienſt zu verrichten, kam S. ſchon nach dem erſten Geſange aus der Sakriſtei; ich war ſehr begierig, den Mann zu ſehen, und beobachtete ihn daher ganz genau in allen ſeinen Bewegungen; feierlich erhaben und würdevoll war ſein Gang, eben ſo wenig zu ſchnell und daher leichtfertig oder eine dem Gottesdienſte nicht ſehr angemeſſene Stimmung verrathend, als zu langſam und daher, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, theatraliſch abgemeſſen. er war natürlich und dabei doch Ehrfurcht gebietend, ſein Körper in aufrechter Haltung; das Haupt ragte hervor aus den Schultern ohne jedoch ſich zurückzuwerfen und dadurch eine Art von prieſterlichem Stolz anzunehmen; ein heiliger Ernſt lag in den Zügen ſeines wohlgebildeten Geſichts, und dem entſprachen alle übrigen Bewegungen ſeines Körpers; kurz es war ein ſchöner Mann, deſſen Erſcheinen ſchon, wie ich es an mir ſelbſt verſpürte, einen wohlthätigen Einfluß auf die andächtige Stimmung der Gemüther ſeiner Zuhörer urplötzlich ausüben mußte. Er trat vor den Altar, legte die gefalteteten Hände ruhig und in ſchöner Form der Arme auf denſelben, ſtand gerade aufrecht, und ſein Blick war, ſo viel ich ſehen konnte, bei um eine oder zwei Linien vielleicht ſeitwärts gehaltenem Haupte, mehr nach oben als geradeaus gerichtet, als flehete er in der Stille zu Gott, ihm ſeinen

Digitized by Google

allmächtigen Beiſtand zu ſchenken und das Wort, welches er heute zu ſeiner Gemeinde reden würde, ſegensreich in dieſer wirken zu laſſen. Mir gefiel das ſehr wohl, und auch mein Freund, der Herr Profeſſor F., der nach dem Eindrucke urtheilte, den dieſe Haltung und Gebehrde auf ihn gemacht habe, wollte an der Sache ſelbſt nichts tadeln, doch meinte er, es würde dieſer Eindruck vielleicht noch viel größer, feierlicher und wirkſamer geweſen ſeyn, wenn S. ſein Haupt geneigt oder auch wohl in völlig gebeugter Stellung dies Gebet verrichtet hätte, — es hätte dies mehr von jener bedeutſamen Abgezogenheit von allem Irdiſchen und der ungeſtörten Hingebung zu dem erhabenſten Gefühl der Andacht gezeugt; bedenken wir aber, daß eine Seele, ein Herz, welches Gott, ſeinen allmächtigen Schöpfer und allgütigſten Vater liebt, auch mit Liebe und Vertrauen, mit offenem Blicke zu ihm hinausſchaut, und daß überdem auch ein geneigtes Haupt, eine gebückte Stellung in dieſer Art niemals im Stande iſt, ſchöne Linien und die Umriſſe eines ſchönen Contours zu erzeugen, ſo läßt ſich wohl mit weit mehr Grund das Gegentheil behaupten, daß eine ſolche Haltung des Körpers den empfundenen feierlichen Eindruck um ein Bedeutendes verringert und die dadurch erweckte andächtige Stimmung in dem Herzen der Zuhörer nicht einen ſolch hohen Grad erreicht haben würde. Welcher Widerſpruch auch: erhabenſtes Gefühl der Andacht und — niedergebeugte, gedrückte Stellung des Körpers? — Vertheidigen dagegen wollte F., daß S., als er ſich nun gegen die Zuhörer wandte und ſeinen Vortrag hielt, rücklings ſich an den Altar anlehnte; es wäre wohl zu viel verlangt, meinte er, und müßte beſchwerlich werden, wenn der Prediger auch hier ganz frei ſtehen ſollte; einen Halt- und Ruhepunkt wolle und müſſe der Körper irgendwo nothwendig haben, ſey er an ſich auch noch ſo unbedeutend und wenig unterſtützend. Mir will das nicht einleuchten; wozu einen Anhaltpunkt? es werden doch die Beine den Körper tragen können? nur die Hände allenfalls müſſen wo zu bleiben wiſſen, wenn ſie nicht agiren, dazu aber kann jenes Anlehnen an den Altar doch nicht wohl dienen oder förderlich ſeyn? bei dieſer Art Reden hat ja der Prediger meiſtens ein Buch in der Hand, und das gibt ſchon Beſchäftigung genug für die Zeit der mimiſchen Ruhe; wär es aber auch nicht, wüßten die Hände mit Nichts ſich zu beſchäftigen, ſo könnten ſie in keinem Falle doch, der Prediger ſtehe nun frei oder lehne ſich an, irgend wo anders in ſolchen Augenblicken ſich halten, als an dem Körper, von irgend einem ſtützenden Ruhepunkte, wie ſolcher bei der eigentlichen Predigt wohl die Kanzelbrüſtung ſeyn dürfte, kann da keine Rede ſeyn; und was das für Folgen hat, wenn man wirklich den Altar, vermittelſt eines Anlehnens an denſelben, dazu gebrauchen wollte, das zeigte ſich ſogleich bei dem Herrn S. Er hatte eine ſchöne, runde, ſonore und volle Stimme, allein der meiſte Klang davon ging für das Ohr der Zuhörer verloren; durch das Rücklingslehnen war der Körper gedrückt und übergebogen, der Ton mußte alſo nothwendig kurz ſeyn und verdünnt erſt auf den verſchiedenen Umwegen zu dem Ohre der Anweſenden gelangen; die Aktion wieder, von der ich mir, dem ſchönen Gange und der vorhergehenden ſchönen Stellung nach, ſo viel verſprach, war ebenfalls eng, und daher winklich und eckig. Es war eine unangenehme Störung für mein Auge, und doch konnte ich es nur dem guten Geſchmacke des Mannes zurechnen und ihm Dank wiſſen, daß er nicht die Beine noch dabei übereinander ſchlug, wie wir es ſonntäglich ſehen können, und was, als combinirter Ausdruck einer unkirchlichen Gemächlichkeit, wenigſtens die unmittelbare Folge jener anlehnenden Stellung iſt; einen noch widrigeren Eindruck würde dies auch auf mich gemacht haben; es iſt unanſtändig in dieſem Augenblicke."

Junge Prediger mögen ſolche Bilder ſich vorhalten, aber ſie mögen daraus nur lernen, das Unanſtändige zu vermeiden. Schlimm dagegen wäre es, wenn ſie ſich zu viel mit der eigentlichen mimiſchen Kunſt beſchäftigten, weil daraus gar zu leicht Koketterie entſteht. In der Regel wird jeder fromme Geiſtliche ſchon unwillkührlich, ohne nur daran zu denken, die Pantomime machen, die zu dem paßt, was er gerade lebendig fühlt. Iſt von gläubigem feſten Vertrauen in einer Zeit der Noth die Rede, ſo wird er beim Gebet auch feſt zum Himmel blicken. Iſt von Demuth im Glück die Rede, wird er im Gebet das Haupt ſenken, auch ohne Vorſchrift und ohne ſich der Regel nur bewußt zu werden.

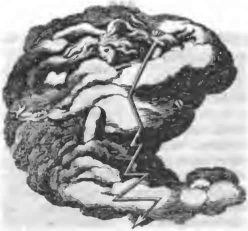
Deßhalb kann man den Predigern nur zurufen, was überhaupt jedem Redner: ſey nur begeiſtert, das übrige wird ſich finden! Sollte je die geiſtliche Beredſamkeit bei uns ſinken, ſo wird ſie nur durch den Naturalismus begeiſterter Volksredner, nicht durch eine zu erlernende Kunſtfertigkeit wieder gehoben werden. Das äußere Kleid kann den Mangel an innerm Geiſt und Leben nicht erſetzen.

21) Anleitung zur Vorleſekunſt für künftige Kanzelredner und Liturgen. Von Dr. K. A. Zeller. Tübingen, Oſiander, 1834.

Hier iſt nur vom ſprachlichen Vortrag die Rede, deſſen Hebungen und Senkungen, Pauſen ꝛc. zum Behuf der Verſtändlichkeit und des Wohllauts erörtert werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 105. Mittwoch, 19. Oktober 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

22) Die Predigerwahl zu Schwelm, oder: begründet der mit den ſymboliſchen Schriſten der evangeliſchen Kirche nicht übereinſtimmende Glaube eines Predigers einen rechtlichen Einſpruch gegen ſeine geſetz- und ordnungsmäßig vollzogene Wahl? Eine Reihe von Aufſätzen für und gegen aus dem rheiniſch-weſtphäliſchen Anzeiger geſammelt von Dr. H. Schulz. Hamm, Schulz, 1836.

Gottesdienſt iſt Sache der Gemeinde. Schon nach dem Vernunſtrecht wie nach der älteſten chriſtlichen Praxis ſteht die Wahl des Prieſters bei der Gemeinde und kein Dritter ſoll ſich einmiſchen. Daraus folgt aber auch das Recht für die Gemeinde, ſich eines Seelſorgers und Predigers zu entſchlagen, wenn ſie ſich glaubt in ihm geirrt zu haben. Es kommt daher im vorliegenden Falle darauf an, ob die Gemeinde als ſolche, ob das Volk proteſtirt?

Wenn das Volk mit einem Prediger nicht zufrieden iſt, ſo ſoll er ihm weichen, das iſt billig, ſelbſt dann, wenn die Gemeinde Unrecht hätte. Ohne Vertrauen kann kein Geiſtlicher beſtehen, oder des Himmels Manna wird ſich in ſeinem Munde in Giſt verwandeln. Der Demos iſt oft wunderlich, von alten Vorurtheilen oder von perſönlichen Intriguen mißleitet. Es hat gewiß ſchon viele Fälle gegeben, wo ein würdiger Prediger auf unverdientes Mißtrauen ſtieß. Im Allgemeinen aber möchten wir den Gemeinden das Recht vindiciren, daß die Entſcheidung immerhin bei ihnen ſtehe. Und iſt es nicht ein richtiges natürliches Gefühl, was zuweilen die Gemeinden erkennen läßt, daß die Philoſophie, welche gewiſſe Prediger unter der Maske des Chriſtenthums und doch als die bitterſten heimlichen Chriſtenfeinde ausbieten, überall anderswohin vortrefflich paſſen möchte, nur nicht gerade in die Kirche? Es liegt etwas Verletzendes in dem Auftreten eines Mannes im Chorrock auf der Kanzel, vor dem Altar, unter allen Attributen des chriſtlichen Prieſterthums, der gleichwohl nichts weniger als ein Chriſt, ſondern ein Materialiſt, Pantheiſt, Hegelianer oder ſonſt dergleichen iſt. Solche Leute haben ja weltliche Lehrſtühle genug und die Preſſe. Es würde ihnen beſſer anſtehen, alle Kirchen niederzureißen, es wäre wenigſtens ehrlicher, als da hineinzugehen und zu heucheln, oder dem Chriſtenthum eine wächſerne Naſe zu drehen.

Das Buch, weßhalb ein Theil der Gemeinde zu Schwelm gegen den Prediger Hülsmann proteſtirt hat, iſt die:

Digitized by Google

23) Prediger-Bibel oder exegetiſches Handbuch für praktiſche Theologen. Herausgegeben von Hülsmann, Prediger in Dahl bei Hagen in Weſtphalen. Erſter Band. Stuttgart, C. W. Löflund, 1835.

Ein durchaus rationaliſtiſches Buch, ungefähr wie das Leben Jeſu von Paulus in Heidelberg, worin die Wunder auf eine ſogenannte natürliche Weiſe erklärt werden, d. h. durch kleine wohlwollende Betrügereien, deren ſich Chriſtus bedient haben ſoll. Da das Buch nur alle die Abgeſchmacktheiten wiederkäut, die ſchon längſt in andern Büchern ſtehen, und da in Deutſchland viele tauſend Rationaliſten gerade ſo und nicht anders denken, ohne daß man deßhalb gegen ſie proteſtirte, ſo begreift man eigentlich nicht, warum gerade der arme Hülsmann ſo angefochten wird. In den gegen ihn gerichteten Anklagen wird hervorgehoben, was er über die Ehe ſagt, die er nicht nach der Bibel, ſondern nach Goethe's Wahlverwandtſchaften, nach der Madame Rahel und nach den Theorien der jungen Deutſchen beurtheilt, und deren Abſchluß oder Trennung er von der erſten beſten Laune abhängig macht, wie den Zuſammenlauf der lieben Thiere. „Mangel an ſogenannter Wahlverwandtſchaft iſt ſchon ein hinreichender Grund zur Scheidung; überhaupt kann die Ehe als ein Vertrag, unter Verhältniſſen, welche dieſen Bund für die Glieder derſelben eher nachtheilig als nützlich machen, ohne weiteres aufgelöst werden,“ ſteht da Seite 50.

Auch hat der ſuffiſante Ton beleidigt, mit dem Herr Hülsmann die Evangelien erklärt. Z. B. Seite 228: „Nach der Erzählung der Evangeliſten findet Jeſus einen Feigenbaum am Wege, verwünſcht ihn wegen ſeiner Unfruchtbarkeit, und dieſes Verwünſchen hat ſeine gänzliche Verdorrung zur Folge. Aber läßt es ſich denn wohl denken, daß der Herr einen vernunftloſen, mithin unſchuldigen Feigenbaum verflucht habe, und daß durch dieſe Verfluchung der ganze Baum verdorret ſey? Hätte ein ſolches Wunder auch nur einen denkbaren Zweck gehabt? Wäre es nicht ein pures Schauwunder geweſen? Der Gläubige ſoll nicht bloß etwas Aehnliches, ſagt Jeſus, wirken können, ſondern noch Größeres. Da nun der Glaube durchaus keine Wunder, ſondern nur eine hohe ſittliche Kraft mittheilt, ſo iſt es unläugbar, daß hier von keiner wunderbaren Zerſtörung des Baums die Rede ſeyn kann. Die Jünger hatten doch in der That bereits größere Wunder geſehen, und in einigen Tagen ſollten ſie noch viel herrlichere erblicken. Der wahrſcheinliche Hergang der Sache iſt folgender: Der Herr fand auf ſeinem Wege einen unfruchtbaren Feigenbaum, dem er es anſah, daß er im Abſterben begriffen war. Dieſes ſagt er ſeinen Jüngern auch vorher, und nach ſeiner Gewohnheit knüpft er an dieſe unbedeutende Begebenheit lehrreiche Bemerkungen an. Alſo wird es auch, ſpricht er, allen denjenigen ergehen, welche keine Früchte bringen, nicht Geſinnung und Leben ändern, nicht ihre Laufbahn mit tugendhaften Handlungen bezeichnen; ſie gehen ihrem ſichern Verderben entgegen. Am andern Morgen (nach Mark.) ſehen die Jünger den Feigenbaum verdorret, das allmählige Abſterben deſſelben war vermuthlich wegen der Hitze noch viel deutlicher geworden, und die Thatſache der Verwünſchung Jeſu als Urſache beimeſſend, gerathen ſie in das höchſte Erſtaunen. Abermals benützt der Herr dieſen Vorfall zu ſehr wichtigen Erörterungen. Ihr ſtaunt darüber, ſpricht er, daß ich das Verdorren des Feigenbaums vorhergeſagt habe. Alles kann der Gläubige, durchaus nichts iſt ihm unmöglich.“

Etwas Schlimmeres iſt uns weder in der Prediger-Bibel ſelbſt, noch in den dagegen erhobenen Anklagen aufgeſtoßen, und die hier ausgehobenen Stellen erſcheinen als ſo unſchuldiges Nachſprechen deſſen, was hundert Andere vorhergeſprochen, daß man dem Verfaſſer wahrhaftig keine beſondern Vorwürfe machen ſollte.

* * *

Wir dürfen wohl einmal die allgemeine Frage aufwerfen, wie überhaupt eine dem Chriſtenthum weſentlich entgegengeſezte Philoſophie gerade unter den Geiſtlichen und in der Maske des Chriſtenthums ſo weit verbreitet worden iſt? Im vorigen Jahrhundert trat dieſe Philoſophie offen und muthvoll der Kirche entgegen, ſuchte ſie zu ſtürzen und ſtürzte ſie wirklich in Frankreich wenigſtens für einige Jahre. Im gegenwärtigen Jahrhundert tritt dieſelbe Philoſophie ſchlau im Kirchentalar auf und gibt ſich für das Chriſtenthum ſelbſt aus.

Die fromme Miene, der erbauliche Ton, womit manche Theologen immer gegen Chriſtum die höchſte Ehrfurcht heucheln und immer in der bibliſchen Ausdrucksweiſe bleiben, während ſie doch alles Heilige ſogleich wieder in Betrug, Prahlerei und Comödie auflöſen, dieſer falſche ſchielende Styl iſt unter allen Umſtänden verdammlich und etwas viel Schlimmeres, als offner Haß gegen das Chriſtenthum. Der Unglaube hat manchmal im vorangegangenen Aberglauben ſeinen natürlichen Entſtehungsgrund und läßt ſich in ſofern rechtfertigen, aber dann muß es ein offner Unglaube ſeyn. Ein heimlicher Unglaube in der Maske des Glaubens iſt nie zu rechtfertigen, iſt immer verächtlich.

Es gibt trotzige Menſchen, die ſich zur chriſtlichen Demuth nie bekennen werden, die einer römiſchen, aber keiner chriſtlichen Tugend fähig ſind. Es gibt luſtige Brüder, die der Ernſt im Chriſtenthum genirt, ohne daß ſie etwas Böſes dächten oder wollten. Dieſe braven Leute bleiben aber Layen; es fällt ihnen nicht ein,

Digitized by Google

Prediger, Doctoren und Profeſſoren der Theologie, Konſiſtorial- und Geheime Kirchenräthe werden zu wollen.

Es gibt Flachköpfe, die für alles Tiefe im Chriſtenthum vernagelt ſind. Es gibt kleinliche Naturen, die keiner großmüthigen Liebe, keines Seelenadels im chriſtlichen Sinne fähig ſind. Es gibt Leute, denen das Reinliche am Chriſtenthum höchſt fatal, denen nur im Unſaubern wohl iſt. Es gibt Spottgeiſter, die wie von einem innern Wahnſinn angetrieben, alles verhöhnen, alles verhaßt und lächerlich zu machen ſuchen. Es gibt Dämoniſche, die ohne irgend eine zunächſt erklärbare Urſache den Namen Chriſti tödtlich haſſen. Aber für ſie alle iſt weiter Raum auf Erden. Die Sonne ſcheint über Gerechte und Ungerechte. Alle Fakultäten, die ganze Literatur, das ganze bürgerliche Leben ſteht ihnen offen. Nur einen Ort ſollten ſie verſchonen, nur einen Stand.

Wer nun einmal Hegel für größer hält, als Chriſtus, der ſollte warten, bis man dieſem Hegel Tempel bauen wird, aber er ſollte nicht Chriſti falſcher Diener in einer evangeliſchen Kirche werden oder bleiben wollen. Wer nun einmal die Emancipation des Fleiſches und Heine's neues Heidenthum für das höchſte Ziel der Menſchheit hält, der ſollte wie Heine in Paris luſtig leben, aber nicht eine chriſtliche Gemeinde in Deutſchland von der Kanzel herab erbauen wollen. Wem Chriſtus eine mythologiſche Fiktion, oder ein Taſchenſpieler, Magnetiſeur und Volksbetrüger, eine Art Caglioſtro iſt, der ſollte ihn wie Parny zum Gegenſtand der Satire machen, aber er ſollte nicht zugleich ein auf den Namen Chriſti vereidigter Prieſter ſeyn wollen.

Chriſtum verachten, verſpotten oder ganz und gar läugnen und doch noch auf die Autorität eines chriſtlichen Lehramts Anſpruch machen — iſt nicht deßwegen weniger verwerflich, weil es in unſerer Zeit ſo oft geſchieht.

Da dieſe Heuchelei unſer Zeitalter recht eigentlich charakteriſirt, iſt es der Mühe werth, ihrem Urſprung nachzuforſchen.

In ſehr vielen einzelnen Fällen iſt die Heuchelei zwar nur perſönlich, das feig gewordene Geſchlecht hat nicht mehr den Muth, einer Anſtellung und Beſoldung zu entſagen oder auf irgend eine Weiſe zum Märtyrer zu werden. Es findet es viel bequemer, ein bischen chriſtlichen Hokus Pokus zu machen und unter dieſem Deckmantel dann deſto boshafter an den eigentlichen chriſtlichen Wahrheiten zu nagen, zu ſchaben und zu raſpeln.

Im Allgemeinen aber läßt ſich nicht verkennen, daß die Heuchelei, von allen ſolchen Perſönlichkeiten abgeſehen, als eine veränderte Taktik des Unglaubens anzuſehen iſt, nachdem die offenen Angriffe deſſelben im vorigen Jahrhundert mißlungen ſind. Wird er aber durch die feige Schlauigkeit mehr ausrichten, als früher durch offne Tapferkeit?

Woher überhaupt der Unglaube? Er war und iſt noch die franzöſiſche Karrikatur unſerer großen Reformation. Voltaire war der Affe Luthers. Nachdem wir Deutſche, ehrlich wie wir ſind, die Religion von den falſchen Satzungen befreit und geläutert, kamen die Franzoſen und ſagten: ihr ſeyd auf halbem Wege ſtehen geblieben, die Religion muß ganz abgeſchafft werden. Daß dieſe Lehre auch in Deutſchland Eingang fand, dazu wirkten mancherlei Umſtände. Friedrich der Große billigte ſie, weil ihn die geiſttödtende Langeweile des damals barbariſchen Lutherthums anekelte. Die bayeriſchen Illuminaten adoptirten ſie aus Haß gegen die Jeſuiten. In beiden Fällen rief nur ein Extrem das andere hervor.

Das Beſte, was man von dem damaligen Unglauben ſagen kann, iſt: er war ehrlich, offen, tapfer, und er war populär, klar, verſtändlich. Man ging geradezu auf den Umſturz ſämmtlicher chriſtlichen Kirchen, auf die Ausrottung jeder poſitiven Religion aus und wollte an deren Stelle etwas durchaus Neues ſetzen. Zwar ſtritt man, von welcher Art dieſes Neue ſeyn ſollte. Die Anhänger der Vernunftreligion verlangten eine Tugend um ihrer ſelbſt willen, auf die ſie mit großer Strenge hielten. Die Anhänger der Naturreligion beteten dagegen nur die Materie an, hielten nur Genuß und zügelloſe Sinnlichkeit für Gottesdienſt und wollten von keiner Strenge etwas wiſſen. Wie unmittelbar vor dem Beginn des Chriſtenthums die Heiden ſich getrennt hatten in ſtrenge Stoiker und laxe Epikuräer, ſo jetzt wieder. Aber beide Parteien zeigten ſich voll von Energie und kühnem Fanatismus. Beide ſchlichen ſich nicht heuchleriſch in die Kirche ein, ſondern wirkten von außen gegen ſie. Es war ehrlich, wenn man einmal an Chriſtum nicht mehr glaubte, ſeine Prieſter zu verjagen. Es war ehrlich, wenn man einmal die ſogenannte Vernunft und Natur für das allein Heilige erkannte, auch ihnen allein Tempel, Prieſter und Feſte zu weihen, wie in Frankreich wirklich geſchah.

Auch waren alle Schriften dieſer Antichriſten lichtvoll, klar, eindringlich durch feſte Ueberzeugung. Sie erſchöpften alle Gründe, die irgend für ihre Sache ſprachen und machten ſie jedem Leſer ſo anſchaulich als möglich. Da fand man noch nichts von jener ſogenannten Wiſſenſchaftlichkeit, von der Affektation, mit welcher die Mittelmäßigkeit ihre eigene Blöße bedeckt, von der Heuchelei, mit der ſich der Unglaube vor dem Unglauben an ſich ſelbſt zu verſtecken ſucht, und von der Phraſeologie, womit man die trivialſten Gedanken anſpuzt, daß ſie vornehm ausſehen.

Aber jener aufrichtige und lichtvolle Unglauben reuſſirte nicht.

Digitized by Google

In Deutſchland waren vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution die Illuminaten am weiteſten gegangen. Aufgereizt durch die Reibungen mit den Exjeſuiten fielen ſie in das franzöſiſche Extrem und wurden Materialiſten. Ihre, dem Jeſuitenorden nachgebildete geheime Verbindung war eng und feſt, ihre Lehre keck und ſcharf, ſie gewannen alſo großen Einfluß auf den lockern und ſchwankenden Freimaurerorden, dem ſie eine Menge einzelne Mitglieder entführten, trotz des damaligen norddeutſchen Großmeiſters, Herzog Ferdinand von Braunſchweig. In Braunſchweig ſelbſt weihte Profeſſor Mauvillon den berühmten Grafen Mirabeau, der damals als Spion des franzöſiſchen Miniſteriums umherreiſte, in den Illuminatismus ein, und dieſer entdeckte mit ſeinem gewohnten Scharfblick, daß er ein neues treffliches Mittel gefunden habe, ſich durch den Einfluß, den er nun in Deutſchland üben konnte, in Frankreich ſelbſt wichtig zu machen. Er beſchloß ſogleich, Frankreich zu illuminiren. Der Herzog von Orleans, damals Großmeiſter der Freimaurer in Frankreich, ſetzte ſich in die engſte Verbindung mit den deutſchen Illuminaten und ſpendete ſogar Geld, wenn den Nachrichten des General Dumouriez zu trauen iſt. Zwei Großbotſchafter des Illuminatenordens, Bode und von dem Buſche, wurden feierlich in Paris eingeführt und fingen in der Loge du contrat social einen förmlichen Curſus ihrer Doctrinen an, nachdem ein anderer Deutſcher, der Pfälzer Holbach, durch ſein „Syſtem der Natur“ ſchon eine große Gemeinde für die Naturreligion gewonnen hatte. Hieraus erklärt ſich das Vorkommen und der Einfluß ſo vieler Deutſchen beim Ausbruch der Revolution, und beſonders bei der Gründung der Republik in Paris, ſo wie auch die Leichtigkeit, mit welcher die franzöſiſche Armee Mainz nahm ꝛc. Die meiſten Mainzer Profeſſoren waren Illuminaten. Mauvillon in Braunſchweig erließ im Anfang der Revolution ausdrücklich ein Circular an alle Brüder, Frankreichs Sache auf jede Weiſe zu unterſtützen.

Die Partei des Pariſer Gemeinderaths war es, die am engſten mit Orleans und mit den deutſchen Illuminaten liirt war, die zuerſt die Kirchen plünderte, die Religion abſchaffte und ſkandalöſe Feſte der Natur feierte. Aber ihr Epicuräismus kam mit der Stoa Robespierres in Conflict, und dieſer Fanatiker anderer Art ließ der ganzen Sippſchaft, namentlich auch allen deutſchen Illuminaten in Paris und am Rhein die Köpfe abſchlagen. So fielen die von Cloots, Karl Heſſe, Eulogius Schneider, Trenk ꝛc.

Das Blutbad kühlte den Eifer ab. Es iſt merkwürdig, daß man ſeitdem von der ganzen einſt ſo mächtigen Partei gar nichts mehr hörte.

Erſt nach und nach trat in der ſogenannten wiſſenſchaftlichen Theologie der in die Form beſcheidener Zweifel oder natürlicher und mythiſcher Erklärungen eingehüllte Unglaube wieder hervor. Die Maske war allerdings glücklich gewählt, denn ſchwer iſt ein wirklich beſcheidener Zweifel von einem boshaften Irremachen, ſchwer eine gelehrte Erklärung vieler Einzelheiten von einem ſchlauen Wegerklären der Hauptſache zu unterſcheiden.

Gegenüber dieſer widerlichen Heuchelei iſt es eine verhältnißmäßig erfreuliche Erſcheinung, daß in jüngſter Zeit auch wieder ein offener Unglaube hervorgetreten iſt. Wir möchten ihm beinahe Glück wünſchen, denn dem Chriſtenthum wäre kaum etwas zuträglicher, als eine neue Prüfung.

Die neuen Antichriſten glauben erſtaunlich ſchlau zu handeln, indem ſie ihre Sache mit der des politiſchen Liberalismus zu identificiren ſuchen. Sie vergeſſen, daß die Freiheit in Deutſchland wie die in Holland, England und Nordamerika eine unzertrennliche Gefährtin der Religioſität war. Sie wollen wenigſtens den Verſuch machen, ob wir guten Deutſche nicht auch ſo zu corrumpiren ſeyen wie die Franzoſen. Das franzöſiſche Beiſpiel iſt übrigens ganz geeignet, ſie zu widerlegen. Wie viele edle Männer ſchwärmten in jenem Frankreich für eine wahre, vernünftige, auf Sittlichkeit gebaute Freiheit. Welche Tugenden zeichnete die erſte Nationalverſammlung von 1789 aus! Aber wo ſind dieſe Biedermänner hingekommen? Unter das Meſſer der Guillotine. Was iſt aus ihrem edeln und uneigennützigen Wirken geworden? Entmenſchte Pöbelherrſchaft, ein Regiment von Dieben und Kupplern und endlich der Militärdeſpotismus. Aber wer that das? Das thaten die, die ſich unter der Maske der Freiheit eingedrängt hatten, um allgemeine Entſittlichung, um die Anbetung der Materie, um die Reſtauration des Fleiſches zu predigen. Ohne ſie wäre Frankreich rein geblieben, und ohne ſie hätte die Freiheit geſiegt, die durch ſie ſchmählich Bankerot machte.

Wie edel und liebenswürdig war die Aufwallung aller Menſchenfreunde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch in Deutſchland, jenes Ringen nach Aufklärung, nach geiſtiger Freiheit und nach Verbeſſerungen im ſocialen und politiſchen Leben! Man ſtellte der Menſchheit ein hohes Ideal der Tugend und des Glücks. Dieſe Aufwallung war ſo ſchön, weil ſie ſo rein war. Sie hat auch einige Früchte getragen. Wenn ſie aber ſo vielfach abgekühlt wurde, wenn es nicht möglich war, den Glauben an die Erfüllung jener erhabenen Hoffnungen und den Eifer dafür in den Menſchen feſtzuhalten, wer war Schuld daran? Die Unreinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 106. Freitag, 21. Oktober 1836.

Deutſche Geſchichte.

Geſchichte der Grafen von Eberſtein in Schwaben. Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Leopold von Baden aus den Quellen bearbeitet von G. H. Krieg von Hochfelden, Hauptmann und Flügel-Adjutant Sr. K. Hoheit des Großherzogs. Carlsruhe, Buchdruckerei von Wilhelm Haſper, 1836. 1r Band. gr. 8. 519 S. mit 5 Kupfertafeln und 4 Steindrücken.

Es ſind nun 70 Jahre verfloſſen, ſeit dem einer der aufgeklärteſten Fürſten ſeiner Zeit, Carl Friedrich, damals noch Markgraf von Baden, die Geſchichte ſeines Hauſes ſchreiben ließ durch einen Badenſer, deſſen literäriſche Thätigkeit Deutſchland und Frankreich zugleich angehört. Schöpflin's Historia Zaehringo-Badensis iſt ein Denkmal, das Carl Friedrich ewig bleiben wird. Die kleine Markgrafſchaft iſt indeſſen in ein blühendes Großherzogthum umgewandelt, aus einer Menge kleiner zerſtückelter Ländchen iſt einer der ſchönſten Staaten Deutſchlands geworden. Der Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts hat ſie zu einem homogenen Ganzen verſchmolzen, allein die Charakterindividualität der Provinzen iſt nicht untergegangen. Im Norden der Pfälzer und Bewohner des Rheines, im Süden der Schwabe, haben alle ihre Geſchichte und ältere und neuere Monumente auf den Spitzen der Berge, wie in blühenden Städten, erregen Luſt und Begierde zu wiſſen, was vormals geweſen, wie das, was nun uns erfreut, geworden, und welcher Zeiten, welcher Menſchen Werk die uns anſprechende Denkmale ſeyn mögen. Wir leben in einer Zeit des Ueberganges, in der das Andenken des Alten noch friſch iſt, jezt muß es aufgezeichnet werden, eine jüngere Generation würde manches nur mit Mühe verſtehen. Dieſer Forderung unſeres Zeitalters iſt der jezt regierende Großherzog von Baden, voll Sinn für Kunſt und Alterthum, entgegengekommen, und beginnt nun für die einzelnen Theile ſeines Landes, was ſein erlauchter Vater einſt für das Ganze that; er ruft die Geſchichtsfreunde Badens zu Bearbeitung hiſtoriſcher Monographien auf, und läßt die gewonnenen Werke mit königlicher Liberalität durch den Druck in die gelehrte Welt einführen.

Mit Vergnügen kündigen wir das erſte dieſer Werke an, deſſen Erſcheinen jedem Freund der vaterländiſchen Geſchichte willkommen ſeyn wird, nämlich die Geſchichte der Grafen von Eberſtein, deren eleganter Druck auf dem weißeſten Velinpapier, prachtvoll ausgeſtattet mit herrlichen Stahlſtichen und gelungenen Lithographien, uns beweiſen, daß der hohe Beförderer des Werkes es

Digitized by Google

an keinem Aufwand fehlen ließ, um ein würdiges Denkmal den Ahnherren des Schloſſes Eberſtein zu ſetzen, das ein Lieblingsaufenthalt ſeines jetzigen Beſitzers iſt.

Die zu löſende Aufgabe war nicht die leichteſte. Im neunzehnten Jahrhundert macht man an den Hiſtoriographen andere Anſprüche als zu Schöpflins Zeiten. Dieſen genügte eine möglichſt vollſtändige, chronologiſch geordnete Zuſammenſtellung des geſchichtlichen Materiales. Wir verlangen *hiſtoriſche Kunſt*. Wir wollen die geweſenen Verhältniſſe anſchauen und verſtehen, das Geſtorbene ſoll vor unſern Augen wieder auferſtehen. Wir wollen die Charaktere der handelnden hiſtoriſchen Perſonen kennen lernen, dann den Geiſt ihrer Zeit, um zu ſehen, wer ſie geweſen, und wie ſie ihr „*Schickſal erfüllt*“ haben.

Dies Problem iſt das ſchwerſte in einer *genealogiſchen* Geſchichte. Wie viel Unbedeutendes kömmt in einer ſolchen vor? Zwar gruppirt ſich um die Geſchichte der regierenden Häuſer, die ihrer Lande; allein nur wenige Häuſer haben auf dem Welttheater eine Rolle geſpielt, die ſie der Unſterblichkeit würdig machte; wie ſchwierig alſo, ein *Dynaſtengeſchlecht* hiſtoriſch intereſſant zu machen, deſſen Geſchichte faſt nichts als das traurige Gemälde ſeines Unterganges iſt. Und doch hat unſer Verfaſſer ein in jeder Rückſicht anziehendes Buch über die Grafen von Eberſtein geſchrieben. Was gründliches Studium und vollſtändige Kenntniß der Quellen, vereint mit einer richtigen Auffaſſungsgabe und einer höchſt klaren Darſtellungskunſt, zu leiſten vermögen, hat Herr von Krieg hier geleiſtet. Wir ſehen in ihm einen Kenner der deutſchen Geſchichte, d. h. nicht bloß der Chronologie, ſondern der Entwicklungs-Geſchichte der europäiſch-germaniſchen Civiliſation vom zehnten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert, dem es nicht allein darum zu thun war, die Namen der Geweſenen zu nennen und ihr Privatleben zu ſchildern, ſondern zu zeigen, wie die Bewohner ihrer Lande nach und nach von der Barbarei zur Humanität heranreiften, was ihre Herren hierzu thaten, wie ſie Klöſter ſtifteten, aus Dörfern Städte ſchufen, Geſetze gaben, Wohlſtand durch Beförderung der Gewerbe und des Handels gründeten, und wie die bürgerliche Freiheit reifte.

Die Geſchichte der *Grafen von Eberſtein* in Schwaben zerfällt in drei verſchiedene Theile; der erſte enthält in ſechs Kapiteln die fortlaufende Erzählung der Ereigniſſe und eine Darſtellung der Denkmale jener Grafen, von Seite 1 bis 299. Der zweite die Beweiſe der hiſtoriſchen Behauptungen in Anmerkungen zu den ſechs Kapiteln von Seite 303 bis 346. Der dritte endlich iſt ein trefflich geordnetes Urkundenbuch von 910 bis 1663, das fünf und fünfzig Nummern hat. S. 349 — 515.

Die Geſchichte beginnt mit Vermuthungen und Sagen. Erſt im Jahr 1085 treten die Grafen von Eberſtein urkundlich in der Geſchichte auf. Im Fluge führt uns der Verfaſſer von den Anfängen zur Zeit der Eroberung des nordweſtlichen Alemanniens durch den Frankenkönig Chlodwig 496; wodurch das ſchon von den Römern angelegte Caſtell von *Alt-Eberſtein* (bei Baden) das Grenzſchloß des lezten fränkiſchen Gaues wurde, nämlich des Uffgaues, durch den Oosbach von Alemannien geſchieden. Die erblich gewordenen Grafen dieſes Gaues waren die Ahnherren der *Dynaſten von Eberſtein*, deren Beſitzungen gerade die Hälfte des bald verſchwindenden Uffgaues waren. Die Farben des Herzogthums Franken, *Silber und Roth*, finden ſich im Eberſteiniſchen Wappen (mit der Roſe) wieder, während die ſchwäbiſchen Geſchlechter des anſtoßenden *Baden* ſchon *Roth* mit *Gold* in dem Schilde haben. (S. 3.) Was man urkundlich vom Uffgau weiß, wird S. 4 — 5 ganz kurz geſagt bis zum oben genannten Jahre, in welchem ein Berthold von Eberſtein nebſt ſeinen Söhnen Berthold und Eberhard als Zeugen in einem Schenkungsbrief an das Kloſter Reichenbach genannt werden. Im Jahr 1046 kömmt ein Graf im Uffgau vor, deſſen Söhne einer Berthold war; es iſt derſelbe, der nachher als Graf von Eberſtein erſcheint.

Auf dieſe Weiſe iſt die Wiege des Hauſes gefunden, und es handelt ſich bloß davon, die nächſtfolgenden Generationen aufzuſuchen. Die Söhne der alten Grafen pflegten die Grafſchaft zu theilen, behielten ihre Würde als Titel und ſo entſtanden der kleinen Herrſchaften in Menge, deren Inhaber Grafen blieben und von ihren Sitzen ſich nannten. Brüder des Grafen Bertholds waren die Grafen *Hermann von Forchheim* und *Burckhard von Stauffenberg*. (S. 6.) Ihr Stammherr hatte außer in dem Uffgau auch im Alpgau Beſitzungen. Unſer Verfaſſer zeigt uns auch, daß deren Schweſter *Judith* († 1091) die Gemahlin Hermanns I. Markgrafen von Baden geweſen, was die frühe Verbindung der beiden Häuſer beweist. (Gewöhnlich machte man früher jene Judith zu einer Tochter der Grafen von Calw; unſer Verfaſſer beſtätigt die bereits von Crollius berichtigte Abſtammung dieſer Ahnfrau des Hauſes Baden).

Wir leſen nun S. 8—10 einige Legenden, die Eberſteiner betreffend, und folgen S. 11 ganz leicht dem Faden der Geſchichte bis 1285, in welchem wir bereits die ſechste Generation Bertholds I. erblicken, oder die achte Gebhards des Grafen im Uffgau, der um 940 lebte. Wir finden während dieſer Periode die Eberſteiner als treue Gefährten der *Hohenſtaufen*, an welche ſie Bande der Verwandtſchaft knüpften. (S. 13.) Berthold III. von Eberſtein focht 1148 an der Seite *Friedrichs* von Schwaben in der Schlacht bei Damascus

Digitized by Google

im Gefolge des Kaiſers Conrad III. auf deſſen Kreuzzug. (S. 15.) Wie überhaupt der Rittergeiſt im Mittelalter **Klöſter und Abteien** ſtiftete, oder bereits beſtehende be**reicherte**, ſo finden wir auch bei den Eberſteinern dieſen **frommen Sinn**, der freilich die erſte Urſache des Sinkens **ihres Hauſes** wurde. Nicht bloß wurden Hirſchau und andere Klöſter von ihnen begünſtigt, ſie ſtifteten in ihrer Grafſchaft die in ſpäten Zeiten noch geweſenen Klöſter, **Frauenalb** 1138 und **Herrenalb** 1148. Jenes ſoll einer Viſion ſeines Schwagers Albrechts von Zimmern ſeine Erbauung verdanken, die unſer Verfaſſer S. 13—14 erzählt. Auf der am Ende des Werkes gegebenen Karte der Grafſchaft Eberſtein ſind die Beſitzungen beider Klöſter genau angegeben, ſie machen ein Drittheil des Landes aus. Noch jezt finden wir in ihren Kirchen anziehende Denkmale des Mittelalters, zum Theil Grabſteine des Eberſteiniſchen Hauſes. Eine Menge Urkunden des 12ten und 13ten Jahrhunderts laſſen uns die Grafen von Eberſtein leicht auffinden; wir ſehen ſie im Gefolge der Biſchöfe von **Speier**, der **Pfalzgrafen** am Rhein, bald in Worms, in Heilbronn, Oppenheim mit dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich u. ſ. w. Beſonders leicht iſt es, dieſelben im dreizehnten Jahrhundert zu verfolgen, da ihr Wirken und Handeln durch eine große Anzahl Documente beſtätigt wird, die unſer Veefaſſer von Seite 21—53 hervorhebt; es erklärt ſich dies daraus, daß zwiſchen 1181—1295 **zwanzig** verſchiedene Perſonen dieſes Hauſes urkundlich auftreten. In dieſer Zeit geſchah es, nämlich 1283, daß ein Theil der Eberſteiniſchen Beſitzungen, nämlich die Hälfte des Gebietes, des Schloſſes und der Herrſchaft **Alt-Eberſtein** an das **Haus Baden** durch Verkauf überging. (S. 52—53.) Während der **wilden** Periode des vierzehnten Jahrhunderts ging die Verarmung des Eberſteiniſchen Hauſes mit Rieſenſchritten vorwärts, einerſeits ſezten ſie ihrer Freigebigkeit gegen die Kirche keine Grenzen, andererſeits geriethen ſie der beſtändigen Kriege wegen in Schulden, da ſie an allen Händeln ihrer Zeit Antheil nahmen. (S. 47—135.) Im Jahr 1389 fand eine zweite Abtretung Eberſteiniſcher Beſitzungen an Baden ſtatt, und bald ſind die Grafen von Eberſtein nur noch Diener benachbarter Fürſten. **Wolff** von Eberſtein † nach 1395, war es, der ſeine Hälfte von Neu-Eberſtein, in der Stadt Gernsbach und mehreren Dörfern Schulden halber an Rudolph von Baden für 8000 Gulden verkaufte, der ihm die Freundſchaft erzeigte, ihn als **Amtmann** in ſeinen ehemaligen Beſitzungen anzuſtellen. (S. 84.) Alt-Eberſtein haben die Markgrafen bereits 1283 ganz erworben.

Auch die Klöſter Herren- und Frauenalb hatten ſich der Vogtei der Grafen zu entziehen gewußt. — Zwei Söhne Wilhelms II., Wolffs Bruder, nämlich Bernhard I. † 1440 und Wilhelm III., Ritter des deutſchen Ordens, beſaßen den Reſt der Grafſchaft. Die Nachkommen Bernhards, ſpäter in zwei Linien getheilt, ſezten die Familie fort bis 1728, wo ſie mit Albertine Sophie Eſther, geb. 1661, Tochter des lezten Grafen Caſimir von Eberſtein erloſch. Den Verfall des Hauſes ſuchte Bernhard II. gegen 1486 dadurch aufzuhalten, daß er die ſämmtlichen Beſitzungen, die er an ſich gebracht, mit einem Fideicommiß belegte. (S. 125.) Pfälziſche, Speieriſche und Straßburgiſche Lehen hatten es einigermaßen wieder bereichert.

Unter Maximilian finden wir in ſeinem Neffen Bernhard III. von Eberſtein einen gelehrten Juriſten; er war 1491 der erſte Beiſitzer des Reichskammergerichts, und eines der früheſten Beiſpiele ausgezeichneter Rechtsgelehrter aus dem hohen Adel. Er genoß eines großen Anſehens und brachte die verwirrten Verhältniſſe ſeines Hauſes, beſonders die zu Baden betreffend, in gute Ordnung und ſtarb 1526. (S. 127.) Unter ihm wurde aber das noch übrige Land ein Lehen von Baden. (S. 135.) Wir finden S. 138 ein in Stahl geſtochenes Portrait dieſes Bernhard III. und ſeiner Gemahlin. Von größter Wichtigkeit iſt die von ihm und dem Markgrafen von Baden der Grafſchaft Eberſtein gegebene Landesordnung vom Jahr 1508, die als eine der älteſten Denkmale dieſer Art nicht bloß im Urtexte abgedruckt iſt (Urkunde Nr. 58. S. 412—464), ſondeen auch S. 136—140 ihrem Inhalte nach angegeben iſt. Sie iſt in der deutſchen und beſonders in der badiſchen Rechtsgeſchichte deßhalb zu nennen und wird der Aufmerkſamkeit unſerer Germaniſten hiermit empfohlen.

Während des Lebens Bernhard III. beginnt die neue Zeit. Die Reformation theilte den deutſchen Adel in zwei, ſich oft feindſelig bekämpfende Parteien. Auch die Eberſteiner, zwiſchen Würtemberg und Baden ſitzend, mußten ſich ausſprechen. Erſt Bernhards älterer Sohn, Wilhelm, wie ſein Vater ein tüchtiger Rechtsgelehrter (er ſtarb als Kammerrichter), geſtattete gegen das Ende ſeines Lebens die neue Kirchenordnung in ſeinem Ländchen. Unter ihm, der alle Beſitzungen in ſich zu vereinigen wußte, hob ſich das Haus wieder, ebenſo unter ſeinen Söhnen, Philipp II. und Otto IV., die katholiſch geblieben waren. Als Kriegshauptleute, beſonders in den Niederlanden ſeit 1555, machten ſie ſich wieder reich. Der lezte verlor ſein Leben in der Schelde bei Antwerpen, nachdem er 1576 mit neun Fahnen unter Herzog Albas Befehl die dortige Citadelle lange vertheidigt hatte. (S. 162.) Sein Bruder Philipp iſt der Stifter des Schifferreichthums im Murgthale, indem er dieſer Corporation 1569 das Grundeigenthum ſeiner Waldungen und den Holzhandel eigenthümlich überließ. (S. 161.) Der lezte ſtarb blödſinnig im Jahr 1589. Sein Gemüthszuſtand, wegen deſſen er unter die Vormundſchaft ſeines Vetters

Digitized by Google

Hauprecht von Eberſtein, Sohn ſeines Oheims Johann Jacob, geſtellt wurde, war 1587 die Veranlaſſung eines gewaltſamen Ueberfalls des Schloſſes Neu=Eberſtein im Inteeeſſe Catharinens ſelner Frau; dies ſpäte Beiſpiel eines Landfeiedensbruches erzeugte einen Rechtsſteeit, den dee Markgraf von Baden als Obeelehnsherr unter Beobachtung aller Rechtsgrundſätze entſcheiden ließ. Auch finden wir damals eine katholiſche Linie im Ebersteiniſchen Hauſe mit Reaktionsplänen beſchäftigt gegen den Peoteſtantismus, ſie ſtarb abee mit Hauprecht 1587 aus, worauf ſeine proteſtantiſchen Neffen ihm ſolgten. (S. 191.)

Der dreiſſigjährige Keieg und ein Rechtsſteeit zwiſchen den lezten Eberſteinen und ihren katholiſcheu Verwandten, den Töchteen Ottos IV. und ihrer Nachkommen, den Grafen von Wolkenſtein und von Beonckhorſt in Geonsfeld, und Gewaltthaten der veeſchiedenſten Art brachten das eberſteiniſche Haus ſo ſehr heeunter, daß der lezte männliche Speößling Caſimir, geb. den 19. April 1639 und geſt. den 22 Dec. 1660 nur noch die Trümmer der Beſitzungen ſeinee Ahnherren reitete. Ein früher Tod beeaubte ihn männlicher Eeben; die Lehen, wenige ausgenommen, fielen heim. Seine Tochter, Albertina Sophia Eſther, geſt. 1728, beachte bloß noch die Allodien und die Habe an ihren Gemahl Friedrich Auguſt von Würtemberg und Teck. — Baden beſaß am Ende des 17ten Jahrhunderts den größten Theil der alten Geafſchaft Eberſtein; unter Karl Feiedrich wurde ſie 1803 wieder ganz vereint.

Gerne würden wir noch bei dee Beſchreibuna der Eberſteiniſchen Denkmale verweilen; ſie ſind die Schlöſſer Alt= und Neu=Eberſtein, das Kloſter Herrenalb und die Stadt Geensbach. Mit Intereſſe leſen wir die Geſchichte von Alt=Eberſtein und der Stadt Gernsbach.

Unter den Urkunden müſſen wir noch beſonders einen lateiniſchen Brief des Grafen Wilhelm von Wertheim h·rausheben, den er 1545 an ſeinen Oheim Geaf Wilhelm IV. von Eberſtein ſcheieb, um ihm zu ſagen, mit welchem Vergnügen ee in Wittenberg die Voeleſungen Luthers und Melanchthons beſuche.

Zum Schluſſe müſſen wir noch Herrn Hasper, dem Drucker des Werkes, ſo wie den Künſtlern, welche die Stahlſtiche gefeetigt, unſere Zufriedenheit zu erkennen geben. L. A. M.

2) Geſchichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland, mit einer ausführlichen Darſtellung der Refoemation im Herzogthum Preußen, von A. R. Gebſee, K. Supeeintendenten ꝛc. zu Königsberg. Königsberg, 1835. 8.

Das voeliegende Werk verdankt ſeine Entſtehung dee unſeer Zeit beſonders eianen Neigung, die Jubelfeier bedeutender Ereigniſſe duech die Stiftung bleibender Anſtalten zu bezeichnen. Die Domgemeinde von Königsberg beſchloß, dem 13ten September des Jahrs 1833, an welchem das fünfhundertjäheige Beſteben der dortigen Domkirche gefeiert wurde, ein bleibendes Denkmal durch die Erbauung einer Elementarkiechenſchule zu ſtiften. Der erſte Dompeediger, Hr. D. Gebſee, wünſchte für dieſen löblichen Zweck auch von ſeiner Seite etwas zu thun und faßte den Plan, eine Geſchichte und Beſchreibung der Domkieche mit Abbildungen zu liefern und den Eetrag für jenen Zweck zu beſtimmen. Hr. D. Gebſer aber ſah ein, daß die Geſchichte der Königsberger Domkirche nicht verſtanden werden könne, ohne die Geſchichte des Bisthums Samland zu kennen und ſo hat er auch dieſe gegeben, und zwar größtentheils aus Urkunden, von denen er die wichtigeeen, die meiſt noch nicht bekannt gemacht worden waren, diplomatiſch genau abdrucken ließ. Wir ſprechen hier bloß von dem erſten Theile des ganzen Weekes, der zweite, von Herrn D. Hagen verfaßte, hat bereits im Kunſtblatte ſeine Wüedigung gefunden.

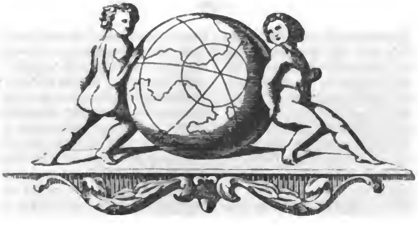
Specialgeſchichten dieſer Art gewinnen ihr Intereſſe duech die vollſtändige und genaue Darſtellung der Verhältniſſe im Einzelnſten, und insbeſondere durch die Schilderung der einzelnen tüchtigen Perſönlichkeiten, die im kleineren Keeiſe Muth, Kraft und Ausdauee entwickelten und füe die Zukunft wirkten. An ſolchen fehlte es dem Kreiſe, mit dem uns Hr. D. Gebſer bekannt macht, nicht. Die Verhältniſſe Preußens zu Polen und Rußland, die eigene Stellung der Biſchöſe zu dem deutſchen Oeden fordeeten und entwickelten große Regenteneigenſchaften. Es fehlte nicht an mannichfacher Noth und an Bedrängniſſen aller Art, welche die Widerſtandskraft der Biſchöfe prüften. Der Verf. erzählt uns die wechſelvolle Geſchichte des Bisthums Samland ausführlich, nicht ohne vielfache Bericht·gung früherer Geſchichtſchreiber aus den Urkunden. Eine Beſchreibung der Landſchaft Samland und die Geſchichte ihree Eeoberung leitet den erſten Abſchnitt ein, dem ſchließt ſich die Geſchichte der achtzehn Biſchöſe von Samland vor dee Refoemation an. Untee dieſen Biſchöſen iſt der vieete, Johannes I., genannt Clare, derjenige, der als Erbauer der Kathedrale füe dieſe Schrift am meiſten Bedeutung hat. Feomm, gebildet, muthig, beharrlich, ein Freund der Wiſſenſchaft und dee Kunſt, ein Förderer der Jugendeeziehung, wirkte ee zum höchſten Segen für ſein Bisthum, für deſſen Rechte er in den veewickelten Verhältniſſen mit den polniſchen Biſchöfen feſte Entſchloſſenheit zeigte. Dieſer ausgezeichnete Biſchof nun begann im J. 1333 den Bau dee neuen biſchöflichen Kathedrale auf der Inſel, die feüher Pregelmünde, damals Knipabe genannt wuede. Der Anfang dieſes Baues fällt in das J. 1333, nicht, wie man früher fälſchlich geglaubt hatte und bis in die neueſten Zeiten wiederholt, in das J. 1332. Und nicht der Herzog Luther, auch nicht die beiden Nachfolger des Johannes, Jacob und Bartholomäus, bauten, von Luther unterſtüzt, den Dom, ſondern Johannes war der Erbauee, wie Voigt und Faber aus Uekunden des geheimen Archives daegethan und aus dieſen Urkunden zugleich das Jahe ermittelt haben, in welchem der Dombau angefangen wurde. Dann tritt in der Geſchichte der Refoemation ſelbſt Georg von Polentz hervor. Auch über ihn hat der Veef. ausfüheliche Nachrichten gegeben.

Auf die Geſchichte der Refoemation läßt der Verf. ein Verzeichniß der Pfarrer und Diaconen an der Domkirche mit biogeaphiſchen Nachrichten folgen, und berichtet dann über die neueſten Schickſale des Doms.

E. E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 107. Montag, 24. Oktober **1836.**

Kirche und Gottesgelahrtheit.

24) Ueber das religiöſe und kirchliche Leben in Frankreich. Ein Verſuch von Profeſſor B. A. Pflanz. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Bei der täglich zunehmenden Maſſe von Materialien, welche der Zahlen- und dynamiſchen Statiſtik geliefert werden, iſt eine Arbeit doppelt willkommen, welche von einem Fachmanne für ſein beſonderes Fach geliefert wird. Es iſt eine neue und erfreuliche Erſcheinung, einen katholiſchen Prieſter, welcher ſeiner Kirche getreulich anhängt, (ohne gegen manche, auf dieſe drückenden Uebelſtände blind zu ſeyn) mit deutſcher Gründlichkeit und deutſchem guten Glauben reden zu hören. Der Herr Verfaſſer hat ſich durch andere literariſche Arbeiten, und durch das Zutrauen ſchon hinlänglich ausgewieſen, welches ihm die Bewohner der Stadt und deren Umgegend ſchenkten, in welcher er als Lehrer wirkt, ohne ihr durch Geburt anzugehören. Er wurde zweimal als Deputirter in die Würtembergiſche Ständeverſammlung gewählt, und ehrte dieſes Vertrauen durch beſonnenen Freimuth.

Die meiſten Reiſenden haben weder Zeit noch Luſt, ſich mit den kirchlichen Verhältniſſen Frankreichs bekannt zu machen. Weder die warme Theilnahme des Volks, noch äußere Pracht, weder die äſthetiſche Seite noch das Intereſſe der Verfolgung treiben ſie zu näherer Beachtung. Deſto dankbarer müſſen Theologen, Staatsmänner, Statiſtiker und jeder gebildete Leſer überhaupt vorliegende Schrift aufnehmen. Sie iſt der Bericht eines gewiſſenhaften Arztes über einen höchſt unerquicklichen Krankheitszuſtand, man merkt ihm an, er möchte die Behandlung nicht gerne übernehmen, und er hilft ſich oft mit Fragzeichen und überläßt dem verſtändigen Leſer die Antwort ſelbſt zu finden, überhaupt *zwiſchen den Zeilen zu leſen*.

Zuerſt zeigt der Verfaſſer, wie der Grund des Uebels in der früheren Stellung des Staats zur Kirche zu ſuchen ſeye, wie die Regierung ſie ſtets für ihre Zwecke mißbraucht, und dadurch Haß und Verachtung auf ſie gehäuft habe. Dann wird die ganze Einrichtung des öffentlichen Unterrichtes, die Vorbildung und der jetzige wiſſenſchaftliche Zuſtand des Klerus mit lobenswerther Vollſtändigkeit dargeſtellt, und eine ſtatiſtiſche Ueberſicht der katholiſchen Kirche in Frankreich gegeben. Dann folgt eine Darſtellung der Wirkſamkeit des Klerus durch Lehre, Gottesdienſt und Kirchenzucht, der Einfluß des Aberglaubens, der Literatur, der Kunſt, der Regierung wird unterſucht, und die proteſtantiſche Kirche Frankreichs hierauf mit derſelben Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Unparteilichkeit geſchildert. Es wird den eifrigen Proteſtanten erfreuen, eine

volle Anerkennung des lebendigeren religiöſen Sinnes bei den evangeliſchen Chriſten, eine ehrenvolle Erwähnung der höheren Geiſtesbildung, des chriſtlicheren Sinnes, des würdigeren Predigtvortrags zu finden, welche der Verfaſſer bei den evangeliſchen Geiſtlichen fand. Nur darin irrt er ſich, daß er glaubt, es ſeyen keine Verſuche zur Vereinigung der lutheriſchen und hugonottiſchen Gemeinden gemacht worden. Die Mitglieder des Straßburger Oberkonſiſtoriums haben dieſe bis jezt allein hintertrieben, aber die Geiſtlichen predigen in und um Paris einer in der Kirche des andern, und nur die episkopale Kirche, welche bereits viele Bethäuſer in Paris und den Handels- und Fabrikſtädten zählt, hält ſich ſtrenge geſondert, und hätte Erwähnung verdient.

Die neueren kirchlichen Erſcheinungen (St. Simoniſten, Templer, Chatel und Auzon, Swedenborger) ſind ebenfalls geſchildert und gewürdigt.

Wir können uns nicht enthalten, den Schluß des Werks, in welchem die Ergebniſſe zuſammengefaßt ſind, beizufügen. Er mag zugleich als Probe der Darſtellungsweiſe des Herrn Verfaſſers gelten, von welchem wir ähnliche Sitten- und Kirchenſtatiſtiken anderer Länder mit innigem Danke annehmen würden.

„Es ermangelt der größere Theil der Prieſter der Weihe der Wiſſenſchaft, und der größere Theil der Laien der Weihe des Glaubens. Daß ein ſolcher Zuſtand, in Hinſicht auf die öffentliche Moralität, beklagenswerthe Früchte tragen muß, beſonders bei einem Volke, unter welchem noch Viele aus der Schreckenszeit her an den Anblick des Gräßlichen und Entſetzlichen gewöhnt ſind, läßt ſich nicht anders erwarten. Die Verhandlungen der Aſſiſen liefern täglich Belege hiezu. An Zahl und Mannichfaltigkeit ins Unendliche gehende Verbrechen werden dort gerichtet, und der Fremde weiß oft nicht, über was er ſich mehr entſetzen ſoll, über die Frechheit der Angeſchuldigten, oder über die Frivolität der Zuſchauer. Man wird entgegnen: Verbrechen werden auch bei uns begangen, auch bei uns gebe es einen rohen Pöbel, und es ſey natürlich, daß in einer ſo großen Hauptſtadt, wie Paris iſt, der Pöbel zahlreicher, und die Verbrechen mannichfaltiger ſeyen. Das iſt allerdings wahr, aber wir haben nicht bloß von den Aſſiſenverhandlungen der Hauptſtadt, ſondern von denen der Provinzen geſprochen, und berufen uns, zur Beſtätigung unſerer Behauptung, auf die Gazette des Tribunaux, welche dem Leſer hinlängliche Belege dazu liefern wird. Würden aber wohl in Deutſchland, wenn bei uns die Gerichtsverhandlungen öffentlich wären, wohlgekleidete Damen aus allen Ständen herbeiſtrömen, um zuzuhören, wenn über unnatürliche Unzucht, über gewaltſame Schändung, über mannichfaltigen Ehebruch verhandelt wird? Gewiß wird dieſe Frage Niemand bejahen, er müßte denn nur dem Zartgefühl und der Sitte deutſcher Frauen, einer von den Urvätern ererbten Zierde des deutſchen Charakters, gefliſſentlich Hohn ſprechen wollen — Grobe Verbrechen werden allerdings überall begangen, aber in Deutſchland hat doch noch kein öffentliches Blatt für nöthig erachtet, eine ſtehende Rubrik mit der Ueberſchrift „Mord“ aufzunehmen, wie ſolches mehrere Pariſer Blätter thun, freilich mit Recht, da dieſe Rubrik ſelten leer iſt. — In der Hauptſtadt hat die Polizei die Unſittlichkeit von öffentlichen Plätzen zu entfernen gewußt, und in jenem Zauberpalaſte, in welchem alles zuſammengehäuft iſt, was Kunſt, Gewerbefleiß und der größte Luxus erfinden kann, in dem Palais-Royal kann man ohne Anſtand zu jeder Stunde ſpazieren gehen, ja es kann jeder Familienvater ſeine Kinder dahin führen, ohne zu fürchten, daß ſie an Etwas ein Aergerniß nehmen; denn jenes ſchändliche Treiben, von welchem ehemals deutſche Reiſende ſo viel zu erzählen wußten, iſt nicht mehr da. Aber das Laſter, von dem Markte vertrieben, hat ſich, wie uns wohlunterrichtete Männer verſichern, in das Innere der Familien eingeſchlichen, und richtet dort furchtbare Verwüſtungen an; die Unſchuld iſt ihm nicht ehrwürdig, das Band der Ehe nicht heilig, und es gibt Ehegatten genug, die ſich Freiheit des Wandels durch gegenſeitigen Vertrag zugeſtehen. Den Bettel hat die Polizei nicht eben ſo von den öffentlichen Orten zu entfernen gewußt. Man trifft nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern in jedem Dorfe, durch das man reiſt, zahlreiche Krüppel, Greiſe und kleine Kinder, welche die Wohlthätigkeit des Fremden in Anſpruch nehmen. Zwar ſind ſie ſelten zudringlich, ſondern wiederholen mit monotoner Stimme ihre höfliche Bitte, und zeigen keinen Unwillen, wenn ſie leer ausgehen. Aber ihr Daſeyn beweiſt, wie ſehr es noch an Verſorgungsanſtalten für die Armen fehlt, und wie wenig man bis jezt in dem Gaſſenbettel eine ergibige Quelle der Immoralität zu verſtopfen gewußt hat. Dies ſind freilich nur einzelne Züge, aber ſie laſſen einen tiefen Blick in den ſittlichen Zuſtand des Volkes thun, ein Zuſtand, welcher durch das Savoir vivre, durch die Artigkeit und die feinen Manieren, welche man allerdings überall trifft, nicht aufgewogen wird. Ein ſolcher Zuſtand iſt ohne Zweifel bedenklich; denn nur, wo Religion und Sittlichkeit vorherrſchend ſind, hat der geſellige Zuſtand eine feſte Grundlage. Ein Volk aber, das dieſer Grundlage ſeiner ſocialen Verhältniſſe entbehrt, gleicht einem Rohre, das vom Winde hin und her getrieben wird. Das war Frankreich ſeit dem Verfalle der Religion in ſeinem Schooße; ſeit es den wahren Gott verachten gelernt und ſich falſche Götzen gemacht, folgte es dieſen Götzen, wohin ſie führten. Die Ausgelaſſenheit des Hofs unter der Regentſchaft Ludwig XV. erzeugte den Götzen der Libertinage, dem ſofort

Digitized by Google

die Mehrzahl der Nation huldigte. Dieſer erzeugte die Verachtung des Königthums und den Prieſterhaß, dieſe die Revolution, wo man für die Freiheit mordete und ſtarb. Napoleon, von der Freiheit großgezogen, mordete dieſe, ſeine Mutter, und ſetzte den Götzen des kriegeriſchen Ruhms auf den Altar, dem ſofort Frankreich ſeine Söhne jubelnd opferte. Mit Napoleon fiel der aufgeſtellte Götze, und das Volk beugte ſich murrend vor der Gewalt, die ihm den vertriebenen Herrſcherſtamm wieder brachte. Der Haß gegen dieſelbe erweckte noch einmal die Idee der Freiheit; aber ſie ſtieg nur auf gleich einem Meteore, und verſchwand wieder, um dem ſchlechteſten Götzen Platz zu machen, dem die Menſchheit Opfer bringen kann, — dem Mammon. Das Geld, der Beſitzſtand iſt es, dem heutzutage Frankreich dient. Die Ariſtokratie des Adels mußte der des Talentes, dieſe der des Geldes weichen. Wer Geld hat, kann in Frankreich alles werden, darum wünſchen auch die Männer des Beſitzes die Dauer des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge. Daher die öffentliche Ruhe und Ordnung, die außerdem nicht zu erklären wäre. Nicht die Begeiſterung für irgend eine großartige Idee, nicht die Liebe zu Louis Philipp iſt es, was ſeinen Thron unterſtützt, es iſt einzig die Furcht, in einer Revolution das Gewonnene zu verlieren.“

E.

25) Freimüthige Blätter über Theologie und Kirchenthum. Herausgegeben von Demſelben. Stuttgart, Neff, 1833 — 1836.

Derſelbe Autor gibt ſeit mehreren Jahren freimüthige Blätter heraus, die ſich durch die Friſche des Geiſtes, der in ihnen lebt, ſehr vortheilhaft auszeichnen. Er gehört jener jüngern Schule des aufgeklärten Katholicismus an, die lange mühſam kämpfend gegen den Jeſuitismus, denſelben endlich überwunden zu haben ſcheint. Bekanntlich hatte dieſe Schule immer vieles gegen ſich, eine heftige Abneigung unter den Katholiken ſelbſt, von denen ſie als abtrünnig, als kryptoproteſtantiſch betrachtet wurde; aber auch eine Abneigung der Proteſtanten, weil ſie ſich denſelben nicht unbedingt hingab. Dazu kam, daß die Blumauer und ähnliche Geiſter in eine Frivolität fielen, die man eine Zeitlang bei allen aufgeklärten Katholiken beinahe regelmäßig vorausſetzte, und endlich die Wäßrigkeit und Fadheit raiſonnirender und moraliſirender Compendien, worin die katholiſchen Aufgeklärten ſeit dem Beginn des Illuminatismus mit unſern proteſtantiſchen Rationaliſten wetteiferten.

Nach ſolchen Vorgängen iſt nicht nur katholiſche Gelehrſamkeit und ein ſittlicher Ernſt, ſondern es iſt auch vorzüglich Geiſt, Geſchmack und ein gewiſſes Feuer nöthig, dem aufgeklärten Katholicismus, dieſer zukunftvollen Erſcheinung unſerer Tage, die Bedeutung in der Literatur zu geben, die er im Leben einnimmt. Dem offenen und geraden Sinne des Verfaſſers iſt es unmöglich geweſen, nicht originell, nicht kräftig zu ſeyn, und er beweiſt die alte Erfahrung, daß ruhige beſonnene Geiſter, wenn ſie ſchnurſtracks der Wahrheit folgen, unwillkührlich mehr thun, als hitzige, die abſichtlich nach Effekten jagen.

Folgende freimüthige Klagen mögen die unabhängige Stellung des vorliegenden Journals beurkunden: „Man findet unter den ſogenannten gebildeten Ständen Männer, welche in ihrem Fache eine gründliche und ausgebreitete Gelehrſamkeit, große Geſchäftskenntniß und Gewandtheit beſitzen, und auch in dem, was man gewöhnlich die allgemeine Bildung nennt, nicht unbewandert ſind, aber es nie der Mühe werth gefunden haben, ſich in dem, was doch für den denkenden Geiſt das Höchſte und das Tiefſte zugleich iſt, in der Religion eine gründlichere Kenntniß zu verſchaffen, als ſie in ihrer frühen Jugend erlangt haben. Aus dieſem Mangel an tieferer Kenntniß folgt nicht ſelten Gleichgültigkeit gegen das Heilige, wo nicht gar Geringſchätzung deſſelben. — Von einer andern Klaſſe derer, welche ſich zu den Gebildeten rechnen, gilt, was der Dichter ſagt: „Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt, allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.“ Geleſen haben die Aeltern von ihnen eine Menge von den Schriften der franzöſiſchen philoſophiſchen Schule des vorigen Jahrhunderts, und den Nachbildungen, Nachbetereien und Nachäffereien derſelben, welche damals in Deutſchland Mode-Lektüre waren. Geleſen haben die Jüngern das Heer von wäſſerigen Romanen, von denen vor Kurzem noch unſer Vaterland wie von einer Sündfluth überſchwemmt war und es zum Theil noch iſt. Geleſen haben aber beide Theile wenig, was geeignet wäre, ſie über das religiöſe Verhältniß des Menſchen, über das Chriſtenthum und ſeinen hohen Werth gehörig aufzuklären. Daher findet man nicht ſelten bei ihnen die Meinung, daß die Religion etwas für Kinder und Ammen ſey, oder auch ein Kappzaum, um die Menge in den Schranken polizeilicher Ordnung zu halten, aber keineswegs eine Sache, um welche der Gebildete ſich zu kümmern brauche. Das iſt allerdings ſchlimm für ſo Manche, die ſich gebildet nennen; ſchlimmer aber iſt es für die Theologen, daß ein großer Theil der Schuld an dieſem Zuſtande auf ſie fällt, — auf ſie, in deren Schriften gemeiniglich der gute Geſchmack ein unbekannter Gaſt iſt, auf ſie, welche ganze Schiffsladungen Bücher ſchreiben, von denen kein einziges dem Laien genießbar iſt, auf ſie, die ſich alle Mühe geben, recht gelehrt zu ſchreiben, und dabei von der wunderlichen Vorſtellung ausgehen, ein Buch habe

Digitized by Google

ein um ſo gelehrteres Ausſehen, in je mehrere und kleinere Paragraphen ſein Inhalt zerhackt, je barbariſcher die Form ſey, in welche derſelbe gekleidet, und je rieſenmäßiger das Bollwerk der Citaten, mit welchen er umgeben iſt. Oder wenn mich ein Gebildeter aus dem Laienſtande erſucht, ihm Bücher zu bezeichnen, aus denen er ſich in ſeinen Erholungsſtunden über dieſen oder jenen Zweig des theologiſchen Wiſſens im Beſondern unterrichten, oder aber einen allgemeinen Ueberblick über den Stand derſelben gewinnen könne, wie viele kann ich aus der endloſen Maſſe auswählen, die für ihn genießbar ſind? Iſt es doch, als ob man gefliſſentlich die nähere und gründlichere Kenntniß des Chriſtenthums zum Eigenthum einiger wenigen, in die barbariſche Schulſprache Eingeweihten machen, den Laien aber nichts, als etwelche Erbauungsbücher zukommen laſſen wollte! Und man wundert ſich noch, wenn man bei den leztern ſo ſelten eine mehr als oberflächliche Kenntniß des Chriſtenthums antrifft.“ (Jahrgang 1836. 3tes Heft, S. 347.)

Gegen die Verſuche, unter den Katholiken einen neuen Fanatismus zu erzeugen, heißt es hier mit hiſtoriſcher Unpartheilichkeit: „Die Reformation, wie ſie im Grunde der ganzen Zeit gelegen, war rein praktiſch, eine durch die heiligſten Ideen und den geſammten Geiſt des Chriſtenthums gerechtfertigte, ja gebotene Erhebung gegen Rom, welches mit allen Hebeln der Gewalt und der Tücke den legitimen Beſtrebungen chriſtlicher Kirchenfreunde auf den Concilien zu Koſtniz und zu Baſel troz geboten, an Liturgie und Disciplin nichts wollte ändern laſſen, weil ſie ſo, wie ſie waren, den Aberglauben feſſeln halfen; der die tüchtigſte Stütze ſeiner Macht, und die reichſte Quelle war, aus denen die faulen Lüſte der Hierarchie genähet wurden. Dies duldete die Zeit nicht länger, und ihr ſchärfſtes Gepräge, und ihr ſchwerſter Hammer, Luther, erhob ſich gegen die Erſtarrung aller chriſtlichen Elemente in objektiven Heiligungen und gegen das freche Laſterleben der kirchlichen Würdeträger, die den Leib des Herrn ſchändeten und Spiel und Wucher mit dem welterlöſenden Blute des Gottmenſchen trieben. Aus dem dunklen Schooße der Ewigkeit drang der Schein verfloſſener Jahrhunderte und vieler in ihrem Laufe untergegangener Märtyrer, um den Ruf nach Reformation in Haupt und Gliedern zum Rauſchen vieler Wäſſer zu verſtärken.“ (Jahrgang 1835, 3tes Heft, S. 361.) — Auf der andern Seite aber ſagen dieſe freimüthige Blätter auch den proteſtantiſchen Parteien ſehr unbefangene und ſtarke Wahrheiten.

Romane.

51) Chriſtoph Walter. Novelle. Zwei Bändchen. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Irgend ein Blatt im Norden hat dieſen Roman eine Frucht des im Süden noch immer gefährlich graſſirenden Liberalismus genannt. Von dieſem ungerechten Vorwurf müſſen wir ihn freiſprechen. Der Roman iſt loyal. Der Held deſſelben, Chriſtoph Walter, weist die ſpießbürgerlichen Unzufriedenen zurecht, wie einſt Menenius Agrippa den römiſchen Plebs auf dem heiligen Berge durch eine Fabel. Seine Mäßigung iſt nicht zu verkennen. Er läßt ſich zwar allerdings in ein Staatsgefängniß ſetzen, aber nur aus Mißverſtand, und um des Effekts wegen, denn ſeine Loyalität bewährt ſich dadurch im ſchönſten Licht und der Hof gibt ihm eine glänzende Genugthuung, Amt, Titel ꝛc. Es iſt unbegreiflich, wie man ein ſo wohlgeſinntes Buch hat politiſch verdächtigen können, bloß weil darin von conſtitutionellen Formen, Wahlen und Kammerſitzungen die Rede iſt. Im Gegentheil, man kann das Buch allen den Leſern empfehlen, die da nicht glauben wollen, daß im conſtitutionellen Syſtem ungemein viel Sentimentalität iſt.

Walter verliebt ſich in ein hübſches Mädchen, die ihm aber als Nichte eines allvermögenden Geheimen-Cabinetsraths vorenthalten wird, bis er als Landtags-Deputirter ſeine unbedingte Hingebung an den Hof erprobt haben wird. Welch ſchöner Kampf nun! Auf der einen Seite dringen ſeine liberalen Wähler in ihn, die entſchiedenſte Oppoſition zu bilden; auf der andern Seite zeigt man ihm die ſchöne Braut! Er widerſteht nach beiden Seiten. Er liest den Liberalen den Text, verſchmäht es aber auch ſervil zu ſeyn. Die Bosheit eines Nebenbuhlers ſpielt ihm ein Document in die Hände, das eine offenbare Pflichtverletzung des Miniſters beweist. Er legt es vor, da er aber nicht beweiſen kann, wie er auf unſchuldige Weiſe zu dieſem Document gekommen ſey, wird er für den Dieb deſſelben angeſehen und verhaftet. Nach einiger Zeit aber wird der wahre Dieb entdeckt und Walter ſogleich ehrenvoll entlaſſen, zum Geheimen-Finanzrath gemacht und mit dem Nichtchen vermählt.

Die kleinen Nebenpartien des Romans, die Geſellſchaft auf dem Lande, manche artige Krähwinkelei, der Beamtenſtolz ꝛc. ſind fein und, man möchte ſagen, mit Portraitähnlichkeit gezeichnet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 108 Mittwoch, 26. Oktober 1836.

Geiſterkunde.

1) Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. Juſtinus Kerner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 309.

Dies iſt die neue Weinſperger Geiſtergeſchichte, die ſich durch viele charakteriſtiſche Merkmale von der ſo berühmt gewordenen Geſchichte der Seherin von Prevorſt unterſcheidet. Erſtens nämlich treten hier fünfzig Zeugen auf, worunter viele durchaus vorurtheilsfreie, ja vorher zum Unglauben weit mehr als Glauben geneigte wiſſenſchaftlich gebildete Männer. Zweitens herrſchen bei dieſen neuen Erſcheinungen die elektriſchen Wirkungen vor. Jene Zeugniſſe geben der Sache allerdings ein Gewicht und dieſer Elektricismus macht auf eine Seite des animaliſchen Magnetismus aufmerkſam, die bisher noch wenig beachtet worden. Da wir nämlich derzeit noch die Wahl haben, uns die elektriſchen Schläge, Knalle, Kniſterungen, Lichterſcheinungen und Gerüche, die alle jene Zeugen gehört, geſehen, gefühlt und gerochen haben, als übernatürliche Wirkungen eines Geſpenſtes, oder als natürliche Wirkungen einer Somnambüle (mittelſt eines animaliſchen Elektro-Magnetismus) zu erklären, ſo ziehen wir die leztere Annahme vor.

Die Geſchichte iſt folgende. Es meldet im September 1835 der Gerichtsdiener zu Weinſperg, daß die inhaſtirte Eliſabetha Eslinger von Baurenlautern alle Nacht von einem weißen Geiſte beſucht zu werden vorgebe, der nach 11 Uhr komme, und wenn ſie nicht gleich ſich erhebe, ſie auf der rechten Seite und am Halſe drücke, wie ein kaltes, ſchweres Stück Holz. Der Geiſt laſſe ihr keine Ruhe: denn ſie ſey (ſagt er) beſtimmt, ihn zu erlöſen, deßwegen laſſe er ihr keine Ruhe, und winke ihr immer fort. Die Mitgefangenen wollen den Geiſt auch geſehen haben. Anfänglich, zu Hauſe und vor ihrer Arretirung, habe die Erſcheinung ſich ihr noch in keiner beſtimmten menſchlichen Geſtalt, ſondern nur wie eine Nebelſäule, gezeigt, und eine hohle Stimme aus ihr, habe ihr immer angedeutet, ſie ſolle ſie durch Gebet erlöſen, und zwar in dem Keller einer Frau Namens Singhaaſin zu Wimmenthal, dahin ſey ſie gebannt. Sie habe da noch n'cht gewagt, die Erſcheinung anzuſprechen und weiter zu fragen, denn ſie habe nicht gewußt, ſolle ſie dieſes Ding mit Sie, Ihr oder Du anreden. Jezt komme die Erſcheinung in völliger Geſtalt eines Mannes, in einem Faltenrocke mit Gürtel, auf dem Kopf eine Kappe, an der ſie oben vier Ecken bemerke. Seine Stirne ſtehe weit hervor, die

Digitized by Google

Augen ſeyen ganz tief liegend und feurig, das Kinn hervorſtehend und mit einem langen Barte. Die Backenknochen, die nur wie mit Pergament überzogen ſeyen, ſeyen auch ſehr hervorragend. Es verbreite ſich auch noch eine Helle ob dem Haupt der Erſcheinung, ſo daß die Helle, die ſie und Andere bei ſeinem Erſcheinen ſehen können, immer höher ſey, als die Geſtalt, die ſie in ihren Umriſſen in der Helle noch ſehen; — ferner ſagen ſie und die Mitgefangenen: Es kommt und geht der Geiſt in einer Nacht oft zwei bis dreimal, doch kommt er nie vor der Abendglocke, und geht nie nach der Morgenglocke. Oft kommt er zur verſchloſſenen Thüre, oft zu dem verſchloſſenen Gitterfenſter herein. Er kommt immer aufrecht mit der ganzen Geſtalt, allein man erblickt in dieſem Momente keine Thüre, keine Fenſter und keine Eiſenſtangen. Die Gefängnißthüre geht ſo auf, daß man dann Dinge, die außer der Thüre im Gange liegen, z. E. einen Holzſtoß, ganz genau ſieht (dies bezeugt auch die Nebengefangene). Geht er zur verſchloſſenen Thüre herein oder hinaus, hört man öfters ein Krachen an derſelben, ſchon mehrmals ſchlug die Thüre hörbar zu, als wäre ſie offen geweſen. Sein Kommen hört man oft ſchon im Gange, es geht wie in Schlurken, es rauſcht wie Papier, auch bei ſeinem Gehen im Zimmer. Kommt er, was meiſtens geſchieht, zum Fenſter herein, und geht er zum gegenüberſtehenden hinaus, hört man auch oft an dem Fenſter ein beſonderes Stöhnen, das ihn auch oft noch außen im Gange begleitet. Oft hört man ein Krachen im Zimmer. Sein Kommen und Gehen iſt auch für Andere durch einen ganz ſanften kühlen Wind bemerkbar, wie eine kühle Zugluft bei geſchloſſenen Fenſtern und Thüren und ſehr wohlverwahrtem Zimmer. Sichtbar iſt er hie und da auch Andern durch eine ſchwefelgelbe ſchwebende Helle, in der man oft noch helle Streifchen, oft auch eins oder zwei flackende Sternchen bemerkt. Oft offenbart er ſich durch einen Modergeruch, der unerträglich iſt, und der hauptſächlich bei ſeinem Hauche ſtattfindet. Er gebe vor, heißt es weiter, er habe im Jahr 1414 als katholiſcher Prieſter in Wimmenthal (das noch katholiſch iſt, die Frau iſt lutheriſch) gelebt und habe den Namen Anton geführt. Unter andern Verbrechen laſte hauptſächlich eine Vermögens-Veruntreuung, die er mit ſeinem Vater an ſeinen Brüdern verübt, noch ſchwer auf ihm, er könne ſie nicht vergeſſen, ſie hindere ihn. Er verlange immer von ihr, ſie ſolle nach Wimmenthal und dort mit ihm an einer Stelle beten, an die er gebannt ſey.

Nun werden die Zeugniſſe der mitgefangenen Frauenzimmer angeführt, die ſämmtlich mehr oder weniger von der Erſcheinung ſahen, hörten und empfanden. Einige Hartnäckige und Trotzige ſchreckte der Geiſt und mahnte ſie zur Buße. Zuweilen zeigten ſich Sterne in ſeiner Nebelgeſtalt. Zuweilen begleiteten ihn zwei Schäfchen. „Dieſe ſchwebten öfters, ſagt Kerner, an der Erſcheinung hinauf, und verwandelten ſich dann auf ihren Schultern in zwei Sterne. Wahrſcheinlich hatte dies eine ſymboliſche Bedeutung. Symboliſch und vorausſagend, gleichſam als zweites Geſicht, figurirte der Geiſt vor ihr auch oft noch lebende Perſonen, die er dann mit ſich vor das Schauen der E., wie ſie leibten und lebten, brachte, z. B. den Herrn Oberamtsrichter Heyd, mich u. ſ. w. Merkwürdig war, daß der Mitgefangenen F., und zwar dieſer zuerſt einmal, die Erſcheinung einer ſolchen lebenden, in dieſem Augenblick doch ganz entfernt geweſenen, Perſon, zugleich mit dem Geiſte ſichtbar wurde. Sie ſah eine ſolche mit ihm zugleich ins Gefängniß treten, und ſprach ſie an, als wäre ſie wirklich da, erhielt aber keine Antwort.“ Auch Männer in einem abgeſonderten, doch benachbarten Gefängniß hatten, ohne von der Eßlinger etwas zu wiſſen, ganz ähnliche Erſcheinungen, denn auch bei ihnen ſtattete das Geſpenſt ſeinen Beſuch ab.

Beſonders merkwürdig ſind die Ausſagen gebildeter Männer, des Herrn Kappf, Profeſſor der Mathematik und Phyſik in Heilbronn, des Herrn Rechtsconſulent Fraas und vieler Anderen. Wir heben hier nur einiges heraus. Herr Kupferſtecher Duttenhofer erzählt, was er im Gefängniß der Eßlinger geſehen: „Bis nach 11 Uhr hörten wir nichts beſonderes, dann aber Töne wie Tröpfeln von großen Waſſertropfen im Gange, dann innen Töne, wie wenn man Funken aus einer elektriſchen Flaſche zieht. Die Helle, die wir dabei Beide ſpäter wie durch die Thüre hereinkommen ſahen, hatte das eigene, daß ſie eigentlich keine ſtrahlende Helle war, ſie war eine mehr phosphoreſcirende Helle. Wie die Töne, die wir hörten, ohne Nachhall waren, ſo waren dieſe Lichterſcheinungen ohne weitere Verbreitung und hatten wie die Töne einen eigenen Charakter. Die Töne entſtanden immer, wenn auch nach dem Schauen der Frau die Erſcheinung im Zimmer war. Einsmals entſtand ein Tönen wie von feinen Glasglockchen, und dann ging es über den Boden des Gefängniſſes wie ein Rauſchen von Papier. Einsmals hörten wir Töne, als führe ein Wagen, was durchaus nicht der Fall war, ſpäter tönte es wie ein wirkliches Läuten. Mehrmals that es Töne, als werfe man mit Sand, und zwar einmal hart an meinem Ohre vorüber, daß ich meinte, es hätte mich müſſen treffen. Mehrmals fühlten wir das Wehen eines kalten Windes, wenn ſich die Erſcheinung nach uns zu bewegen ſchien. Es hatte dieſes Auftreten der Erſcheinung mir etwas überzeugenderes gerade in dieſen ſanften eigenen Tönen, ſo verſchieden von dem, wie man ſich Geiſtererſcheinungen ſonſt vorſtellt, war auch ganz anders, als es wohl dieſes Weib gemacht hätte, hätte ſie ſichs zur betrügeriſchen Aufgabe gemacht, Andern einen Geiſt vorzulügen. Gegen 6 Uhr aber entſtand plötzlich ein ſo furchtbares Tönen und Raſſeln und

Digitized by Google

Zuſchlagen an dem uns entgegenſtehenden, doch gerade vor unſerm Geſicht liegenden Fenſter, daß, wenn es wirklich am Fenſter geweſen wäre, alle Scheiben nothwendig zerbrochen wären. An dem entgegengeſezten Fenſter zeigte ſich da zugleich eine Helle, die ſich im Gange mit den Tönen, die aber da noch ſehr lautbar wurden, zu verlieren ſchien.“

Herr Dr. Sicherer von Heilbronn erzählt: „Bald hörten wir nun ein Klopfen ans Fenſter unſerer Seite ſchlagweiſe und mäßig, und dann abwechſelnd an beiden Fenſtern. Plötzlich wurde unſere Aufmerkſamkeit wie durch einen Lärmen gefeſſelt, der ganz gleich dem war, als ob eine Hand voll Schrot oder Erbſen, war er ſchwächer, als ob Sand mit aller Kraft auf den Boden geworfen würde, und als ob die einzelnen Erbſen auf dem Boden fortrollten. Dieſes Werfen kam der Beobachtung nach nicht bloß in anfänglich horizontaler, ſondern häufig ganz in verticaler Richtung, ſo daß ich nicht ſelten unwillkührlich das Geſicht bedeckte, weil das Fallen von genannten Subſtanzen hart am Körper herab erſchien. Dies die akuſtiſche Erſcheinung. Zugleich oder nachfolgend, ließ ſich eine Empfindung bemerken, wie wenn eine kalte Luft die äußern Körpertheile anwehte, oder wie man im halben Schlaf einen entblößten Arm fühlt. Hiedurch wurde der Taſtſinn afficirt. Der Geruch wurde während dieſer Scene und längere Zeit nachher durch einen widerwärtigen Geſtank in Anſpruch genommen, welcher auch auf das Athmen einen ſolchen quälenden Einfluß übte, daß ich in den erſten zwei Stunden nicht glaubte, die ganze Nacht hier zubringen zu können. Ich finde keine paſſende Vergleichung für ihn. Nur davon überzeugte ich mich bald, daß er kein Kerkergeruch ſeyn konnte, weil dieſer, wie jede verdorbene Zimmerluft, nur in der erſten Viertelſtunde quält, weil jener aufhörte und wiederkam, wie die übrigen Erſcheinungen, und weil beim Eintritt in den Kerker meiner in der Praxis geübten Naſe nichts auffiel. Während man dieſes fühlen, riechen und hören konnte, ſah ich mit den genannten Erſcheinungen einen dicken, grauen Nebel über den mir entgegengeſezten Theil des Zimmers, wo das Bett der Gefangenen war, gleichförmig ausgebreitet, welcher nach kürzerer oder längerer Zeit mit dem Geruch ſich wieder verlor.“

Merkwürdig iſt, was dem Herrn Dr. Seyffer von Heilbronn begegnete, nach Kerners Erzählung: „Am 30. December, Nachts nach 7 Uhr, begab ich mich mit Herrn Dr. Seyffer von Heilbronn in das Gefängniß der Eslingerin. Wir hatten die Fenſter feſt mit Tüchern umhängt. Ich ſagte der Eslingerin, es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſich beſonders auch Herr Dr. Seyffer von der Wahrheit der Erſcheinung überzeugen könnte. Sie ſagte, ſie könnte nichts dazu thun als Gebet, und ſie betete nun auch in der Stille. Die Thüre war zu, das Licht war ausgelöſcht. Es war im Gefängniſſe durchaus finſter, aber gegen halb 8 Uhr erſchien auf einmal in horizontaler Richtung von dem verhängten Fenſter gegen Dr. Seyffer herkommend eine ganz intenſive ſchwefelgelbe Helle in dieſer Finſterniß, die den Dr. Seyffer und noch einen kleinen Theil unten am Bett der Eslingerin, an dem wir ſaßen, in den intenſivſten Glanz verſezte. Ich, der ich ganz nahe an Dr. Seyffer ſtand, wurde nicht beleuchtet, ich blieb dem Dr. Seyffer ganz unſichtbar, ganz ſchwarz, wie ſonſt die Nacht in dieſem Gefängniſſe, während er ſeine Füße, ſeine Arme, ſeinen Leib und ſeine ſilberne Doſe, die er gerade in der Hand hatte, in völligem Glanze ſah, in einem Glanze, in dem auch ich ihn beleuchtet ſitzen und ſpäter, als er ſich erhob, ſtehen ſah.“

Der Geiſt verfügte ſich auf Verlangen auch an fremde Orte. Der Gerichtsdiener Mayer, ungläubiger als ſeine Frau, bat die Eslingerin einmal, ſie ſolle ſeinem Glauben nachzuhelfen, ihm den Geiſt auch einmal fühlbar ſenden. Herr Mayer gibt hierüber und überhaupt über dieſe Erſcheinung, inſoweit er von ihr Erfahrungen machte, Folgendes an: „In der Nacht nach dem Morgen, an dem ich den Wunſch gegen die Eslingerin geäußert hatte, ſie möchte mir die Erſcheinung fühlbar ſenden, ſchlief ich ein, ohne deſſen Erfüllung im mindeſten zu erwarten, wurde aber nach Mitternacht durch ein Gefühl erweckt, als berührte mich etwas am linken Ellenbogen. Ich fühlte auch einen Schmerz an dieſer Stelle, und Morgens als ich nachſah, hatte ich an ihr mehrere blaue Flecken; damit hatte ich aber noch nicht genug; ich ſagte der Eslingerin, ſie ſolle der Erſcheinung ſagen, ſie möchte mir auch den rechten Ellenbogen berühren. Dies geſchah nun wirklich auf die gleiche Weiſe in der nächſten Nacht; ich fühlte auch an dem rechten Ellenbogen ein ſchmerzhaftes Berühren, roch dabei aber einen unausſtehlichen Verweſungsgeruch. Auch an dieſem Ellenbogen bemerkte man blaue Flecken.“

Ganz daſſelbe widerfuhr auch Andern. Herr Oberamtsgerichtsactuar Eckhardt hatte gegen die Eslingerin im Verhöre geäußert: er wünſche, daß ſie ihm die Erſcheinung auch einmal in ſein Haus ſende. In der Nacht bat nun die Eslingerin dieſelbe inſtändig, in die Wohnung des Herrn Eckhardts zu gehen. Sie verſprach es und ging Schlag 12 Uhr von ihr. Zur ſelben Stunde erwachte die Gattin Herrn Eckhardts, die nichts von der Foderung ihres Gatten wußte, welcher ſelbſt auch nichts weniger als die Erſcheinung erwartete, von dem Tone, als fiel ein harter Körper auf den Tiſch ihres Schlafzimmers, und ſah dann vor ſich eine Helle ſtehen, wie eine lichte Nebelſäule. Ihr Gatte blieb feſt ſchlafend, und verſchlief die Erſcheinung. — So gab auch Herr Theurer an: „Ich hatte beim Verhöre gegen die Eslingerin geäußert: ſie ſolle mir die Erſcheinung auch ſenden. Bald hierauf

Digitized by Google

erwachte ich in einer Nacht von einem hörbaren Gehen, als ginge J-mand wie auf Socken durch das Zimmer vor meinem Schlafzimmer. Jch ſprang hinaus, fand aber keinen Menſchen, noch irgend eine andere erklärliche Urſache dieſer Töne — doch aber einen mir unbegreiflichen, furchtbaren Verweſungsgeruch. Von da an wurde uns die Erſcheinung in verſchiedenen Nächten, wenn auch nie ſichtbar, doch hörbar. Es waren Töne von Krachen, Werfen wie mit Sand, und ſonſt auch nicht zu bezeichnende Töne. Eine Katze, die im Zimmer war, lief oft, entſtanden ſolche Töne, auf dieſelben zu, ſprang aber dann ſogleich ganz erſchrocken zurück, ſich unter irgend etwas ängſtlich verbergend.“ Desgleichen erzählt Herr Referendair Binder: „Die Eslingerin, die meinen Unglauben erfuhr, bat nun, wie ich ſpäter erfuhr, die Erſcheinung, mich noch zu überzeugen. Sey nun dies aber, wie es wolle, wahr iſt es, daß ich in der Nacht, wachend im Bette liegend, auf einmal in meinem Zimmer Metalltöne, wie Glockengeläute, hörte, das lange andauerte, und dann Töne von Klöpfeln und Krachen, wobei ich von einer innern Preſſung beſchwert wurde. Zulezt that es in mein Ohr einen thieriſchen Schrei, nach welchem aber alles Gefühl von Unheimlichkeit auf einmal wieder in mir verſchwunden war, auch in meinem Zimmer wieder die größte Stille herrſchte. Nun kam es aber in verſchiedenen Nächten, meiſtens aber Morgens gegen 3 Uhr, auf die auffallendſte Weiſe zu mir. So wurde ich z. E. eines Morgens auf einmal nach ganz ruhigem Schlaf erweckt, und hörte da ein furchtbares Getöne, als fielen feſte Körper das Kamin herunter, was aber, als ich Morgens nachſah, nicht der Fall war. Dann tönte eine auf meinem Tiſche ganz allein und feſtſtehende Bouteille, als würde mit etwas an ſie geſchlagen. Am auffallendſten aber war es in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Januar (wo die Eslingerin nicht mehr hier war). Hier wurde ich auch aus ganz ruhigem Schlafe Morgens 3 Uhr wie erweckt, war nun völlig wach, und als ich nach jener Gegend ſah, von der ſonſt jene Töne kamen, ſah ich die Wand ganz ſchwefelgelb erleuchtet, und inmitten dieſer Beleuchtung ſah ich einen mannsgroßen, weißen, viel hellern Streifen, als die Beleuchtung war. Dieſe Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang, wo die Beleuchtung war, und als führe dieſe mit der Beleuchtung zum Fenſter hinaus.“

Herr Kerner ſelbſt wurde oft in ſeinem Hauſe von dem Geiſte beſucht. Herr Landſchaftsmaler Dörr beſtellte ſich ihn förmlich nach Heilbronn und war nicht wenig überraſcht, als das geheimnißvolle Weſen mit elektriſchem Lärm und kaltem Hauch ſich einſtellte.

Da hätten wir alſo Zeugniſſe genug. Die Thatſachen ſtehen feſt. Eine Kritik, welche ſie läugnen und in die Ausſage ſo vieler ehrenwerth-n Perſonen Mißtrauen ſetzen wollte, wäre doch allzu wohlfeil. Es kommt hier nicht mehr auf das ob, es kommt nur noch auf das w i e an. Wer an den Geiſt glauben will, den hindert nichts. Wer verſuchen will, jene elektriſchen Phänomene, als von der inhaftirten Frau bewirkt, als zuſammenhängend mit ihrem ſomnambülen Zuſtande und den Geiſt nur als ihr auch andern mitgetheiltes Phantaſiegebilde zu erklären, der hat wenigſtens die Genugthuung, all das Widerliche, das von der Annahme einer ſolchen Geiſterwelt unzertrennlich iſt, von ſich abzuhalten.

Herr Kerner ſagt: „Es hält in gegenwärtiger Zeit, wo die Zahl der Glasköpfe (durch eine den Menſchen ganz vom Innern und der Natur abziehende Lebensweiſe und D r e ſ ſ u r, durch rationaliſtiſche Religionslehrer, liederliche Dichter und wahnſinnige Philoſophen) ſich erſtaunlich mehrte, ſehr ſchwer, Anerkennungen für Beobachtungen aus einem Gebiete zu finden, das der ſichtbaren, palpablen Sinnenwelt ſo ganz entgegenſteht, — aber gerade dieſer ſo beſchaffenen gegenwärtigen Zeit wegen, ſind beſonders Diener der Religion, denen ſolche Beobachtungen zufielen, doppelt verbunden, ſie nicht unter den Scheffel zu ſtellen, ſondern ſie ohne alle weitere Weltrückſichten zu offenbaren und ihre Wahrheit mit feſtem Muthe zu vertheidigen.“ Das glauben wir nicht. Die h. Schrift v e r b i e t e t das neugierige Erforſchen jenes dunkeln Reichs, ganz in dem Sinn, wie Schiller ſagt:

Und der Menſch verſuche die Gottheit nicht,
Und verlange nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedeckt mit Nacht und Grauen.

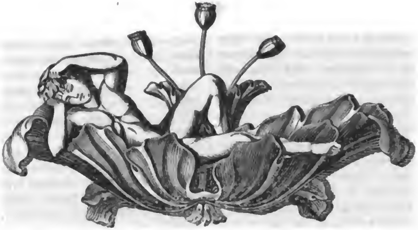
Wir ſollen die Todten n i c h t fragen.

Vorzüglich auch deßwegen, weil ſie uns keine Antwort geben. Denn was iſt am Ende das Reſultat von all der Geiſterſeherei und ſogenannten Aufklärungen über das Jenſeits? Wir wiſſen gar nichts. Wir ſollen nichts davon wiſſen. Wir können nichts davon wiſſen. Was die Leute geſehen haben wollen, waren durchgängig bloße Reflexe des irdiſchen Lebens, finſtere Vorſtellungen der Furcht, neckende, inkonſequente Traumgeſtalten, in denen ſich die ganze Beweglichkeit menſchlicher Phantaſie als das geſtaltende und ordnende Princip nur allzu deutlich verrieth. Wo iſt in dieſen Widerſprüchen Wahrheit, wo in dieſen Phantaſtereien eine Spur von der Weisheit zu finden, die wir uns als das ordnende Princip des Weltalls denken?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. M e n z e l.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 109. Freitag, 28. Oktober 1836.

Geiſterkunde.

1) Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. Juſtinus Kerner. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. 8. S. 309.

(Schluß.)

An Geiſter, die nur an einem beſtimmten Platze durch beſtimmte Sprüche und Gebetsformeln, oder durch Zahlung von 9 Kreuzern unter gewiſſen Formeln erlöst werden können, glauben wir einmal nicht. Und wenn ſie uns den ganzen Tag anbettelten, wir würden ſie für Nicolai'ſche Truggeſtalten halten und uns Blutegel ſetzen laſſen. Auch ſcheinen uns Geiſter verdächtig, die wie der Pater Anton der Eslingerin in Geſellſchaft von Geiſtern noch Lebender aber Abweſender, z. B. des Dr. Kerner, erſcheinen, der zu gleicher Zeit leibhaftig zu Hauſe war, während ſein geiſterhaftes Luftbild mit jenem Pater zu der Gefangenen in den Kerker kam. War hier Herr Kerner ein bloßes Phantaſiebild, ſo wird der Pater wohl auch nichts mehr geweſen ſeyn.

Haben ſich doch ſchon die Geiſterſeher genöthigt geſehen, anzuerkennen, daß ihre Geiſter nur Ausnahmen ſeyen, ganz beſonders widrige und gemeine Geſellen, von denen man keineswegs auf die übrige Geiſterhierarchie ſchließen dürfe. Aber was gewinnt dann die Welt mit dieſer pöbelhaften Bekanntſchaft, wenn man dadurch nicht einmal zur Kenntniß der beſſern Geſellſchaft im Jenſeits gelangt?

Inzwiſchen haben uns mehrere Geiſterſeher auch mit vornehmeren Geiſtern aller Art bekannt gemacht, leider aber haben ſich hier die Nachrichten widerſprochen. Die neue Somnambule in Weilheim z. B. hat unter den Mondgeiſtern ganz andere Dinge geſehen als Swedenborg ꝛc.

Es iſt dankenswerth, daß Herr Dr. Kerner in dieſer Schrift ſich auf genau dokumentirte Angabe der Thatſachen beſchränkt und den ganzen Handel der naturwiſſenſchaftlichen Beurtheilung unterſtellt hat. Vor dieſes Forum gehört der Fall allerdings.

Man iſt in der Theorie des Somnambulismus fortgeſchritten. Es war natürlich, daß man anfangs allzueinſeitig bloß die Wirkungen an der paſſiven Perſon beobachtete. Nach und nach iſt man auf den Magnetiſeur und auf die wirkende Kraft aufmerkſamer geworden. Von beſonderem Werth, wenn auch noch keineswegs in allen Conſequenzen ausgebildet, ſcheinen uns Henslers

Digitized by Google

Verſuche über die ſympathetiſche und antipathetiſche Wirkung zu ſeyn. Am wenigſten ausgebildet iſt aber offenbar bis jezt die Lehre von der viſionären Anſteckung, von dem mächtigen Rapport, durch den ſehr viele Menſchen gezwungen werden, Gleiches zu ſehen, zu empfinden oder zu thun.

Was die Angeſteckten ſehen oder thun, hängt immer von dem ab, was die erſte thut. So kennt man die Geſchichte der St. Veitstänzer, die alle tanzen mußten, nachdem einer angefangen; der Nonnen, die alle wie Katzen miauen mußten, weil eine angefangen; der chineſiſchen Mädchen, die ſich in Menge ins Waſſer ſtürzten, weil eine voranſprang; der Lappländer, die alle convulſiviſch die Mienen und Geberden des Reiſenden nachmachten, der ſie in ihrer Hütte überraſchte ꝛc.

Eine Anſteckungsgeſchichte dieſer Art, die überdem viele Aehnlichkeit mit der neuen Weinſperger Geſchichte hat, ſcheint uns hier der Mittheilung um ſo mehr werth, als ſie unſeres Wiſſens den Gelehrten, die ſich für dieſe Gegenſtände beſonders intereſſirt und viel Altes aufgewärmt haben, bisher unbekannt geblieben iſt. Sie ſteht im ſiebenten Folioband des Theatri Europaei Seite 1022.

„Erſchröck- und ganz erbärmlich anzuhören iſt es, was dieſen Frühling abſonderlich im Monat Maien, ſich im Stifft Paderborn für ein ſo wol wegen einiger beſeſſenen Menſchen, als auch Hexen, höchſt betauerlicher Zuſtand hervorgethan. Die Zahl ſolcher Beſeſſenen Perſonen nahme von Tag zu Tage zu, ſo daß in kurzer Zeit aus dem ganzen Stifft, als zu Paderborn, Brackel, Warburg, Borgentreich, Altelen, Ettelen, Neu- und Alt-Becken, Steinheim, Leuen, Willebaſen, Scheeffede, weit mehr als hundert wahrhafte beſeſſene Männer, Weiber, Studenten, Jungfrauen, Mägde und Kinder gezehlet wurden, in welchen die Hölliſche Geiſter mächtig wüteten, und über das Schwerdt der Gerechtigkeit rufften: Sonderlich aber ſchryen die Beſeſſene, oder vielmehr der Teuffel auß ihnen, um Rache über die mit Hexerey behaffte Perſonen, deren ſie viel, und unter ſolchen fürnehmlich deß Burgermeiſters zu Brackel Magd, Catharinen, ins gemein Trinike Morings genannt, ihn den Burgermeiſter ſelbſten, und auch den Guardian der Capuciner daſelbſt, Peter Egidium, nahmhafftig machten, mit Vermelden, daß Gott ſie zwänge, ſolches zu thun, damit das Uebel ausgerottet würde. Ein Jeſuit, Pater Löper genannt, ſo ſeines guten Namens halber anderswo gerühmet wird, unterſtunde ſich zu der Zeit, um außgang des Mertzens die Beſeſſene zu beſchwören, auß welchem der böſe Feind auff vorbemeldte Perſonen, mehr als zuvor geſchehen war, ruffte, wordurch dann die Herrn Capuciner in gefährliche Verkleinerung kamen, daß ſie der Almoſen entbehren mußten; ja faſt nicht ſicher auff der Gaſſen gehen kondten. Maſſen die Beſeſſene ihnen auff den Straßen mit Steinen und Meſſern nachlieffen, daß ſie oft ihres Lebens nit ſicher waren, und ſich zu erwehren geweyhete Prügel unter den Röcken mit ſich tragen mußten. Weil nun ſolche Bezüchtigung dem Capuciner Orden, indem die Fürnehmſten darauß ſolcher Geſtalt angeklagt wurden, ſehr nachtheilig fallen wollte, ſchlugs endlich dahin auß, daß man dem bemeldten Pater Löper ſolch ſein Handwerk bald nieder legte, und die Teuffel weiter zu beſchwören verwehrte, ihn auch an einen andern Ort weg beförderte. Deſſen ungeachtet, obſchon Pater Löper das folgende Jahr im April von ſeinen Beſchwörungen abſtunde, wütete dennoch der Teuffel mehr als zuvor niemals: Biß man nach der Hand ſolche Beſeſſene theils in ihren Häuſern, theils auch ſonſten auffhielt, daß man dannenhero nicht mehr ſo viel, als zuvor, davon hören konnte. Auß mehr als dreyßig beſeſſenen Leuten zu Paderborn und Brackel, rieffen die Teuffel unaufhörlich über beſagte Trinike Morings, als über eine Zäuberin, welche die Teuffel durch Brandewein-Kuchen, Aepffel, Bier, Fleiſch, und andere mehr Sachen, hätte in die armen Menſchen getrieben; Ja die Teuffel haben auch öffentlich auff den Gaſſen über etliche als Hexenvertheidiger geſchryen; Und was die Teuffel ſchryen, das bekennten dann die Hexen gerichtlich vor den Herren Commiſſarien, nämlich, daß die böſe Geiſter durch Hexerey in ſo viel Menſchen wären eingetrieben worden. Zu verwundern war ſich über die ungelehrte Kinder, Knechte, Mägde, Jungfrauen und Bürger, ſo in Paderborn häuffig herum lieffen, deren theils:

1) Allerley Sprachen gar wol verſtanden.

2) Auff Hebräiſche, Griechiſche, Lateiniſche Fragen, welche mit vielen Worten geſchehen, füglich antworten können.

3) Wider ihren Willen von heimlichen Gewalt grauſamlich an allen Gliedern gepeinigt worden.

4) Ihrer Glieder offt nicht mächtig geweſen, ſondern aller Kräfften zu reden, gehen, ſtehen, hören und ſehen lange Zeit beraubet worden.

5) Uhrplötzlich von unſichtbarem Gewalt, mit erſchröcklichem Tumult auffs Feuer, auff die Erde, Steine, Bänke, an Mauren, ins Waſſer geſtoßen, geworffen und geſchlagen worden.

6) Heimliche Sachen offenbahret, auch gewußt, was man anderswo gethan; Was zukünfftig geweſen, oder zu ſelbiger Zeit über drei Meilen Wegs geſchehen, vorgeſagt; ganz heimliche Geſpräche, ſo andere gehalten, alſo erzehlet, daß ſie im geringſten nicht geirret haben.

7) Geweyhete, geſegnete, heilige Sachen, von ungeweyheten, ungeſegneten und gemeinen, wiewohl alles verborgen geweſen, diſcerniren und unterſcheiden können.

Digitized by Google

8) Gewißt und geruffen, daß groſe Fürſten über hundert Meil Wegs von dieſer Welt durch den Tod abgangen.

9) Ungeſegnete Hoſtien, ſo der Prieſter ohne Wiſſen eines eintzigen Menſchen auff den Altar gelegt, und nach der Elevation ihnen vorgeſtellt, in aller Geſchwindigkeit angreiffen, und unter das Volk werffen können; consecrirte aber und geſegnete nicht können noch wollen anſchauen.

10) Auff Bäume, Häuſer, hohe Mauren, Palliſaden, im Augenblick, nicht ohne Gefahr des Lebens geführt, auch von hohen Balcken und Bühnen geſtürzt worden, und nicht gewußt, wie oder woher ſolches geſchehen.

11) Unter den geiſtlichen Beſchwörungen, wann der inſitzende Geiſt gewütet, von 5. 6. 7 ſtarken Männern, wiewohl ſie ſchwache Kinder waren, nicht können gehalten werden.

12) Ihre eigene Glieder wider ihr Wiſſen und Willen zerbiſſen, mit Zähnen zerriſſen, das Haar ausgeroppft, aus dem Mund geſchäumet; Und wann ſie von andern unbarmherzigen Leuten geſchlagen, verletzet und verwundet worden, nichts davon gewußt noch gefühlt, bis erſt der böſe Geiſt auffgehört zu wüten.

13) Die höchſte Wiſſenſchaften, als Philosophiam, Theologiam etc. ſowohl verſtanden, als diejenige, welche 3 oder 4 Jahre in denſelben zubringen, auch gute Syllogismos von den falſchen und ungültigen gar wohl destinguiren können.

Dieſe Leute hatten einen guten Namen, führeten ein ehrliches Leben, redeten von keinem, wann ſie bey ihrem Verſtand waren, das geringſte; waren theils im geringern, theils im mittelmäſſigen, theils im höhern Stand, derſelbigen Stadt; Es wurden unter ihnen gefunden Kinder von 7. 10. 12. 13. 14 Jahren; auch ehrliche Bürger 40. 52 Jahren; Item Soldaten, endlich Tugendſame, und in aller Andacht ehrlich erzogene Jungfrauen.

Mehr beſagte Magd Trinike Morings wollte keine Hexe, ſondern für ein vom Teuffel beſeſſenes Menſch gehalten werden: die Proben und Umſtände aber, ſo den 12. Junii, 7. und 9. July, an ihr befunden worden, konten davon genugſam zeugen: Dann, den 12. Junii, ward ſie zu Paderborn in der Capell zu St. Bartholomäus, in Beyſeyn etlicher gewiſſer Perſonen des Rahts, und anderer, vorgeſtellt, aber keine Anzeigung einiger Beſitzung an ihr vermerket. Den 23 diß, ward ſie zu Neuhauß gefänglich beygeſezt: Daſelbſt haben drey Bauern, wie auch ein gefangener Jude zu unterſchiedlichen mahlen gar ſeltzame Gaſtereyen, Täntze, Spielen, Singen, Ruffen und dergleichen Anſtellungen bey ihr zu Nacht, drei Stunden lang gehöret.

Den 7. July ward von den ſämmtlichen Herren Biſchofflichen Rähten zu Neuhauß, der daſelbſt gefänglich verwahrten Trinike Morings Käſtlein eröffnet: In dieſem Käſtlein war etwas feiſtes, zwiſchen Tücher eingemacht, wie eine Kröte, imgleichem Haar, Nadeln, Nußſchaalen, Weißbrod, endlich auch ein ſchwarzes Vögelein, welches im Angeſichte der H. H. Rähte außflog, und bald verſchwande, daß es auch die Herren nach langem Suchen nicht wieder finden konte.“

Gewiß einer der intereſſanteſten Hexenproceſſe, die je vorgekommen ſind. Schade nur, daß der Bericht ſo wenig erſchöpfend iſt. Sollten ſich die Akten vielleicht noch in Paderborn vorfinden (ſie ſind vom Jahr 1656) ſo würde es nicht unverdienſtlich ſeyn, ſie zu veröffentlichen.

2) Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeyns, eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner im Alterthum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken, in einem Sendſchreiben an den Herrn Ober-Medicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart von Demſelben. Daſelbſt, 1836. 8. S. 70.

Nur ein Beiſpiel ſtatt vieler. „Im Herbſt 1835, erzählt Kerner, wurde mir der 37 Jahr alte vermögliche Bürger und Bauer F. von G. gebracht. Dieſer Mann war, nach dem Zeugniß Aller, bis zu ſeinem dreiſſigſten Jahr ein ſehr braver, ſtiller und nüchterner Mann geweſen. In ſeinem Orte befand ſich ein Schultheiß, der dem Trunke ſehr ergeben, äußerſt ſtolz und händelſüchtig war, er war aber mit dem F. nie in beſondere Berührung gekommen. Als F. dreißig Jahr alt war, ſtarb dieſer Schultheiß. Ein Jahr nachher wurde F. von öfteren Schmerzen im Bauche, Aufblähungen deſſelben und öfteren Verziehungen der Geſichtsmuskeln befallen. Was aber das Auffallendſte war, es änderten ſich Charakter und Lebensart des F. damit auf einmal gänzlich um. Der früher ganz nüchtern gelebte F. fing nun an entſetzlich zu trinken, der vorher ſo Friedliche wurde zankſüchtig, der Beſcheidene äußerſt ſtolz und hochtrabend, und wollte Jedem im Dorfe befehlen, wodurch er oft in große Händel und Strafen gerieth. Seine Gattin kam dadurch in den größten Jammer, beſonders da er, der vorher ſo arbeitſam war, nun auch gar nicht mehr die Geſchäfte auf dem Felde verſehen wollte. Dieſer veränderte Zuſtand dauerte aber nicht immer fort, oft nur Monate, oft nur Wochen lang, und in den Intervallen war dann der alte, nüchterne, beſcheidene und friedfertige F. wieder vorhanden, ſo lange bis wieder das andere wüſte Individuum ſeine Rolle ſpielte. Körperlich nahm F. dabei an Kräften ab, auch ſtellten ſich, neben den

Digitized by Google

Leiden im Unterleibe, periodiſch Schmerzen in den Gliedern ein, wogegen vergebens ärztliche Mittel gebraucht wurden. Der ſonderbare Zuſtand nahm fünf Jahre lang immer mehr zu, und untergrub ſehr das Glück der Ehe. Im ſechsten Jahre ſpuckte F. ſeiner Frau, ohne alle Veranlaſſung, eines Tages ins Geſicht, und dabei ſprach auf einmal eine ganz fremde Stimme aus ihm: „Weißt du auch, wer das gethan hat?“ Als ſie erwiderte: „Leider du!“ brüllte die Stimme: „Sau! weißt du denn nicht, daß ich ſchon ſechs Jahre lang in deinem Eſel bin? Ich bin der Schultheiß S. und werde euch Ochſen alle zu Paaren treiben!“ Hierauf warf es den Mann unter den heftigſten Convulſionen zu Boden, und von dieſem Tage an ſprach die dämoniſche Stimme des verſtorbenen Schultheißen S. aus dieſem Manne, und man erkannte, daß ſich deſſen ganze Individualität ſchon lange ſeiner bemächtigt hatte. Hatte ſich der Dämon wieder in ihm zur Ruhe geſezt, ſich in den Unterleib, in dem er aber dann immer Schmerzen fühlte, gleichſam zurückgezogen, ſo war der alte, freundliche, ſanfte F. wieder da, der äußerſt bekümmert war über das, was er kurz vorher in einem ganz andern Geiſte geſprochen und gehandelt haben ſollte. Unter während dieſen Klagen ſchloß es ihm aber oft gewaltſam die Augen wieder (tauchte der Dämon auf, ſchloſſen ſich immer ſeine Augen), und erſchien wieder die andere ganz verſchiedene Individualität mit Fluchen über Gott, Gebet und den F. ſelbſt. Dieſe Individualität tauchte beſonders ſchnell auf, wollte ſich F. zum Gebet wenden, wo ſie ihn dann auch oft in Convulſionen warf und ſchreckliche Schmerzen im Unterleib und in den Gliedern verurſachte. Es wurden ſehr viele ärztliche Mittel gegen dieſen Zuſtand gebraucht, und hauptſächlich auch auf den Bandwurm, von dem ſich aber nie eine Spur zu erkennen gab, hingearbeitet. Es waren alle dieſe Mittel vergebens. Einzig die magiſch-magnetiſche Behandlung befreite dieſen Leidenden von ſeinem geiſtigen Bandwurm. Durch ſie fuhr unter heftigem Würgen und Blaſen derſelbe aus ihm, während er zu Boden ſtürzte und wie ſcheintodt liegen blieb; ſich aber bald wieder, befreit von ſeinem Jammer, erhob.“

Sollte ſich dergleichen nicht einfach durch Wahnſinn erklären laſſen? Der Talmud hat zwar eine vollſtändige Theorie der Einſeelung in fremde Körper, und des Nebeneinanderbeſtehens mehrerer Seelen in demſelben Körper; aber wir halten dieſe Theorie für ein vortreffliches Motiv abenteuerlicher Fabeln, dergleichen der Talmud wirklich enthält, nur nicht für Wahrheit. Hat es doch ſchon Wahnſinnige gegeben, die ſich ſteif und feſt eingebildet haben, andere Perſonen zu ſeyn, die wirklich noch lebten. Sie waren es nicht, ſie bildeten es ſich bloß ein.

Da übrigens alle ſolche Einbildungen aus einem geſtörten und krankhaft afficirten Nervenſyſtem herſtammen, wird ohne Zweifel die magnetiſche Kur dagegen ſehr zweckmäßig ſeyn, und wir geben die Nutzanwendung vollkommen zu, wenn wir auch nicht von den Prämiſſen dieſelbe Anſicht haben.

Anekdoten-Literatur.

Bibliothek des Frohſinns. Sechs Sektionen. Von jeder das erſte Bändchen. Stuttgart, Köhler, 1836. 12.

Anekdoten: I. von Regenten, Feldherrn ꝛc., II. von Gelehrten, III. ſcherzhaften Inhalts, IV. deutſches Volksthum betreffend; V. Epigramme. VI. Komiſche Briefe und Zeitungs-Artikel. Da dieſe neue Anekdotenſammlung ſo umfangreich iſt, enthält ſie viel Gutes, Witziges, das Gemüth Aufheiterndes. Doch iſt auch mancherlei Unbedeutendes mituntergelaufen und beſonders die Epigramme hätten mit mehr Geſchmack ausgewählt ſeyn ſollen, da die deutſche Literatur an den beſten in der That nicht arm iſt. Wir wollen indeſſen hier nicht allzuſtrenge Forderungen machen, denn man lieſt ſolche unterhaltende Sammlungen nicht, um eine wiſſenſchaftliche Einſicht in das wahre Weſen des Witzes zu erlangen, ſondern um ſich im Unmuth aufzuheitern, in der Langeweile zu zerſtreuen, auf dem Krankenbett ſich eine frohe Stunde zu machen. Die Luſt, Anekdoten zu leſen, verdient immer wieder von Zeit zu Zeit aufgefriſcht und genährt zu werden, denn luſtige Anekdoten ſind immer eine geſundere Nahrung für den Geiſt, als ſchwülſtige und trübſelige Romane.

Taſchenbücher auf 1837.

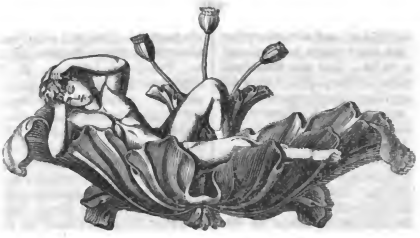
Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.

Von St. Schütze.

Dieſes kleine Buch behauptet ſich in ſeiner bekannten Weiſe. Bei den Kupfern iſt die Natürlichkeit vorherrſchend geblieben und die lange, ſteife, pretiöſe, antik-romantiſche Manier glücklich vermieden. Den Inhalt bilden Erzählungen von Wachsmann, Bechſtein, Blumenhagen und Storch, einige ſehr ſchöne poetiſche Gedanken von Rückert und anmuthige Liebeslieder von Bechſtein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 110. Montag, 31. Oktober 1836.

Geiſterkunde.

3) Theorie des Somnambulismus oder des thieriſchen Magnetismus. Ein Verſuch, die Myſterien des magnetiſchen Lebens vom Standpunkte vorurtheilsfreier Kritik aus zu erhellen und zu erklären, von J. U. Wirth. Leipzig und Stuttgart, Scheible, 1836. 8. S. 334.

Der Verfaſſer iſt zwar kein Arzt, aber in der Literatur des Somnambulismus bewandert. Er ſucht die ſchon öfters aufgeſtellte Anſicht, daß die Geiſtererſcheinungen ꝛc. nur Phantaſieſpiele ſeyen, durch eine ſehr fleißige und ſyſtematiſche Combination der bisher bekannten Erfahrungen bis zur wiſſenſchaftlichen Evidenz zu erheben. Wir haben dieſelbe Anſicht ſchon vor Jahren ausgeſprochen und dieſe Beſtätigung derſelben kann uns nicht anders als willkommen ſeyn; doch iſt auf dieſem Gebiet die Unterſuchung noch nicht zu ſchließen.

Der Verfaſſer ſtellt feſt: „Die Phantaſie iſt eine mittlere Thätigkeit zwiſchen dem Gedanken und zwiſchen der ſinnlichen Empfindung; ſie hat die Funktion, den Gedanken in ein äußerliches Bild umzuſetzen, und ſie iſt ſtets geſchäftig, dem Gedankengange mit ihren entſprechenden, ſinnlichen Vorſtellungen zu folgen. Weil ſich nun der Gedanke, ſobald er in der Seele der Somnambüle entſteht, ſofort in ſolche ſinnliche Vorſtellungen kleidet, weil er nicht rein und unabhängig von der Vorſtellung und Empfindung auftritt, ſo können die Somnambülen auch nicht über ihee Phantaſiegebilde reflektiren, und darum auch kein Bewußtſeyn darüber haben, ob ſie rein ſubjektiv oder objektiv ſeyen. Dieſer Mangel an freier Reflexion iſt der innerſte Grund jener Verwechslung ſubjektiver Vorſtellungen mit objektiven, der andere, mehr äußeeliche Grund dieſer Verwechslung liegt in der ſinnlichen Empfindung der Somnambülen. Im wachen Zuſtande unteeſcheiden wir die ſubjektiven und objektiven Vorſtellungen durch den äußeren, ſinnlichen Eindruck, welcher den lezteren zu Grunde liegt, den erſteren aber mangelt. Allein im magnetiſchen Zuſtande kann ein inneres lebhaftes Phantaſiebild auf das empfängliche Nervenſyſtem einen eben ſo ſtarken Eindruck machen, als wirkliche, äußere Dinge, und umgekehrt, die Empfindung der äußeren Dinge kann ſo ſympathetiſch ſeyn, daß alle Fremdheit des Eindrucks für das Gefühl verſchwindet.“

Die eigenthümliche Thätigkeit der Phantaſie im Somnambulismus wird aber dadurch erklärt, daß der leztere ein *Mittelzuſtand zwiſchen Wachen, Schlaf und Wahnſinn* ſey, determinirt durch einen *fremden* Einfluß. „Der magnetiſche Zuſtand iſt weder

bloßes Wachen, noch bloßer Schlaf, noch eine ausgeprägte Form des Wahnſinns, und doch vereinigt er andererſeits alle dieſe drei Elemente in ſich. Was dem Somnambuliſmus dieſe eigenthümliche Stellung gibt, das iſt der Rapport mit dem Magnetiſeur. Daher können wir den magnetiſchen Zuſtand, wenn wir Alles zuſammenfaſſen, als ein krankhaftes, ſchlafwaches Leben einer Individualität in einer fremden definiren.“

„Die gewöhnlichen Arten von Wahnſinn ſind meiſt ſelbſt verſchuldete; eine verkehrte Geiſtesrichtung iſt der gewöhnliche Anlaß derſelben. Obwohl eine phyſiſche Krankheit entweder ſchon bei der Geneſis derſelben mitwirkt oder in Folge der geiſtigen Zerrüttung ſich entwickelt (man hat namentlich bei Wahnſinnigen das Gehirn entweder zu hart oder zu weich, oft wäſſerig gefunden), ſo iſt doch der freie Mißbrauch der geiſtigen Kräfte ein überwiegendes Moment in der Entſtehung der Seelenſtörung; daher iſt der Geiſt ſelbſt, das eigentliche Ich derſelben, krank. Das ſomnambüle Wahnleben wird herbeigeführt durch einen ihrem Willen ſelbſt fremden, organiſchen Proceß, und nicht ſie ſelbſt ſind es, die allmählig durch verkehrte Geiſtesrichtung außer ſich kommen, ſondern außer ſich verſezt werden ſie durch die fremde Gewalt des Magnetiſeurs; daher nicht das eigentliche Ich derſelben krank iſt, ſondern, ſobald jener fremde Einfluß aufhört, und ſie ſich ſelber wieder geſchenkt werden, ſo ſind ſie geiſtig ſo nüchtern und geſund, wie andere Menſchen.“

„Eine adäquate Nervenbewegung begleitet ſtets die Thätigkeit des Vorſtellungsvermögens, ſowohl des von außen beſtimmten, als des produktiven und reproduktiven. Eben hiedurch iſt aber nun auch der Uebergang der Vorſtellungen auf die Somnambülen ganz einfach erklärt. In dieſen bildet ſich zunächſt die gleiche Empfindung in den Nerven, ja da dieſe in den Somnambülen noch gereizter ſind, als im geſunden Leben, ſo wird jene Empfindung ſtärker ſeyn, als die des Magnetiſeurs. Mit derſelben Nothwendigkeit, mit welcher eine beſtimmte ſinnliche Empfindung im Magnetiſeur zur Vorſtellung wird, ruft die gleiche Empfindung in den Somnambülen die gleiche Vorſtellung hervor, die freien Gebilde der Phantaſie des Magnetiſeurs dagegen durchlaufen folgenden Proceß: ſie ſind zunächſt reine Thätigkeit des Geiſtes, werden im Magnetiſeur zum realen Bild, das ſich ſodann in der Nervenaffektion ganz adäquat ausdrückt, dieſe Affektion theilt ſich der Somnambüle mit und in ihr wird dieſe wieder vergeiſtigt zur Vorſtellung.“

Nun zeigt der Verfaſſer, wie die Anſchauungen der Somnambülen von den Anſichten der Magnetiſeurs abhängen, wie auf dieſe Weiſe dieſelbe Sache von der Einen ſo, von der Andern anders angeſchaut wird, wie überhaupt die ſtreitenden religiöſen, philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Anſichten ſich in den Offenbarungen der Seherinnen reflektiren. Z. B.: „Wie ſich die Eſchenmayer'ſche Zahlenmyſtik in der Seherin Phantaſie ausbildet, ſo producirt die Idee deſſelben Philoſophen und Kerners von dem Magnetismus, als dem Leben im Urzuſtande, auch eine Urſprache (B. I. p. 250 cfr. p. 281), welche auch früher einmal ſoll geſprochen worden ſeyn, ſo daß zur Zeit Jakobs die Sprache der von der Seherin aufgebrachten wirklich ganz ähnlich war (p. 248). Es iſt hiebei nur auffallend, daß auch Kunſtprodukte, wie Glas, ſchon ihre Namen haben. Auch ſcheint es *mehrere* ſolcher Urſprachen zu geben; wenigſtens die von einer anderen Somnambüle (Kieſers Syſtem §. 256) entdeckte ſtimmt nicht überein mit der unſerer Seherin. Z. B. bei jener heißt ni monarto die Hand, na blaminia die Braut. Bei der Seherin heißt Bjat die Hand, wobei ihr Interpres, Kerner, bemerkt, Jat ſey = Hand, das B der Artikel der, die, das, wofür jene Somnambüle ni, na ſezt. O mia criss heißt bei der Seherin: ich bin, o mia dä: ich habe, o alſo oder o mia: ich, während jene Somnambüle den Satz: „weil ich dich liebe, zanke ich mit dir,“ in ihrer Sprache ſo ausdrückt: clemor tuna in diu aswinor, in welchen Worten nichts von o oder o mia vorkommt.“

Und ſo überall. „Daß die genannten Viſionen der Somnambülen rein ſubjektive Phantaſiebilder ſeyen, dies zeigt die Betrachtung derſelben im Einzelnen an ſich, namentlich auch ihre Vergleichung untereinander. Die Weltkörper unſeres Sonnenſyſtems kennen die Ekſtatiſchen früherer Zeiten nicht als Wohnungen Seliger, ſondern nur unſere modernen Somnambülen. Ohne Zweifel hat dies ſeinen Grund in dem auf unſere Somnambülen übergehenden, modernen Unſterblichkeitsglauben, welcher, die Idee der Ewigkeit verſinnlichend, eine fortſchreitende Wanderung der Seligen durch die verſchiedene Weltkörper behauptet. Aber auch die *topographiſchen* Beſchreibungen, welche die modernen Somnambülen ſelbſt von den einzelnen Weltkörpern geben, ſtimmen nicht überein. Die Seherin von Prevorſt ſchildert z. B. (B. I. p. 227) den Mond als kalt, fürchterlich und arg, die Weilheimer Somnambüle als mild, wobei ſie über ihren Widerſpruch mit den Anſichten der Gelehrten mit den Worten weggeht: derjenige, welcher eine Gegend bereiſe, müſſe es doch beſtimmter wiſſen, als einer, der nur muthmaßlich urtheile (p. 41).“ Wieder ganz anders hat Swedenborg den Mond beſchrieben.

„Wie wenig ferner die Somnambülen unter ſich zuſammenſtimmen, davon mag nur Folgendes zeugen. Jene Weilheimer Somnambüle verſezt als Proteſtantin die Heroen dieſer Kirche, Luther, Melanchthon, auch Arndt, Spener, Bengel und Lavater ſelbſt über die Lehrer, die

Digitized by Google

Seligen höherer Grade, hinaus unter die unmittelbaren Diener Gottes, an deſſen Throne ſie die Aufwartung haben, p. 71. Der autoſomnambüle Swedenborg dagegen, bekanntlich ein Gegner der Grundlehre des Proteſtantismus, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, ſagt in jener true Christ. Religion: Er ſey auf ſeinen Reiſen in die Geiſterwelt mit Luther und Melanchthon zuſammengetroffen. Luther befand ſich nicht im Himmel, ſondern an einem Orte, wo erſt Beſſerungsverſuche mit ihm vorgenommen wurden. Luther hatte alle ſeine Schüler um ſich, und trug mit der entſchiedenſten Zuverſicht ſeine Lehre vom alleinſeligmachenden Glauben vor, als er auf einmal die Kunde erhielt, dieſe Lehre ſey falſch; er fing nun an zu zweifeln; daher die Hoffnung ſeiner Beſſerung vorhanden war. Philipp Melanchthon ſchrieb immer die Worte: „Der Glaube allein macht ſelig;“ von ihm gibt Swedenborg nicht die Verſicherung einer künftigen Beſſerung. Auch ſonſt hat die Verſchiedenheit der religiöſen Denkweiſe eine Verſchiedenheit in der Beſtimmung des Lebens der Abgeſchiedenen zur Folge. Jene pietiſtiſch-frömmelnde Weilheimer Somnambüle läßt ihre Seligen lauter Lieder von Stark und aus Hillers Schatzkäſtlein (p. 158), ſogar mit derſelben Melodie, wie hienieden ſingen (p. 173), während die Seherin von Prevorſt ihre Geiſter ihr Heil in Liedern aus dem vulgären Geſangbuche finden läßt; eine Andere, welche Chriſtum und die Engel in Proceſſion öfter ſah, dieſe ſogar einen alten, einfältigen Volksgeſang, einen Gaſſenhauer, ſingen ließ (Stillings grauer Mann, St. 10. p. 231).“

Indem der Verfaſſer in den Geiſtererſcheinungen nur Phantaſiegebilde ſieht, erklärt er ſie noch näher als beſtimmte Perſonifikationen, ſofern ſie gleichſam als Charaktermasken immer wieder vorkommen. „Der Schutzgeiſt ſtellt das Gute an ſich, der Geiſt der Beſeſſenen das Böſe an ſich, die gewöhnlichen Geiſter endlich das Mittlere zwiſchen beiden Extremen, dem Guten und Böſen dar, ſo daß ſie ſich ſelbſt weder zu dem einen noch zu dem andern beſtimmen können. Dieſe drei Formen der Phantaſie ſind nun, jede einzeln für ſich, nur eine einſeitige Perſonifikation eines einzelnen Lebensmomentes oder einer einzelnen Seite des menſchlichen Geiſtes, zuſammen aber bilden ſie die Totalität einer wirklichen Perſönlichkeit und ihres Lebens. Denn weder ein ſolch ſchlechthin guter, noch ein ſolch ſchlechthin böſer, noch endlich ein ſolcher zwiſchen beide Extreme unbeweglich hineingebannter Geiſt kann wirklich exiſtiren und eine volle, concrete Perſönlichkeit ſeyn. Wohl aber lebt der wirkliche Menſch bald rein im Guten, bald rein im Böſen, bald iſt ſeine Handlungsweiſe eine gemiſchte; ein viertes gibt es nicht. Jene Geiſter zuſammen bilden daher die vollſtändige Selbſtanſchauung der ſomnambülen Perſon; ihre Phantaſie reflektirt in jenen Geiſtern zuſammen alle möglichen Momente eines Menſchenlebens, und eben hiemit iſt die Thätigkeit der Phantaſie erſchöpft.“

Dies ungefähr ſind die Grundgedanken des Verfaſſers, ſo weit es möglich iſt, ſie kurz zuſammengedrängt wiederzugeben. Gewiß hat er eine ſcharfſinnige und umſichtige Unterſuchung angeſtellt, und wenn damit auch noch nicht alles erklärt iſt, ſo läßt ſich doch auf dieſem Boden weiter bauen. Wenn man auch alles der Phantaſie vindicirt, ſo bleibt an dieſem natürlichen, die übernatürlichen Einwirkungen ausſchließenden Weſen doch immer noch ſehr vieles räthſelhaft, und die neuentdeckten, elektromagnetiſchen Phänomene müſſen doch auch berückſichtigt, können nicht bloß, wie hier Seite 297 geſchehen, als Betrug beſeitigt werden.

4) Reiſen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geſchichte einer Somnambule in Weilheim an der Teck im Königreich Würtemberg, in den Jahren **1832** und **1833**. Augsburg, in Commiſſion bei Kaſſier Schäzler, **1834**.

Hier iſt die Unwahrſcheinlichkeit ſo derb, daß die Wiſſenſchaft kaum davon Notiz nehmen kann. Wenn die Seherin im Mond einen Berg Sinao, im Merkur eine Stadt Jeſaiſalem ſieht, ſo liegt es wohl auf der Hand, daß dies willkührliche Analogien von Sinai, Jeſaias und Jeruſalem ſind. Von derſelben Art ſind die Nachrichten, welche die Seherin von verſtorbenen berühmten Leuten gibt, z. B. daß Guſtav Adolf ſich ſehr wohl befinde in der Sonne, Pabſt Clemens XIV. auf dem Planeten Saturnus als Lehrer angeſtellt ſey, daß der alte Prälat Oetinger auf der Harfe ſpiele und dergleichen Albernheiten mehr. In den Lokalſchilderungen des Mondes wiederholen ſich nur irdiſche Vorſtellungen von Städten, Schlöſſern, Gärten, ſchöner Muſik ꝛc. Swedenborg, der bekanntlich auch im Monde war, bezeichnet es als ein charakteriſtiſches Kennzeichen, daß die Bewohner deſſelben jederzeit zu Zwei erſcheinen, indem immer einer den andern auf dem Rücken trage. Davon weiß unſere Seherin lediglich nichts. Auch ſind die Mondbewohner nach Swedenborg eine ſehr niedere Race, die bloß aus dem Bauche reden; unſere Seherin macht ſie dagegen zu ſehr vortrefflichen Geſchöpfen.

Auch bei ihr wiederholt ſich eine lokale Vorſtellungsweiſe, die im Würtembergiſchen ſo häufig wiederkehrt, und ſelbſt in Todesanzeigen nicht ſelten ſich ausſpricht. Da leſen wir: N. N. iſt aus der irdiſchen Bildungs-Anſtalt in die himmliſche übergegangen; oder: der

Digitized by Google

Kinderfreund Jeſus hat unſer jüngſtes Kind in die himmliſche Erziehung abgerufen ꝛc. So ſieht denn auch die Somnambüle von Weilheim im Jenſeits nichts als Schulhalten und Examiniren. „Der Mond, ſagt ſie S. 26, iſt für Alle ein Erziehungsort, an welchem ſie ihre Lehrer haben; Gott verehren, ſingen, beten und lernen, um für eine höhere Seligkeit empfänglich zu werden. Das iſt ihre einzige Beſchäftigung, ſobald ſie aber einer höhern Seligkeit fähig ſind, werden ſie dahin verſezt. Ich kann nicht unbemerkt laſſen, daß ſie auch unter ſich eine herrliche Muſik haben, und was mir beſonders ſehr wohlgefällt, iſt die große Eintracht und Liebe, die alle gegen einander haben; da iſt kein Haß, kein Neid, kein Streit; wie glücklich dieſe ſind, kann ich Euch gar nicht ſagen. Ich würde mich für die Glücklichſte erklären, wenn ich immer hier bleiben dürfte. Auf unſerer Erde iſt der Geehrteſte und Reichſte bei weitem nicht ſo glücklich als nur der geringſte dieſer Mondbewohner. — O wie wunderbar iſt dies, wenn ich einen berühren will, ſo iſt es gerade ſo, als wenn ich nach einem Schatten griffe. Und doch können alle Gott loben, ſingen und beten. Ein Schlaf wandelt keines mehr an, auch iſt hier keine Nacht mehr, und einer Speiſe und eines Trankes bedürfen ſie ebenfalls nicht.“ Alſo immerfort Schule halten, beten und ſingen, ohne einmal zu eſſen und zu trinken und ſogar ohne Schlaf!!! Das nenne ich mir eine Seligkeit.

Dahin gehören auch die gemeinen Begriffe von Bedienſtung und Anſtellung. Der gute Pabſt Clemens iſt jezt „angeſtellt“ und wird hoffentlich bald eine „Beförderung“ erhalten. Er iſt noch im Saturn, in einer niedern Klaſſe, wo er ſich mit viel Schülern plagen muß. Wahrſcheinlich kommt er jedoch bald in den Jupiter und wo möglich in die Stadt Giden, wo ſechs Lehrer angeſtellt ſind, die nur wenig Schüler und nicht viel zu thun haben, auch das Vorrecht genießen, Kronen tragen zu dürfen (S. 137).

Wir wollen es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob die Weilheimer Somnambüle bei ihren ultrapädagogiſchen Viſionen den Impuls von außen durch magnetiſchen Rapport mit ſolchen Leuten, deren ganze Seele mit Erziehung, Schule, Examen und Anſtellung angefüllt iſt, empfangen hat, oder ob ſie auf eigene Rechnung geträumt oder endlich, ob ſie das bekannte Ding, das nicht iſt, geſagt hat. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß eine Vorſtellungsweiſe, welche die fremden Weltkörper oder gar das ganze Jenſeits nur mit einſeitigen und geſchmackloſen Reminiſcenzen unſerer irdiſchen Verhältniſſe anfüllt, die menſchliche Eitelkeit doch allzu weit treibt; als ob, wenn wir eſſen, die ganze übrige Welt nur gut genug wäre, die von uns weggeworfenen Schaalen aufzufangen. Odins Walhalla war eine große Kaſerne mit Exercierplatz. Unſere kriegeriſchen Vorfahren glaubten wirklich dahin zu kommen. Wir glauben nicht mehr daran. Aber ſteht das ſchulfüchſige Zeitalter, oder um mit Schiller zu reden das tintenklecksende Säculum nicht tief unter jenem heroiſchen, wenn man jene waffenvolle Kaſerne in ein trübſeliges Schulhaus verwandeln muß?

Da es der Gegenſtand mit ſich bringt, wollen wir hier noch einiger humoriſtiſcher Werke gedenken, in denen die Bewohner des Mondes und der Planeten geſchildert ſind. Das bei weitem witzigſte ſind die:

Neueſten Berichte vom Cap der guten Hoffnung über Sir John Herſchels höchſt merkwürdige aſtronomiſche Entdeckungen, den Mond und ſeine Bewohner betreffend. Hamburg, Erie, 1836.

Zwar iſt eine ſo gemeine Myſtifikation eines ſo großen Aufwandes von Verſtand und Phantaſie kaum werth; doch wird Jeder das kleine Buch mit Vergnügen leſen. Man muß es nur als Humoreske auffaſſen, bloß zur Erheiterung leſen und man wird von der feinen Ironie des Autors ſich behaglich angeregt fühlen. Die Täuſchung gewährt ſo viel Vergnügen, auch wenn man weiß, es iſt bloß Täuſchung, daß man den geiſtreichen Lügner gern noch länger anhören würde.

Ein anderes Buch:

Die Seleniten oder die Mondbewohner wie ſie ſind. Aus den Papieren eines Luftſeglers. Herausgeg. von Nork. Pirna und Leipzig, Frieſe, 1834.

perſiflirt die Erdbewohner in der Maske von Mondbewohnern. Das Motiv iſt nicht mehr neu, ſeit Luzian, Swift, Jaſſoy, Börne ꝛc. Wie oft hat man nicht ſchon die Karrikaturen unſerer Zuſtände auf andere Planeten übergetragen. Kaum kann dergleichen immer aufs Neue überraſchen und das Publikum hinreißen, deßhalb hätte wohl Herr Nork beſſer gethan, ein originelleres Motiv zu wählen.

Das Leben und Weben im Planeten Venus. Von A. E. Pepinga. Jüterbok, in Commiſſion bei Colditz, 1835.

Ein Traum. Der Träumende glaubt in den Planeten Venus verſezt zu ſeyn. Was er darin ſieht, dient zu einer heitern Ironie unſeres geſellſchaftlichen Lebens, verräth aber ſo wenig dichteriſche Phantaſie, daß man nur bedauert, von einem ſo ſchönen Planeten nichts Schöneres zu hören.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 111. Freitag, 28. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

26) Jehovah und Elohim, oder die althebräiſche Gotteslehre, von M. H. Landauer. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Eine intereſſante Unterſuchung, woraus der Zuſammenhang der älteſten moſaiſchen Weisheit mit den ältern Lehren anderer aſiatiſcher Völker, beſonders der Inder, erhellt. „Sollte die Angabe der indiſchen Jahrbücher (Gatterer, Verſuch einer allgem. Weltg. S. 622), die den Sohn Therachs zum Indier macht, und ihn der Religion wegen nach Weſten ziehen läßt, hiſtoriſchen Grund haben, ſo bliebe wenigſtens dem Abraham und ſeinen Nachkommen das Verdienſt, die Grunddogmen der Indier vervollſtändigt, von verunſtaltenden Symbolen und Mythen gereinigt, und ſie in ihrer weitern Ausbildung auf eine äſthetiſche Weiſe in Zeit und Raum (der Geſchichte und Symbolik) veranſchaulicht zu haben. — Auf irgend eine urſprüngliche Communication zwiſchen den Indiern und Hebräern laſſen, außer der Uebereinſtimmung dieſer Dogmen, noch andere zum Theil mehr am Tage liegende Erſcheinungen ſchließen. Gleich die erſten Stücke der Geneſis, die Erzählung von den erſten Menſchen und dem Paradies, enthalten ſo viele echt indiſche Züge, daß ein großer Kenner der althebräiſchen Literatur ſich zu der Behauptung berechtigt ſieht, dieſelben können nicht auf hebräiſchem Boden entſproſſen ſeyn. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß der Relation Ideen und Sitten Oberaſiens zu Grunde liegen. Die Vorſtellung von dem Entſpringen der Hauptflüſſe aus gemeinſchaftlichem Grunde (Geneſis 2, 10—14) konnte am leichteſten in Indien entſtehen (vergl. Buttmann's älteſte Erdkunde des Morgenlandes). Der Baum des Lebens und die verführende Schlange kommen bei den Hebräern weiter nicht vor; hingegen ſpielen ſie in der indiſchen ſo wie in der perſiſchen Religion eine Rolle. Der indiſche Kalpaurkſcham enthält Trank und Speiſe der Unſterblichkeit, und der perſiſche Hom belebt ſogar bei der Auferſtehung die Todten. Und wenn auch der „Baum des Lebens" in der Geneſis nach dem Sinne des Verfaſſers mehr in einem allegoriſchen Verſtande zu nehmen iſt, ſo liegt doch wenigſtens der Allegorie gewiß eine ähnliche mythiſche Vorſtellung zu Grunde. — Dem Namen Noah wird 1 M. 5, 29 eine gezwungene Etymologie gegeben; im Sanskrit bedeutet dieſer Name: Schiffer (v. Bohlen, das alte Indien). — Man vergleiche den Meru der Indier, auf dem die Urkraft Gottes verborgen liegt, und den Moriah der Hebräer, auf dem Abraham ſeinen einzigen Sohn den Göttern darbringen wollte, und auf welchem in der Folge der Gottheit ein Tempel gebaut worden. — Die Geſchichte

Digitized by Google

Hiobs findet ſich in den Purana's der Indier wieder (Schlegel, Sprache und Weish. der Indier).

So unläugbar aber der innere Zuſammenhang der älteſten Gotteslehren iſt, ſo hindert derſelbe doch nicht die ſcharfe charakteriſtiſche Unterſcheidung in der ſpätern Ausbildung dieſer Lehren bei den einzelnen Völkern, und wenn der Reiz philoſophiſcher Forſchungen darin liegt, überall zur Einheit hinzuſtreben, ſo bleibt es doch umgekehrt immer der höchſte Reiz für die hiſtoriſche Unterſuchung, das Beſondere und Individuelle ſcharf hervorzuheben, und ſelbſt die innere Fülle der philoſophiſchen Grundideen wird erſt offenbar durch ihre reiche Verbreitung und Verzweigung in verſchiedene abweichende Lehren, wenn ſie wie reines Licht in ſchöne Farben gebrochen wird.

27) Die ſogenannten Paſtoralbriefe des Apoſtels Paulus, aufs Neue kritiſch unterſucht von Prof. Dr. F. Ch. Baur. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1835.

Beweisführung, daß die genannten Briefe aus ſpäterer Zeit und dem Apoſtel Paulus nur zugeſchrieben worden ſeyen, um ſeine Autorität zu borgen. Gewiß hat der Verfaſſer Recht, wenn er ſagt, daß es auf den Inhalt, nicht auf die Autorität ankomme, und daß dieſe Briefe „als Zeugen des ernſten Kampfes, durch welchen ſich die junge Kirche hindurcharbeiten mußte“ an Ehrwürdigkeit und Wichtigkeit nichts verloren haben, wenn man auch nachweiſt, daß ſie nicht von Paulus ſind. Ueberhaupt wahrt der Verfaſſer das Recht der freien Forſchung und klagt über deren Hemmniſſe: „Kein Wunder daher, daß man ſo oft in einem ſolchen Falle, in welchem man, wenn man ſich auch nicht zu der Idee einer aus dem ewigen Geiſte des Evangeliums immer aufs Neue ſich erzeugenden echt proteſtantiſchen Kritik erheben will, doch wenigſtens ſich geſtehen ſollte, welche ernſte, noch ungelöſte, immer wieder von einer neuen Seite zu erfaſſende Aufgaben für den nach Erforſchung der Wahrheit und nach der Gewißheit ſeines Glaubens raſtlos ringenden Geiſt auch hier immer noch vorliegen, nur leere, aus der Luft gegriffene, dem Nächſten Beſten widerlegbare Hypotheſen und Einfälle ſehen will, und darum auch nichts angelegentlicher und eiliger thun zu können glaubt, als ſich und andern die beruhigende Verſicherung zu geben, daß es trotz alles deſſen, was das Intereſſe der Wiſſenſchaft für ſich haben mag, beim Alten und Hergebrachten auch fürderhin ſein ruhiges Verbleiben haben könne.“

Daß übrigens die freie Forſchung ſelbſt in ihrer vernichtenden Tendenz nichts weniger als gehemmt iſt, hat das Leben Jeſu von Strauß bewieſen.

28) Die Geneſis. Hiſtoriſch-kritiſch erläutert von P. v. Bohlen. Königsberg, Bornträger, 1835.

Der durch ſeine indiſchen Studien bereits rühmlichſt bekannte Verfaſſer hat hier die Geneſis ſehr ſcharfſinnig erläutert, ungefähr wie Wolf den Homer, d. h. er hat ſprachlich nachgewieſen, daß der Verfaſſer derſelben einige ältere mythologiſche Fragmente ſeiner ſpätern Darſtellung einverleibt habe, die übrigens nichts anderes ſey, als ein vaterländiſches Epos. „Es kann nichts gewiſſer ſeyn, als daß der hebräiſche Erzähler jene einleitenden philoſophiſchen und phyſiſchen Dichtungen, welche nach den angegebenen Grundzügen einer jedweden Urgeſchichte die eigentliche Mythologie bilden (§. 1.), aus einer anderweitigen Quelle entlehne, weil er derſelben benöthiget iſt, um ſeinem vaterländiſchen Epos einen ſichern Anfangspunkt zu gewähren. Er nimmt ſie mit allen Eigenthümlichkeiten des Styls und der Einkleidung auf, unterbricht aber mit ſeinen eigenen Anſichten über Schöpfung und Menſchenbildung (Kap. 2 und 3) und beginnt von vorne herein das patriotiſche Intereſſe zu verfolgen, indem er aus der Maſſe der umwohnenden Völkerſchaften im Oſten und Weſten zwei fluchbeladene Stämme ausſcheidet (Kap. 4 und 9), damit ſie das freie Heranwachſen des hebräiſchen Zweiges nicht weiter behindern mögen. Nachdem er hierauf den Kreis ſeiner Darſtellung erweitert, und alle ihm bekannten Nationen des Erdballes nach Sprachen und Wohnplätzen vorübergeführt, zieht er denſelben ſofort wieder durch das Ausſondern des Semitiſchen Stammes auf das engſte zuſammen und kann nunmehr, von dieſem Centralpunkte aus, die Anfänge ſeiner Nation mit feſter Hand verfolgen. Abraham wird berufen, ihm das Land Kanaan zu einem ewigen Erbtheile verheißen und die Segnungen des Jehova gehen auf die folgenden Stammväter über; die verwandten Stämme machen ſich des Beſitzes unwürdig, ſie werden abgefunden oder vergeben ſich ihrer Anſprüche und räumen freiwillig das Land: ſo iſt alles prophetiſch angedeutet, um den Erfolg zu bewähren. Bei der Ausführung jenes Planes bildet die Genealogie den epiſchen Faden, an welchen die Begebenheiten ſich anreihen und durch welche ſie fortgeführt werden; bei dieſen aber iſt eine auffallende Armuth an Erfindungsgabe ſichtbar und dies ganz beſonders, wo eine feindſelige Stimmung gegen Nachbarvölker oder Nationalfeinde die Phantaſie des Referenten auf die gehäſſigſten Mittel geführt hat: Kain muß den Bruder todtſchlagen, um verflucht zu werden; Kanaan des trunkenen Vaters Blöße ſehen, um verflucht zu werden; die Moabiter und Ammoniter werden durch Blutſchande gezeugt, die Araber ſind Kebskinder der Patriarchen, Eſau wird als Zielſcheibe eines unzarten Witzes hingeſtellt, und alle dieſe Erfindungen möchten

Digitized by Google

dem Charakter ihres Urhebers wenig Ehre bringen, wenn ſie nicht von ſeinem nationellen Standpunkte aus zu betrachten wären und durch manche feine Züge wieder gut gemacht würden. Die übrigen Erzählungen motiviren ſich entweder durch eine Hungersnoth, oder werden durch Unfruchtbarkeit der Weiber, durch Augenſchwäche der Väter bei dem Ertheilen des Segens, durch das Unterſchieden der Gattin als Schweſter und dergleichen ſtehende Mechanismen eingeleitet; am häufigſten ſind Brunnen- und Ortslegenden (Sthalapuranas), welche mit der Geſchichte der Stammväter verflochten werden, um ſowohl das Anſehen der Ortſchaften ſelber zu erheben, als von der Urzeit einen ſinnlichen Nachweis zu führen und in die Gegenwart hineinzuleiten ꝛc.“

Bei alledem ſcheint uns der Verfaſſer den Inhalt der Geneſis zu leicht genommen zu haben. Wir ſind weit davon entfernt, unſere Unwiſſenheit hinter eine ſogenannte gläubige Exegeſe verſtecken zu wollen. Wir geben die ganze Form der Geneſis der ſchärfſten ſprachlichen und hiſtoriſchen Kritik preis; es iſt uns äußerſt gleichgültig, ob Einer, ob mehr und wer ſie verfaßt hat. Aber die moſaiſche Schöpfungsſage hat eine innere Bedeutung, die ſie über alle anderen mythologiſchen Vorſtellungen der alten Welt erhebt. Sie iſt unendlich einfacher als alle andern, aber auch unendlich tiefſinniger. Man nehme nur, wie ſie den geheimnißvollen Zwieſpalt der Geſchlechter erklärt und den Urſprung des Böſen, welcher als das Schickſal ſich durch die ganze Geſchichte der Menſchheit durchzieht. Wir ſuchen daher den Werth der Geneſis keineswegs in etwas Aeußerlichem, im Alter, in der Autorſchaft Moſis ꝛc., ſondern nur in ihrem Inhalt, in der Tiefe ihrer Ideen. Dieſe recht zu würdigen, in ihren (wenn wir den Ausdruck wagen dürfen, myſtiſchen) Kern einzudringen, iſt für die Philoſophie, wie für die religiöſe Beruhigung lohnender als die Beſchäftigung mit der äußern Schaale. Auf die Sache, nicht auf den Autor kommt es an. Das ewig Wahre und Schöne kann weder dokumentirt noch wegplaidirt werden; es iſt ſich ſelbſt ſeine Beurkundung, es bedarf keines äußern Zeugniſſes. Eine erhabene Idee bleibt die nämliche, mag ſie geſagt haben, wer da will und wann er will.

29) Erklärung der heiligen Schriften des alten und neuen Bundes von Leopold Schmid. Erſter Band. Münſter, Theiſſig, 1834.

Hier wird in den myſtiſchen Kern der Schöpfungsſage eingedrungen, allein es ſcheint, der fromme Verfaſſer habe zu viel vorgefaßte Vorſtellungen mitgebracht, und das einfache Licht der moſaiſchen Ideen durch den ganzen Wolkenzug orientaliſch-pantheiſtiſcher, ſcholaſtiſcher und moderner Identitätsphiloſopheme verdunkelt. Wir geben unſern geneigten Leſern nur eine kleine Stelle zum beſten, betreffend die Schöpfung des Menſchen: „Und es bildete. Hauptwirker (Subjekt) iſt Gott der Herr. Sein Wirken beabſichtigt den Menſchen — Adam (Objekt). Des Menſchen Unter- oder Grundlage, das, woraus es werden ſoll, iſt die Erde, welche durch das Hervorgeben eines ihr entgegen (gegenüber) ſtehen Sollenden, ejus, quod ei objectum erit (beſſer it), aus dem Zuſtand der eignen Gegenſtändlichkeit (in Beziehung auf Gott) ſelbſt Subjekt (in Beziehung auf ihr Hervorgebniß) werden will. Der Erde eignes Weſen iſt das Auseinanderfallen der Materie. Denn das Zuſammenhalten der Materie, wodurch ſie eben Erde iſt, kömmt nicht von ihr, ſondern von dem, was wir im erſten Abſchnitte unter Himmel überhaupt kennen lernten. Auseinander gefallene Materie iſt = Staub (zweites Objekt, oder Objekt des Objektes), daher auch im Hebräiſchen der Accuſativ, welchen der Deutſche noch beſtimmter als paſſives Objekt mit aus Staub bezeichnet. Im Verhältniß zu dieſem Objekte iſt die Erde nun Subjekt, indem es ihr Objekt iſt. So iſt ſie mittelſt dieſes Objektes Wirkerin = Mitwirkerin des Objektes, das Gott ohne Mittel, alſo ſelbſt wirkt. Sie verhält ſich zu Gott als Mitwirkerin zum Selbſtwirker. Inſofern geht aus ihr, aus (von) dem Erdboden, als dem paſſiven Wirken (Subjekt des Paſſivs, welches der Ablativ iſt) = Mitwirker das Objekt als Verbindungspunkt des Wirkers und Mitwirkers, weil es Objekt beider zumal iſt, hervor. So iſt von der Erde aus ihre Verbindung mit Gott der Adam geworden. Die Verbindung der Erde mit Gott im Adam ſezt aber auch, als ſchon im Begriffe liegend, die Verbindung Gottes mit der Erde durch ihn voraus. Oder mit andern Worten, wie ſich im Menſchen die Erde objektivirt, ſo muß ſich Gott in ihm ebenfalls objektiviren. Der Erde gegenüber, als der Materie, iſt Gott der Geiſt. Ihr gegenüber ſich objektivirend, ſezt er ſich ſelbſt, d. h. ſeinen Geiſt in ihm als dem Objekt. Wie aber die Erde durch die Objektivirung ihrer Materie im Menſchen nichts von ihrem Materieſeyn, Erdeſeyn verliert: ſo geht durch die Objektivirung Gottes im Menſchen nichts von ſeinem Geiſte weg, und der Menſch iſt dadurch nicht mehr und nicht weniger als eben (das Objekt) der Gegenwurf, der Spiegel Gottes. Der Hauch, welchen er durch dieſe Objektivirung erhält, verhält ſich zum Geiſte Gottes nicht anders, als wie ſich das Spiegelbild zu ſeinem Original verhält. Wird aber das auf dem Spiegel abgeworfene Bild materiell, d. h. wird es mit der entſprechenden Naturſubſtanz, Materie, Farbe überzogen und gebildet: ſo beſteht es auch, im Falle das Original ſich nicht mehr in den Spiegel hineinwirft. Dieſe Feſtwerdung des Bildes, des Hauches, d. h. ſeine Organiſirung iſt nun im Menſchen wirklich geſchehen, indem er zugleich das Erdbild iſt,

Digitized by Google

in ihm alſo das Spiegel- und materielle Bild zuſammenſtellen. Sein äußeres Hauch- und Athmungsorgan iſt aber bekanntlich die Naſe, und zwar ein Doppelorgan, indem das Hauchſeyn des Menſchen ein doppelter Akt, ein Empfangen des Hauches (ein Vergeiſtigen des Bildes) und ein Abgeben deſſelben nach außen (ein Materialiſiren des Bildes) iſt ꝛc." Darum ſagt auch in Sebaſtian Seilers Komödie Gott zu Adam vor allen Dingen: nieß' einmal!

Wir vermuthen nicht, daß dieſe Erklärungsweiſe in der Chriſtenheit beliebt werden möchte. Mit dem allzuvielen Hineinerklären erklärt man eigentlich allen Geiſt und alle Wirkung aus der Bibel hinaus und es iſt ein Glück, daß dieſen Erklärungen in ihrer unpopulären Sprache ſchon ein Gegengift mitgegeben iſt, das ſie unſchädlich macht.

30) Pracht-Bibel, oder die ganze h. Schrift des alten und neuen Teſtaments nach der deutſchen Ueberſetzung Dr. Martin Luthers mit Vorrede von Prälat Hüffel. Mit Stahlſtichen. Carlsruhe und Leipzig, Expedition der Carlsruher Bibel. Klein-Folio.

31) Das neue Teſtament nach der deutſchen Ueberſetzung Dr. Martin Luthers. Mit Anmerkungen, Einleitungen, einer Harmonie der vier Evangelien, einen Aufſatz über Palläſtina, Zeittafel und Regiſter. Von Fr. G. Lisco. Berlin, Enslin. gr. 8.

Das erſte dieſer Werke zeichnet ſich durch die Stahlſtiche aus dem bekannten Creuzbauer'ſchen Verlag und durch ſchönen Druck; das zweite durch die mit beſonderer Liebe ausgearbeitete, populäre Commentirung aus.

32) Chriſtliche Erbauung aus dem Pſalter, oder Ueberſetzung und Erklärung auserleſener Pſalmen. Von Dr. F. W. C. Umbreit, Kirchenrath und Prof. in Heidelberg. Hamburg, Fr. Perthes, 1835.

Mehrere der ſchönſten und zugleich frömmſten Pſalmen, vortrefflich ausgelegt. Welcher katholiſche Ablaßbrief, oder welches proteſtantiſche Raiſonnement von der Rechtfertigung, oder welcher pietiſtiſche Dünkel von der Gnadenwahl vermag wohl die tiefe Wahrheit des 51ſten Pſalms zu erſetzen? Hier fleht der Sünder Gott an, daß er ihm die *Erinnerung* nehme, oder mindeſtens, daß er in tiefer *Verborgenheit* unbeſehen bliebe und Gott ſelbſt ſein Antlitz von ihm wende. Das iſt die wahre und einzig natürliche Empfindung eines ſchuldbewußten Sünders, ſobald er aus dem Hochmuthstaumel erwacht. Einfacher, erhabener als jedes andere religiöſe Buch, hat ſie jener Pſalm ausgedrückt, und nur auf ſolchen Grund mag man die Gnadenlehre bauen, nicht auf dem ſeichten Geſchwätz unſerer modernen theologiſchen Schmeichler, die uns die Gnade zuſichern, weil Gott gleichſam anſtandhalber ſo vortreffliche, geiſtig reife und gebildete Leute, wie wir im neunzehnten Jahrhundert ſind, gar nicht unhöflich behandeln könne, und weil, wenn er auch je ſtrafen wollte, er aus Mangel einer Hölle ohnehin nicht mehr kann.

33) Das Leben des h. Johannes. Eine Schrift für junge Chriſten. Von Dr. F. A. Krummacher. Eſſen, Bädecker.

Die Sprache der Bibel iſt einfach, naiv und doch voll Erhabenheit. Affektirt aber kommt uns das Lieb- und Süßthun vor, das die Fabrikanten der modernen Erbauungsbücher treiben. Hier hören wir denn vom „Buſenjünger" und der Verfaſſer erzählt uns „Geſchichten" von den kleinen „Vögelein", von den frommen „Thierelein" und von den lieben „Kindelein."

34) Das Leben im Reiche Gottes, oder Geſchichten aus der h. Geſchichte, zuförderſt für die reifere Jugend. Bearbeitet von Karl Große. Mit 42 engliſchen Originalvignetten. Leipzig, Zirges, 1834.

Die bibliſchen Erzählungen, in bekannter Weiſe für die Jugend faßlich vorgetragen. Nur die Holzſchnitte ſind etwas Neues und recht gut.

35) Das Leben Napoleons kritiſch geprüft. Aus dem Engliſchen. Nebſt einigen Nutzanwendungen auf das Leben Jeſu von Strauß. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Dieſelbe Sophiſtik, womit Strauß das Leben Jeſu zu einer Fabel gemacht hat, iſt bereits auch auf das Leben Luthers, ja auch auf das des Herrn Strauß ſelbſt (vergl. Nr. 79 dieſer Blätter) angewendet worden, und hier wieder auf das Leben Napoleons. In der That läßt ſich durch dieſe dem Hegelianismus entlehnte logiſche Taſchenſpielerei alles läugnen und alles behaupten, was man immer will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 112. Montag, 7. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

36) Der evangeliſche Kirchenfreund, ein praktiſches Handbuch zur nähern Kenntniß des Weſens und der Geſtalt der evangeliſchen Kirche. Für alle Gebildete. Von A. W. Knauer. Hannover, Hahn, 1835.

Nicht mit Unrecht wird hier bemerkt, daß eine große Menge Proteſtanten ganz vergeſſen haben, was denn eigentlich der Proteſtantismus iſt. Der Verfaſſer bezeichnet die Gleichgültigkeit und Unwiſſenheit der Zeitgenoſſen *ſehr* gut: „Im Gefolge der Vernachläſſigung einer Bekanntſchaft mit dem Hiſtoriſch-Kirchlichen und Liturgiſchen unſerer Confeſſion ſieht man zunächſt den Indifferentismus, dem, weil er ſo vieles Uralte, Ehrwürdige und Heilige nur als ein Werk von geſtern und ehegeſtern anſieht, mit dem man es halten könne, wie man wolle, — die Kirche alle verpflichtende Kraft verloren hat, und der leider! in ſeiner ſchlimmſten Ausartung wohl Manches mit Füßen tritt, was er, wenn er deſſen Urſprung und wahren Gehalt kennte, demüthig an ſein Herz drücken würde! — Nicht ferne davon ſteht dann die *Religionsmengerei*, der „*Alles Eins*“ iſt, die ſich in ihrem Glaubensbekenntniſſe über die weſentlichſten Unterſchiede anderer Confeſſionen und Kirchen, weil ſie ihe als keine mehr erſcheinen, unter dem Aushängeſchilde der Toleranz, leicht und unbedenklich hinwegſezt, und damit jeder Art von *Proſelytenmacherei* Thor und *Thür* öffnet.“

Wir befinden uns wirklich im Chriſtenthum auf einer Stufe, gleich der, auf welcher ſich das Heidenthum zur Zeit des Kaiſers Hadrian befand. Wie damals alle möglichen Götter der entlegenſten Völker adoptirt wurden und die unermeßliche Bevölkerung Roms von den altetruriſchen und griechiſchen zu den ägyptiſchen und ſyriſchen Götzen laufend, weniger ein religiöſes Bedürfniß, als die Neugier befriedigte, und in der Symbolik dieſer verſchiedenartigen Kulte Beziehungen zu irgend einer Modephiloſophie ſuchte, ſo ſchwankt man auch wieder jezt zwiſchen den chriſtlichen Confeſſionen herum. Die Katholiken ſchreiten in der Aufklärung vor und werden proteſtantiſch nüchtern, die Proteſtanten ſchreiten zurück und kokettiren gewaltig mit katholiſchen Ideen und Formen. Lutheriſche und Reformirte ſchmelzen ganz zuſammen. Eine Heerde norddeutſcher Gelehrten und Dichter, geborne Proteſtanten, ſind in die katholiſche Welt gepilgert und haben als romantiſche Ultramontaner einen neuen Kreuzzug gegen ihre alten Brüder gepredigt. Unter den Katholiken ſind dagegen die Anticölibatäre von den Proteſtanten beinahe durch nichts mehe unterſchieden, als durch den Namen

Digitized by Google

Dazu die Modephiloſophien, die mit einander abwechſeln oder gleichzeitig neben einander beſtehen und von denen aus man bald zu dieſer, bald zu jener Confeſſion neigt, oder ſich ſeine eigene Privatreligion ausdüſtelt. Die Mehrheit der Menſchen iſt aber gleichgültig, bleibt proviſoriſch bei der Väter Glauben.

Die Erörterung der proteſtantiſchen Dogmen, des Kultus, der Verfaſſung, wie ſie hier der Verfaſſer gibt, iſt überſichtlich und klar.

37) Der chriſtliche Glaube nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche, dargeſtellt für höhere Unterrichtsanſtalten und gebildete Chriſten überhaupt. Von Dr. Joſeph Beck, Prof. in Freiburg. Hannover, Hahn, 1835.

Auf ganz ähnliche kurze und gedrängte Weiſe iſt hier überſichtlich und populär die katholiſche Kirche zuſammengefaßt.

38) Die freie proteſtantiſche Kirche, oder die kirchlichen Verfaſſungsgrundſätze des Evangeliums. Von Rettich. Verlag der dritten Buchhandlung in Gießen.

Eine Zuſchrift an die heſſiſchen Fürſten und Stände, Antrag auf Demokratiſirung der proteſtantiſchen Kirchenverfaſſung. Solche Schriften ſind in neuerer Zeit ſelten geworden und bleiben begreiflicherweiſe immer erfolglos. Doch iſt hundert gegen eins zu wetten, daß wir einer allgemeinen kirchlichen Demokratie und reſp. Anarchie, wie ſie in Nordamerika ſchon eingetreten iſt, näher ſind, als einer Wiederherſtellung der kirchlichen Monarchie, wie ſie im Mittelalter beſtand. Inzwiſchen wird es bei Mittelzuſtänden noch lange ſein Verbleiben haben. Der Staat befindet ſich bei ſeiner biſchöflichen Oberhoheit zu wohl und zieht zu große Vortheile davon, als daß er die Kirche von ſich abtrennen und frei werden, die religiöſen Gemeinden ſich ſelbſt conſtituiren und regieren, die Geiſtlichen frei wählen und in unabhängigen Synoden frei deliberiren laſſen ſollte. Auch hat der Staat bei der in unſerm Zeitalter vorherrſchenden religiöſen Indifferenz durchaus nicht zu beſorgen, daß das Volk ſelbſt ſich beſchweren und eine demokratiſchere Kirchenverfaſſung reclamiren ſollte. Die Entſcheidung der allerdings wichtigen Kirchenfrage bleibt auf unbeſtimmte Zukunft ſuſpendirt. Jezt iſt ſie nicht an der Tagesordnung.

39) Vom liturgiſchen Recht des evangeliſchen Fürſten. Nach der Diſputation des Dr. C. Ch. Schmidt frei verdeutſcht durch W. Grafen von Hohenthal-Städteln. Leipzig, Hinrichs, 1833.

Hier wird dem Volk kein Recht vindicirt, aber das des Fürſten durch Rückſichten eingeengt: „So erhellt denn, daß ein evangeliſcher Fürſt weder als ſolcher, noch um Uebertragung des Kirchenregiments willen, liturgiſche Einrichtungen ohne Einwilligung, ja ſelbſt wider Willen der Kirche aus eigner Willkühr treffen und der Kirche aufdringen könne. Denn iſt's gleich unläugbar, daß das gemeine Volk oft wegen zu großer Anhänglichkeit ans Alte den heilſamſten Veränderungen und Verbeſſerungen liturgiſcher Dinge widerſtehe, ſo berechtigt dies doch den Fürſten nicht, bei Uebung des liturgiſchen Rechts ſeine Macht zu gebrauchen, da die Meinungen und Irrthümer der Menſchen, die ſich auf die Religion beziehen, nicht durch Gewalt und Zwang, ſondern allein durch Zucht und Lehre verbeſſert und geläutert werden müſſen. Irrig meint man auch, daß lediglich zur Vorbeugung von Zwiſt und Hader der Fürſt auch ſeine Gewalt zur Ordnung der Liturgie anwenden müſſe. Die Geſchichte lehrt das Gegentheil. Daher geben auch diejenigen, welche dem Fürſten das liturgiſche Recht als einen Theil ſeiner Staatsgewalt beilegen, ihm den guten Rath, nicht zur Unzeit von dieſem Rechte Gebrauch zu machen und ſich zu hüten, daß nicht Unruhe und Aufruhr veranlaßt werde. Wird der Kirche ihr Recht bei Anordnung und Veränderung der Liturgie gelaſſen, wird ihr nichts aufgedrungen, ſo iſt an ſolche Unruhen nicht zu denken.“ Sehr wahr in unſern Tagen der Indifferenz. Es würde aber nicht hinreichen in Zeiten religiöſer Regſamkeit, denn alsdann würde erſt gefragt werden: iſt die Kirche ſelbſt, d. h. die Prieſterariſtokratie, die mit dem Fürſten über die Liturgie handelt, auch eins mit dem Volk, auf das es denn doch am Ende ankommt?

40) Das chriſtliche Leben, ſeine Entwicklung, ſeine Kämpfe und ſeine Vollendung, dargeſtellt in einer Reihe Predigten von J. Müller. Breslau, Max und Comp., 1834.

Unter dieſen ſinnigen Predigten iſt beſonders eine, „die zerſtörende Gewalt des Chriſtenthums“, die ſich durch Kraft und Schönheit auszeichnet. Nachdem der Redner geſchildert, wie Chriſtus „das Schwert gebracht“ und „das Feuer angezündet auf Erden“ und das Heidenthum zerſtört, die Welt des Alterthums, der Menſchheit erſte Form vernichtet, fährt er fort: „Man durfte erwarten, daß den Formen, die dem Chriſtenthum ſelbſt ihren Urſprung verdanken, in denen das neue Leben ſich ſelbſt darzuſtellen ſtrebt, eine unvergängliche Dauer gewährt ſeyn wird. Und doch, unſere Erwartung täuſcht uns; auch an ihnen offenbarte es ſeine zerſtörende Macht. — Es war gewiß ein erhabenes Gebäude, welches die Chriſtenheit älterer Zeiten gebaut, um darin zu wohnen und Gott zu verherrlichen; große Gedanken, geſchöpft

Digitized by Google

aus den Tiefen des göttlichen Wortes, ſprachen ſich darin aus, und fromme Andacht fühlte hier ſich heimiſch; eine mächtige Einheit beherrſchte die Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile, und hielt ſie feſt zuſammen. Aber wie Selbſtſucht und irdiſcher Sinn ſchon bei der Gründung dieſes Gebäudes mitgewirkt hatten, ſo gelang es ihnen, darin immer vollſtändiger die Herrſchaft an ſich zu reißen und es zu ihren niedern Zwecken zu benutzen. Je mehr die Kirche ſich in einer beſtimmten irdiſchen Geſtaltung verhärtete, je eifriger ſie jeden Gährungsſtoff, der die träge Maſſe in Bewegung bringen ſollte, von ſich ausſtieß und zu vernichten ſuchte, deſto feſter ſezte ſich in ihr das Verderben, und deſto weiter breitete es ſich aus; je ſicherer ſie wurde in der Einbildung, das Reich Gottes auf ſchlechterdings vollkommene Weiſe darzuſtellen, deſto weiter kam ſie von dem Reiche Gottes ab; bald hatte ſie nur noch den Namen, daß ſie lebte, und war todt; und während ſie noch ſprach: ich bin reich, und habe gar ſatt, und darf nichts, war ſie ſchon reif zur Zerſtörung. Das verzehrende Feuer, welches Chriſtus gekommen iſt anzuzünden auf Erden, die Flamme des Eiſers für göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit ergriff das Gebäude mit unwiderſtehlicher Macht, und was ſie übrig ließ, von ſeiner vormaligen Geſtalt, ſind doch im Grunde nur großartige Trümmer, die einer längſt vergangenen Zeit angehören, und ſeltſam hereinragen in die fremdgewordene Welt. Der fromme Glaube aber, die heilige Begeiſterung, die beſſere Erkenntniß, der reine Sinn retteten ſich damals in die neue Kirche, welche zu ihrer einigen Grundlage das Wort Gottes erwählt hatte, um alles menſchliche Anſehen ihm zu unterwerfen, und Alles, was Menſchen lehrten, vor ſeinen heiligen Richterſtuhl zu fordern. — Aber auch hier zeigten ſich bald bedenkliche Keime tief eingreifenden Verderbens. War es nicht auch menſchliche Thätigkeit, durch welche aus Gottes Wort die reinere Lehre der evangeliſchen Kirche entnommen und zuſammengeſtellt wurde? So erſcheint denn auch hier der ſeinem Weſen nach göttliche Inhalt in menſchlicher Form, und wie ſollten auf die Bildung dieſer Form Sünde und Irrthum, die das ganze menſchliche Leben durchdringen und in jede Thätigkeit des Geiſtes ſtörend ſich einmiſchen, durchaus ohne Einfluß geblieben ſeyn? Dieſe ernſte Wahrheit aber war es, die die evangeliſche Kirche nur allzubald vergaß, wiewohl deren Anerkennung zu den Grundlagen ihres eignen Beſtehens gehörte; die freie Schriftforſchung ging unter in der ſtrengen Gebundenheit an die einmal feſtgeſtellte Lehrvorſchrift, und das Streben, die göttliche Wahrheit dem menſchlichen Geiſte immer reiner und vollkommener anzueignen, mußte dem Wahne weichen, daß die göttliche Erkenntniß der ſtreitenden Kirche nunmehr vollendet ſey und abgeſchloſſen für alle Zukunft. Weil aber die Kirche dem ſtill und unabläſſig fortſchreitenden Wirken des göttlichen Wortes, wodurch es das gemeinſame Erkennen ihrer Glieder reinigen und alles ihm ſelbſt darin Unangemeſſene immer auf's Neue ausſcheiden und vernichten will, ſich verſagte, ſo mußte ſie ſpäter dieſe zerſtörende Wirkſamkeit in der gewaltigſten Erſchütterung an ſich erfahren. Denn allerdings war es die göttliche Flamme des Evangeliums ſelbſt, die zuerſt jene ſtarre Eisrinde zerſprengte, um für ſich ſelbſt freien Raum zu gewinnen; und traten ſpäter an ihre Stelle die wilden Flammen menſchlichen Wahnes und Dünkels, ſo hätten dieſe in der That nicht ſo mächtig werden können im äußern Gebiet der Kirche, wenn ſie ſelbſt ihnen nicht durch ihre frühere Verirrung Stoff geliefert hätte. — Was nun die dunkle Zukunft uns bringen wird, was für ein Ziel den gewaltigen Kämpfen der verhängnißvollen Gegenwart geſteckt iſt, wer, m. gel. Fr., vermöchte das mit Gewißheit vorauszuſagen? Wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen? Aber wenn nun die evangeliſche Kirche, wie wir gläubig hoffen, jung wie ein Adler in neuer Kraft, in reinerer Geſtalt hervorgeht aus ihrer ſchwerſten Prüfung, ſollen wir wähnen, daß dann dieſe Geſtalt frei ſeyn werde von aller menſchlichen Schwachheit und Gebrechlichkeit, eben ſo Eins mit dem Chriſtenthume ſelbſt, wie der geſunde Leib Eins iſt mit der geſunden Seele? Nein, auch in ihr wird des Mangelhaften, des Unangemeſſenen genug übrig bleiben, Sünde und Irrthum werden nicht aufhören, ihren ſtörenden, entſtellenden Einfluß auszuüben; nicht bloß Gold, Silber, Edelſteine, ſondern auch Holz, Heu, Stoppeln wird man auf den rechten Grund bauen. Doch das Alles wird das Licht des Evangeliums immer auf's Neue an den Tag bringen; welcherlei eines Jeglichen Werk ſey, wird das Feuer bewähren und nicht ablaſſen, an der Vernichtung dieſer verderblichen Stoffe zu arbeiten. Laßt uns nur der zerſtörenden Wirkſamkeit des Evangeliums kühn vertrauen; ſie wird nie dulden, daß das Schlechte und Nichtige ſich auf die Dauer geltend mache in der Kirche, die auf ſeinem Grunde ſich aufgebaut; ſie bereitet ſchonungslos den Untergang allem Unheiligen und Verkehrten.“

Wie ſchön ſind dieſe Worte! Welch tiefe Wahrheit ſprechen ſie aus! Ja, es iſt wahr, daß der heilige Zorn, den uns Chriſtus zum Erbtheil hinterlaſſen, immer wieder in reinen und kräftigen Gemüthern erwachen und eine immer neue Reformation bewirken wird. Die ſittliche Entrüſtung, die das Joch des ſcheinheiligen Laſters und der Lüge abwirft, wird niemals fehlen, wenn das Uebel einen gewiſſen Grad erreicht hat. Das Chriſtenthum iſt eine ewige Läuterung durch Kampf, durch ein Feuer, das Alles verzehrt, was nicht rein iſt.

Taſchenbücher auf 1837.

Alpenroſen.

Es iſt erfreulich, daß in der Schweiz die kleine poetiſche Gemeinde fortbeſteht, denn die dortige Journaliſtik iſt in einen Ton gefallen, der einen allzu bedeutenden Mangel an Humanität und Geſchmack verräth, als daß man nicht jede Tendenz zum Würdigeren will kommen heißen müßte.

Der diesjährige Almanach (abermals edirt von A. E. Fröhlich in Verbindung mit H. W. Wackernagel und K. R. Hagenbach. Aarau, bei Chriſten) iſt ziemlich ſtark und enthält ſehr viele und gemiſchte Beiträge, einige Erzählungen und Reiſebilder in Proſa und noch viel mehr Gedichte. Die Schweizer Dichter begnügen ſich keineswegs, ihren Almanach (wie ſo viel neuere) bloß als eine elegante Waare für den Verkauf zu fabriciren, ſondern ſie wollen wahre Poeſie geltend machen und in dieſer Beziehung wetteifern ſie mit den lyriſchen Almanachen von Chamiſſo und Schwab und von Lenau. Wir heben nur einige Gedichte hervor, z. B. vom Fabeldichter Fröhlich:

Der Hirten Hirt.

Der ob Alpenauen
Unſer Hirte treu,
Läßt den Schnee zerthauen
Und herbei
Ruft er wieder uns den Mai.

Todte Wänd und Halden
Blümt er an zur Stell,
Oder läßt ſie walden
Friſch und hell
Und durchrauſcht vom Felſenquell.

Immer uns umwogen
Nacht und Sonnenpracht,
Sturm und Regenbogen;
Ewig wacht
Unſer Hirte allbedacht.

Lieben ihn und preiſen
Iſt nur Freudgewinn:
Mit den Lerchenweiſen
Schwingt der Sinn
Leicht ſich über Firnen hin.

Wo der Sterne Freuden
Uns der Hirte ſchenkt,
Der von Erden-Weiden
Alle lenkt
An den Quell, der ewig tränkt.

Von Albert Schott:

Die Wallfahrer.

Geſtalten, fremd in Laut und Tracht,
An meiner Thür vorüberwallen:
Sie treibet ihres Glaubens Macht
Zur Fahrt nach fernen Kirchenhallen.
Sie ſchreckt nicht Froſt, nicht Sonnenbrand
Beim armen Zug durch's weite Land.

O Gott, vor dir iſt das kein Traum!
Du ſiehſt die Perl' im Meeresgrunde,
Des Lebens Mark im rauhen Baum,
Das klare Gold im Erdenſchlunde.
Hörſt rauſchen durch des Irrthums Nacht
Die Treue, die lebendig macht.

Von Burckhardt:

Allein mit den Bergen.

Es grüßt ſich leiſe Tag und Nacht,
Noch iſt die Erde nicht erwacht,
Ich kann hier oben ganz allein
Mit euch ihr großen Berge ſeyn.

Ich möchte mit euch reden hier;
Ihr Berg' und Firnen, betet ihr?
Ich möchte mit dir beten gern
Du feierliches Volk des Herrn.

Der Dichter hätte hier ſchließen können, denn die letzte Strophe:

O du Gemeinde ſtill und groß,
Nimm du mich auf in deinen Schooß;
Es iſt ſo heilig heilig da,
Hier oben iſt der Herr ſo nah.

iſt nur ein überflüſſiger und ſchleppender Nachſatz. Niemals ſchließt ein Gedicht ſchöner, als wenn es kurz abbricht und eine lange nachklingende Empfindung zurückläßt.

Wir könnten auf noch viele ſchöne Gedichte dieſes Almanachs aufmerkſam machen, überlaſſen es aber den Leſern, ſie ſelbſt zu ſuchen und bemerken nur, daß die Alpenroſen ihren Kredit in der poetiſchen Welt auch diesmal behaupten, ein jedes Jahr reichgeſchmücktes Blumenbeet.

Berichtigung.

In Nr. 111 dieſer Blätter iſt in einigen Nummern das Datum: der 4. November ſtatt dem 28. zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Raumer.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Freitag, 11. November 1836.

Geſchichte.

1) Beiträge zur neuern Geſchichte aus dem brittiſchen Muſeum und Reichsarchive von Friedrich von Raumer. Erſter und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Herr von Raumer iſt ſehr fleißig. Wir verdanken ſeinem muntern Unterſuchungsgeiſt auf's Neue zwei Bände ſehr ſchätzbarer Beiträge zur Geſchichte. Es wäre vielleicht undankbar, wenn wir mit ihm rechten wollten, warum er ſich aus dem brittiſchen Aechiv nicht Akten über etwas wichtigere Gegenſtände ausgewählt habe. Wir können ihm in dieſer Beziehung nur den Wunſch ans Herz legen, daß ee es noch künſtig thun möge, und ſind inzwiſchen des Mitgetheilten froh.

Der erſte Band enthält Beiträge zur Geſchichte der Königin Eliſabeth und der Maria Stuaet. Dieſe Dinge haben mehr poetiſchen, als hiſtoriſchen Weeth, ſo zwar, daß Herr von Raumer ſich unwillkühelich genöthigt geſehen hat, die Darſtellung Schillers mit der wirklichen Geſchichte auszugleichen. Was er darüber beibringt, wied jeden lebhaft inteeeſſiren, den dieſer tragiſche Stoff jemals gerührt hat. Inzwiſchen würden wir eine Ausbeute aus den engliſchen Archiven etwa über die Zeiten Karls I., Cromwells und Karls II. lieber geſehen haben und noch ſehen. Wir wollen hier auf das Nähere nicht eingehen, und bemerken nur, daß, wie ſich von ſelbſt verſteht, die große Königin Eliſabeth vielfach gerechtfertigt und dagegen Maria Stuart manches entſchuldigenden Reizes entkleidet wird, womit der Dichter ſie geſchmückt hat.

Der zweite Band hat uns mehr angeſprochen, nicht bloß weil er die vaterländiſche, ſondern weil ee überhaupt die allgemeine und höhere Politik betrifft. Er theilt uns die Berichte engliſcher Diplomaten aus der Zeit der beiden ſchleſiſchen und des ſiebenjährigen Krieges mit, wodurch auf dieſe Begebenheiten allerdings ein neues und helles Licht fällt. Und nicht bloß auf dieſe Begebenheiten, ſondeen überhaupt auf den Geiſt und Charakter der Cabinette, wie ſie waren vor der franzöſiſchen Revolution.

Friedrichs II. erſtes Auftreten iſt hier ſehr anziehend geſchildert. England, ſeit alten Zeiten Oeſterreichs Bundesgenoſſe gegen Feankreich, ſuchte den jungen eroberungsluſtigen König zurückzuhalten, mit dem es gleichwohl auch nicht Feind werden wollte. Friedeich aber blieb nicht nur ſtandhaft, ſondern wurde immer kühner: „Den 7. Auguſt hatten Robinſon und Hyndford im Lager bei Strehlen Audienz vor dem Könige. Als ich (ſchreibt

Digitized by Google

Robinſon) zuvörderſt am Allgemeinen feſthaltend, der zwei Millionen Gulden erwähnte, wofür es dem Könige gefallen möge, Schleſien zu räumen; rief er aus: ſo hält man mich alſo für einen Bettler? Ich ſoll mich aus Schleſien zurückziehen und für Geld, nachdem ich zu deſſen Eroberung ſo viel Schätze und Blut verwandt habe. Nein, mein Herr, daran iſt nicht zu denken. Wenn Sie nichts Beſſeres vorzuſchlagen haben, ſo lohnt es nicht der Mühe, davon zu reden. — Dieſe Worte waren begleitet mit drohenden Bewegungen und Zeichen großen Zornes. — Laßt uns ſehen, ſagte hierauf der König, was es weiter gibt. Ich bot jezt das öſterreichiſche Geldern. — Was fehlt uns denn, ſagte der König (zu Podewils ſich wendend), an Geldern? Faſt gar Nichts! Auch Das iſt nur Bettelkram (gueuseries). Wie, ſolch Neſt (bicoque) für alle meine gerechten Anſprüche in Schleſien! — Sein Unmuth wuchs hier in dem Maaße, als ich ein tiefes Stillſchweigen beobachtete und es endlich nur brach, um Seine Majeſtät zu erſuchen: er möge Das, was ich geſagt hätte, einiger Aufmerkſamkeit würdigen. — Mylord! Des Königs Verachtung Deſſen, was ich geſprochen, war ſo groß und in ſo heftigen Ausdrücken zu Tage gelegt, daß wenn jemals, es jezt Zeit war, den lezten Verſuch zu machen, durch das Anerbieten des ganzen Herzogthums Limburg. Verloren wir einen Augenblick, ſo hätte Nichts den König abgehalten uns zu entlaſſen. Ich lobte das Herzogthum auf's Höchſte, beſchrieb es auf's Beſte und fügte hinzu: der Kurfürſt von der Pfalz habe ganz Berg dafür hingeben wollen. — In dieſem Augenblick unterbrach mich Herr von Podewils und ſagte: gerade das Gegentheil ſey wahr, der Kurfürſt habe Berg nicht dafür hingeben wollen.“

„Von Zeit zu Zeit hob der König das Vortheilhafte ſeiner jetzigen Stellung hervor, an der Spitze eines mächtigen und (wie er davon ſpricht) unüberwindlichen Heeres, hinter ihm das bereits eroberte Land, welches der einzige Gegenſtand ſeines Strebens iſt, welches er haben will und haben muß, aus welchem er ſich nicht herauskaufen läßt, wo er lieber mit aller ſeiner Mannſchaft zu Grunde geht. Mit welchem Angeſicht (fuhr er fort) ſoll ich meinen Ahnherren entgegentreten, wenn ich Rechte aufgebe, die ich von ihnen übernommen habe, mit welchem Rufe (reputation) könnte ich leben, wenn ich leichtſinnig ein Unternehmen, die erſte That meiner Regierung aufgäbe, nachdem ich ſie mit Ueberlegung begonnen, mit Feſtigkeit durchgeführt und beſchloſſen habe, ſie auf's Aeußerſte zu behaupten. Bedarf ich des Friedens? Laßt diejenigen, welche denſelben bedürfen, mir geben was mir fehlt, oder laßt ſie nochmals fechten und nochmals geſchlagen werden. Haben ſie nicht ganze Königreiche an Spanien gegeben, und können ſie nicht ein paar unbedeutende Fürſtenthümer an mich wenden? Wenn die Königin mir nicht alles Verlangte bewilligt, ſo werde ich nach vier Wochen vier Fürſtenthümer mehr fordern. Jezt verlange ich ganz Niederſchleſien und Breslau, und mit dieſer Antwort mögen Sie nach Wien zurückkehren. — Zweimal fragte ich den König: ob er dabei beharre? und er antwortete: Ja! Dies iſt meine Antwort und ich werde nie eine andere geben. Wir Beide ſchlugen jezt vor: wir wollten dem Herrn von Podewils die Wiener Vorſchläge zur Annahme näher entwickeln. Der König aber ſagte, meine Herren, meine Herren, es iſt ganz unnütz daran auch nur zu denken; — und hiemit nahm er ſeinen Hut und begab ſich plötzlich hinter den Vorhang in den inneren Theil des Zeltes.“

Noch weit intereſſanter werden die geheimen Unterhandlungen gegen das Jahr 1756. Oeſterreich wollte um jeden Preis Schleſien wieder haben. Die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth machte ſogleich Partei, weil ſie durch Friedrichs Epigramme tödtlich beleidigt war. Dieſe beiden Mächte waren ſchon einverſtanden, ehe irgend wer etwas davon wußte. England blieb lange in vollkommenem Mißverſtändniß. Es unterhandelte mit Rußland ein Freundſchaftsbündniß und ein gleiches mit Oeſterreich, ja es bildete ſich ein, Oeſterreichs Rüſtungen ſollten Frankreich gelten, gegen welches England damals der Colonien wegen einen Seekrieg zu beginnen im Begriff war. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß England nichts gewiſſeres vorausſah, als ein Bündniß Frankreichs mit Preußen, wogegen es ſich durch ein Bündniß mit Oeſterreich und Rußland zu decken ſuchte. „Der Seekrieg zwiſchen England und Frankreich war unvermeidlich, oder vielmehr ſchon ausgebrochen. England wünſchte nun entweder den Landfrieden zu erhalten, damit es mit ungetheilten Kräften zur See wirken könne; oder den Landkrieg mit Hülfe Oeſterreichs und Rußlands ſo zu führen, daß Preußen und Frankreich überwältigt würden. Von der Möglichkeit, Frankreich zu Oeſterreich hinüberzuziehen, oder Preußen von Frankreich zu trennen, iſt noch gar nicht die Rede. Nun ſtand aber Preußen in gar keiner engen Verbindung mit Frankreich; vielmehr lief der zwiſchen beiden geſchloſſene Vertrag (welcher ohnehin unter ganz neuen Verhältniſſen wenig oder nichts bedeutete) bald zu Ende. Mithin war Friedrich II. ganz vereinzelt, und die dringendſte Veranlaſſung vorhanden, zu überlegen, was in ſo übler Lage zu thun ſey.“

Die Täuſchung konnte indeß nur ſo lange dauern, bis das geheime Bündniß, das der ſchlaue Kaunitz mit Frankreich für Oeſterreich abgeſchloſſen hatte, an den Tag kam. Von dieſem Augenblick an blieb England nichts

Digitized by Google

übrig, als ſich feſt an Preußen anzuſchließen. Der engliſche Geſandte Keith verfehlte nicht der Kaiſerin Maria Thereſia das Bild des dreißigjährigen und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges und aller Unbilden Frankreichs gegen das deutſche Reich und namentlich das Haus Habsburg vorzuhalten. „Wie können (ſagte Keith) Euer Majeſtät glauben, durch eine Verbindung mit dem treuloſen franzöſiſchen Hofe Sicherheit zu finden? — Und warum ſollte ich nicht? erwiderte Maria Thereſia. — Nachdem Keith nochmals alle Gründe wider einen ſolchen Bund entwickelt hatte, ſchloß er: es iſt unmöglich, daß eine Kaiſerin und Erzherzogin von Oeſterreich ſich ſo erniedrigen und in die Arme Frankreichs werfen ſollte! — Raſch antwortete Maria Thereſia: ich werfe mich nicht in die Arme Frankreichs, ich ſtelle mich ihm zur Seite.“ In Bezug auf die Möglichkeit, daß Frankreich ſich für ſeine Allianz wieder mit einer weſtdeutſchen Provinz bezahlt machen könne, erklärte Maria Thereſia, ihre Politik ſey die des Hauſes Habsburg, nicht die Deutſchlands: „Ich kann mich um entfernte Landſchaften wenig bekümmern, muß mich auf Vertheidigung der Erbſtaaten beſchränken und habe nur zwei Feinde zu fürchten: die Türken und Preußen. Bei dem guten Verſtändniſſe, was jedoch zwiſchen den beiden Kaiſerinnen obwaltet, werden ſie zeigen, daß ſie ſich vertheidigen können und ſelbſt von dieſen mächtigen Feinden wenig zu fürchten haben.“

Ein Glück für uns, daß Frankreich damals ſo elend regiert war, und daß ſeine Heere bei Roßbach davonliefen; ſonſt hätte das deutſche Reich im Hubertsburger Frieden gewiß wieder eine Provinz an Frankreich abgeben müſſen, um es für ſeine getreue Hülfe zu bezahlen.

Friedrich II. dachte freilich auch nicht deutſcher. Auch er hätte die franzöſiſche Hülfe unbedenklich mit einer deutſchen Provinz bezahlt und ſeine Schuld war es nicht, daß nicht wenigſtens ein Theil der Niederlande franzöſiſch wurde. Nur einmal in der höchſten Noth im 7jährigen Kriege fiel es ihm ein, es ſey doch eigentlich die höchſte Unvernunft, daß zwei deutſche Mächte ſich im Angeſicht, zur Freude und zum Beſten Frankreichs herumſchlügen: „Bedenken Sie, Mylord, ſchreibt Mitchell, den unglücklichen Zuſtand Europas. Die beiden Hauptmächte Deutſchlands haben ſich wechſelſeitig faſt zu Grunde gerichtet, während Frankreich mit heimlicher Freude zuſieht, dem Einen ſcheinbar beiſteht, und den andern vielleicht aufreizt, um das Verderben beider zu beſchleunigen. Wenn ich dies betrachte, wird mein Gemüth mit den traurigſten Beſorgniſſen angefüllt, und ich bin überzeugt: die Verwüſtung Deutſchlands iſt nur ein Punkt des franzöſiſchen Syſtems. Wäre es nur möglich, Preußen und Oeſterreich auszuſöhnen und wider Frankreich zu richten! So unſinnig und unmöglich dieſer Plan auch ſcheinen mag, billigte ihn doch Friedrich II. in einem Geſpräche vor der Prager Schlacht, und noch jezt glaube ich, würde man bei ihm mehr Bereitwilligkeit finden, als bei Maria Thereſia.“

Kirche und Gottesgelahrtheit.

41) Die Mythen des Lebens Jeſu. Auszüge aus Haiat ul Kulub, oder Geſchichte Muhameds, beſchrieben nach der Schiitiſchen Tradition von Muhamed Bachir. Nebſt einem das Leben Jeſu von Strauß betreffenden Anhang, herausgegeben von M. Chr. G. Barth. Stuttgart, Steinkopf, 1837. S. 44.

Muhamedaniſche Mythen von Chriſtus, hier zur Vergleichung aufgeſtellt, damit man wirkliche Mythen von der durch Herrn Strauß fälſchlich für Mythen ausgegebenen Geſchichte beſſer unterſcheiden lerne. Die Evangelien enthalten einfältige ſchlichte Wahrheit; wie man Mythen daraus gemacht hat, das zeigen Haiat ul Kulub der Muhamedaner und Toledod Jeſchu der Juden. Man wird dieſe phantaſtiſchen Verzerrungen des Evangeliums mit Intereſſe leſen. Sie ſind ganz im Geſchmack arabiſcher Mährchen. Der Anhang, betreffend Dr. Strauß, drückt ſich alſo aus. „Seine (die Hegel'ſche) Philoſophie hat bis jezt nur genommen, nichts gegeben. Die jezt ſo viel vom Geiſt des Chriſtenthums ſprechen, ob ſie mit dem Buchſtaben der heiligen Schrift ehrlich verfahren, zeigt das Werk des Herrn Dr. Strauß. Um der Idee zur Herrſchaft zu verhelfen, ſoll das hiſtoriſche Außenwerk fallen. Der Spiritus ſoll aus den rohen Stoffen des Chriſtenthums ausgezogen werden; das übrige ſind die Treſter, die man wegwirft; und in der neuen chriſtlichen Republik will man eine ganze Reihe Brennhäuſer errichten. Eins ſteht ſchon, und hat den Schild: „Dr. Strauß, Deſtillateur.“ Wir aber wollen unſer Korn wie bisher als Brod eſſen, und keinen Branntwein daraus brennen laſſen; die Temperance Society, welche ſich gegen den Genuß ſolcher geiſtigen Flüſſigkeiten gebildet hat, wird hoffentlich immer mehr Subſcribenten finden. — Der Miſſionar Schulz ſprach mit dem Juden Benjamin vom Talmud als der Verdunklung der heiligen Schrift. Benjamin erwiderte: „Es iſt wahr, was ihr ſagt, der Talmud iſt die Kappe über die Laterne; aber dieſe Kappe haben wir um euretwillen gemacht. „Schulz verſezte darauf: „Recht ſo; ihr habt

Digitized by Google

die Kappe gemacht, und haltet alſo die Laterne unter der Kappe; daher könnet ihr nicht ſehen, und wenn wir euch folgten, ſo gingen wir auch irre. Aber wir haben die Laterne unter der Kappe weggezogen; daher haben wir das Licht, und ihr habt die Kappe, und bleibet in Finſterniß.“ — Alſo wollen auch wir das evangeliſche Licht behalten, und Herrn Strauß ſeine Kappe laſſen. Vielleicht macht die immer thätige Mythe noch einige Zuſätze, bis eine dreifache Kappe daraus wird. Und wenn die klingende Schelle ſeinen Ruhm weit und breit verkündigt, und den Untergang der alten Wahrheit meldet, ſo vergeſſe man nicht, daß auch dieſe Schelle an einer Kappe hängt.“

42) Ueber religiöſe Erziehung von Theodor Schwarz, Dr. der Theologie und Philoſophie und Paſtor zu Wieck auf Rügen. Hamburg, Perthes, 1834.

Daß in unſeren Tagen immer ernſtlicher auf religiöſe Erziehung gedrungen werde, iſt löblich; es iſt um ſo löblicher, wenn es mit Geiſt und Umſicht, vor allem, wenn es zwar mit Nachdruck und Würde, aber auch mit chriſtlicher Liebe und Milde geſchieht. Dieſe lobenswerthen Eigenſchaften können gegenwärtiger Schrift nachgerühmt werden. Der Begriff der Erziehung iſt jedoch nicht gerade im pädagogiſchen Sinne genommen, nach welchem man darunter das Geſchäft, Mittel und Wege, die Jugend einem gewiſſen Bildungsziel entgegenzuführen, verſteht. Vielmehr denkt der Verfaſſer bei dem Wort Erziehung mehr an die Bildung, ſofern ſie bereits ein gewonnenes Ergebniß iſt. Unter religiöſer Erziehung verſteht derſelbe nun die chriſtliche und unter dieſer nicht die einer ſchroff ſich abſchließenden Confeſſion, ſondern die rein evangeliſche, welcher Chriſtus, im Geiſt und in der Wahrheit aufgefaßt, das A und das O iſt. Dieſe chriſtliche, den ganzen Menſchen in Anſpruch nehmende Bildung wird ſodann im Verhältniß betrachtet zur weltmänniſchen, zur moraliſchen, zur äſthetiſchen, zur dogmatiſchen und endlich zur humaniſtiſchen (Humanitäts-) Bildung. Alle dieſe Bildungsweiſen werden nun als einſeitige, und ſofern ſie ihre Einſeitigkeit als univerſell behaupten wollen, als unchriſtliche dargeſtellt, da die religiöſe, chriſtliche eben die wahrhaft und allein-univerſale, die allein allgemein- und echtmenſchliche ſey. Es liegt in den hieher gehörigen Auseinanderſetzungen viel Wahres und Beherzigenswerthes; und beſonders wohlthuend iſt es, einen Geiſtlichen gegen den Dogmatismus und deſſen Gemüth und religiöſes Leben verderbendes und tödtendes Wirken ſich erklären zu ſehen, gegen jenen ſtarren, in allen Confeſſionen anzutreffenden Dogmatismus, der Alles ausſchließt und verdammt, was er nicht ſelbſt iſt, welcher Alles in Allem ſeye und weder der Moral, noch der Aeſthetik, noch einem unſchuldigen, von Gott gewollten Lebensgenuß einen Platz zu geben weiß, ſie alle vielmehr von ſich ſtößt, und nun ſelbſt hölzern und unerquicklich und öde, die Menſchen, die ihn, wie er es ſelbſt thut, mit dem Chriſtenthum verwechſeln, auch mit dieſem entzweiet. Es iſt nun gerade ein Hauptverdienſt gegenwärtiger Schrift, darauf hingewieſen zu haben, wie ein wohlverſtandenes und wohlbeherzigtes Chriſtenthum weit davon entfernt iſt, irgendwie einſeitige, moraliſche, ſpiritualiſtiſche oder ſonſtige Gebote oder Verbote an den Menſchen zu ſtellen, wie daſſelbe ihn vielmehr als einen ganzen, nach allen Seiten, die ihm gegeben ſind, in Anſpruch nimmt und zu befriedigen ſucht; daß es daher die verſchiedenſten Richtungen ſeines leiblichen, geiſtigen, moraliſchen, äſthetiſchen Lebens nicht aufzuheben, ſondern zu bekräftigen, zu heiligen trachtet, indem es dieſelben an den heiligen Schöpfer, Erhalter und Vollender Aller anknüpft.

Was nun die Erziehung zur Religion betrifft, ſo deutet der Verfaſſer ſehr richtig an, daß dieſelbe eigentlich nicht wohl durch Lehre, alſo keineswegs durch die Schule direkt zu gewähren ſey, ſondern vorzugsweiſe durch das Beiſpiel chriſtlichen Lebens in den Familien. Auf dieſem Boden einer religiöſen Lebenserfahrung gedeihe erſt eine wohlbemeſſene Lehre, und wohlbemeſſen ſey die Lehre nur dann, wenn ſie das Alter der Kinder beachte und nicht auf jeder Altersſtufe die ganze chriſtliche Glaubens- und Pflichtenlehre einbläue.

Endlich iſt auch von dem Verhältniß der religiöſen Erziehung zur Geſchichte und zur Naturwiſſenſchaft die Rede; und obgleich es wahr iſt, daß beide, ſofern ſie Unterrichtsgegenſtände ſind, in religiöſem Geiſte gelehrt werden ſollen: ſo iſt doch eine ſo totale Chriſtianiſirung derſelben, wie ſie der Verfaſſer verlangt, nicht wohl möglich, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu vernichten. Hier, wie in manchen andern Punkten, fällt der Verfaſſer in den Fehler der neueſten Philoſophie, Alles in ſich auflöſen zu wollen; und obwohl die Religion hiezu eine größere Berechtigung zu haben ſcheint, ſofern ſie lauter Geiſt und Leben Gottes iſt; ſo iſt ſie doch nicht ſowohl der ganze Menſch ſelbſt, als vielmehr nur ſein Innerſtes und Heiligſtes, die Sonne wohl, aber nicht das Planetenſyſtem.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 114. Montag, 14. November **1836.**

Geſchichte.

2) Hiſtoriſches Taſchenbuch von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeiſen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildniſſe Ludwigs XIV. Leipzig, Brockhaus, 1837.

Abermals ſehr gehaltvolle Beiträge. Herr Barthold hat ſich neuerdings in die ruſſiſche Geſchichte vertieft. (Iſt es wohl zu verzeihen, wenn wir von dieſem vortrefflichen deutſchen Geſchichtſchreiber lieber deutſche Stoffe, z. B. die Hanſa zur Bearbeitung gewählt wünſchen?) Er gibt uns, wie früher die meiſterhafte Schilderung der Kaiſerin Anna, ſo jezt eine Geſchichte des tragiſchen Ausgangs des Joanſchen Zweiges der Romanow und ſeiner Freunde. Sodann beſchreibt Herr Leo äußerſt ausführlich den Burgbau und die Burgeinrichtung in Deutſchland vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert, ein bisher ziemlich vernachläßigter Gegenſtand, während ſchon ſo viel über die Häuslichkeit der Alten geſchrieben iſt. Der Verfaſſer ſchöpft ſeine Schilderung theils aus noch vorhandenen Bauwerken, theils aus den ſehr genauen Nachrichten der Minneſinger und Epiker des Mittelalters, und gibt uns nicht nur eine vollkommene Ueberſicht über das Architektoniſche, ſondern auch über die häusliche Einrichtung und die geſelligen Vergnügungen auf den alten Burgen. Herr Zinkeiſen beſchreibt Verſailles wie es früher war und jezt iſt, wobei die ganze Hofhaltung Ludwigs XIV. die Revue paſſirt. Die früher von Volney zu Milliarden berechneten Baukoſten des Schloſſes ſchwinden nach des Verfaſſers Rechnung zu 180 Millionen zuſammen. Das Einzige, was uns an dieſem ſehr ausgezeichneten Aufſatz mißfallen hat, iſt die Hochachtung, ja die Rührung, mit welcher der Verfaſſer von dem nichtswürdigen König Ludwig XIV. Abſchied nimmt. Von einem ſolchen Deſpoten, der ſo alle Rechte der Völker mit Füßen trat, dabei wollüſtig und ein Frömmler war, darf man nicht ſo ehrerbietig ſprechen, ohne der Würde der Geſchichte etwas zu vergeben, denn dieſe Würde beſteht in der Gerechtigkeit.

Die lezte Abhandlung: Aelteſte Geſchichte der Xylographie und der Druckkunſt überhaupt; beſonders in Anwendung auf den Bilddruck, von J. D. F. Sotzmann, hat an und für ſich und beſonders in der Nähe des Zeitpunkts, da wir zum vierten Mal das Jubiläum der Erfindung des Drucks feiern wollen, großes Intereſſe. Der Verfaſſer verbreitet über den bekannten Streit, wo der Druck erfunden worden, ein überraſchendes neues Licht, indem er die Geſchichte

Digitized by Google

der Holzſchneidekunſt, die derjenigen des Letterndrucks noch voranging, aufs genaueſte verfolgt. Er zeigt zuerſt, wie Abdrücke von einzelnen Zeichen ſchon im Alterthum nicht ungewöhnlich geweſen. Er gedenkt des berühmten Reiſenden Marco Polo, der ſchon im 13ten Jahrhundert ein gedrucktes Papiergeld beim Großchan der Tartarei vorfand. Dann bemerkt er, daß das Bedürfniß nach Heiligenbildern, Spielkarten und Lerntafeln zum Schulgebrauch auch in Europa den Holzſchnitt und Holzdruck eingeführt habe. „Die Frage, ob Schriften früher als Bilder gedruckt worden oder umgekehrt, und ob von gedruckten Bildern die Spielkarten oder die Heiligenbilder die erſten geweſen, iſt nicht anders als dahin zu beantworten, daß, da zur ſchnelleren Vervielfältigung aller jener Artikel, welche ihr Gewerbe umfaßte, ziemlich daſſelbe Bedürfniß beſtand und ſie von denſelben Perſonen verfertigt wurden, die erſte Anwendung der Druckkunſt auch wohl auf *alle gleichzeitig* geſchehen ſey, ohne ſie auf den einen oder den andern lange ausſchließlich einzuſchränken, und daß, wenn irgend einer auf ein Näherrecht Anſpruch machen kann, dies die Spielkarten geweſen ſeyn mögen, weil ſie ſich in ihrer Beſchaffenheit am meiſten gleich blieben, ſich am meiſten abnuzten und die meiſte Nachfrage danach war.“ Er beweist: „Daß für die Erfindung der Druckkunſt das Ei des Columbus, der eigentliche Grundgedanke, in dem Bewußtwerden der Abſicht lag, Schrift und Bild durch Farbdruck von einer ſtehenden Form zu vervielfältigen, daß dies, inſofern dazu ein durch Zeitumſtände hervorgebrachtes und reifgewordenes Bedürfniß nöthig iſt, erſt im 15ten Jahrhunderte zum Vorſatz werden konnte, daß es die Briefmaler waren, bei denen dieſe zuerſt Wurzel faßte, und daß es am einfachſten und natürlichſten iſt, den Uebergang von trocknem Stempeldruck zum Farbdruck für den erſten Schritt zu halten, der die Bahn der neuen Erfindung eröffnet.“

Als dieſes Bedürfniß eintrat, war auch die Schneidekunſt ſchon nicht mehr unbekannt. Sie hatte ſich für andere Zwecke bereits anwenden laſſen. Der Verfaſſer macht auf die äußerſt *merkwürdigen Metallplatten* aufmerkſam, die man ſchon im 14ten Jahrhundert findet, z. B. auf dem Grab des Königs Erick Menved von 1319. „Ganz außer Zweifel wird indeß dieſe Art der Arbeit durch mehrere Denkmale geſezt, die am Niederrhein, namentlich aus der Abtei Altenberg im ehemaligen Herzogthume Berg noch übrig und nicht bloß von dem Verfaſſer ſelbſt geſehen worden ſind, ſondern von denen ihm in ſorgfältigen, von den Originalplatten ſelbſt genommenen Abdrücken die treueſten Facſimiles vorliegen. Verkleinerte Copien dieſer Abdrücke von zweien Platten, deren eine den Biſchof Wichbold von Culm, geſtorben 1398, die andere den Herzog Gerhardt von Jülich und Berg, geſtorben 1475, vorſtellt, befinden ſich in dem Werke: „Die Ziſterzienſer Abtei Altenberg bei Köln, von Corn. Schimmel“ (Münſter 1832. gr. Fol. mit 15 lithograph. Tafeln) und werden hinreichen, um ſich von deren Beſchaffenheit wenigſtens einen ungefähren Begriff zu machen. Beide Metallplatten vereinigen in ſich gewiſſermaßen den Kupferſtich und *Holzſchnitt*, jenen wegen der eingegrabenen Umriſſe, dieſen wegen der in der Ebene der Platte ſtehengebliebenen Felder und der ausgetieften Zwiſchenräume. Die Platte des Biſchofs Wichbold iſt zugleich ein ausgezeichnetes Kunſtwerk dieſer Art, und das Gehäus, unter welchem er ruht, im vollendetſten und reichſten Styl der gothiſchen Architektur, mit ſo feinem Linien- und Gliederwerk dargeſtellt, daß die Arbeit hier dem Linearholzſchnitt ſehr nahe ſteht. Es iſt als gewiß anzunehmen, daß die rauh ausgetieften Gründe und Zwiſchenräume, ſowie die eingegrabenen Umriſſe und Züge urſprünglich nicht, wie jezt, leer, ſondern mit einem ſchwarzen oder andern farbigen Kitt ausgefüllt geweſen ſind, ſo daß der Platte dadurch eine völlig ebene Oberfläche wiedergegeben wurde, auf welcher ſich durch den Kontraſt der Farbe des polirten Metalls und des ſchwarzen Kitts Alles von einander gehörig ſonderte und ein deutliches Bild hervorbrachte. Der Kitt, der kein metalliſcher Schmelz, wie das Niello war, iſt durch das Alter und andere Unbilden verſchwunden, und dadurch möglich geworden, von den Platten mittels Druckerſchwärze Abdrücke zu nehmen, aus denen ſich aber die urſprüngliche Wirkung der Platten inſofern nicht beurtheilen läßt, als Das, was auf denſelben durch den Kitt ſchwarz erſchien, hier weiß, was dort in der Farbe des Metalls erſchien, hier ſchwarz iſt.“

Mithin war vorgearbeitet für die *Holzſchneidekunſt*, die ſofort dem Bedürfniß des Drucks und zwar zuerſt des *Bilderdrucks* dienen mußte. „Ueber die Zeit, wo die erſten Briefdrucker und Formſchneider zum Vorſchein kamen, geben die Bürger-, Zunft- und Steuerregiſter der ehemaligen freien Reichsſtädte Deutſchlands die beſten Aufſchlüſſe, aus deren Zuſammenſtellung und Vergleichung ſich ſelbſt über den Ort, von welchem der Holzdruck ausgegangen, und den Gang ſeiner Verbreitung ſichere Schlüſſe würden ziehen laſſen, wäre man nur in allen dieſen Städten und zu einer Zeit, wo ihre Archive noch reicher und vollſtändiger waren, bedacht geweſen, ſie zu dem Behufe zu benutzen. Leider iſt dies aber nur in wenigen einzelnen derſelben und auch da nicht immer mit der erforderlichen Umſicht und Genauigkeit geſchehen. In Nürnberg kommt 1449 in den Bürgerbüchern der erſte Formſchneider vor, ſowie von da ab viele andere, Kartenmacher aber ſeit 1433, die ſeit 1438 Kartenmaler genannt werden und häufig ſchon Frauenzimmer ſind. Von 1473 ab erſcheinen Briefmaler, Schönmaler,

Digitized by Google

Illuminirer; die Briefdrucker ſtecken unter dieſen und den Formſchneidern (von Murr „Journal“ II. 120). In Augsburg zeigen ſich Kartenmacher 1418, in Ulm Kartenmaler und Kartenmacher von 1402 ab häufig in den Steuerregiſtern, Formſchneider aber erſt von 1441 ab, wenn man die verdächtige Angabe, daß 1398 ſchon ein ſolcher angeführt wird, ausnimmt (Jäger im „Kunſtblatt“ für 1833 S. 420). 1473 hatten einige Maler, Bildhauer und Glaſer, darunter auch ein Briefdrucker, eine Brüderſchaft daſelbſt im Gotteshaus Wengen geſtiftet, zu der 1499 mehrere Briefmaler, Buchdrucker und Buchhändler gehörten (Weyermann im „Kunſtbl.“ für 1830. S. 355). Auffallend iſt, daß in Nördlingen ein Wilhelm Kegler, der abwechſelnd als Wilh. Brieftrucker aufgeführt wird, mit lezterem Namen ſchon in dem Steuerbuch von 1428 und ſpäter noch einige Mal vorkommt (Beyſchlag „Beiträge“, Stück I. S. 12 u. f.), zumal weiter bis ans Ende des 15ten Jahrhunderts daſelbſt nur ein aus Ulm herübergezogener Kartenmaler und ein einziges dort gedrucktes xylographiſches Produkt ; zu finden iſt. Wäre der Name Brieftrucker auch nicht ſein Gewerbsname, was kaum zu bezweifeln, da ſein Familienname Kegler war, ſo ließe doch der bloße Name vorausſetzen, daß die Sache ſchon früher bekannt geweſen. In Frankfurt am Main hat 1440 Henne Kruſe von Menze, Drucker aufgeſchworen (Schaab, „Buchdr. Geſch.“ III. 335), der nichts anders als ein Briefdrucker, wie der 1459 daſelbſt zum Bürger aufgenommene Hans von Pfedersheim ausdrücklich genannt wird, geweſen ſeyn kann. Auf ſo wenige Städte ſich dieſe Nachrichten nun auch beſchränken, ſo läßt ſich doch daraus mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, daß um 1440 das Formſchneiden und mithin das Karten- und Briefdrucken ein bekanntes, über viele große deutſche Städte, wahrſcheinlich durch Wanderung, wie nachher bei den Typographen, verbreitetes, ſeinem Urſprunge nach jedoch nicht viel über 10 bis 20 Jahre älteres Gewerbe war. — Die Briefdrucker ſind in den Niederlanden ungefähr ebenſo alt, denn nach dem Privilegium der S. Lucasgilde zu Antwerpen von 1442 (Koning „Verhandeling etc.“ Hptſt. 23) gehörten damals Maler, Bildſchnitzer, Glasmacher, Illuminirer (verlichters) und Drucker (printers) zu dieſer Korporation. Unter den beiden leztern ſind die Briefmaler und Briefdrucker, wie ſie in Deutſchland hießen, leicht wiederzuerkennen. Die printers, wenn ſie auch kleine Bücher xylographiſch druckten, blieben aber deßhalb, ebenſo wie wir in Deutſchland ſehen werden, doch von den nachmaligen Buchdruckern, die in ſpäteren Verhandlungen derſelben Gilde, zum Unterſchied von jenen, druckers genannt werden, abgeſondert.“

Nach einer ausführlichen Epiſode über die Spielkarten, geht der Verfaſſer zu dem eigentlichen Bücherdruck über. „Es bleibt nun noch übrig, zu ſehen, welche Bewandtniß es mit den ganz in Holz geſchnittenen Büchern der Briefdrucker hat und was ſich über deren Alter ſowohl an ſich, als in Vergleichung mit den Heiligenbildern und Spielkarten ermitteln läßt. Sie ſind ſeit einer langen Reihe von Jahren der Hauptgegenſtand der Forſchungen des Verfaſſers dieſer Abhandlung geweſen, weil er nicht mit Unrecht vorausgeſezt hat, daß wegen ihrer Anzahl, ihres größeren Volumens und ihres unmittelbaren Uebergangs in die Typographie aus ihnen mehr Licht über die Geſchichte der Druckkunſt, als aus anderen Ueberreſten des älteſten Tafeldrucks zu ſchöpfen ſey. Sie bilden eine eigenthümliche und in ſich abgeſchloſſene Abtheilung in der Literatur des Mittelalters, die größerer Aufmerkſamkeit werth iſt, als ihr bisher gewidmet worden, indem ſich daraus, abgeſehen von ihrer Wichtigkeit für den Fortgang der Drucktechnik, nicht nur Aufſchlüſſe über die Dogmatik, Homiletik und Liturgik des Zeitalters, über die Art und Weiſe des Religions- und Elementarunterrichts, über Wunderglauben und Volkspoeſie, unmittelbar vor der Reformation, gewinnen laſſen, ſondern auch viele der darin enthaltenen Bildercyklen, wegen ihrer früheren Aus- und Durchbildung, Verbreitung und lange behaupteten Autorität, Hauptdenkmale für die Entwickelung der neuchriſtlichen Hauptvorſtellungen und eine viel benuzte Quelle derſelben geworden ſind. Sie verdienen daher nach allen dieſen Seiten hin eine ausführliche Beleuchtung, welche demnächſt in einem beſondern Werke erſcheinen wird, deſſen Reſultate hier zuſammengefaßt werden, wenn ſie gleich dort erſt vollſtändig erwieſen und belegt werden können. — Die xylographiſchen Bücher theilen ſich in zwei Klaſſen, die mit bloßem Texte und die mit Bildern und Text. Die der erſteren Art ſind Elementarſchulbücher zum Unterricht in der lateiniſchen Sprache, insbeſondere der Donat, ein Auszug aus dem alten Grammatiker dieſes Namens, in Frage und Antwort, ſeit Jahrhunderten das allgemeinſte und beliebteſte ſeiner Art. Dieſes Buch, ebenſo ſehr Gegenſtand der Nachfrage als Andachtsbilder und Spielkarten und bei derſelben Klaſſe der Schreiber und Briefmaler für das Volksbedürfniß käuflich, welche jene Artikel verfertigten und feil hielten, eignete ſich auch, wegen ſeiner geringen Stärke von nicht mehr als ungefähr ſechs Bogen, dazu in derſelben Art, wie die Goldſchmiede bisher ſchon ganze Schrifttafeln erhaben in Metall zu ſchneiden pflegten, in Holz geſchnitten und durch Anwendung des Tafeldruckes leichter und ſchneller vervielfältigt zu werden. Daß Spielkarten und Bilder in Oberdeutſchland wenigſtens ebenſo früh, wo nicht früher gedruckt wurden als in den Niederlanden, iſt nach dem Obenangeführten mehr als wahrſcheinlich. Daß der Donatdruck aber von Holland ausgegangen ſey,

Digitized by Google

darüber ſind beſtimmte glaubwürdige Zeugniſſe da und es ſtehen damit andere Thatſachen in völliger Uebereinſtimmung. Der Verfaſſer der 1499 gedruckten Chronik der Stadt Köln hat von Ulrich Zell, der die Buchdruckerkunſt von Mainz zuerſt nach Köln verpflanzte, ſelbſt gehört, daß die eyrste vurbyldung is vonden in Hollant vyss den Donaten, die daeselfst vur der tziit gedruckt syn. Ind van, ſagt er weiter, ind vyss den is genommen dat begynne der vursz kunst. Ind is vill meysterlicher ind subtilicher vonden, dan dieselbe manier was, und ye langer ye mere kunstlicher worden. Da nun nach derſelben unverwerflichen Ausſage in Mainz von 1440 – 1450 die Buchdruckerkunſt und was dazu gehört, unterſucht und 1450 mit dem typographiſchen Bücherdruck der Anfang gemacht wurde, ſo mußten ſchon vor 1440 Donate in Holland gedruckt worden ſeyn. Daß dies aber nur mittelſt hölzerner Tafeln geſchah, iſt, einer anderen ausdrücklichen Angabe Ang. Rocca's („Append. ad Biblioth. Vatic.“ Rom 1591. S. 411) nicht zu gedenken, aus dem ebenſo zuverläſſigen Zeugniß des Abts Trithemius zu folgern, der von Peter Schöffer, einem der drei erſten Mainzer Erfinder, erfahren hatte, daß Gutenberg und Fuſt ihre erſten Verſuche mit hölzernen Tafeln machten. Da Holland, vor der Vereinigung der ſieben Provinzen, noch kein Collectivname derſelben war, ſo kann die Angabe der Kölniſchen Chronik von den früheren Donaten nur auf das eigentliche Holland, die alte Grafſchaft, zu deren bedeutendſten Städten Harlem gehörte, bezogen werden.“

„Faſſen wir das bisher Auseinandergeſezte zuſammen, ſo ergibt ſich daraus im Ganzen, daß in Deutſchland und den Niederlanden der Holzdruck, wenn er auch vielleicht ſchon im dritten Decennium bei den Kartenmachern und Briefmalern ſeinen Anfang genommen hatte, doch erſt im vierten gewerblich und allgemeiner verbreitet wurde, daß im fünften, und zwar zuerſt in Holland, Donate und Schulbücher mit bloßem Text, im ſechsten, während die Typographie in Mainz zu ihrer völligen Ausbildung gelangte, auch mehrere Bilderbücher in Holz gedruckt, beide im ſiebenten und achten, neben der ſchon weit verbreiteten Typographie, in Deutſchland nachgedruckt und durch neue vermehrt wurden, bis endlich im neunten der Holzſchnitt ſelbſt bei den Briefdruckern in der Anwendung auf Schrift und ganze Bücher durch die Typographie völlig verdrängt wurde und er ſich nunmehr dem Bilddruck ausſchließlich widmete.

Der Bücherdruck mit beweglichen Lettern macht überhaupt und auch in der Geſchichte des Bilddrucks eine zu wichtige Epoche, er ſteht in zu enger Verbindung mit derſelben, als daß eine Erörterung des über ſeine Erfindung zwiſchen Mainz und Harlem entſtandenen Streits, obgleich unſerem Zwecke nicht unmittelbar angehörig, hier ſollte vermißt werden können. Dieſen durch die Koningſche Preisſchrift („Verhandeling over den Oorsprong etc. der Boekdrukkunst“ Harlem 1816. 8.) wieder hervorgerufene Streit iſt ſeitdem aus mißverſtandenem Patriotismus von den Anhängern beider Städte mit großer Leidenſchaftlichkeit und, jenes Werk abgerechnet, in allen in Folge deſſelben erſchienenen Streitſchriften mit wenigem Gewinn für die Sache ſelbſt geführt, daher auch noch nicht zu einer endlichen Entſcheidung gebracht worden. Die holländiſchen Anſprüche haben in England beſonders an Ottley, in Deutſchland an Ebert Vertheidiger gefunden. Wenn auch dieſe, denen neue und eigenthümliche Argumente zur Verſtärkung jener Anſprüche verdankt werden, ſich vielleicht dadurch haben verleiten laſſen, in der Vorliebe für dieſelben zu weit zu gehen, ſo iſt doch den deutſchen Gegnern der größere Vorwurf zu machen, daß ſie durch den Vorſatz, Alles anzufechten und umzuſtürzen, ſich auch über Dinge haben verblenden laſſen, die ohne der Wahrheit zu nahe zu treten und ſelbſt ohne Schaden für Mainz zugeſtanden werden können und müſſen. Aus dem hier Dargelegten ergibt ſich nämlich ſchon, daß, wenn bis jezt auch Formſchneider und Briefdrucker in Deutſchland am früheſten nachzuweiſen ſind, die erſte Anwendung des Tafeldrucks auf Donate und Bilderbücher doch in den Niederlanden geſchehen und von daher nach Deutſchland gebracht worden, und daß dies, was die Donate betrifft, den erſten Gutenbergiſchen Verſuchen in Straßburg und Mainz vorausgegangen iſt. War nun gleich die Erfindung des Schriftdrucks mit beweglichen, gegoſſenen Lettern dadurch noch nicht gegeben, ſondern mußte dieſer Hauptſchritt erſt geſchehen, um die eigentliche Buchdruckerkunſt hervorzubringen, ſo war ſie doch dadurch ſo eingeleitet und vorbereitet, daß es nur noch der Erweiterung des Zwecks und der Verbeſſerung der Mittel zur Erreichung deſſelben bedurfte, und daß von dem Ruhme, der bisher ausſchließlich auf Gutenberg und ſeine Mainzer Geſellſchafter gehäuft worden, nothwendig ein Theil an ihre niederländiſchen Vorgänger, wenn ſie auch auf halbem Wege ſtehen geblieben ſind, abgetreten werden muß. Zu dieſem Reſultate führen die oben angegebenen Zeugniſſe und Thatſachen ohne Rückſicht auf die Harlemer Sage, von der weiterhin die Rede ſeyn wird. Das Hinzutreten dieſer örtlichen Sage iſt aber, da andere Gründe nicht widerſprechen, entſcheidend genug, um Harlem wenigſtens für einen Hauptſitz jener niederländiſchen Vorgänger und den darin genannten Küſter für den namhafteſten von ihnen zu halten.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115. Mittwoch, 16. November 1836.

Geſchichte.

2) Hiſtoriſches Taſchenbuch von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeiſen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildniſſe Ludwigs XIV. Leipzig, Brockhaus, 1837.

(Schluß.)

„Wären die Holländer bei dieſer Errungenſchaft ſtehen geblieben, ſo würde ſich ihnen mit Grund nichts entgegenſetzen laſſen. Aber ſie begnügen ſich damit nicht, ja ihre Vernachläſſigung aller tiefer eingehenden Forſchung über den älteſten Tafeldruck in Holland, für den dort gewiß noch reiche Entdeckungen zu machen ſind, zeigt, daß ſie auf dieſen Nationalgewinn nicht einmal großes Gewicht legen. Ihr Hauptabſehen geht dahin, jenem Harlemer Küſter auch die Priorität des Letterndrucks zuzueignen und zu beweiſen, daß der erſte Uebergang in denſelben aus dem Tafeldruck von ihm früher als von Gutenberg verſucht worden. Um uns nun davon zu überzeugen, inwiefern ihnen dies gelungen iſt, oder nicht, muß eine kurze Ueberſicht der Mainzer Erfindungsgeſchichte vorangeſchickt werden. Nach der ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt herrſchend gewordenen Meinung hat ein Mainzer Edelmann, Johannes Gutenberg, in Folge einer Vertreibung der Patricierfamilien von dort, in Straßburg lebend, ſich unter Geldverlegenheiten, die ihn bis an ſein Ende nicht verließen, als ſpeculativer Kopf mit mehreren geheimgehaltenen Künſten, als Steinſchleifen, Spiegelbelegen und Drucken daſelbſt beſchäftigt. Lezteres iſt aus noch vorhandenen Straßburger Proceß-Akten von 1439 zu ſchließen, die über einen Streit geführt ſind, in den er mit den Erben eines Theilnehmers an jenen Künſten, mit welchem er gegen Geldleiſtungen in Geſellſchaft getreten war, verwickelt wurde. Es iſt darin neben jenen andern von einer Kunſt, die viele Auslagen erforderte, aber auch große Vortheile verſprach, von einer Preſſe, Werkzeug und Formen, von Lieferungen eines Goldſchmieds ſeit 1436 für Sachen, die zum Drucken gehören, die Rede, welches auf nichts Anderes als auf Verſuche zum Bücherdruck hingedeutet werden kann, da Gutenberg, indem die Unternehmung in Straßburg nicht zu Ende kam, 1444 nach Mainz zurückging und dort mit einem vermöglichen Einwohner, Johannes Fuſt, 1450 einen Geſellſchaftsvertrag wegen Anlegung einer Buchdruckereiwerkſtatt und eines Buchdruckereigeſchäfts ſchloß, deſſen Inhalt durch einen 1455 zwiſchen ihnen entſtandenen Proceß bekannt und von der Art iſt, daß auf ein reifgewordenes Unternehmen, in größerem Umfange als das frühere in Straßburg,

geſchloſſen werden muß. Gewiß beſaß damals ſchon Gutenberg das Geheimniß eines unvollkommenen Letterngusſes, der durch den erſt nach 1450 in die Geſellſchaft mit aufgenommenen Schreiber, Peter Schöffer, verbeſſert und zur Vollkommenheit gebracht wurde. Es wäre ſonſt nicht möglich geweſen, gleich auf den Druck eines ſo voluminöſen Hauptwerks wie die Bibel auszugehen, dee ohne Datum, wahrſcheinlich aber um 1455 zu Stande kam. Fuſt, der durch jenen Proceß Gutenberg außer weitere Theilnahme geſezt und zur Anlegung einer eigenen Druckerei, abermals mit fremder Hülfe und von geringem Foetgang, genöthigt hatte, der ferner Schöffern, wegen der von ihm inzwiſchen gemachten Veebeſſerungen, dadurch, daß er ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, aufs engſte mit ſich verbunden hatte, ſezte in Gemeinſchaft mit demſelben die Druckerei, aus dee 1457 der unvergleichliche Pſalter hervorging, aufs ſchwunghafteſte fort, ſelbſt nachdem die Eroberung und Plünderung von Mainz durch Adolf von Naſſau 1462 eine große Unterbrechung veranlaßt hatte, und ſtarb in Paris, wohin er des Bücherhandels wegen gereiſt war, wahrſcheinlich an der Peſt. Schöffer druckte noch lange allein mit ungeſchwächter Thätigkeit fort und erntete den reichlichen Lohn, der dem Haupterfinder Gutenberg, welchee bei Adolf Anſtellung unter ſeinen Hofleuten fand, aber bald nach Fuſt ſtarb, gerade am wenigſten zu Theil geworden war. In andere Städte und Länder wurde die Buchdenckerkunſt erſt nach jener Eroberung im Jahr 1462, und zwar durch Arbeiter aus der dortigen Officin oder unter augenſcheinlichem Einfluſſe derſelben auf die erſten, meiſt deutſchen Drucker, verpflanzt; namentlich kam ſie erſt 10 Jahre nachher in die Niederlande und zwar in Holland am früheſten nach Utrecht; in Harlem hat, wenn man die Jahre 1483—86, wo daſelbſt gedruckt wurde, ausnimmt, die neue Kunſt erſt 100 Jahre nach iheem Ausgang von Mainz feſten Fuß gefaßt. Nichtsdeſtoweniger gib: es zwei Familien typographiſcher Drucke außerhalb Mainz, deren Erſtlinge älter als 1462 ſind. Die eine gehört der Officin des Albrecht Pfiſter in Bamberg an, eines Foemſchneiders, wie meheere mit Holzſchnitten ausgeſtattete Drucke von ihm veemuthen laſſen, der aber vielleicht ein ſchon früh dee Mainzer Officin unteeu gewordenes Mitglied geweſen, weil die große gothiſche Miſſaltype, mit der er alle ſeine Büchee druckte, der Mainzer nachgebildet ſcheint, und der ſogar dee eeſten dortigen Bibel faſt gleichzeitig eine ähnliche, als noch voluminöſeres Prachtſtück, an die Seite ſtellte. Die andere Familie, aus den oben bei den xylographiſchen Bücheen erwähnten 4 Ausgaben des Heilſpiegels, ungefähe 10 Ausgaben des Donats und des Doctrinals des Alexander Gallus und etwa 6 andeeen Drucken von geringem Umfange beſtehend, iſt holländiſch und die dazu angewandte gothiſche Type von verſchiedener, aber gleichfalls immer größeree Aet, unmittelbar aus der den Niederlanden eigenthümlichen Schriftform in Handſchriften, ohne alle Spur deutſchen Einfluſſes, hervorgegangen, auch mit der Schrift in den in Holland gedruckten erſten Ausgaben xylographiſcher Büchee übereinſtimmend. Ein eigenthümliches Merkmal dieſer Schrift iſt ein ſenkeechter Beiſtrich durch den Querbalken des Schlußbuchſtaben t an der rechten Seite, oft von der ganzen Länge des lezteren. Der unreife Charakter dieſer Drucke und ihrer beweglichen Lettern, die Zeichen mangelhafter Beſchaffenheit dee dazu gebrauchten Werkzeuge, die eigenthümlich nationale Form der Type, von der ſich nur in einigen der älteſten Officinen in Holland, Utrecht und Oberyſſel vor 1480 noch etwas Aehnliches wahrnehmen läßt, die aber von der Type dee aus Deutſchland herübergekommenen oder dort gebildeten erſten niederländiſchen Drucker ganz verſchieden iſt, endlich der zu dem Text einer Ausgabe des lateiniſchen Heilsſpiegels abwechſelnd angewandte Holz- und Letterndruck geben der Vermuthung Raum, daß wie in dieſer Familie die erſten nach und nach ſich verbeſſernden rohen Verſuche einer ſelbſtſtändigen, von der in Mainz unabhängigen Erfindung des Bücherdrucks mit beweglichen Gußlettern vor uns haben, was an ſich nicht unwahrſcheinlich wäre, da, wie Goethe ſagt, jedes Zeitalter in einer Atmoſphäre gemeinſamer Geſinnungen und Gedanken ſchwebt und es ebenſo natürlich iſt, daß dieſelben Entdeckungen von verſchiedenen Perſonen ungefähr um dieſelbe Zeit ſelbſtſtändig gemacht werden, als daß in verſchiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen. Nehmen wir nun vorerſt einmal an, daß dieſe Familie von typographiſchen Drucken, aus einer Briefdruckerwerkſtatt in Harlem, mit ſo großem Anſcheine einer erſten und ſelbſtſtändigen Erfindung, vor 1470 zu einee Zeit ans Licht getreten ſey, wo die deutſche Typographie von Mainz aus in dem ganzen Umfange der Niederlande noch keinen Zugang gefunden hatte, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ſich eine dunkle Erinnerung davon erhielt und zu einer Volksſage geſtaltete, die jenen Anſchein zur Gewißheit machte, aber erſt laut wurde, als ſich die inzwiſchen von Deutſchland aus über alle Länder gegangene und groß gewordene Buchdruckerkunſt, die ephemere Erſcheinung zweier Buchdrucker in Harlem zwiſchen 1483 und 1486 ausgenommen, hundert Jahre ſpäter durch die gelehrten Buchdrucker Johann Zuren und Theodoe Koornhert endlich an demſelben Orte wiedereinbürgerte, der einſt ihre Wiege zu werden beſtimmt ſchien. In der Unbekanntſchaft mit dem alten verdunkelten Sachverhältniß ſucht die Volksſage überall anzuknüpfen, wo ſich ihr ein Faden dazu oder eine Wahrſcheinlichkeit darbietet. Vor Allem bedarf ſie einer Hauptperſon als ihres Teägers

Digitized by Google

und Helden und da die alten Briefdrucker meiſt nur in der Klaſſe der unteegeordneten Schreiber, Kirchen- und Schnidiener zu finden waren, ſo wurde, ſey es auf den Grund wirklicher Ueberlieferung, oder weil der Name zu den örtlich häufigſten gehörte, ein Küſter Lorenz Jansſohn dazu gemacht, auf dieſen die ganze Erfindung der Druckkunſt von ihren erſten Elementen aus übertragen und für die Coincidenz der Mainzer Erfindung und das Abbrechen der Harlemer der handgreiflichſte Grund in einem Diebſtahl gefunden. Mehrere Schriftſteller gedenken um die angegedene Zeit dieſer Sage, nennen aber den Erfinder nicht, und ſagen meiſt nur, daß einer ſeiner Gehülfen nach ſeinem Tode die noch unvollkommene Kunſt nach Mainz und dort zur Reife gebracht habe. Den umſtändlichſten Bericht darüber gab Junius, ein gelehrter holländiſcher Arzt, bald nachdem er ſich in Harlem niedergelaſſen und von den Staaten von Holland zu ihrem Hiſtoriographen ernannt worden war, in ſeinem zwiſchen 1565 und 1569 geſcheiebenen, aber erſt 1588 gedruckten Werke über die Landesgeſchichte unter dem Titel „Batavia.“ Als Hiſtoriograph und um der Ehre der Stadt willen, die ihn berufen hatte, hielt er es für ſeine Pflicht, der Sage eine geſchichtlichere Geſtalt zu geben und ſie durch Alles, was er zu ihrer Beſtärkuna hatte auftreiben können, zu unterſtützen. Der Bericht des Junius verräth aber auf den erſten Blick ſchon die gänzliche Unbekanntſchaft deſſelben mit den Verhältniſſen, unter denen der Holzdeuck um 1440 nicht bloß in Harlem, ſondern auch anderwärts in den Briefdruckerwerkſtätten geübt wurde. Er wüede ſonſt die Veranlaſſung zu Verſuchen mit beweglichen Lettern in der Unzulänglichkeit und Unbehülflichkeit des Tafeldrucks zum Druck mannichfaltiger und größerer Schriften und Bücher gefunden baben, ſtatt daß er ſich nunmehr die Sache auf eine kurzſichtige Weiſe zu erklären ſucht. Weit einfacher und ungeſchminkter ſprechen die angeführten Harlemer Buchdrucker Zuren und Koornhert kurz vor ihm von der doetigen Sage. Jener ſchrieb darüber einen lateiniſchen Dialog, von dem leider nur die Zueignung noch übrig iſt, in der er anführt, daß die Buchdeuckerkunſt dort lange mit geringen Koſten viel zu ſpaeſam und beſchränkt unterhaiten worden, ſo daß ſie endlich, die Armſeligkeit und das geringe Anſehen ihrer ſchlichten Wohnung verſchmähend, ſich zu einem Fremdling geſellt und es in Mainz zu gößeeer Ehre gebracht habe. Dieſer ſagt, daß ihm alte glaubwürdige Leute nicht bloß das Geſchlecht des Erfinders, ſondern ſeinen Namen und Zunamen genannt, die erſte geobe Art zu drucken erzählt und des allererſten Druckers Wohnung vormals mit Fingern gezeigt haben. Die Wahrheitsliebe und Glaubwüedigkeit aller dieſer Männer, zumal in ſo ſchmählicher Weiſe, wie es in den Mainzer Streitſchriften geſchehen, anzufechten, iſt kein Grund vorhanden. Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß ſich der Name des Harlemer Briefdruckers und Küſters, der die erſten xylographiſchen Donate druckte und die Kenntniß des Hauſes, in welchem ſich ſeine Werkſtätte befand, durch Teadition daſelbſt erhalten hat, und obgleich die Namensähnlichkeit und die Wichtigkeit, welche der arme Küſter durch die alte Sage erhalten, ſchon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts ſeine Verwechſelung mit einem reichen gleichzeitigen, in den ſtädtiſchen Archiven vorkommenden Rathsgliede veranlaßt zu haben ſcheint, deſſen Familie, von einer adeligen und vormals mit einem der Vorſteherämter bei der dortigen Hauptkirche beliehenen Nebenlinie abſtammend, noch foetblühte und ſich dieſe Verwechſelung nunmehe zur Ehre ſchäzte, ſo kann ſelbſt zugegeben werden, daß unſer Küſter dieſer anſehnliche, 1439 geſtorbene Mann, Namens Lorenz Jansſohn geweſen ſey, wenn auch die Verhältniſſe der damaligen Briefdrucker und Das, was Zuren ſagt, damit nicht im Einklange ſtehen. Daß die Sage abee Alles, was von dem älteſten Holzdeucke, ſowie von nachherigen erſten Verſuchen des Letterndrucks in Holland, vor Einführung der eigentlichen Buchdruckerkunſt um 1473 zu verſtehen iſt, auf dieſen Lorenz Jansſohn zuſammenhäuft, daß ſie es miteinandee in die Zeit vor deren Erfindung in Mainz, alſo vor 1450, in welche Zeit lediglich die erſten holländiſchen xylographiſchen Donate gehören, hinaufrückt und um dies wahrſcheinlichee zu machen, zur Verpflanzung der neuen Kunſt nach Mainz durch einen Dieb ihre Zuflucht nimmt, dies liegt ebenſowohl in der Art und Weiſe, wie ſich eine Sage überhaupt zu bilden pflegt, als in den Umſtänden, unter denen gerade dieſe entſtanden iſt.“

Hoffentlich wird dieſe ſo gründliche und meiſterhafte Erörteenung zur Beilegung des erbitterten Streites beitragen, ſofeen dabei wedee Harlem noch Mainz zu kurz kommt. Da übrigens die Harlemer ſo vollkommen echte Deutſche ſind, wie die Mainzer, ſo iſt es kaum begreiflich, wie man den Streit zweiee Städte als einen zweier Nationen hat behandelt wiſſen wollen.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

43) Das Evangelium in Gymnaſien, in ſeinem Verhältniſſe zur Wiſſenſchaft und beſonders zu den altklaſſiſchen Studien. Von M. Joh. Gottlieb Lehmann, königl. Director des Gymaſ. in Luckau. Leipzig, Barth, 1835.

Wohlgemeinte und wohlſtyliſirte Voeträge über den bekannten Gegenſtand. Doch fehlt es denſelben gänzlich

Digitized by Google

an dem, was ihre Publikation nöthig gemacht hätte. Sie enthalten weder neue Anſichten noch neue Geſichtspunkte zur feſteren Begründung deſſen, was ziemlich allgemein zugeſtanden iſt. Außerdem vermißt man häufig die nöthige Schärfe in den Begriffsbeſtimmungen. So iſt gleich der Begriff des Gymnaſiums bis zur Falſchheit ſchief ausgedrückt. Daſſelbe ſoll nach dem Verfaſſer ſeyn: eine öffentliche und chriſtliche Bildungsanſtalt für die fähigere Volksjugend zu wiſſenſchaftlichen Zwecken. Wiſſenſchaftliche Zwecke hat nicht einmal die Univerſität einzig und allein, geſchweige das Gymnaſium; dieſes hat allgemein und echtmenſchliche Bildung der Jugend zum Zweck, mit deſſen Erzielung es zugleich die Befähigung zu höheren, wiſſenſchaftlichen Studien erreicht. Nachdem dann der Verfaſſer in ſeiner Weiſe erörtert, wie das Evangelium ſich mit klaſſiſchen Studien und wiſſenſchaftlicher Bildung recht wohl vertrage, ja dieſe, obwohl es dieſelben eigentlich erſt zu verklären habe, auch nicht ganz entbehren könne, ſtellt er das Verhältniß der Schule und reſp. des Gymnaſiums zur Kirche dahin feſt, daß die oberſte Leitung und Aufſicht der Religionsangelegenheiten eines Gymnaſiums unbedenklich der höchſten kirchlichen Behörde gebühre; doch verbittet ſich der Herr Direktor die Lokalinſpektion von Seiten der Ortsgeiſtlichen zu Vermeidung leicht möglicher Colliſionen. Nicht minder hält er es für nicht paſſend, wenn ein ordinirter Geiſtlicher den Religions-Unterricht an Gymnaſien ertheile. „Denn — bei der Gymnaſialjugend, wie ſie gegenwärtig unter unſern Augen und Händen (!) heranwächst, und vielleicht auch nicht zuerſt bei dieſer Jugendgeneration, ſteht unſerm geſegneten Wirken vorzüglich Ein verhängnißvoller Wahn entgegen, der nur, leider! nicht ſelten von den Lehrern ſelbſt, ohne ihr Wiſſen, genährt wird; — der Wahn nämlich, daß Vieles von dem, was gelehrt wird, bloß officielle Lehre ſey, die man wohl Amts halber vortrage, um der Ordnung des Staats und der Kirche zu genügen, nicht aber als Sache freier Ueberzeugung, von welcher auch das Herz erfüllt und erwärmt ſey. Wenn Geiſtliche in Gymnaſien für Chriſtenthum und Kirche eifern, denkt die überliſtige Jugend, daß ſie pro ara et foco eifern; und nun ſey der Eifer noch ſo rein, ſeine Wirkung wird dennoch ſtumpf und matt ſeyn.“

Wir haben dieſe Stelle angeführt, weil ſie ein Faktum enthält, das es nicht bloß in Sachſen iſt, und weil Thatſachen durch Worte und Befehle nicht wegdisputirt werden können. — Am Durchdachteſten und Befriedigendſten iſt der Vortrag, in welchem Plan und Methode des Religionsunterrichtes dargelegt werden. Zu billigen iſt, daß der Verfaſſer den Religionsunterricht für Schüler von 11 — 15 Jahren von allem theologiſchen Kram freigehalten wiſſen will, wie es auch Anerkennung verdient, daß er den Jünglingen von 16 — 20 Jahren einen nicht ſtreng wiſſenſchaftlichen, aber doch einen ſolchen Religionsunterricht vindizirt, welcher zu wiſſenſchaftlicher Auffaſſung und Feſtſtellung der Religionslehren gehörig vorbereitet. Denn die Erfahrung lehrt, daß bei reiferen Jünglingen die ewige Wiederholung des Katechismus, worauf die Ueberfrommen unſrer Tage, wenn ſie könnten, auch die Univerſitätsſtudien beſchränken würden, Langeweile und Widerwillen gegen das Chriſtenthum für den Reſt ihres Lebens hervorzurufen pflegt.

Was der Verfaſſer zulezt von dem Geiſte der Liebe und chriſtlicher Weisheit ſagt, die alle Lehrer, Anordnungen, kurzum das Leben der Schule durchdringen müſſe, wenn der Religionsunterricht Frucht tragen ſolle; ſo ſtimmen wir ihm vollkommen bei; denn das iſt eigentlich die Hauptſache, ohne welche kein Wort, auch kein Bibelwort eine heilſame Wirkung äußern kann.

Taſchenbücher auf 1837.

Rheiniſches Taſchenbuch.

Von Dr. Adrian mit 6 engliſchen Stahlſtichen, und überhaupt wie bisher mit einer ziemlich engliſchen Phyſiognomie, was dem Almanach zum Vortheil gereicht, denn die Engländer haben in der That durch ihre feinen Stahlſtiche und durch ihre kurzen, gewöhnlich in den verſchiedenſten Färbungen brillirenden Erzählungen, Reiſebilder ꝛc. den Taſchenbüchern einen Reiz verliehen, den ſie früher nicht hatten, und den ſie nicht haben können, wo man den großen hiſtoriſchen oder gar heiligen Styl in die kleine elegante Form zwängen will. Almanache müſſen bloß auf den Reiz des Auges und des Augenblicks berechnet ſeyn, alſo glänzend, zierlich und mannichfaltig. Der Herausgeber hat die engliſche Manier auch in Bezug auf den Inhalt beibehalten. Er theilt eine irländiſche Geſchichte und Frau Johanna Schopenhauer eine engliſche Kriminalgeſchichte mit. Auch eine Erzählung des Herrn Storch hat es mit engliſchem Militär auf der Inſel Sicilien zu ſchaffen. Dann folgt eine kurdiſch-perſiſche Heldengeſchichte, ein modernes Mährchen in Callot-Hoffmanns Manier, eine deutſche Familiengeſchichte von einer Dame und eine auf Napoleon bezügliche Prophezeihungsgeſchichte „die Kartenſchlägerin“ von Künzel.

Berichtigung.

In Nr. 107, Seite 428, Sp. 2, Zeile 6 v. u. iſt hinzuzufügen, daß der Held des Romans die ihm als Genugthuung angebotene Ehrenſtelle nicht angenommen und dadurch wie im ganzen Verlauf des Romans ſo auch am Schluß in der Behauptung ſeiner unabhängigen Stellung und Meinung ſich treu geblieben iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 116. Freitag, 18. November 1836.

Romane.

52) Zweiter Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München. Franz, 1835.

Das beſte an dieſen Novellenbildern iſt der ſie gemeinſchaftlich umfaſſende Rahmen. Herr von Rumohr erörtert das wahre Weſen der Novelle und was man willkührlich darunter zu begreifen pflegt:

„Was iſt überhaupt Novelle? Doch nur ſo viel, als nouvelle. So daß Nichts uns abhält, noch verhindert, alle Stadtgeſchichten des Tages Novellen zu benennen, und die Klätſcher ſelbſt Novelliſten. Wo denn kommt dieſes Wort zuerſt vor? Doch bei den Italienern. Und welchen Sinn hat es dort? Keinen andern, als den von bloßen Tagesgeſchichten. Was man nun auch in der Folge möge damit vermiſcht, hineingemengt haben, ſo blieb den Leuten die eigentliche Bedeutung des Wortes doch ſtets in Erinnerung. Noch Gozzi gab ein Dutzend unſaubrer Stadtklätſchereien ſchön toſcaniſirt unter dem Titel Novellen heraus. Solche Klätſchereien ſind die urſprünglichen, die echten, die Novellen ſchlechthin. Was hingegen die Nichtitaliener in verſchiedenen Ländern und Zeiten Novellen benannt, unter dieſem Namen ans Licht geſtellt haben, iſt ein duraus unbegrenzbares Mancherlei. Um ein Beiſpiel anzuführen, ein ehrwürdiges, nenne ich Ihnen Cervantes, deſſen Novellenſammlung, Thiergeſpräche, Epiſoden aus Schelmenromanen, abenteuerliche und auch ſentimentale Geſchichten einſchließt. Wie nun? Was dachte ſich dieſer große Mann bei dem Worte Novelle? Sicher Nichts ſehr ſcharf, noch eng begrenztes. — Dem Inhalt nach unterſcheidet ſich die Novelle von der Erzählung, zu welcher ſie der Form nach gehört, in den nachfolgenden Stücken. Die eigentliche Erzählung iſt, gleich der Ihrigen, eben nur Erzählung. Sie entwickelt eine Reihe von Begebenheiten, welche, um nicht einzuſchläfern, allerdings wohl ein höheres Intereſſe anregen, von geiſtreichen Gedanken, ſchönen Sentenzen und ſolchem mehr begleitet, unterſtützt werden müſſen; doch Alles mehr aphoriſtiſch und deſultoriſch, mit anderen Worten, gleich als wie zufällig aus den entwickelten Begebenheiten, hervorgehend. In der Novelle hingegen knüpft ſich nicht etwa der geiſtreiche Inhalt an die Begebenheit, dieſe vielmehr an die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt und darin hindurch gehalten, von allen Seiten beſehen, gedreht, gewendet, gehandhabt wird, bis im gewiſſen Sinne Nichts mehr daran bleibt; das heißt, bis die Idee, von welcher man ausgegangan, in ſich ſelbſt aufgehoben und erſchöpft iſt, gleich den Waſſerbrunnen

Digitized by Google

nach einer ſogenannten groſen Wäſche. Sie werden einſehen, werther Poet, daß unter dieſen Umſtänden die Novellen mehr die Hervorbringung des Tiefſinnes, als der Imagination ſind; daß, Gefühl, Anſchaulichkeit, Handlung, ſogar jedes freiere Aufſprudeln des Geiſtes, eigentlich von der Novelle ganz ausgeſchloſſen iſt und bleiben muß, wenn nicht die kaum geborne Gattung alſobald wieder untergehen ſoll. — Seitdem man ſchreibt, ſucht jeder beſſere Schriftſteller auch in Büchern von freier Erfindung ſtets bald dieſes, bald jenes andere Reſultat ſeines Nachdenkens auszuſprechen. Und fragt es ſich doch, ob man jemals darauf verfallen wäre, mit der urſprünglichen Bezeichnung eben des leichtſinnigſten Geſchwätzes geſteigerte Anſprüche auf Ernſtlichkeit und Tiefe verbinden zu wollen, wenn nicht Cervantes ſeinen Novellen das Epithat, exemplares, das iſt, muſterhafte erbauliche, lehrreiche, ertheilt hätte. Ich bin gar nicht im Klaren, in wie weit ſeine Novellen auf dieſen Beiſatz Anſpruch haben; genug aber, daß ſchon auf dem Titelblatte er die Abſicht ausgeſprochen, erbaulich und lehrreich zu ſeyn, worin ihm nachfolgen möge, wer auch im übrigen ihm nachzuahmen bemüht iſt. Hingegen kann, Novelle ſchlechthin, nicht wohl Etwas anderes genannt werden, als das loſe Geſchwätz, welches nunmehr ſeit bald ſechs hundert Jahren Novelle geheißen; jenes Gemiſch von Klätſcherei und poetiſchem Geiſte, welches in ſeiner Vollkommenheit der italieniſchen Literatur ausſchließlich angehört. Eine dritte etwas breitere Art, welche frühzeitig auf die eigentliche Novelle geimpft worden, möge man denn zur Unterſcheidung, die hiſtoriſche, romantiſche, poetiſche nennen. Es verdankte ſodann die Literatur der deutſchen Gewiſſenhaftigkeit die Unterſcheidung von dreien Gattungen der Novelliſterei; der Novelle an ſich, der didaktiſchen, der hiſtoriſch-poetiſchen. Verſteht ſich, daß in der Folge immerdar ein friſcher Beſen zur Hand ſeyn mußte, um täglich den Staub hinwegzukehren, der, bei ſo groſer Nähe, leicht von einer Schwelle zur andern ſich verwehen dürfte. — Würden Sie's übel aufnehmen, wenn meine ſinnreiche Unterſcheidung in ein helleres Licht zu ſetzen, ich um das Opfer dreier Ihrer unſchätzbaren Abende Sie gehorſamſt erſuchte?“

In dieſen drei Abenden nun trägt der Verfaſſer Muſternovellen von jeder Gattung vor. Wenn aber auch der Gattungscharakter in jeder derſelben treu ausgedrückt iſt, ſo vermiſſen wir doch darin das Poetiſche der Erfindung und die flüchtige Grazie des Styls, wie ſie uns in Cervantes wahrhaft exemplariſchen Novellen entzücken. Herr von Rumohr denkt zu regelmäßig und ſpricht zu abgemeſſen, um ein Dichter ſeyn zu können.

Die vierte Novelle iſt eine Dorfklatſchgeſchichte. Ein dummer Bauerburſch wird von ſeinem glücklicheren Nebenbuhler übertölpelt. Aber die vornehme ironiſche Form des Verfaſſers taugt ganz und gar nicht für einen ſolchen Stoff. Da gehört der derbe und populäre Witz dazu, das Burleske des alten Schwanks und Poſſenſpiels. Beſſer iſt die kleine angehängte Anekdote von der Beichte, die uns die franzöſiſche Façon anſchaulich machen ſoll und macht. „Ein gewiſſes Nonnenkloſter, las er, ward durch eine Aebtiſſin regieret, welche von gutem Hauſe, daher gewohnt war, ihre ſchnell aufſteigenden Wünſche und Launen jedesmals und alſobald befriedigt zu ſehn. Sie beſaß wenig Urtheil und einen ſchwachen Verſtand, war daher allen Gründen unzugänglich und nur um ſo beharrlicher in ihrer Eigenwilligkeit. Der Bruder dieſer Dame war zugleich ihr Biſchof, kam daher einſtmals in das Kloſter, nach der Ordnung zu ſehen, oder dem Kirchendienſte durch ſeine Gegenwart mehr Glanz zu verleihen. Da nun eines Tages die Aebtiſſin mit dem Biſchof ſich allein befand, ſagte ſie: mein herzlieber Herr Bruder, ſeit in dieſem gebenedeyten Hauſe ich gebiete und wohne, habe ich immer nichts ſehnlicher gewünſcht, als demſelben ein Vorrecht zu erwerben, deß andere Frauenklöſter nicht genießen; und weiß ich überhaupt nicht, weßhalb man die Frauen von dem Rechte ausſchließet, die Beichte zu hören, bitte darum Euch, mein Herr Bruder, dieſes große Vorrecht mir zu ertheilen, von welchem ich niemals einigen Mißbrauch machen werde. — Der Biſchof war überraſcht. Um jedoch ſie nicht zu kränken, antwortete er mit vieler Gelindigkeit: iſt es denn Euch, Frau Schweſter, unbekannt, weßhalb man die Frauen zu dieſer heiligen Handlung nicht zuläßt? Es hat keinen andern Grund, als dieſen, daß ſie leichtzüngig ſind und gar nichts verhehlen können. Die Beichte aber zu verrathen und auszuplaudern, iſt eine grauſame, läſterliche Sünde. Allein, was er ſagen mochte, ſo ließ ſie doch nicht ſich abweiſen, ſondern beſchwur, daß, wenn dieſes glorwürdige Recht ſie nur erwerben könne, ſie lieber zehntauſend Tode ſterben wolle, als jemals Etwas von dem, was in der Beichte ihr anvertraut worden, vermeſſentlich auszuplaudern. Mindeſtens möge er den Verſuch anſtellen; es ſolle ihn nun und nimmermehr gereuen. — Da kam dem Biſchof ein muthwillig Verlangen, ſie auf die Probe zu ſtellen; und hoffte er, daß ſie gar leicht in die Schlinge gehen werde, welche ihr zu legen, er ſich vorſetzte. Sagte daher, daß vor der Hand er nur erlauben wolle, daß etwa den Pater Johannes, des Kloſters Pfarrverweſer, ſie beichtige; wann er geſehen haben werde, wie ſie dabei ſich benehme, wolle er ſeine Entſchließungen ſodann nach den Umſtänden einrichten. Vor Freuden war nach dieſem Beſcheid die Aebtiſſin faſt außer ſich ſelbſt; der Biſchof aber entfernte ſich, dem

Digitized by Google

Pater Johannes zu befehlen, daß am folgenden Morgen er ſich einfinden ſolle, der Aebtiſſin unter den hergebrachten Förmlichkeiten und nicht anders, als ſey's im Ernſt, ſeine Beichte aufzuſagen. — Pater Johannes bekannte der Dame einige der gewöhnlichſten Schwächen und Fehler der Menſchheit; worauf in ihrer Weiſe ſie ſein Beginnen ihm verwies und zur Beſſerung ihn ermahnte. Als er darauf ein wenig anhielt, fragte ſie, ob er noch etwas auf der Seele habe, und ermunterte ihn, Nichts zu verſchweigen, des eigenen Heiles willen. Da ſeufzte er tief aus der Bruſt hervor und ſprach: wohl begehe ich faſt täglich eine grobe, unverzeihliche Sünde, welche aus Schamhaftigkeit bisher ich keinem Beichtiger habe anvertrauen mögen. Wie denn, mein Freund, ſagte ſie, man ſoll dem Beichtiger Nichts verhehlen. Die Beichte iſt ein Sacrament, welches der Sünden uns enthebt. Da ſtellte ſich der Pater, als habe er mit ſich ſelbſt einen harten Kampf zu beſtehen, ſagte doch endlich, ehe ſie die Geduld ganz verlor: höret denn, meine gnädige Frau, daß ich wohl täglich, gleich den Hennen auf Euerem Hofe, ein Ey lege. Dieſes zu beichten, hatte er mit dem Biſchofe verabredet. Wie? ſprach die Aebtiſſin mit Haſt, Ihr leget alle Tage ein Ey? — Nachdem er es noch ein Mal beſtätigt hatte, unterließ ſie nicht, mit der nöthigen Faſſung und Haltung ihm eine Buße aufzulegen und die Abſolution zu ertheilen. Allein nicht ſobald war der Prieſter ihr aus den Augen, als in Gegenwart der Nonnen ſie ſchon zu lachen anhub. Da ſie gar nicht aufhörte, und immer wiederum von neuem aufzulachen begann, hätten die Nonnen ſo gern gewußt, worüber und weßhalb. Doch, je mehr ſie fragten, um ſo mehr lachte ſie. Endlich, als ſie nicht länger, weder dem Andringen der Nonnen, noch dem eigenen Kitzel widerſtehen konnte, platzte ſie in vollem Lachen damit heraus, daß Pater Johannes jeden Tag, gleich den Hennen, ein Ey lege; worüber alle zu lachen anhuben, und es weiter hinaus erzählten, einem Jeden, der's hören wollte. — Nicht lange nachher ging Pater Johannes gleichwie von ungefähr den Kloſtergang auf und ab, wo denn alle, die ihm begegneten, über ihn lachten und ihm zuriefen: Haſcht gelegt? oder: geh hin und leg dein Ey! — Als nun darüber beim Herrn Biſchof er Klage erhoben, ſagte dieſer, nachdem er vorher den Fürwitz ihr verwieſen, der Aebtiſſin, daß Alles nur angeſtellt und verabredet ſey, bloß um zu erproben, in wiefern man bei den Frauen auf deren Verſchwiegenheit bauen und mit gutem Gewiſſen das Sacrament der Beichte in ihre Hände legen könne."

Die zweite hiſtoriſche Novelle hat die ſehr bekannte Geſchichte von der Großmuth des edeln Ritter Bayard gegen die Wittwe und ihre Töchter zum Gegenſtande.

Die dritte didaktiſche raiſonnirt in bunter Ordnung über Theater, Literatur ꝛc.

53) Thaleck. Ein Roman von Wilhelm Angelſtern. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen und Klaſing, 1836.

Die Neigung zu Raiſonnements iſt jungen Dichtern ſchädlich. Sie verderben ſich dadurch die Luſt und Kraft der eigentlichen poetiſchen Erfindung, und ihren Urtheilen fehlt doch in der Regel die Reife, ſelbſt wenn ſie ein edler Wille auszeichnet. Die Tendenz des vorliegenden Romans iſt eine edle, der Verfaſſer ſpricht ſich namentlich ſtark gegen das junge Deutſchland, gegen unſere elenden Nachäffer franzöſiſcher Unzucht und Irreligioſität aus, und er ſucht im Kampf mit der modernen ſogenannten Zerriſſenheit und Verzweiflung das ſittlich Schöne zu retten. Aber er läßt ſich viel zu tief in dieſe Zerriſſenheit ein. Die unerfreulichen Bilder von Zweikampf unter Freunden, Mord, Verfolgung, Wahnſinn ziehen die Phantaſie der Leſer in jenes verworrene und widerliche Gebiet hinab, aus dem uns der Dichter doch eigentlich befreien wollte und ſollte. Man kann das Rohe und Unklare nur alsdann ſiegreich bekämpfen, wenn man die Aufmerkſamkeit davon ab, und auf das Edle, Feine, Klare hinlenkt. Darum wird auch die triſte und ſchmutzige Schule, die ſich jetzt von Frankreich aus über die geſammte europäiſche Literatur verbreitet, nur durch eine ihr ganz entgegengeſetzte wieder heitere und klaſſiſche Literatur verdrängt werden. Wenn die Dichter lange genug Beſtien geweſen ſind, werden ſie wieder Menſchen werden. So lange die Cochonerien dauern, entfernen ſich freilich die Grazien und der Kritik allein iſt das Amt vorbehalten, mit einem derben Prügel die ſchmutzige Heerde aus dem Garten der Poeſie zu treiben. Die Poeſie ſelbſt ſoll ſich ſo wenig als möglich mit ihnen einlaſſen, um ſich nicht zu beflecken; *ihre* Kritik ſoll nur darin beſtehen, anders zu ſeyn. Der Kritiker darf die Stinkblume tadeln; der Dichter muß ſie ignoriren, ſich nicht mit ihr befaſſen, aber er muß ſtatt ihrer eine Lilie geben.

54) Die Perlen. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Zweite Auflage. Zwei Theile. Hannover, Hahn, 1836.

Die Verfaſſerin gehört zu den beſſern, d. h. einfachern und natürlichern Schriftſtellerinnen Deutſchlands, nicht zu den übertriebenen, romantiſch verſtiegenen oder gar unnatürlichen Amazoninnen und Ritterinnen der Weiber-Emancipation. Sie ſchildert das gewöhnliche

Digitized by Google

Leben und das menſchliche Herz recht gut, beſonders das weibliche. Schon die erſte Auflage des vorliegenden Romans haben wir ſeiner Zeit empfohlen und thun es hier wieder. Ein armes Mädchen muß gegen ihre Neigung eine Verſorgungsheirath eingehen und wird ſehr unglücklich, da aber ihr Gatte ſtirbt, gelangt ſie zuletzt unerwartet noch zum Beſitz ihres erſten Geliebten. Die Erfindung iſt ſehr einfach, aber die Behandlung gut, die Darſtellung der weiblichen Geduld ſogar liebenswürdig.

55) Des Lebens Wechſel. Von der Verfaſſerin der Bilder des Lebens. St. Gallen und Bern, Huber, 1835.

56) Mnemoſyne. Schilderungen aus dem Leben. Von Derſelben. Zwei Theile. Aarau, Sauerländer, 1834.

Lauter Familiengeſchichten, ſehr gut gemeint, voll edeln Gefühls, aber wie alle Frauenromane dieſer Art etwas breit. Das Schätzenswertheſte an dieſen Romanen iſt das Streben, im Einfachen und Natürlichen zu bleiben und zum häuslichen und praktiſchen Sinn der Leſerinnen zu ſprechen, fern von den Prätenſionen und Fratzen der genial ſeyn wollenden literariſchen Amazonen, Thereſe Huber und Compagnie.

57) Selmas Erzählungen aus der Romanwelt des wirklichen Lebens. Herausgegeben von J. C. Appenzeller. Aarau, Sauerländer, 1834.

Von verwandter Art, Begebenheiten aus der Wirklichkeit zur Unterhaltung, Belehrung und Warnung.

58) Schatten des Lebens und der Liebe. Novellenſtrauß von Carl Eichel. Berlin, Bade, 1835.

Der Verfaſſer ſchreibt noch in der erſten Jugendwärme, von ſchwärmeriſcher Liebe, Duell, gebrochenen Herzen, wobei denn auch die „Blätter aus dem Tagebuche“ oder „zerſtreute Blätter aus Leos Papieren“ in gefühlvoll-pretiöſem Ton des Goethe'ſchen Ottilien-Tagebuchs nicht fehlen dürfen.

59) Die drei Schweſtern, oder: weſſen iſt das Bild und die Ueberſchrift? Eine Briefſammlung, mitgetheilt von S. J. F. Walden. Hamburg, Perthes, 1835.

Ueberaus gefühlvolle Briefe, worin ſich vertraute Herzen ihre Wonne austauſchen oder klagen über die Herzloſigkeit anderer. Charaktere und Begebenheiten bieten wenig Originelles dar; die Sprache des Gefühls iſt die Hauptſache. Ein lyriſcher Zug geht durch das Ganze, eine zärtliche, edle und fromme Schwärmerei, die alles mit Liebe ergreift und vor jeder Rohheit zurückſchreckt. Man ſollte darauf ſchwören, daß dieſe Briefe von einem Frauenzimmer geſchrieben ſind.

60) Märzveilchen. Eine Sammlung von Novellen ꝛc. von Emmy. Wien, Tendler, 1834.

Emilie Marie Zanini (geb. 1809, geſt. 1830), alſo ein zwanzigjähriges Mädchen hat dieſe Novellen geſchrieben. Sie ſind voll edler Gefühle, unſchuldiger Liebe, fröhlicher hochzeitlicher Vorſtellungen, durchaus heiter, und haben inſofern nichts von jener Unnatur an ſich, die der weiblichen und überdies der jungen Literatur ſo gern anklebt. Gleichwohl war dieſe Frühreife des Geiſtes eine Anomalie, die das warme Leben zum Opfer verlangte.

61) Novellen von Adolph Ritter v. Tſchabuſchnigg. Zweiter Theil. Wien, Haas, 1835.

Fünf Novellen: 1) ein Seeſtück aus dem nordamerikaniſchen und norwegiſchen Himmel; 2) Geſchichte eines Bücherwurms, d. h. eines jungen Mannes, der zu viel ſtudirt, nicht eines alten Pedanten, daher ſentimental und nicht witzig; 3) das Leben eines einfachen bürgerlichen Mannes, der ſeiner frühern Geliebten, als er ſie ſpät in bitterer Armuth wiederfindet, uneigennützig Wohlthaten erweist, ſehr ruhig erzählt; 4) Liebesſchwärmereien eines Lieutenants, Verzweiflung ohne Noth ꝛc.; 5) Aus den Papieren eines Irrenarztes, zu ſentimental, zu wenig wahnſinnig.

62) Novellen von Carl Regiomontanus. Erſtes Bändchen. Ansbach, Brügel, 1835.

Armuth und Edelſinn. Ein kleiner, aber deſto leutſeligerer Fürſt, ein unglücklicher, aber deſto braverer Forſtbeamte, ein ſehr edler Jüngling, deren Pflegeſohn, Liebe, fürſtliche Gunſt, Dankbarkeit, Hochzeit, vom Fürſten ſelbſt ausgerichtet, die armen Pflegeeltern in der prinzlichen Equipage abgeholt, Triumphbogen, Illumination ꝛc. Ganz in der Manier der ältern Damennovellen in Almanachen von 1810—1820.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 117. Montag, 21. November 1836.

Romane.

63) Benjamin Brails Seezüge. Roman von C. Wilſon. Aus dem Engliſchen von C. Richard. 3 Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Der geneigte Leſer wird ſich an unſere Anzeige von Tom Cringles Schiffstagebuch, deſſelben Verfaſſers, erinnern und mancher vielleicht nicht ohne Dank für den Genuß, der ihm durch dieſes ausgezeichnete Werk zu Theil wurde. Es thut uns leid, ſagen zu müſſen, daß Benjamin Brail dem Tom Cringle ſehr bedeutend nachſtehe. Aber wir ſind nicht im Stande mit Gewißheit zu beurtheilen, ob dies wirklich im engliſchen Text eben ſo der Fall ſey als in der deutſchen Ueberſetzung. Wilſon iſt Humoriſt und man weiß, welch ein gefährliches Ding es um die Uebertragung eines ſolchen iſt. Herr A. Schefer hat den Tom Cringle ausgezeichnet gut der deutſchen Literatur emancipirt, Herr Richard hat den Benjamin Brail flüchtig und durchaus ohne die Eleganz Schefers übertragen. — Trotz dem aber will es uns allerdings bedünken, daß Benjamin Brail ſchwächer iſt als jener vortreffliche Cringle. — Das ätheriſche Zerfließen der Schilderung, welches in Tom Cringle einen ſo wunderbaren Eindruck macht, ſcheint hier in ein verworrenes Verſchwimmen übergegangen zu ſeyn, das keine deutlichen Conture mehr zuläßt und dem Leſer nicht erlaubt, an irgend einem hervortretenden Bilde auszuruhen. Ferner fehlt es dem Erzählten an der Friſche, welche in Cringle oft herzergreifend wirkt, und ſelbſt an Neuheit und Intereſſe. Einige Themen, welche bereits im vorausgegangenen Tagebuch benutzt waren, werden in anderer Form vorgelegt und müſſen ſich eben darum matt und unlebendig darſtellen. — Dabei findet ſich auch nicht jene hinreißende Liebenswürdigkeit der Perſonen wie in Tom Cringle und es iſt hier weit öfter geſagt, als dort, daß die oder dieſe Perſon preiswürdig ſey und weit ſeltener dieſe Preiswürdigkeit den Augen des Beſchauers dargeboten. — Der Schauplatz ſind die Gewäſſer ums Kap der guten Hoffnung und ſpäter die weſtindiſchen Inſeln, auf denen größtentheils auch Tom Cringle ſeine Erlebniſſe erfuhr. Der erſte Schauplatz, das Kap, bietet aber weit anziehendere Scenen, zum Theil auch recht fürchterliche und blutreiche. Der Held des Buchs iſt Benjamin Brail ſelbſt, eine zweite, jedoch nicht vermehrte noch verbeſſerte Auflage des jungen Seeofficiers, Tom Cringle, und darum auch bei weitem nicht ſo liebenswürdig als dieſer. Benjamin Brail iſt Kaufmann, reist ans Kap, um Geſchäfte für ſeinen Oheim da abzumachen, wird dann

Digitized by Google

von einem Freunde deſſelben, dem Commodore Sir Olivier Eichplank, auf ſeine Fregatte genommen und kreuzt nun mit dieſem in den ſchrecklichen, ungeſunden und dunſtigen Gewäſſern des ſüdlichſten Afrikas. Gefechte mit Sklavenhändlern und Piraten geben hier viel Intereſſantes zu erzählen. Endlich reist man nach den weſtindiſchen Inſeln ab; dort erlebt Meiſter Brail allerlei kleine geſellſchaftliche Abenteuer, verliebt ſich, ganz wie Tom Cringle, beſucht einen andern Oheim, der große Beſitzungen auf Jamaika hat und ſchifft endlich mit dieſem und ſeiner Geliebten nach Hauſe, wo er ſich in ſeinem Vaterland Irland häuslich niederläßt und als einzige Reliquie ſeiner Erlebniſſe einen ſehr komiſchen Neger Sergeant Anakoo behält. Flüchtigkeit und Inkonſequenzen im Verlauf der Erzählung fallen dabei auf, und jener köſtliche Real-Humor in Cringle hat ſich hier an vielen Stellen in einen trockenen Verbal-Humor verwandelt. — Dennoch ſind ausgezeichnete Stellen auch in dieſem Werke und die Lektüre deſſelben immer noch ſehr zu empfehlen. Das würde ja auch bei noch weit geringerer Güte mit gutem Gewiſſen gethan werden können, da dergleichen Reiſeſchilderungen einige dutzend Romane unfehlbar aufwiegen. Sehr ergötzlich ſind die Officiere des Schiffs gezeichnet, auf dem Brail ſeine merkwürdigſten Fata erlebt. Wie Olivier Eichplank der Commodore ſelbſt vor Allen und der erſte Lieutenant, ein Herr Sprawl, von den Matroſen der alte David Doppelpfeifer oder auch der alte „verflucht höflich" genannt. Von dieſem Letzteren ſagt Meiſter Brail ſehr ergötzlich: „Lippen hatte er nicht, wer ihn zuerſt erblickte, mußte unwillkührlich im Geiſt ausrufen: welche Sonderbarkeit! — der Mann hat keinen Mund!" Bis er etwa ſeine Kartoffelntalle in Bewegung ſezte; dann aber glich ſie einer plötzlich aufgeſpaltenen Oeffnung in einem Stück ſcheckigen Quaderſteines. — Dieſe Mundöffnung war ſo durchaus ihrer eigentlichen Meerbreite entrückt, daß, wenn er ſprach, er das „bei Seite" der Schauſpieler darzuſtellen ſchien; und trank er ſeinen Wein, ſo hätte man darauf ſchwören ſollen, daß er ihn ins Ohr goß. So ein mißgeſchaffenes Weſen er auch ſeyn mochte, um ihn anzublicken, war er doch vortrefflichſter und warmherzigſter Menſch, (das iſt beiläufig geſagt, eben nicht ſehr elegant noch richtig vom Ueberſetzer gegeben). Die Untergebenen behandelte er mit gerader Offenheit und Güte; nie hob er ihre Fehler vergrößernd hervor, ſondern beſchönigte ſie gemeiniglich und manchmal ſezte er die Matroſen ganz in Erſtaunen durch ſeine unpaſſende und unerwartet freundliche Höflichkeit." Deßhalb der alte „verflucht höflich." David Doppelpfeifer aber hieß er um einer andern ſeiner Eigenthümlichkeiten willen. „Der Leſer muß verſtehen, daß dieſer merkwürdige Mann eine ganz ungewöhnliche Naturfähigkeit, nämlich die der Bauchrednerei beſaß; er hatte zwei durchaus verſchiedene Stimmen, gleich als wäre er ein lebendig umherwanderndes Doppelflageolett; die eine war ein Falſetto, fein und fließend, hell wie der Ton einer Octavflöte; die andere war grob und volltönend wie das Dröhnen einer Trombone. Im Geſpräch waren dieſe anſcheinend unwillkührlichen Uebergänge ſo kurz abgeriſſen und überraſchend, daß ſie den abwechſelnd angeſchlagenen höchſten und tiefſten Tönen einer Orgel glichen. Die feinen Diſcanttöne ſchnappten ſo augenblicklich zu dem Grobgedackt über und dieſes wieder zu jenen, daß ein Fremder, der unſeres Adonis Eigenthümlichkeiten nicht kannte, leicht hätte vermuthen können, ein kleiner Midſhipman quacke in dieſem Augenblick aus dem Raum durch die Hauptlucke herauf, dem im nächſten des Bootsmanns Gehülfe die Antwort auf dem Verdeck ertheilte."

Wir haben dieſe Stelle angeführt, um die Kraft der komiſchen Schilderung zu zeigen, die auch im Benjamin Brail oft genug auftaucht. Ein höchſt vortreffliches Gemälde im traurigen Styl iſt der Schiffbruch eines Kauffartheiſchiffes mit Miſſionären und die Aufnahme eines Kindes ins Schiff, des einzigen überlebenden Weſens von ſo vielen. — Wie dieſes Fahrzeug im Angeſicht der Fregatte vom Sturm überwältigt wird, ohne daß die geringſte Hülfe gebracht werden kann, iſt mit Shakeſpeariſcher Feder dargeſtellt.

Wenn wir alſo auch entweder durch die Schuld des Ueberſetzers, oder wie es doch wahrſcheinlicher iſt, durch die des Autors, dem Benjamin Brail nicht gleichen Rang mit Tom Cringle, dieſer bedeutenden Erſcheinung, zuzuerkennen vermögen, ſo können wir ihn doch mit gutem Recht in die Reihe der höher geſtellten Tageserſcheinungen bringen, nur mit dem Wunſch, daß Wilſon ſein eminentes Talent für die Zukunft beſonnener, ruhiger und langſamer ausüben, und daß er ſtets einen Ueberſetzer finden möge, wie den des Tom Cringle.

64) Romane der Miſtreß Anna Eliza Bray. Nach der zweiten Auflage aus dem Engliſchen übertragen von Bärmann. Fünfzehn Bände. Im Verlag der Kiel'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung. 1835.

65) Dieſelben. Ueberſezt von Bruckbräu. Augsburg, v. Jeniſch und Stage, 1837.

Was wir über die neueren hiſtoriſchen Romane geſagt haben, findet auch hier ſeine Anwendung. Aber hier iſt noch etwas mehr als das Genre zu rügen. In der

Digitized by Google

Vorrede erklärt ſich Mißreß Bray ſehr frauenhaft über die Art, wie ſie zur hiſtoriſchen Romanſchriftſtellerin geworden ſey. Sie thut das mit viel Beſcheidenheit, aber man ſtelle ſich vor, welches die Haupterforderniſſe waren, in deren Beſitz ſie ſich ſetzen zu müſſen glaubte. „Im Jahr 1820, ſagt ſie, wagte ich es, mit meinem erſten Werke: „Briefe aus der Normandie und Bretagne“ hervorzutreten. In dieſen Briefen finden ſich viele Hindeutungen auf Froiſſarts Chronik und die Scenen ſeiner Erzählung ſind ſo darin geſchrieben, wie wir ſie auf unſerer langen und mühſamen Reiſe gefunden haben. Dieſes Werk hatte das Glück, ſo günſtig aufgenommen zu werden, daß Herr Stothard mir den Rath gab, meiner Neigung zu folgen und den hiſtoriſchen Roman zu verſuchen. Ich ſollte einen Gegenſtand aus Froiſſart, der, wie ich ihm oft erzählt hatte, eine ewige Ausbeute für die Phantaſie darbietet, zur Grundlage wählen, und Wahrheit und Dichtung innig verweben. Er fand, daß die Vorſtudien, welche ich gemacht hätte, mich vollkommen zu dem Unternehmen berechtigten, Sitten und Gebräuche jenes Zeitalters zu ſchildern, und daß eine aufmerkſame Benutzung ſeines eigenen Werks: „Abbildungen der Denkmäler Großbritanniens“ mich über die im Mittelalter üblichen Rüſtungen hinlänglich belehren würden!!!“ — So ſchreibt man hiſtoriſche Romane! Und ſo entſtand denn auch Foix zuerſt ganz nach Froiſſart und dann noch vier Andere, welche Alle der gute Herr Stothard auf dem Gewiſſen hat. Kann man aber naiver ſeyn, als dieſe gewiß höchſt ehrenwerthe Frau? Kann man mit beſſeren Worten ſagen, daß man eine Fabrik angelegt habe? Wahrlich ihr wollen wir nichts aufrechnen, aber unſern ganzen kritiſchen Fluch über ſolche Patrone und Verführer ſchreibſeliger Damen. Warum aber dieſe Fabrik überſezt und mit dem ſchönſten Druck und herrlichen Papier in die deutſche Welt geſchickt worden, — das iſt hier die Frage? — — Haben denn wir arme Nation nicht bereits einen überſchwänglichen Reichthum an einheimiſchen Kupfermünzen? — Wozu noch die engliſchen? Und vor allem iſt die Zahl unſerer dintebeſudelten Grazien und Minerven nicht dichtgedrängt genug, und verbreitet ſie nicht eine Langeweile, gleich jener, die geherrſcht haben muß, „als es noch wüſt, leer und finſter war auf der Erde?“ aber kein Geiſt ſchwebt gegenwärtig über den Waſſern. — Nun, was Langeweile betrifft, ſo iſt hier ein Zuwachs gekommen, der einige Jahre ganz allein das Geſchäft halten kann, und eine ſo peinliche, ſpannungsvolle, endloſe Langeweile! ein rechtes Pracht-Exemplar von Langeweile! —

In der That, ſchwerlich vermochte Jemand die himmliſchſte Geduld ſo zu ermüden, als die gute Miſtreß Bray; eine ihres Geſchlechts etwa, wenn ſie geruht hat, an den Armen eines Liebhabers irgend einen Faden abzuwickeln. Von Zeit zu Zeit hält ſie gähnend inne, die ängſtlich lang ausgereckten Arme keines mitleidigen Blickes würdigend; und dieſes herzloſe Manöver wiederholt ſie möglichſt oft, bis man einer gar nicht gelinden Verzweiflung zum Raube zu werden droht. — Dann aber befreit ſie den Armen, ohne Dank, ohne einen freundlichen Blick, ja oft mit ſchnöder Verachtung. So Miſtreß Bray. Greuel aller Art läßt ſie uns von Seite zu Seite fürchten, größtentheils ohne ſie am Ende auszuführen; ſie ſezt dem Leſer Daumſchrauben an und wahrhaftig, ohne allen Blutdurſt, wäre man unendlich zufrieden, wenn die Schlächtereien nun nur recht bald ihren Anfang nehmen würden. — Dabei iſt keine Oaſe in der Wüſte, kein ausgezeichneter Charakter, keine intereſſante Situation. Wahrlich man ſieht die gute Mißſtreß, wie ſie ihres Strickſtrumpfs überdrüſſig, die Feder ergreift und macht und macht und immer macht; und am Ende in Gott vergnügt ob des endlich erfüllten Tagwerks die Feder ausſprizt, die Hände wäſcht und, wenn ſie kochen kann, in gleicher Weiſe ihr Abendeſſen kocht oder beaufſichtigt. Ihr erſter Roman allein: „de Foix, oder franzöſiſches Leben im 14ten Jahrhundert“ iſt nicht ohne alles Anziehende; theils mag Froiſſart daran Schuld ſeyn, theils iſt es aber erſte Arbeit und dieſe iſt in der Kunſtſphäre bei mittelmäßigen Talenten immer die beſte. In „de Foix“ iſt der Hof des großen Grafen von Foix geſchildert, eines der mächtigſten franzöſiſchen Kron-Vaſallen jener Zeit und geiſtvollen Fürſten. Ein verkleideter Prinz von Frankreich und ein Page des Grafen, der bald genug zum Ritter geſchlagen wird, bilden die Hauptperſonen. Die Verwicklungen ſind ungeſchickt, aber in der Schilderung iſt der Schmelz einer noch jungen Feder nicht ganz zu verkennen. Dieſer de Foix iſt allein empfehlenswerth, namentlich für Frauen; denn für ungeduldige Männer iſt doch die Koſt nicht raſch und kräftig genug. — Im zweiten Roman aber: „die Weißkappen“ beginnt jenes unbarmherzige Abwickeln recht eigentlich, und nun geht es ſo fort bis zum lezten Band des lezten. — Die Geſchichte des Aufſtands der Bürger von Gent gegen den Grafen von Flandern und ihre Thaten, nachdem ſie ihre Partei durch „weiße Kappen“ bezeichnet haben, bildet den Vorwurf dieſes Werkes. — Wir wiſſen weiter nichts darüber zu ſagen, als daß zu den berührten Fehlern noch der einer großen Inkonſequenz in der Vorführung der Charaktere hinzuzufügen iſt. — Näheres über den Stoff anzugeben wäre unnöthig, da Miſtreß Bray der Geſchichte Schritt vor Schritt folgt, die Modifikationen der Dame aber anzugeben, wagen wir aus den obenangegebenen Grün-

Digitized by Google

den keineswegs. — Der dritte Roman heißt: „der Proteſtant, ein Nachtſtück aus der Regierung der blutigen Königin Maria." — Die Verfolgungen einer proteſtantiſchen Pfarr-Familie durch die katholiſche Geiſtlichkeit ſind hier veranſchaulicht. Dieſes Werk ſteht unſtreitig dem „de Foix" am nächſten. Die großen Männer der Bewegung, Bonner, Gardian, Thomſon, Harpsfield, Juan von Spanien, erſcheinen nicht unglücklich auf der Bühne. Einige Schilderungen aus dem Volksleben ſind ebenfalls gelungen zu nennen. Aber dickaufgetragene Farben und wahrhaft ekelhafte Marterſcenen, wie z. B. ein junges ſchönes und geiſtvolles Mädchen die Hand durch die Feuer-Tortur verliert ꝛc., verderben viel. Wahrhaft ergreifend iſt der Moment, in welchem der Geiſtliche Wilford mit mehreren Andern verbrannt werden ſoll, und die abſcheuliche Handlung durch einen Reiſenden unterbrochen wird, der freudig ruft: „Es lebe die Königin Eliſabeth!" und nun das ganze Gebäude des ruchloſeſten Pfaffenthums in ſich zuſammen fällt, die Verdammten triumphirend und die bisher Triumphirenden verdammt werden. — „Fitz of Fitz-Ford" heißt der vierte Roman. „Eine Sage aus Süd-England, aus den Zeiten der Königin Eliſabeth." Hiſtoriſche Thatſachen, welche in der alten, an wunderbaren Schickſalen reichen Familie der Fitz ſich zugetragen, liegen dieſer Erzählung zu Grunde. Die Kenntniß der Gebräuche und der Gewohnheiten jener Zeit, welche die Miſtreß hier einſchaltet, iſt ſehr zu loben, aber ſonſt gilt unſer erſtes Urtheil. Oft ſpinnt ſich in dieſen Dichtungen irgend eine Begebenheit intereſſant an, aber die Verfaſſerin verſteht durchaus nicht, einen längern Gebrauch von ihrer Erfindung zu machen. Sie will das vielleicht durch die vielen guten Grundſätze erſetzen, die ſie reichlich ausſtreut, im echt engliſchen Styl und noch dazu in weiblicher Art, aber um Grundſätze iſt es zwar ein recht gutes Ding; nur haben ſie niemals ein poetiſches Moment.

„Im „Talba von Portugal" (ſo hat Bärmann „Mauren-Talba überſezt) beginnt die Miſtreß ungewöhnlich anziehend: Ein junger Maure wird vorgeführt, der arme Enkel von Königen, und ſeine fürſtliche Mutter; mit ihnen aber der Talba, eine von jenen großartigen Figuren der modernen Engländer. Aber im Laufe der Erzählung gehen dieſe Perſonen alle in die größte Gewöhnlichkeit über, troß des Bemühens der Verfaſſerin, ihnen romantiſchen Anſtrich zu geben, und die trefflichſte Figur namentlich, der junge Maure, wird ganz vernachläſſigt. Nicht allein hierin, ſondern in Allem iſt dieſer Roman ein Muſter von Inkonſequenz. Außer den genannten Mauren bildet auch die Geſchichte der Ines de Caſtro einen Theil der Handlungen, welcher ſich nach und nach innig mit den Schickſalen der Mauren verwebt. Der Talba, ein anfangs ſtreng und ſelbſt hinterliſtig erſcheinender Mann, zeigt ſich ſpäter wahrhaft lächerlich edelmüthig und ſanft, ſo recht aus dem Kopf einer Schriftſtellerin des neunzehnten Jahrhunderts. Das iſt, dem Himmel ſey Dank! der lezte dieſer Romane. Die Ueberſetzung iſt gut; wenn ein Ding gut ſeyn konnte, deſſen bloße Exiſtenz ſchon eine Todſünde iſt. — Troß alledem wird der Genius der Miſtreß Bray Leſer finden, wenn wir uns nicht täuſchen, vornehmlich aus dem weiblichen Geſchlecht, deſſen einem Theil ein Abſpinnen, wie wir es geſchildert haben, beim Strickſtrumpf zur angenehmſten Lektüre wird.

66) Die Ueberſchwänglichen. Komiſcher Roman von Ludwig Bauer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Vor achtzehn Jahren hätte dieſer Roman großes Aufſehen erregt, denn damals war die langhaarige Turnerei, die Herr Bauer hier zum Gegenſtande ſeines ſpäten Spottes macht, noch in der Mode. Jezt herrſchen bei der Jugend ſchon wieder ganz andere Moden, die Hegelei, das Antichriſtenthum ꝛc.

Als Held des Romans tritt ein Student Streckfuß auf, der auf der Univerſität durch die Philoſophie des Profeſſor Zirkeler ziemlich verrückt gemacht wird, und dann mit ſeinen überſpannten Ideen überall in der Welt anläuft und tüchtig geſtoßen wird. Eine neue Variation des guten alten Themas Don Quichote.

Aber hätte ſich der Verfaſſer nicht Gegenſtände auswählen ſollen, die ſeinen Spott mehr verdienen? Wo iſt denn hier das Komiſche? Unglückliche Jünglinge geben ſich, durch die Begeiſterung des Jahrs 1813 aufgeregt, einem phantaſtiſchen Traum von der künftigen Herrlichkeit Deutſchlands, einem vaterländiſchen Fanatismus, einem blutgierigen Parteihaß gegen die Uebermacht Andersdenkender hin und enden mit Mord, und deſſen Strafen, Kerker, Hinrichtung. Sands und Lönings blutige Schatten, denen ſich in jüngſter Zeit noch andere zugeſellt, das lange Begraben einer blühenden Jugend in den Gefängniſſen, die Karlsbader Beſchlüſſe, die ſtrengen Repreſſiomaßregeln ſollten wohl hinlänglich Beweiſe ſeyn, daß dieſe Dinge eine gar ſehr ernſte und tragiſche Seite gehabt haben, und daß es weder die Motive, noch die Erfolge irgend verdienen, Gegenſtände leichtfertigen Scherzes zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 118. Mittwoch, 23. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

44) Betrachtungen über das Gebet des Herrn. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. S. 88.

Ein geiſtreicher Mann hat hier an das Vater Unſer Betrachtungen und Erbauungen angeknüpft, wie ſie in der ſchwarzgekleideten Welt nicht häufig ſind, und die um ſo mehr anziehen, je anſpruchloſer ſie vorgetragen ſind. Wir wollen ihn ſelber reden laſſen. Den Satz: „Vater Unſer im Himmel, dein Name werde geheiligt" commentirt er unter andern:

„Wenn ſich nun der Finger des unſichtbaren Vaters zuweilen verſpüren läßt, ſo zuckt durch die ganze Menſchheit ein Gefühl der Gottes-Nähe, und die Gemüther wenden ſich auf einige Zeit wieder dem Ewigen und Höheren zu, und auf das Gewitter, welches ſich in befruchtendem Regen auflöſ't, wirft die wieder hervorbrechende Sonne den farbigen Bogen. Aber im gewöhnlichen ruhigen Laufe des Lebens, in der Behaglichkeit des langen Friedens, vergißt die Welt den Namen deſſen zu heiligen, welcher im Himmel iſt, und je reicher der Segen, welchen er ſendet, deſto irdiſcher die Gedanken und das Beſtreben der Menſchen. Es wird das Höchſte und Edelſte ſelbſt nur um des Gewinns willen getrieben, und um die vielfache Bewerbung zu überwinden, welche die wachſende Menſchenmenge herbeiführt. Auch die, welche ihre Seelen nach dem Ewigen zu richten lieben, verfallen in ruhigen Zeiten am liebſten in Grübeleien und Streitigkeiten mit Andersdenkenden, und brüten die gewaltigen Eindrücke der vorangegangenen bewegten Zeit in dumpfer Ruhe aus, daher immer in den beſten Zeiten die unerfreulichſten Ausgeburten der Schwärmgeiſter zu Tage kommen, und des Gezänkes um das kein Ende iſt, über was die Menſchen hienieden nie einig ſeyn werden, weil keiner es vollkommen verſtehen kann."

Unter den reichen Gedanken und äußerſt beherzigenswerthen, immer für die nächſte Gegenwart berechneten Nutzanwendungen, welche dieſes kleine Buch von Anfang bis zu Ende enthält, glauben wir noch insbeſondere folgenden aus dem Commentar zur Bitte: „unſer täglich Brod gib uns heute" hervorheben zu müſſen:

„Wer es nicht vermag, wohlfeil zu regieren, und dieß iſt in unſern Tagen beinahe unmöglich, der iſt gezwungen, Handel und Gewerbe auf alle Weiſe zu befördern der benöthigten Steuern wegen, und wird auch am Ende zu der möglichſt großen Freiheit des Verkehrs mit andern Völkern greifen müſſen, damit die Armen ſeines Landes ihr tägliches Brod gewinnen können. Zwar haben viele es verſucht, bei allen unnatürlichen Beſchränkungen des Handels durch Anlehen, Stockſchwindelei und

Digitized by Google

Papiergeld einen künſtlichen, gewiſſermaßen krankhaften Reichthum zu ſchaffen. Es verzehrt ſich aber das endloſe Kredit nehmen und geben am Ende ſelbſt, die Stockſchwindelei vernichtet den ehrlichen gutgegründeten Handel, und das Papiergeld hindert zwar zuweilen den Abfall der Unterthanen in Nothzeiten, weil alle Vermögen dadurch an den Fortbeſtand der Regierung geknüpft werden, iſt aber für ruhige und geordnete Zeiten ſo gefährlich, als eine reizende Arznei einem Körper in geſunden Tagen. Dagegen haben wir andere Regierungen in unſeren Tagen geſehen, welche durch wechſelweiſe Befreiung des Verkehrs in kurzer Zeit eine nie geſehene Thätigkeit des Handels und eine plötzliche Befriedigung der aufgeregten Gemüther bewirkt — und indem ſie auf Auflagen verzichteten, ihre Kaſſen gefüllt haben. Freilich wird Eigenmacht und ſogar Alleinſtehen durch ſolche Vereine unmöglich, aber was auf einer Seite verzichtet wurde, gibt auf der andern zehnfachen Gewinn durch vermehrte Anhänglichkeit der Völker, durch Verminderung der Schmuggelei, (welche die Regierung zugleich als Feind anſah, den man bekämpfen mußte, und als Dummkopf, den man betrügen durfte), und beſonders durch Rückkehr zum natürlichen beſondern Kunſtfleiß eines jeden Landes. Wenn die Gaben der Natur unter allen Völkern, und die Gaben des Wiſſens unter allen Klaſſen der Geſellſchaft werden ausgetauſcht und verbreitet werden können, alsdann wird jeder ſein tägliches Brod ſicherer, leichter und freudiger erwerben können als jetzt, und dahin haben nicht nur die zu wirken, welche es wohlmeinen mit ihren Brüdern, ſondern auch die, welche fürchten müſſen, daß der ſo lange mißhandelte gemeine Mann endlich der bürgerlichen Ordnung Krieg ankündige, von welcher er nur die Laſten, nicht aber die Vortheile durch ſo lange Jahre gefühlt hat. — Aber auch darauf haben die Lenker der Völker zu ſehen, daß die Arbeit nicht auf eine erniedrigende Weiſe das tägliche Brod ſchaffen müſſe. Es iſt zwar Sklaverei überall, Leibeigenſchaft beinahe überall, Frohndienſt an vielen Orten abgeſchafft, aber das Loos des Armen wird dennoch bei jeder Veränderung härter, denn die andern Stände können ſich entſchädigen, er nicht; die Noth zwingt ihn, jede Demüthigung zu ertragen, jede Entſagung darzubringen, nur um Arbeit zu finden, um zu leben. Wie im Mittelalter die damals ausſchießliche Arbeit des Feldbaues von Freiwilligen geſucht wurde, welche ſich und ihre Nachkommen in Leibeigenſchaft hingaben, nur um Boden zu finden, um ihr Leben zu friſten. ſo wandern jetzt die Kinder in zarter Jugend in die Gewerke, und man mißt ihnen dort die Arbeit möglichſt reichlich, Nahrung und ſelbſt Luft möglichſt ſpärlich zu. Wohl war das Loos der alten Leibeignen noch glänzend gegen dieſe Abhängigkeit. Sie arbeiteten doch in Gottes freier Luft, und ihr Herr mußte ſie wenigſtens ſo ſchonen, daß ſie nicht erkrankten oder verkrüppelten. Der Fabrikherr aber entläßt ſeinen, oft nur für Eine Arbeit tauglichen Arbeiter ohne Umſtände am Sonnabend, und dieſer kann, wenn er Raum in der Kirche findet, Sonntags dort Gott ſein Elend vortragen und Montags zuſehen, wo er Arbeit finde und Brod für ſich und die Seinen. Daher müſſen wir bei allen vorübergehenden Uebeln, welche die neuerfundenen Werkzeuge dadurch bringen, daß ſie viele rechtliche und brave Arbeiter ohne deren Schuld plötzlich brodlos machen, dennoch uns freuen, ſo oft eine todte Kraft eine ſo mißbrauchte lebende erſetzt, und hoffen, daß durch die vermehrten Verbindungsmittel eine Menge neuer, weniger entehrender Erwerbszweige werde geſchaffen werden. Auch wird bald zwiſchen den Regierungen, welche mehr baufähigen Boden haben, als Menſchen, und denen, welche im umgekehrten Falle ſind, ein billiges Abkommen getroffen werden. Jede Familie, welche auswandert und auf einem Bauernhofe, welchen ſie an die Stelle der Wildniß ſetzte, lebt, erhält wenigſtens Eine andere Familie in der alten Welt, wenn man die Waaren, welche ſie bedarf und mit den Hervorbringungen ihres Landbaues bezahlt, zuſammenrechnet. Und auch die, welche den Geſetzen anheimgefallen waren und nach vollbrachter Strafe nun in ihrem Vaterland ein kümmerliches und ungewiſſes Brod finden, werden in fernen Landen ein neues, beſſeres und nicht durch tägliche Demüthigung vergiftetes Daſeyn beginnen können und — indem ſie die alte Welt verlaſſen — ihr doppelt dienen, einmal als Abnahme einer Laſt, dann als Vermehrung der Nachfrage nach Hervorbringungen des Kunſtfleißes, welche ein reich bevölkertes Land, große Capitalien und Förderungsmittel erfordern, alſo, noch lange wenigſtens, einen Austauſch mit den neu angebauten Landen begründen müſſen.“

Romane.

67) Dick Brown, ein Gemälde aus London von Dr. W. Seyffarth, Verf. der Reiſetage, der bunten Briefe des Andronikos ꝛc. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Hier haben wir einen engliſchen Roman in anderem Sinn als dem bisherigen. Dick Brown iſt keine Ueberſetzung, ſondern von einem Deutſchen geſchrieben. Die Geſchichte zeigt große Aehnlichkeit mit der des Jakob Ehrlich im Marryat'ſchen Roman. Sie iſt einfach in hohem Grade und bewegt ſich theils in den niederen, theils in den mittieren Sphären der Geſellſchaft. Ein

Digitized by Google

Sohn armer Eltern wird von ſeinem Oheim, einem reichen Kaufmann, ins Haus genommen und höchſt ſtiefmütterlich behandelt. Durch verſchiedene Zufälle und namentlich durch die liebenswürdige Gediegenheit ſeines Charakters wird er, nachdem er aus dem Hauſe ſeines Oheims, ob ſtrenger, unverdienter Züchtigung geflohen, bei einem trefflichen Manne aufgenommen, heirathet endlich die Tochter des Hauſes und wird ein glücklicher, reicher und angeſehener Mann. An dieſem Roman, wenn wir ihn ſo nennen dürfen, zieht die rührend geſchilderte Kindheit des Helden, welche eine ſchwere Leidenszeit für den armen Jungen iſt, ungemein an. Die Schilderung iſt ungeſchmückt, aber mit viel pſychologiſchem Sinne ausgeſtattet. Es iſt nicht leicht, Scenen der frühſten Kindheit zu geben. Theils fehlt hinreichende Gewalt des Gedächtniſſes und theils fehlt das Vermögen, aus dem jetzigen Fühlen und Wollen ſich ſo loszumachen, daß wir in jener ſo unendlich verſchiedenen Zeit uns vollkommen abgeſchloſſen finden. — Vortrefflich prägt ſich das Leben in einem reichen, von herzloſen und geldſtolzen Leuten gebildeten Hauſe aus, wie es in dem Sinn eines armen und unterdrückten Jungen reflectirt wird, ſeine Sehnſucht nach der geliebten Mutter, die es über ſich gebracht hat, um der Wohlfahrt des Sohnes willen ſich von ihm zu trennen, ſein Anſchmiegen an die einzige milde Perſon im Hauſe, den wackern Lehrer, endlich das Bemühen, ſich dem Begehren der harten Stiefeltern anzupaſſen und ihre Liebe ſich zu erwerben, die aber nicht zu erwerben iſt, weil ſich für eine ſolche Liebe gar kein Anhaltspunkt findet. — Wie der Held älter wird, nimmt er indeß an pſychologiſchem Intereſſe ab. — Eine zweite, gutgezeichnete Figur iſt die eines alten Seemannes (ein Seemann darf nun einmal in einem engliſchen Roman nicht fehlen), Robert Stevens, der ſich des verlaſſenen Jungen unmittelbar nach ſeiner Flucht annahm. —

Hier haben wir offenbar ein deutſches Erzeugniß, das, wie wir es oben verlangt haben, ſich dem ältern Sittenroman anſchließt. Nur handelt es in England und wir wünſchen daher, einen deutſchen Stoff, an dem es doch wahrhaftig nicht fehlen kann, von demſelben Verfaſſer bearbeitet zu ſehen, wenn er ſich nicht in England etwa einbürgern will. Eine Scene folgt, die ein gutes Bild von dem Geiſt und Weſen des Buches gibt:

„Sobald meines Oheims grüne Hausthür ſich hinter mir geſchloſſen, mein Begleiter mich und ſein Paket einem ſeiner weiß gepuderten Cameraden übergeben, dieſer meine Ankunft gehörigen Orts gemeldet, ich inzwiſchen auf eine freundliche Frage, die ich an den Mann gerichtet, der mich geſtern Maſter Brown genannt, und für den ich, ohne zu wiſſen warum, eine Art Zuneigung empfunden, eine dieſelbe ſehr vermindernde kurze und kalte Antwort erhalten, der Anmeldende mir hierauf geſagt, daß ich ihm folgen ſolle, wenn ich mir zuvörderſt die Schuhe rein abgeſtrichen, und ich, nachdem ich Letzteres gethan, ein anderes Zimmer als geſtern betreten hatte, — befand ich mich im Angeſichte meiner Tante, Miſtreß Brown, und ihres Sohnes, meines leiblichen Vetters Ned. Meine Tante, von der es mir jedoch kaum beifiel, daß ſie meine Tante war, ſaß in einem rothledernen Armſtuhle vor einem mit einem Teppich überhangenen Tiſche oder vielmehr vor einem ſchrägen, mit Gold ausgelegten Schreibpulte, welches auf dem Tiſche ſtand, mit Papieren bedeckt war und durch einige, in einem Perlenmutterkäſtchen liegende Schreibfedern an goldenen und ſilbernen Stielen ſofort meine Augen auf ſich zog. Mehrere Schritte hinter ihr ſpiegelten die niedergebrannten Kohlen feuerroth in den ſtählernen, hell polirten Platten des weiß marmornen Kamins. Ihre linke Seite war der Thüre zugewendet, durch welche ich eingetreten, oder richtiger, durch welche der Diener, der ſie öffnete, mich, da ich zögerte, eingeſchoben hatte. Zu ihrer Rechten, längs dem Tiſche und quer der Thüre gegenüber, ſtand ein mit einer grauen Staubdecke überzogenes Sopha, auf welchem mein leiblicher Vetter Ned ausgeſtreckt lag, — die Füße auf dem obern Theile der Lehne, der übrige Körper flach auf dem Polſter und beide Hände unterm Kopfe. Er ſchlief nicht — wenigſtens nicht, nachdem ich erſchienen war; denn ſobald ich unweit der Thüre in reſpectvoller Entfernung von Miſtreß Brown ſtehen blieb, richtete er ſich ſo weit auf, daß ſeine Augen unmittelbar über die Tiſchfläche auf meine Perſon trafen, eine Lage, in welcher er ſich nur mit Anſtrengung hätte erhalten können, wenn er nicht die Füße an ſich gezogen und die Arme um die gebeugten Kniee geſchlungen hätte. Weniger Beachtung als bei ihm fand ich bei ſeiner Mutter. Ihr Kinn in der linken Hand, ſah ſie unverwandt auf ein Blatt Papier, über welches ihre Rechte ſich ſchnell hinbewegte und da dieſe Bewegung nur durch das Eintauchen der Feder in das Tintenfaß unterbrochen wurde, ſo ſagte mir meine erlangte Schreibekenntniß, daß ſie ſchreibe; ein natürliches Gefühl ſagte mir, daß es unſchicklich ſey, ſie zu ſtören, und ſo blieb ich, wie bemerkt, unweit der Thüre ſtehen, und betrachtete, was ich eben geſchildert habe. In dieſer paſſiven Stellung, die mir jedoch den Vortheil brachte, daß das Fremdartige meiner Umgebung ſeinen mich anfangs verſchüchternden Eindruck einigermaßen verlor, hatte ich mehrere Minuten verweilt, als Miſtreß Brown die Feder niederlegte, ihren linken Arm auf den Tiſch ſtützte und die Augen mit der flachen Hand bedeckte. Ich begriff, daß ich hierdurch ihrem Anblicke noch mehr entzogen wurde, und da zugleich die Stille des Zimmers und der ſtiere Blick meines Vetters Ned mir ein unheimliches Fröſteln verurſachten, ſo überkam mich plötzlich ein ſo banges Gefühl des Alleinſeyns,

Digitized by Google

daß mir die Thränen aus meinen ohnedieß noch nicht trockenen Augen hervorſchoſſen und ich laut zu ſchluchzen anfing. Das Geräuſch weckte vermuthlich meine Tante aus ihrem anſcheinenden Nachdenken; denn wie ich das Taſchentuch von den Augen nahm und dieſe wieder nach der Tante richtete, begegnete ich nicht allein ihrem Blicke, ſondern ſah auch, daß ſie ihre Haltung verändert hatte und jezt im Armſtuhl zurücklehnte. Der Vorſchrift meiner Mutter eingedenk, beim Erſcheinen vor Miſtreß Brown ihr die Hand zu küſſen, glaubte ich nun den Moment dieſer Pflichterfüllung gekommen, nahte mich ihr, und war eben im Begriff, meine Lippen mit ihrer linken, auf dem Armpolſter des Stuhls ruhenden Hand, in Berührung zu bringen, als ſie dieſelbe ſchnell wegzog, mich damit eben ſo ſchnell zurückſchob und unfreundlich hinzuſezte: „nicht ſo nahe, wenn's gefällig iſt.“ — Es war unſtreitig nur Folge meines aufgeregten, zur Wehmuth und zum Weinen geneigten Gemüths, daß dieſe zurückſtoßende Handbewegung und die wenigen ſie begleitenden Worte mir aufs Neue das Waſſer in die Augen brachten. Ich barg mein Geſicht wieder in mein kleines, ſchon thränenfeuchtes Taſchentuch, dachte an meine verlaſſene Mutter und wünſchte mich weg aus dem Zimmer, wo Gold und Glanz mir entgegen ſtrahlten, aber kein freundliches Wort mich empfieng. „Sieh, Mama, wie der dumme Junge dort weint,“ hörte ich da eine Stimme ſagen, die niemand anders angehören konnte, als meinem leiblichen Vetter Ned. Kein Blitzſtrahl hätte mich glühender treffen, kein Zauberſpruch meine Thränen ſchneller bannen können.“

Für Leſer alſo, welche ruhige und feine Entwicklung lieben und tieferer Seelenbeobachtung nicht ſo feind ſind, wie viele, welche ſie aus guten Gründen fürchten, wird Dick Brown eine willkommene Lektüre ſeyn. Denen freilich, welche das Pikante der modernen Schule, oder gar die bluttriefenden Raſereien der Franzoſen lieben, verſprechen wir in dieſer Lektüre die tiefſte Langeweile.

68) Engliſche Bibliothek. Eine fortfahrende Auswahl des Anziehendſten und Neueſten aus engliſchen Taſchenbüchern und Zeitſchriften, von K. v. Kreling. Karlsruhe und Baden, Marr. 3ter Jahrgang 1836.

Die engliſche Bibliothek fährt fort, wie bisher, recht intereſſante, meiſt kurze und kleine Auszüge des verſchiedenſten Inhalts zu geben, theils aus engliſchen Reiſewerken, Naturbilder, Sittenzüge, theils biographiſche Notizen, Novellenartiges ꝛc., z. B. Bilder aus Oſtindien, Aegypten, Amerika, eine Gallerie von Mitgliedern des Unterhauſes, Erzählungen von Banim, Marryat ꝛc.

69) Die Getäuſchte. Ein Gemälde nach dem wirklichen Leben, von Mrs. Rowſon, engliſch und deutſch von Flügel. Leipzig, Klinkhardt, 1835.

Eine etwas breite engliſche Erzählung, auch dem Gegenſtande nach der Clariſſa ſehr ähnlich, nämlich die Verführungsgeſchichte eines jungen Mädchens, die von ihrem Liebhaber verlaſſen im Elend umkommt und eben begraben wird, als der Reuige zurückkehrt.

70) Frühblüthen. Novellen und Erzählungen von F. v. Hoven. Glogau, Flemming, 1835.

Die erſte ſpielt in Italien und endet nach einigem Schreck mit dem Glück der Liebenden. Die zweite, eine glücklich vereitelte Entführung. Die dritte, ebenfalls vereitelte Pläne eines böſen Vaters, und die vierte nicht minder mißlungene Anſchläge der Eiferſucht vermittelſt falſcher Briefe. Die Sprache iſt ſehr ſentimental.

71) Neueſte Erzählungen von Carl Haniſch. Stuttgart, Weiſe, 1835.

In der ältern Manier von Starke, Schmidtchen, Roſengeil. Familiengemälde, einfache Begebenheiten, gewöhnlich am Schluß eine Hochzeit. Das iſt denn doch für unſere jungen Leſerinnen zweckmäßiger, als die Inceſte, Bigamien und Tribadereien der neufranzöſiſchen Schule und unſers großen Emerentius Scävola. Tiefe Poeſie darf man in dieſen kleinen Idyllen nicht ſuchen, aber ſie ſind wenigſtens heiter und unſchuldig. Ein Förſter hat dem Amtmann ſeine Lieblingskatze erſchoſſen und ſich von ihrem Pelz eine Kappe machen laſſen, daher Todfeindſchaft zwiſchen Beiden. Ihre Kinder aber lieben ſich, der Sohn des Förſters rettet einmal dem Amtmann das Leben und das Ende iſt eine frohe Hochzeit. Dann eine Duellgeſchichte. Der Gegner will nicht auf einen verheiratheten Mann ſchießen, man verſöhnt ſich, der Schluß abermals eine Hochzeit. Dann die Geſchichte vom „Herrn Vetter,“ eine Nachbildung der Verwandtſchaften von Kotzebue. Ein zurückgeſezter Verwandter rächt ſich durch die großmüthige Beſchützung eines armen Liebespaars und überſchüttet ſie mit Golde. Das Ende abermals eine Hochzeit. Dann eine Malergeſchichte, am Schluß wieder die Hochzeit. Und ſo fort.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119. Freitag, 25. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

45) Vergleichende Darſtellung und Beurtheilung der Lehrgegenſätze der Katholiken und Proteſtanten. Zugleich die erſte Darſtellung und Begründung der Unterſcheidungslehren Swedenborgs gegenüber den Entſtellungen ꝛc., von Dr. J. F. J. Tafel. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1835.

Der bekannte Verf. vertheidigt hier die von ihm in neues Leben gerufene Lehre Swedenborgs gegen die doppelten Einwürfe des Katholicismus und Proteſtantismus. Dies kann er nur durch Vergleichungen thun, und dieſe ſind ſehr intereſſant.

Den weſentlichſten Unterſchied der Swedenborgiſchen Lehre, wenn wir ſie anders recht begriffen haben, bildet wohl ihre Anſicht von der Freiheit, wegen welcher wir früher ſchon geglaubt haben, ihr eine nicht geringe Bedeutung für die Zukunft prophezeihen zu müſſen. Sofern nämlich die der Gegenwart inwohnende Begierde nach Freiheit ſich bis zu einer vollkommnen Verſtändniß der Freiheit erhoben haben wird, kann es nicht fehlen, daß auch Swedenborg verſtanden werden wird.

Swedenborg ſezt die Lehre von der menſchlichen Freiheit ſowohl Katholiken, als Lutheranern und Reformirten entgegen. Er kennt keine Erbſünde, denn der Menſch kann nicht auf unfreie Weiſe ſündigen, ſondern nur auf freie, ohne fremden Impuls. Er kennt kein der Materie oder dem Körper anklebendes Verderben, denn der Körper iſt, wie Alles, was Gott geſchaffen, gut, und kann nur durch den freien Willen des Menſchen entheiligt und verderbt werden. Er kennt aber auch keine Gerechtigkeit, keine angeborne Schutzwehr gegen das Böſe, ſondern nur eine wieder aus dem freien Willen hervorgehende Tugend oder Beſſerung. Er kennt endlich auch keine Gnade, denn die mit freiem Willen und Wiſſen begangene und unbereute Sünde iſt unverſöhnlich und Gott ſelbſt kann den Himmel denen nicht öffnen, die einmal nicht hinein wollen. Die Gnade beſteht nur darin, daß Gott ſich den Menſchen, als ſie am tiefſten geſunken waren, in Chriſto offenbarte und ihnen die Mittel des Heils, d. h. die eigene Beſſerung, nahe genug legte und ihm unter dieſer Bedingung beſtändig die Amneſtie vorhielt.

Mit Recht rühmt der Verfaſſer den Vorzug ſeiner Lehre in Bezug auf die Moralität, denn eine Abſolution durch das Wort eines Dritten nach katholiſcher, oder der bloße Glaube ohne Liebe und ohne Werke nach proteſtantiſcher Form können nicht wahrhaft reinigen, ſondern nur die freie Selbſtbeſtimmung zum Guten und die dem Willen folgende That der Liebe.

Digitized by Google

Zur nähern Bezeichnung heben wir folgende Stellen aus: „Der Urſprung des Böſen bleibt ſowohl nach der Lehre der Katholiken, als nach der der Proteſtanten unerklärbar, und ſie verwickeln ſich in Widerſprüche, wenn ſie denſelben Menſchen, den ſie als gerecht und als Ebenbild Gottes ſetzen, gleichwohl wieder fallen laſſen. Die Löſung enthält auch hier nur die Lehre der Neuen Kirche, nach welcher unter Adam (Menſch) nicht bloß der erſte Menſch, ſondern, gemäß der Bilderſprache der Urwelt, eine Mehrheit von Generationen, nämlich aller bis zu Noah zu verſtehen, und die ganze Geſchichte bis zu Abraham als Hieroglyphe zu faſſen iſt, nach deren durchgeführter Deutung nicht die erſten Menſchen, welche zu Ebenbildern Gottes herangebildet worden waren, gefallen ſind, ſondern eine der folgenden Generationen, und zwar nicht ſo, daß der Körper die Urſache des Böſen, ſondern durch dieſen und den mit ihm zuſammenhängenden Naturtrieb bloß das Vermögen zum Böſen, ſomit die Willensfreiheit bedingt war, die ihren Grund unmittelbar in dem unſelbſtiſchen Weſen Gottes hat, nach welchem nur freie Geſchöpfe und der Himmel aus denen, die ihre Freiheit nicht mißbrauchen würden, Endzweck der Schöpfung ſeyn, folglich Gott das Böſe nicht verhindern konnte, ohne ſein unveränderliches Weſen zu verändern. Eine von dieſem Weſen und ſeinen Folgen unabhängige oder nicht an Geſetze gebundene Allmacht iſt ein Wahnbegriff, und mit ihr auch die gotteslaſterliche Lehre von einer Vorherbeſtimmung zum Guten oder Böſen. — Eine Erbſünde oder Erbſchuld iſt daher ein ebenſo widerſprechender, unbibliſcher und das ſittliche Gefühl empörender Begriff; denn Sünde hat nur wer ſelbſt mit freiem Willen ein götliches Gebot übertreten hat, und nach der Schrift und dem ſittlichen Bewußtſeyn ſoll der Sohn nicht tragen die Miſſethat des Vaters, ſondern welche Seele ſündigt, die ſoll Schuld haben, und, wofern ſie ſich nicht beſſert, ſterben. Iſt nach der katholiſchen Lehre die angeborne böſe Luſt nicht Sünde, ſo iſt jene Erbſünde eine bloß zugerechnete Schuld, und dieſe Zurechnung ſezt einen ungöttlichen Gott voraus. Die Proteſtanten erklärten nun zwar jene Luſt ſelbſt auch für Sünde; allein damit machten ſie die Sache nur noch ſchlimmer, und den innern Widerſpruch greller, da ſie nicht nur jenen Zurechnungsbegriff beibehielten, ſondern auch den angebornen Hang zum Böſen zu einem unwiderſtehlichen machten, ſofern ſie den Nachkommen Adams die Freiheit zum Geiſtlich-Guten abſprachen. Die Wahrheit iſt daher auch hier nur in der Neuen Kirche, welche jene Zurechnung fremder Schuld völlig läugnete, und ohne pelagianiſch oder auch nur ſemipelagianiſch zu werden, jedem Menſchen die Freiheit zum Geiſtlich-Guten läßt, ſofern nach ihr jenem anererbten Hang, ſo ſehr er auch (wo nicht die Wiedergeburt von Zwiſchengliedern eine Unterbrechung herbeiführte) in fortwährender Steigerung begriffen war, ſtets eine göttliche Einwirkung gegenüberſtand, durch welche der Menſch immerfort im Gleichgewicht erhalten wurde. — Die Verſöhnung des Menſchen mit Gott konnte hiernach von den Katholiken und Proteſtanten auch nur äußerlich gefaßt und nur darein geſezt werden, daß Chriſtus jene Erbſchuld, und, nach den Proteſtanten, die Sünden überhaupt, anſtatt derſelben gebüßt, und dadurch den über ſie erzürnten Vater verſöhnt habe. Dieſe Lehre, welche in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums noch nicht angenommen war, ſezt einen völlig unbibliſchen, wahrhaft heidniſchen und unwürdigen Begriff von Gott voraus, und ſteht bei den Katholiken mit der behaupteten innern oder ſittlichen Zurechnung im Widerſpruch. Die N. K. läugnet daher jene Gott angedichtete ungöttliche Strafgerechtigkeit ganz, und lehrt, daß Er vermög ſeiner Liebe Jedem vergibt, nach ſeiner unwandelbaren Ordnung aber den Himmel Keinem öffnen kann, der ſich nicht durch Beſſerung und innere Reinigung für denſelben empfänglich gemacht hat. Dieſe Beſſerung und Wiedergeburt wurde aber nur dadurch wieder möglich, daß Er durch die mit dem Tode Jeſu zuſammenhängende Verherrlichung Seines Menſchlichen und deſſen fortwährende Einwirkung auf das ganze All die Freiheit zum Guten, als ſie unterzugehen im Begriff war, für *immer* wiederhergeſtellte, und ſo die Menſchen ihm gegenüber, ohne ihr Zuthun, in ein anderes Verhältniß ſtellte, vermöge deſſen unter der Bedingung der wirklichen Buße oder Rückkehr zu ihm eine allgemeine Sündenvergebung oder Amneſtie verkündigt werden konnte.“

46) Göttliche Offenbarungen, bekannt gemacht durch Immanuel von Swedenborg. Aus der lateiniſchen Urſchrift verdeutſcht von Dr. J. Fr. Immanuel Tafel. 7ter und 8ter Band: die Weisheit der Engel. Tübingen, Zu-Guttenberg, **1833, 1836.**

47) Arcana coelestia, quae in scriptura sacra seu Verbo domini sunt, delecta: hic quae in Genesi. Una cum mirabilibus quae visa sunt in mundo spirituum, et in coelo angelorum. Opus Em. Swedenborg. Ad fidem edit. princ. 1749 Londini excusae ed. Dr. J. Fr. J. Tafel. Pars II. III. 1. Tubingae, Zu-Guttenberg, 1835, 1836.

Die Fortſetzungen der vorzüglichſten Werke Swedenborgs, theils in Original, theils in Ueberſetzung.

Wir erlauben uns, einen weſentlichen Theil des Inhalts aus den Offenbarungen hier kurz vorzulegen: „Das ununterbrochene Wirken der göttlichen Vorſehung, des

Herrn iſt darauf berechnet, den Menſchen mit Sich zu verbinden, und Sich mit ihm, um ihm die Seligkeiten des ewigen Lebens geben zu können, was nur in ſo weit geſchehen kann, als das Böſe mit ſeinen Begierden entfernt iſt. — Geſetz der göttlichen Vorſehung iſt, daß der Menſch nicht durch äußere Mittel gezwungen werde zum Denken und Wollen, ſomit zum Glauben und Lieben deſſen, was der Religion gemäß iſt, ſondern daß der Menſch ſich ſelbſt herbeiziehe und bisweilen zwinge. — 1) Niemand wird durch Wunder und Zeichen gebeſſert, weil ſie zwingend ſind. 2) Niemand wird durch Geſichte und Reden mit Verſtorbenen gebeſſert, weil ſie zwingend ſind. 3) Niemand wird gebeſſert durch Drohungen und Strafen, weil ſie zwingend ſind. 4) Niemand wird gebeſſert im Zuſtande der Unvernunft und der Unfreiheit. 5) Sich ſelbſt zwingen iſt nicht gegen Vernunft und Freiheit.“

Die *Arcana coelestia*, Swedenborgs größtes Werk, die Auslegung der Geneſis, ſind urſprünglich nur in wenigen Exemplaren gedruckt und auch für den höchſten Preis nicht mehr zu haben. Ihr Wiederabdruck, mit diplomatiſcher Treue ausgeführt, wird daher allen Anhängern der Lehre, ſo wie allen Gelehrten von Werth und Intereſſe ſeyn.

48) Sittengeſetz und Offenbarung. Eine Handleitung in die neue Kirche des Herrn. Von Eduard Richer in Nantes. Nach dem Franzöſiſchen von Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu-Guttenberg, 1834.

49) Ueber Dreifaltigkeit, Wiedergeburt und gute Werke von Samuel Noblet, Prediger der neuen Kirche in London. Aus dem Engliſchen. Daſelbſt, 1835.

50) Le livre de l'homme de bien ou le testament du Dr. Cramer, publié par Richer. Paris, Treuttel et Wurtz.

51) La nouvelle Église du seigneur, petit aperçu d'un grand avenir, addressé aux philosophes et aux savans de la France, par Louis Hofacker. Tubingue, Zu-Guttenberg, 1835.

Aus dieſen verſchiedenen kleinen Schriften kann man den Antheil kennen lernen, den Engländer und Franzoſen an der „Neuen Kirche des Herrn,“ d. h. an der Confeſſion Swedenborgs in neuerer Zeit genommen haben.

Griechiſche Geſchichte.

Geſchichte des trojaniſchen Krieges. Mit Beilagen über die älteſte Geſchichte Griechenlands und Trojas. Ein Verſuch von Johann Uſchold, Prof. am königl. bayr. Gymnaſium in Straubing. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836. XXXI und 352 S. gr. 8.

So eifrig in den letzten dreißig Jahren die Geſchichte und Alterthumskunde der Griechen angebaut wurde, ſo hatte doch die Urgeſchichte, ohne deren genaue Erforſchung jene der ſpätern Zeit nie vollkommen verſtanden werden kann, ſich keiner beſonderen Beachtung zu erfreuen. Die meiſten Geſchichtſchreiber gingen über ſie hinweg. Nur Carl Otfried Müller hat in ſeinen vortrefflichen Werken über die Minyer und Dorer die Anfänge der Geſchichte dieſer Völker und manche andere Parthie mit Umſicht und Gelehrſamkeit behandelt, und das Dunkel zerſtreut, das auf denſelben lag. Auch die verſchiedenen Monographien, welche über andere Staaten erſchienen, enthalten manche treffliche Winke. Doch ſind die meiſten derſelben mehr Quellenſammlungen als eigentlich kritiſche Behandlungen. Herr Director Pleß, der neueſte Bearbeiter, hat ſich über die Periode, von der wir ſprechen, allerdings mit großer Umſtändlichkeit verbreitet; allein er ſuchte weder die urſprüngliche Geſtalt der verſchiedenen Sagen auszumitteln, noch ließ er ſich auf eine kritiſche Erörterung derſelben ein, daß der erſte Theil ſeines Werkes den Kenner des griechiſchen Alterthums immer unbefriedigt laſſen muß.

Aus dieſem Grunde iſt jede neue Forſchung auf dieſem ſchwierigen Gebiet dankenswerth. Der Verfaſſer des vorliegenden Werks ſetzte ſich zur Aufgabe, die Geſchichte des trojaniſchen Krieges kritiſch zu behandeln, und Alles, was mit dieſem für Griechenland wichtigen Ereigniſſe in Verbindung ſteht, auf das ſorgfältigſte zu erforſchen. Um unſere Leſer mit der Reichhaltigkeit dieſes Werkes bekannt zu machen, wollen wir eine kurze Ueberſicht des Inhaltes mittheilen. Im erſten Kapitel werden die bisherigen Annahmen über die Entſtehung und Bedeutung des trojaniſchen Krieges geprüft. Der Verf. zeigt, daß alle dieſelben durchaus unhaltbar ſeyen. Beſonders wichtig iſt in dieſer Beziehung der letzte Theil dieſes erſten Abſchnittes, in welchem durch gewichtvolle Zeugniſſe dargethan wird, daß der trojaniſche Krieg nicht zwiſchen 1191—1181, wie man bisher annahm, ſondern zwiſchen 1124—1104 v. Chr. ſtatt gefunden hat. Die Gründe, welche für dieſe Behauptung beigebracht werden, ſind von der Art, daß ſich nichts dagegen einwenden läßt. Im zweiten Kapitel ſpricht der Verfaſſer von der erſten Einnahme Ilions durch Herakles, welche man

Digitized by Google

bisher, obſchon ſie von den achtbarſten Schriftſtellern erwähnt wird, in den Werken über griechiſche Geſchichte vergeblich ſuchte, und beweiſt, daß dieſelbe nichts anders bedeute, als die Niederlaſſung pelasgiſcher Coloniſten im trojaniſchen Gebiete. Im dritten Kapitel wird die eigentliche Bedeutung des trojaniſchen Krieges dargelegt, und durch eine ſorgfältige Vergleichung der Homeriſchen Geſänge mit andern Nachrichten gezeigt, daß die griechiſchen Coloniſten, welche ſich in Aeolis und auf den Inſeln Lesbos und Tenedos niederließen, dem trojaniſchen Reiche ein Ende machten. Im vierten Kap. legt der Verfaſſer die Gründe dar, welche es dieſen griechiſchen Pflanzvölkern möglich machten, ein nicht unanſehnliches Reich zu erobern, und beweiſt, daß ſie von den Pelasgern, welche ſich ſchon geraume Zeit vor ihrer Ankunft im trojaniſchen Gebiete niedergelaſſen hatten, unterſtüzt wurden. Im fünften Kap. rechtfertigt der Verf. ſeine Anſicht von dem trojaniſchen Kriege durch eine kritiſche Unterſuchung über die Geſtaltung der Homeriſchen Ilias, und zeigt, daß einzig durch eine *irrige Auffaſſung* dieſes dichteriſchen Meiſterwerkes die vielen und verkehrten Anſichten von der Beſchaffenheit des trojaniſchen Krieges entſtanden. Im ſechsten Kap. wird bewieſen, daß die Hypotheſe, als ſey dieſes großartige Gedicht erſt allmählig durch die Bemühungen verſchiedener Sänger zu einem Ganzen abgerundet werden, völlig grundlos ſey. Dieſe beiden Kapitel dürften bei denjenigen, welche noch immer der Anſicht huldigen, als ſey die Ilias aus den verſchiedenartigſten Bruchſtücken zuſammengeſezt, manche Bedenklichkeiten erwecken.

Der übrige Theil des in Frage ſtehenden Werkes enthält Beilagen, die ſich mit Gegenſtänden beſchäftigen, welche mit dem trojaniſchen Kriege theils in unmittelbarer, theils in mittelbarer Beziehung ſtehen, aber, wenn Störungen vorgebeugt, und die Ueberſicht nicht erſchwert werden ſollte, in die eigentliche Geſchichte nicht verflochten werden durften, ſondern eine beſondere Behandlung erhalten mußten. Die erſte dieſer Beilagen iſt der Helena gewidmet, welche man bisher für die Urheberin des trojaniſchen Krieges hielt. Der Verf. zeigt nicht bloß, daß ſie eine Göttin war, ſondern ſezt auch die Umſtände ſehr genau auseinander, warum ſie in den trojaniſchen Krieg verflochten ward, mit welchem ſie auch nicht in der *entfernteſten* Beziehung ſteht, und erklärt, was die verſchiedenen Sagen über ihre Entführung bedeuten. In der zweiten wird bewieſen, daß die Geſchichte der Atriden durchaus mythiſch ſey, und daß Agamemnon und ſein Geſchlecht nicht den Griechen, ſondern den thrakiſchen Coloniſten angehören, welche vor der Ausbreitung der Hellenen Griechenland bewohnten; zugleich erörtert der Verfaſſer, warum Agamemnon in die Zeit der Achäer herabgerückt ward. Die dritte enthält Unterſuchungen über die Bedeutung der Pelasger und des Herakles, den dieſelben als Heros verehrten. Wir überzeugen uns durch eine nähere Betrachtung der alten Quellen, daß die Pelasger kein morgenländiſches Volk waren, wie man gewöhnlich glaubt, ſondern ein Zweig der Achäer, und daß die Sagen über die Wanderungen des Herakles ſich auf die Anſiedelung der Pelasger an verſchiedenen Orten der den Alten bekannten Welt beziehen. In der vierten ſind die Irrfahrten des Odyſſeus erläutert, die ſich auf die Niederlaſſung und Ausbreitung der äoliſchen Coloniſten beziehen, und viele Winke über die dichteriſche Geſtaltung der Odyſſee des Homeros mitgetheilt. Die fünfte enthält eine kritiſche Beleuchtung der Geſchichte der Trojaner, welche bisher gar keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt ward. Liest man dieſe Abhandlung mit Aufmerkſamkeit und Unbefangenheit, ſo ſieht man, wie beſchränkt unſere Kenntniß der alten Geſchichte, und welche Umſicht dazu gehört, bei der Geſchichte morgenländiſcher Ereigniſſe Geſchichte und Dichtung ſtrenge von einander zu ſondern. In der ſechsten und lezten werden die Wanderungen des Aeneas von einem ganz neuen Geſichtspunkte dargeſtellt. Der Verf. erklärt zuvörderſt, warum Aeneas an ſo vielen und von einander ſo entlegenen Orten auftritt, und beweiſt, daß ſein Name durch thrakiſche und illyriſche Coloniſten, welche die Venus Aeneias und den Hermes verehrten, an dieſe Orte gelangte, und durch die Etrusker, welche als illyriſche Coloniſten zu dem thrakiſchen Volksſtamme gehörten, nach Rom kam, indem die Grundlage dieſer Stadt, die Burg auf dem palatiniſchen Berge, etruskiſchen Pflanzvölkern ihre Entſtehung zu verdanken hatte, und daß man aus dieſem Grunde ſpäter den Aeneas für den Vater des Romulus erklärte. Als man den etruskiſchen Beſtandtheil der Bevölkerung Roms, der ſich allmählig unter den Lateinern und Sabinern verlor, ganz aus den Augen ließ, machte man den Aeneas zum Stammvater der Lateiner. Als man den Aeneas, deſſen Name von Prädikaten der Venus und des Hermes entlehnt war, für einen ſterblichen Heros hielt, ließ ihn die Sage, um die weite Verbreitung ſeines Namens zu erklären, an alle Orte wandern, wo ſich ſein Andenken erhalten hatte. Gelegentlich werden in dieſem Werk viele andere Gegenſtände der griechiſchen Urgeſchichte beleuchtet, unter denen wir nur auf die Unterſuchungen über die erſten Einwohner Griechenlands, auf die Darlegung der verſchiedenen Umſtände, wodurch der Glaube an ägyptiſche und phöniciſche Coloniſten in Griechenland entſtand, und ſich allmählig befeſtigte, auf die Bedeutung des Argonautenzuges und des Kriegs der ſieben Anführer gegen Theben aufmerkſam machen wollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120. Montag, 28. November 1836.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

52) Jakob Böhmes Leben und Lehre, dargeſtellt von Dr. W. L. Wullen. Stuttgart, Lieſching, 1836.

Glücklicherweiſe ſind die Zeiten vorüber, wo man glaubte, der Schuſter Jakob Böhme habe höchſtens für Schuſter geſchrieben und ein Profeſſor müſſe ſich ſchämen, ihn zu leſen. Zwar hat unlängſt noch der Leipziger Krug, wie nicht lange vor ihm Eberhard, das alte Lied vom Schuſter angeſtimmt, deſſen Pech in die Schulphi'oſophie hineinriechen zu laſſen unverantwortlich ſey; aber in der ganzen übrigen gelehrten Welt iſt Jakob Böhme jezt gebührend anerkannt und Franz Baader durfte bereits, ohne geſteinigt zu werden, den ganz wahren und gerechten Ausſpruch thun, daß Jakob Böhme ein wahrer Philoſoph geweſen ſey, während gar manche Profeſſoren der Philoſophie nur ſchuſtern.

Das kleine Werk des Herrn Wullen kommt einem längſt gefühlten Bedürfniß entgegen. Böhme hat ein zwar in ſich vollkommen klares und abgerundetes Syſtem, allein in einer dunkeln Sprache und ſtückweiſe in ſehr vielen vereinzelten kleinen Schriften mit vielfachen Wiederholungen vorgetragen, ſo daß es allerdings ſchwer zu faſſen iſt. Es war nun bisher Sitte, von Jakob Böhme Gedanken zu entlehnen, ohne ihn zu nennen, einzelne Edelſteine ihm zu entwenden und von dem ganzen Schatz, der bei ihm verborgen iſt, zu ſchweigen. Es war Sitte, ſeit Pordage und St. Martin, ihn frei und weitläuftig zu commentiren, ſein kriſtallſcharfes Syſtem aufzuweichen und zu verwäſſern. Aber ein kurzer, klarer und treuer Auszng, aus dem man ihn ganz hätte kennen lernen, fehlte noch, und Herr Wullen hat ſich das Verdienſt erworben, einen ſolchen im vorliegenden Werkchen zu veranſtalten.

Folgen wir zuerſt der Lebensgeſchichte. „Jakob Böhme wurde zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe bei Görlitz in der Oberlauſitz im Jahre 1575 geboren. Sein Vater war ein ſchlichter Bauer. Der Knabe, der unter einfacher Sitte und frommer Erziehung heranwuchs, lernte nothdürftig leſen und ſchreiben. Seine Eltern befanden ſich jedoch in ſo dürftigen Umſtänden, daß er auch das Vieh hüten mußte. Dieſes Geſchäft, das ihn in die Einſamkeit führte, begünſtigte wohl den Hang zum Sinnen, der frühzeitig an ihm ſich wahrnehmen ließ. Die Sagen, die ehedem in ſo reicher Fülle unter dem deutſchen Volke lebten, und in ſeiner Anſchauung die Mächte der Natur in freundliche und feindliche Geiſter verwandelten, gaben zuerſt, wie es ſcheint, der Einbildungskraft des geiſtſamen Knaben Anregung und Stoff. — Als er einem beſtimmten Berufe ſich widmen mußte, kam er zu einem

Schuſter in die Lehre. Die Ehrbarkeit des elterlichen Hauſes begleitete ihn in die neue Lage. Die derbe Luſt der Umgebung klang bei ihm nicht an. Seine Sitten waren rein und ſtreng. Die Bibel wurde fleißig geleſen, und die Kirche fleißig beſucht. Der Ernſt ſeines Lebens begründete allmählig den Glauben in ihm, daß ſeinem Weſen ein Geiſt eingeboren ſey, wie er nicht gerade jedem zu Theil wird. — Nach Vollendung der Lehrjahre begab er ſich, altem Brauche gemäß, auf die Wanderſchaft. — Die tiefe Bewegung, in deren Namen Luther geſprochen hat, beherrſchte allgewaltig das Herz jener Zeit. Ueberall wurden die Fragen des religiöſen Lebens beſprochen und erörtert. Nicht bloß die Gelehrten miſchten ſich in dieſe Kämpfe; auch das Volk, vorzüglich von den Kanzeln herab angeregt, nahm lebhaften Antheil. Böhme, der auf ſeinen Wanderungen Gelegenheit fand, verſchiedene Geſtalten des kirchlichen Zwieſpalts zu ſehen, wurde mächtig von der Sache ergriffen. Es bemeiſterte ſich eine tiefe Unruhe ſeines Innern, das mit der größten Anſtrengung arbeitete, um in den Wirren die Wahrheit zu finden. Er las, dachte nach, betete in ſeiner Herzensangſt mit glühender Andacht. Das ſchwere, gewaltige Ringen ſeines Geiſtes hatte aber die Folge, daß er in Zuſtände verfiel, die man vielleicht als magnetiſche bezeichnen könnte. Er glaubte, auf einmal den Schleier der Wahrheit gehoben zu ſehen, von göttlichem Lichte umleuchtet zu ſeyn, in die Tiefen des Alls hinunterzuſchauen, und fühlte ſich von jener ſeligen Luſt bewegt, welche die Begeiſterten zu empfinden verſichern, wenn ihnen das Ewige entgegentrete. Dieſe Verſenkung in das Innere dauerte ſieben Tage. — Zurückgekehrt von ſeinen Wanderungen, ließ ſich Böhme im Jahre 1594 in Görlitz nieder, verheirathete ſich, und trieb das Handwerk, das er gelernt hatte. Still und einfach ging anfangs ſein äußeres Leben hin; die Art ſeiner Arbeit hinderte nicht nur nicht das innere Geiſtige, das in ihm begonnen hatte, ſondern ließ ihm vielmehr freien Lauf. In den Jahren 1600 und 1610 wiederholten ſich die Zuſtände, in welche er zum erſten Male auf ſeinen Wanderungen gefallen war. Doch erſt im Jahre 1612 fing er an, die Lehren über Gott, Natur, Geiſt, Geſchichte, Chriſtus, die er aus ſich herausgearbeitet hatte, niederzuſchreiben, keineswegs in der Abſicht, ſie zu veröffentlichen, ſondern um dem gewaltigen, ihn beherrſchenden Drange, das was ſein Inneres bewegte, äußerlich darzuſtellen, Genüge zu geben. So entſtand das Werk, die „Morgenröthe im Aufgang.“ — Allein, ehe dieſes Werk beendigt wurde, kam es in die Hände eines Edelmanns, des Karl von Endern, der zufällig davon gehört, und den Verfaſſer gebeten hatte, es ihm auf kurze Zeit mitzutheilen. Die Eigenthümlichkeit des Inhalts zog denſelben ſo ſehr an, daß er in Eile Abſchriften verfertigen ließ, welche, von ihm verbreitet, bald einen großen Leſerkreis fanden. Unter denen, welchen das Buch bekannt wurde, war der damalige Obergeiſtliche von Görlitz, Gregorius Richter. — Dieſer verfolgte ihn auf's heftigſte. Böhme wurde im Juli 1613 vorgefordert; man nahm ihm die Handſchrift, welche Karl von Endern zurückgegeben hatte, ab, und ertheilte dem tiefen Geiſte die Weiſung, fernerhin nur das Schuſterhandwerk zu betreiben. — Erſt 1618 faßte Böhme wieder Muth und ſchrieb nun die drei Principien des göttlichen Weſens. Sie ſprechen, wie ſeine erſte Schrift, von Gott, Natur und Geiſt, entwickeln indeß die Lehren über den Menſchen und Chriſtus vollſtändiger, als die frühere, welche nicht vollendet werden konnte. — Das Handwerk aber wurde allmählig aufgegeben, indem die Unterſtützungen bemittelter Gönner ihm nicht bloß erlaubten, ſondern auch die Weiſung gaben, Zeit und Fleiß den höheren Aufgaben zu widmen. Eine große Reihe von Schriften trat nun in raſcher Folge ans Licht.“ Endlich ſtarb er 1624 von Vielen geachtet und geehrt.

Daß der Herausgeber bei dieſer Lebensbeſchreibung alles Wunderbare, das zu Mißdeutungen führen konnte, hinweggelaſſen hat, wollen wir ihm nicht verargen. Man erzählt von Böhme, er ſey als Kind auf der berühmten Landskrone in der Nähe ſeiner Vaterſtadt in das Innere des Berges geführt worden und habe große Schätze darin geſehen, ſpäter aber das verborgene Thor nie wieder finden können. Dies mag nur von ſeiner lebhaften Phantaſie zeugen und als ein Omen für ſeine geiſtigen Schätze gedeutet werden. Intereſſant in Bezug auf Magnetismus iſt aber die innere Erweckung, die ihm kam, als er lange ein glänzendes Metallgefäß fixirte. Auch verdient bemerkt zu werden, daß Böhme unmittelbar vor ſeinem Tode eine himmliſche Muſik zu hören glaubte. Auf Seite 36 iſt aus Verſehen in der Stelle: „Sein Ruf ſtieg ſo ſehr, daß er im Jahr 1624 berufen wurde“ hinzuzufügen vergeſſen worden „nach Dresden.“ Dieſer Umſtand iſt nicht unwichtig in Böhme's Leben. Der ſächſiſche Kurfürſt ſelbſt wollte ihn ſehen, ließ ihn in ſeiner Gegenwart mit den angeſehenſten Geiſtlichen und Gelehrten von Dresden diſputiren, war ſehr damit zufrieden und entließ ihn in Gnaden.

In der Zuſammenfaſſung der Böhmiſchen Lehre hat Herr Wullen wirklich etwas Außerordentliches geleiſtet. Man muß das Original kennen, um zu begreifen, wie ſchwer die Aufgabe war. Entferntliegendes, oft Verſtecktliegendes war zu combiniren; eine Maſſe Wiederholung und Beiwerk war zu beſeitigen; die dunkle Sprache des Autors mußte eben ſo ſehr, als eine zweideutige Ueberſetzung derſelben in die Sprache irgend eines modernen Syſtems vermieden werden.

Da wir uns in Nr. 79 und 80 des Literaturblatts von 1832 bereits ausführlich über Böhme's Syſtem

ausgeſprochen haben, glauben wir uns deßfalls nicht wiederholen zu dürfen. Sofern dort aber hauptſächlich nur von den drei Principien der Dinge, von dem Reich Gottes, von der Engelwelt und von der irdiſchen Natur die Rede war, ſo ſcheint es angemeſſen, nunmehr das, was ausſchließlich den Menſchen angeht, und namentlich das Pſychologiſche aus Böhme's Lehre näher hervorzuheben.

Nach dieſer Lehre entſtand die irdiſche Natur durch den Fall der Engel, durch das Streben des Einzelnen, das Ganze ſeyn zu wollen, durch die Disharmonie, die entſtehen mußte, ſobald die dienenden Theile aus der Harmonie des Ganzen ſich lösten. Daher die Finſterniß, der wilde Kampf der Elemente in der Urzeit der Erde. „Die Erde, fährt nun Herr Wullen fort, welche mit ihren Schöpfungen unter der Gewalt der finſtern Naturgeſtalten ſteht, ſehnt ſich immer nach einem Weſen, in dem auch die Strahlen der Lichtwelt wieder leuchten. Dieſes Weſen iſt der Menſch. Er vereinigt in ſeinem reichen Leben alle Mächte, die in dem All wirkſam ſind. In ihm iſt die Ewigkeit mit ihrer Finſterniß und ihrem Lichte, wie auch die Zeit mit ihren wandelbaren Geſtalten. Sein Weſen iſt daher eine Dreiheit, wiewohl auch wiederum Einheit. Mit dem Leibe gehört er vorzugsweiſe der äußern, mit ſeiner Seele der finſtern, mit ſeinem Geiſte der lichten Welt an. Daraus ergiebt ſich, daß der Menſch, wenn er iſt, wie er ſeyn ſoll, die göttliche Dreizahl in ihrer ganzen Fülle offenbart. Daraus ergiebt ſich auch, daß er höher ſteht, als die vorweltlichen Geiſter. Denn die ſeligen und unſeligen offenbaren immer nur eine Weiſe des Urſeyns; das menſchliche Weſen dagegen iſt die Laute, aus der die ganze Harmonie der Gottheit hervortönen kann. — In der Seele erſteht der eigene Wille, indem ſie ſich als Ich ausſpricht. In dieſe Geſtalt eingetreten, verfährt ſie nach den Einfällen des Augenblicks, formt ſich ſelbſtſüchtig, bezieht das All nur auf ſich, ſtatt ſich auf das All zu beziehen. Es iſt nicht möglich, daß dieſes ſelbſtiſche Streben gelinge; darum muß es von Unluſt und Schmerz begleitet ſeyn. Der eigene Wille iſt nothwendig der Quell unendlicher Qual. Die Seele, welche auf dieſe Weiſe von der Einheit abfällt, entzündet dadurch in ſich den verneinenden Zorn des göttlichen Weſens. Nun gleicht ſie den gefallenen Geiſtern, und iſt aus dieſem Grunde offen für ihre Einflüſſe. — Sobald aber die Seele dieſes inne wird, kann ſie ſich erheben und zur Lichtwelt werden. Dann wird ſie „der gelaſſene Wille.“ Dieſer bildet den ſchroffſten Gegenſatz gegen den eigenen Willen. Denn, wenn der leztere Alles ſeyn will, will der erſtere Nichts ſeyn. Der Widerſpruch, in dem der eine gegen das Göttliche ſteht, iſt in dem andern ganz und gar erloſchen. Die Pein, die in dem einen glüht, hat in dem andern völlig aufgehört. Während der eine gegen die Bejahung anſtrebt, gibt ſich der andere ihr hin. Der eine formt ſich ſelbſt, der andere läßt ſich formen. Der eine will Gott ſeinem Selbſte opfern, der andere bringt ſein Selbſt Gott als Opfer. Der gelaſſene Wille iſt die tiefſte Stille, ſo ſtill, als das All, ehe die Finſterniß und das Licht in ihm hervortrat. Allein, wie ſchon in jener urewigen Stille der ganze Reichthum der tauſendfach geſtalteten Offenbarung lag, ſo liegen in dem gelaſſenen Willen die kräftigen Keime einer neuen Welt, welche am Lichtſtrahle des göttlichen Wortes ſich entfalten, durch das ſie auch gelegt ſind.“

Böhme hat den Einfluß der Natur auf den Menſchen ſehr ausführlich erörtert, hauptſächlich in der Lehre von den Temperamenten, die ſich nach den vier Elementen richten, und in der durchgreifenden Correſpondenz alle einzelnen Organe des Menſchen mit Kräften der unorganiſchen Natur. Dieſe Naturphiloſophie gehört indeß urſprünglich mehr dem Theophraſtus Paracelſus an, von dem ſie Böhme mit vielen ſeiner ſeltſamen techniſchen Ausdrücken entlehnt hat, und ſie iſt nicht das Weſentlichſte in Böhme's weit umfaſſendem Syſtem, auch leidet ſie im Einzelnen an vielen Irrthümern, die der mangelhafte Zuſtand der Empirie in jener Zeit entſchuldigen muß. Deßhalb war es zweckmäßig von Herrn Wullen, hier nicht ins Detail zu gehen, die klare Abrundung des ganzen Syſtems nicht durch ſolche Kleinigkeiten, die zugleich einer Berichtigung bedurft hätten, zu ſtören.

Der irdiſche Leib vollbringt einen beſtimmten, immer nur kurzen Kreislauf, nach welchem er in ſeine Elemente zurückfällt und die Seele ſich von ihm ſcheiden muß. Dieſe Scheidung, der Tod, würde ganz ſchmerzlos ſeyn, wenn der eigene Wille, die Sünde, nicht bewirkte, daß die Seele gern feſthängt am Körper.

„Während der Leib zerfällt, dem Geſetze der äußern Welt gemäß, die ihn ausgeboren hat, dauert die Seele fort, dem Geſetze der innern Welt gemäß, der ſie angehört. Die innere Welt kennt keine Vernichtung, ſie iſt ewig, da es keine höhere Macht giebt, die im Stande wäre, ſie zu zerſtören, indem in ihr die höchſte Macht liegt, die Allmacht. Die Zuſtände der abgeſchiedenen Seelen ſind zwar verſchiedener Art, gleichen ſich aber darin, daß ſie immer aus der Beſchaffenheit der lezteren ſich ergeben. Sie geſtalten ſich, je nachdem das zeitliche Leben geſtaltet war, da daſſelbe ſeine Figur dem Willen der Seele einprägt, und dadurch ſie mehr oder minder quält, mehr oder minder beſeligt. Diejenige Seele, welche Werke der Verneinung zu Tage förderte, trägt ewig das Zeichen peinvoller Verneinung; diejenige aber, welche Werke des Lichtes vollbrachte, ſonnt ſich ewig im göttlichen Lichte. In den frevelhaften Seelen glühen, wie in den vorweltlichen gefallenen Geiſtern, die vier erſten

Digitized by Google

Geſtalten der ewigen Natur, martervoll, ruhelos, von einem Streben bewegt, das nimmermehr Befriedigung finden kann. In den frommen Seelen dagegen offenbaren ſich die ſieben Naturgeſtalten mit ihrer unendlichen Klarheit, majeſtätiſchen Macht, ſeligen Wonne. Dieſe entgegengeſezten Zuſtände laſſen zwar eine Steigerung zu, aber keine Umwandlung, indem nur die äußere ſichtbare Welt Vermittlungen zwiſchen den großen Gegenſätzen des Alls, zwiſchen Licht und Finſterniß darbietet. Jedoch nicht immer zerſchneidet der Tod mit einem Male alle Beziehungen der Abgeſchiedenen zur äußeren ſichtbaren Welt. Diejenigen, welche ſich in das Irdiſche ganz und gar verſenkten, ſcheinen zuweilen in das Dieſſeits herein, ſpinnen hier ſeltſame Truggeſtalten, und dieſes Spiel der Willkühr kann ſo lange von ihnen fortgeſezt werden, bis die Trümmer des Sternen- und Elementengeiſtes, die noch an ihnen haften, vollends verzehrt ſind. Auch diejenigen, welche im irdiſchen Daſeyn zwar zum Lichte ſich erhoben, ohne jedoch ihren Eigenwillen völlig zu brechen, bewahren Erinnerungen an die vorübergegangenen Zeitbilder, wirken auch manchmal auf die Lebenden, aber nur geiſtig und nur auf den Geiſt, namentlich wenn ſie durch glaubensvolle Gebete erregt werden, durch glaubensvolle Gebete, welche ihre Wirkſamkeit weit über die Grenze des äußern Daſeyns ausdehnen. Nur jene Seelen, welche ſchon auf der Erde durch Hingabe an das ewige Wort ihre Wiedergeburt feierten, vergeſſen göttlich alle endlichen Beziehungen, alle bedingten Einzelheiten und erwarten heilig ſtill den Schluß der kreiſenden Weltgeſchichte, welcher den Anfang und auch ihre Hüllen widerum herſtellt.“

Was das zeitliche Leben betrifft, ſo ſieht Böhme die Menſchheit als ein Ganzes, die Weltgeſchichte als ein Geſammtleben an. „Adam begann das erſte Weltalter, Chriſtus das zweite. Das erſte nahm ſein Ende, als der göttliche Zorn geoffenbart war, das zweite ſeinen Anfang, als die göttliche Liebe in der geſunkenen Menſchheit zur Offenbarung ſich bewegte. Indeß, da der göttliche Zorn und die göttliche Liebe nicht getrennt ſind, ſo war die leztere auch im erſten Weltalter, aber nur in der Verheißung, nur vorbildlich. Als die Zeit erfüllet war, trat die göttliche Liebe aus dem Schooße des Weibes hervor. Maria gebar Chriſtus, weil Maria als Weib die Lichtwelt in ſich trug im Gegenſatz gegen den Mann, in dem die Feuerwelt iſt, und der deßhalb im erſten Weltalter der Träger der göttlichen Offenbarung war. Die göttliche Liebe, oder der ewige Sohn, das Herz der Lichtwelt, ward Menſch, Menſch nach Leib, Seele und Geiſt. Jene himmliſche Bildniß, die ewige Weisheit, die vor dem Fall in Adam geleuchtet hatte, und mit dem Fall erbleichte, war nun wiederum ſtrahlend in den Geſichtskreis der Menſchheit getreten. Chriſtus vereinigte wieder wie Adam, der Urmenſch, die Gegenſätze des Alls, aber in höherer Weiſe, in einer Weiſe, welche den ausgebrochenen Widerſpruch ſchon überwältigt hat. Die göttliche Liebe, als Chriſtus Menſch geworden, war damit dem Schickſal des menſchlichen Weſens unterworfen. Chriſtus durchlief die Altersſtufen, entwickelte ſich allmählig, hatte ſinnliche Bedürfniſſe, ſtand unter dem Einfluſſe ſeines Volkes, ſeiner Zeit. Er konnte ſogar der Verſuchung zur Sünde nicht enthoben werden, eben weil er Menſch war, und der Menſch zwiſchen das Reich der Finſterniß und des Lichts geſtellt iſt. Chriſtus aber ließ ſich von dem Zuge der Nachwelt nicht hinreißen, er beſtand ſiegreich den Kampf, und ſein Leben trübte keine Sünde. Wohl war es nothwendig, daß die göttliche Liebe in die äußere Welt hereintrat, weil der Feuergrimm, der in ihr ausgebrochen war, ohne dieſen Eintritt nicht mehr hätte gelöſcht werden können. Um dieſen Zweck vollſtändig zu erreichen, verſenkte ſich Chriſtus in den Feuergrimm ſelbſt; er ſtarb, mußte ſterben. Indem er ſtarb, indem er in die zürnende Finſterniß eintrat, bezwang er ſie. Die Uebermacht, die ſie durch Adams Fall errungen hatte, ward auf dieſe Weiſe gebrochen; der urſprüngliche Zuſtand kehrte in höherem Glanze wieder zurück; ein ſchöneres Paradies erblühte nun wieder in unſerer Welt.“

Dies ſind nur Grundzüge, die inzwiſchen geeignet ſeyn werden, einen Begriff von Böhme's tiefem Geiſt zu geben.

Taſchenbücher auf 1837.

Cöleſtine. Ein Weihgeſchenk für Frauen und Jungfrauen. Mit 4 Kupfern. Aſchaffenburg, Pergay, 1837.

Wir haben es oft den Proteſtanten verdacht, daß ſie (Witſchel, Wilmſen ꝛc.) die Religion unter die eleganten Modewaaren gebracht haben, und wir hätten nicht geglaubt, daß die Katholiken ihnen hierin nachfolgen würden. Das kokette Chriſtenthum iſt nicht das beſte. Lieber gar keine Religion, als eine, die in Almanachskupfern und Klinggedichten ſich verfeinert. Alles zu ſeiner Zeit und an ſeinen Ort, ſagt ſchon der zu wenig mehr geleſene Lebensphiloſoph Salomon. Die Glocke in die Kirche, die Schelle in den Almanach, aber nicht die Glocke in den Almanach und die Schelle in die Kirche. An und für ſich ſind viele der frommen Gedichte und Abhandlungen, die das kleine Taſchenbuch enthält, ſehr achtungswerth; aber ſie ſind eben zu ernſt für das bunte Gewand der Mode, und die Kirche thut ſehr übel, wenn ſie der Mode ſolche Conceſſionen macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 121. Mittwoch, 30. November **1836.**

Unterhaltungsbücher.

Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt von Guſtav Schwab. Zwei Theile. Stuttgart, Lieſching, **1836, 1837.**

Unſer rühmlichſt bekannter Romanzendichter Schwab hat hier eine Auswahl der ſchönſten Sagen aus älteren Volksbüchern geſammelt und in ſchlichter Proſa, im alterthümlichen Geiſt, doch mit Abſchleiſung der alten rauhen oder unverſtändlich gewordenen oder durch Weitläufigkeit ermüdenden Partien wiedererzählt. Die alte Form iſt wohl, wenigſtens für die Jugend unbrauchbar geworden, und was Tieck in ſeinen herrlichen Dichtungen durch die freieſte poetiſche Behandlung daraus gemacht hat, iſt troz ſeiner hohen Genialität oder eben wegen derſelben zu wenig mehr die einfache alte Sage. Darum iſt eine Bearbeitung, wie die vorliegende, ganz an der Zeit, da jene Sagen viel zu ſchön ſind, als daß ſie nicht jezt noch, wie ehedem, Jung und Alt vertraut werden ſollten.

Der erſte Theil enthält den gehörnten Siegfried, die ſchöne Magelone, den armen Heinrich, Hirlanda, Genovefa, das Schloß in der Höhle Xa Xa, Griſeldis, Robert den Teufel, die Schildbürger. Der zweite Theil: Octavianus, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſina, Herzog Ernſt, Fortunat und ſeine Söhne; alles bekannte und längſt als die ſchönſten Denkmäler unſerer ältern Volkspoeſie anerkannte Stoffe. Auch die äußere ſehr ſolide und elegante Ausſtattung macht dieſes Werk beſonders zur Lektüre der heranwachſenden Jugend und zu einem Leſebuch fürs Haus empfehlenswerth.

Kirche und Gottesgelahrtheit.

52) Die vier lezten Dinge: „Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich.“ Von Pater Martin von Cochem. Herausgegeben von Bruckbräu. Augsburg, von Jeniſch und Stage, **1836.**

Eine vormals ſehr berühmte Schrift, in der die Höllenſtrafen mit ungemeiner Phantaſie ſo recht zum Entſetzen ausgemalt ſind. Iſt der Herausgeber wohl derſelbe Herr Bruckbräu, der ſchon ſo viele unzüchtige Schriſten edirt hat? Es wäre doch merkwürdig, wenn derſelbe Mann, der „die Verſchwörung in München“ ſchreibt, auch den frommen Pater Cochem edirt hätte. Doch auf unſerm literariſchen Markt iſt alles möglich.

53) Mittheilungen aus den merkwürdigſten Schriften des verfloſſenen Jahrhunderts über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode. Herausgegeben von Hubert Beckers. Zweites Heft. Augsburg, Kollmann, 1836.

Immer noch wird viel über das Jenſeits geſchrieben, ſeit die Seherin von Prevorſt die kleine Ritze in der Himmelsdecke entdeckt hat, nach der nun alles ſich drängt und weit hinein gucken will. Hier werden uns zwei ältere Abhandlungen mitgetheilt, von den Doctoren Meisner und Löſcher, welche beide vom katholiſchen Standpunkt aus über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode philoſophirt haben. So feſt ſie von der Fortdauer und von der Vergeltung in derſelben überzeugt ſind, geſtehen ſie doch, daß dieſe Materie immer etwas Dunkles behalte, daher von jeher ſo verſchiedene Meinungen darüber obwalteten.

Die Seele erſcheint 1) getrennt vom Körper, 2) mit einem proviſoriſchen und wandelbaren luftigen Körper, 3) wiedervereinigt mit dem irdiſchen Körper bei der allgemeinen Wiedergeburt, 4) in thieriſcher Geſtalt (Seelenwanderung), 5) in beſtimmter teufliſcher oder engliſcher Geſtalt, als nothwendigem Ausdruck der innern Schlechtigkeit oder Güte.

Die Seelen kommen 1) ſogleich an den Ort ihrer Beſtimmung, oder 2) zuvor in ein Zwiſchenreich, bis ſie gereinigt ſind, und dann ſogleich in den Himmel, oder 3) zuvor in einen Mittelzuſtand, bis der jüngſte Tag ſie zum Gerichte ruft.

Die Seelen ſchweben auf der Erde herum, oder ſie wandern durch die Geſtirne. Der Himmel iſt in der Sonne, die Hölle im Innern der Erde, oder beide in irgend einem unbeſtimmten Raum oder gar unräumlich.

Die Seelen ſind iſolirt, oder nach Klaſſen zuſammengethan.

Die Seligkeit beſteht im bloßen Singen und Poſaunen; oder ſie beſteht in dem Aufenthalt in einem ſchönen Garten, Luſtwandeln, Wiederſehen, engliſchen Geſprächen; oder im Schulhalten und Examiniren, wie die würtembergiſchen Geiſter durchgängig verſichern; oder in Recapitulationen des irdiſchen Lebens anderer Art.

Da ſind denn freilich der Widerſprüche genug, weßhalb wieder Andere an gar keine Unſterblichkeit geglaubt haben.

54) Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Dr. Miſes. Dresden, Grimmer, 1836. S. 50.

Alle Schriften des Dr. Miſes haben etwas Originelles. Was er uns hier mittheilt, iſt aber nicht ſo humoriſtiſch, wie ſeine frühern Abhandlungen, ſondern, wie es ſcheint, ernſt gemeint. Er perſonificirt alle unſere Gedanken und Affekte, und macht jeden zu einem beſondern Geiſt, ſo daß er jedes Individuum beſtändig von einer Menge fremder Geiſter beunruhigt ſieht, die ihm alle ſeine Gedanken und Neigungen eingeben, in ihm ſtreiten ꝛc. Das iſt ſchon oft geſagt worden. Nun kommt aber des Verfaſſers ganz eigenthümliche Nutzanwendung. Er behauptet nämlich, daß Böſe trenne die Geiſter, das Gute vereinige ſie.

„Jedes geiſtige Moment, was nicht die ewige Harmonie in ſich trägt, wird, wenn es auch dieſes Leben noch überdauert, doch endlich in ſich zerfallen, und eine Zerſpaltung der Geiſter bewirken, die eine Zeit lang dadurch zu einem verwerflichen Bunde vereinigt waren. — Und weil die Auflöſung dieſer verwerflichen Momente in der Fortentwickelung der Geiſter dritter Stufe von ſelbſt begründet liegt, ſo wird auch der, deſſen geiſtiges Weſen nur aus ſolchen beſtand, beim Eintritt in die dritte Welt nur noch Wenige finden, an die er ſich anſchließen kann, und mit dieſen wird er zuletzt wieder zerfallen in Zwietracht und Feindſchaft und ſo zuletzt ganz verſtoßen aus der Gemeinde der edlen Geiſter verſchmachten in der Hölle der Einſamkeit. — Die meiſten geiſtigen Momente, die im jetzigen Leben ſich entwickeln, und die wir in das folgende mit hinüber nehmen, tragen zwar einen Kern des Wahren, Guten oder Schönen in ſich, aber eingehüllt durch viel Zuſatz des Unweſentlichen, Falſchen, Verkehrten und Verderbten. Welche Geiſter durch ſolche Momente zuſammenhängen, die können verbunden bleiben oder ſich trennen; je nachdem ſie ſich beide vereinigen, das Gute und Rechte darin feſtzuhalten und das Schlechte den böſen Geiſtern, bei ihrer Scheidung von ihnen, allein zurückzulaſſen oder je nachdem der eine das Gute der andere das Schlechte ergreift. — Welche Geiſter aber einmal ſich einer Form oder Idee des Wahren, Schönen oder Guten in ihrer ewigen Reinheit gemeinſchaftlich bemächtigt haben, die bleiben auch durch ſie verbunden in alle Ewigkeit, und beſitzen ſie auf dieſelbe Weiſe als Theil ihrer ſelbſt in ewiger Einigkeit. — Das Erfaſſen der ewigen Ideen von den höhern Geiſtern iſt daher ein Zuſammenwachſen derſelben durch dieſe Ideen zu größern geiſtigen Organismen; und wie alle individualen Ideen in allgemeinen und dieſe in allgemeinern wurzeln, ſo werden zuletzt alle Geiſter als Gliedmaßen mit dem größten Geiſte, mit Gott, zuſammenhängen.“

Schon in unſerem jetzigen irdiſchen Leben iſt dieſe Gemeinſchaft zu erkennen. „Indem die höhern Geiſter nicht bloß in einzelnen Menſchen wohnen, ſondern indem jeder ſich in mehrere hineinverzweigt, ſind ſie es, die dieſe Menſchen auf geiſtige Weiſe verknüpfen, ſey es zu

Digitized by Google

einer Form des Glaubens, oder einer Wahrheit, einer moraliſchen oder politiſchen Beſtrebung. Alle Menſchen, die irgend eine geiſtige Gemeinſchaft mit einander haben, gehören zum Leibe eines und deſſelben Geiſtes zuſammen und gehorchen der Idee, die von ihm in ſie eingegangen iſt, wie zuſammengehörige Glieder. Oft lebt eine Idee in einem ganzen Volke auf einmal, oft wird eine Maſſe Menſchen zu einer und derſelben That begeiſtert: das iſt ein mächtiger Geiſt, der ſie alle überkommt, in alle epidemiſch hineinſtrahlt. Freilich nicht bloß durch die Geiſter der Todten geſchehen dieſe Verknüpfungen, ſondern unzählige neugeborene Ideen wirken von den Lebenden in die Lebenden hinein; aber alle dieſe Ideen, die vom Lebenden in die Welt gehen, ſind ja ſchon Glieder ſeines künftigen geiſtigen Organismus. — Wenn nun zwei verwandte Geiſter in der Menſchheit ſich begegnen, und durch ihre gemeinſchaftlichen Momente zu einem größern geiſtigen Individuum verwachſen, ſo treten zugleich die Geſellſchaften, Geſchlechter oder Völker, die erſt einzeln durch ſie verknüpft waren, in geiſtige Gemeinſchaft mit einander und bereichern ſich gegenſeitig durch ihr geiſtiges Beſitzthum. So iſt das Wachsthum der Geiſter der dritten Stufe untrennbar mit dem Fortſchritt der Menſchheit verbunden. Die allmälige Ausbildung des Staats, der Wiſſenſchaften, der Künſte, des menſchlichen Verkehrs, die Organiſation dieſer Lebensſphären von tauſend und abertauſend Ideen zu immer größern harmoniſch gegliederten Ganzen iſt die Folge dieſes Zuſammenwachſens von unzähligen geiſtigen Individualitäten, die in der Menſchheit leben und weben, zu größern geiſtigen Individualitäten.“

Künftig aber ſoll der vollkommenſte geiſtige Organismus vollendet werden im Sonnenleben: „In ihrem Sonnenleben werden die Geiſter mittelſt des Lichtſtrahls und der Gravitation in alle Welträume hinausblicken und hinausfühlen, und verkehren mit Sonnen und Planeten, ſo weit der Flug des Lichts und das Fühlen durch die Schwere reicht. Das bunte Leben und Weben auf allen Planeten wird durch den gemeinſamen Sinn des Lichts von den Sonnenweſen in einem Augenſchlage mit gleicher Klarheit überſchaut werden, als von uns unſere nächſte Umgegend; und ſo werden wir, obwohl nur auf einem derſelben geboren, doch alle einſt kennen lernen, ohne nöthig zu haben, das Leben auf allen einzeln zu durchlaufen. Alle Geiſter, die auf den einzelnen Planeten ſich fremd gelebt haben, werden ſich auf der Sonne begegnen in derſelben Lebensſphäre; und jeder wird nicht nur den Schauplatz ſeines eignen frühern Lebens, ſondern auch die Erziehungsplätze aller andern Geiſter dort überſehen. Aber auf einer folgenden Stufe werden die Geiſter von der einzelnen Sonne in das freie unendliche Meer der Sonnen und Planeten ſelbſt hinausgeboren werden, wo nur die Grenzenloſigkeit des Geiſtes Grenze iſt; und in einer noch ſpätern Stufe werden ſie zum ewigen Quell gelangen, aus dem Zeit und Raum hervorſtrömen, der ſelbſt aber nicht zeitlich noch räumlich iſt; und endlich werden ſie über Zeit und Raum emporwachſen und ſich in Gottes ewige Klarheit verſenken.“

Was ſich nun auch gegen dieſe Vorausſetzungen einwenden läßt, ſo muß man doch geſtehen, daß die Idee der innigen Gemeinſchaft vieler Geiſter, und die Idee der unendlichen Ausbreitung, der allſeitigen Welteroberung durch das innere Licht ſehr ſchöne Ideen ſind.

55) Unſere Anſprüche auf Fortdauer nach dem Tode, vor dem Forum des geſunden Menſchenverſtandes. Eine Vorleſung von Dr. S. Härlin. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Obgleich es Frevel wäre, der tief ernſten Seite dieſes Gegenſtandes gegenüber leichtſinnig ſpotten zu wollen, ſo verdienen doch allerdings die barocken, einander ſo ſehr widerſprechenden und dabei anmaßungsvollen Meinungen der Theologen und Philoſophen, und vor allem die unbeſcheidenen Zumuthungen der Himmelſtürmer, die Geißel der Satire. Nur zu oft hat menſchliche Eitelkeit überhaupt und geiſtliche und philoſophiſche Hoffahrt insbeſondere „das unbekannte Land“ zu einem Tummelplatz ihrer Albernheiten gemacht, ſo daß es keine Entweihung des Heiligen iſt, wenn man ihnen nachgeht und ſie ein wenig hänſelt.

Darum hat der Verfaſſer ganz recht, wenn er ſich folgendergeſtalt expectorirt: „Und die Spekulationen der Philoſophie, haben dieſe uns weiter gebracht? Dieſe tödtenden Phraſen von Ich und Nicht-Ich, an ſich und für ſich, Reflex und Entzweiung, ſich ſetzen und geſezt werden, Abſolutem und Potenzirung, dieſe Redensarten, durch deren Verſetzung, wie in einem Myriorama oder Walzerlotto, man philoſophiſche Syſteme zuſammenwürfeln kann, wie Sand am Meere, ſie weiſen uns keinen Weg zum Thor hinaus, geſchweige durch den Tod. Dieſe Spekulanten, auf deutſch Spiegler, nehmen den klarſten Gegenſtand zwiſchen zwei Spiegel, reflektiren ihn hin und her, bis er trüb und undeutlich iſt, dann ſagen ſie, ſie ſehen in die Tiefe; und Gottes ſchöne Handſchrift im Buche der Natur drehen ſie um in ihren eitlen Spiegeln, ſchreiben mühſam das Verkehrte ab, und krähen εὕρηκα über ihre Spekulation. Durch Ueberſetzen in eine unverſtändliche Sprache wähnen ſie das Flache tief zu machen; meinen, wenn ſie die deutſche Grammatik korrumpiren, und aus einem Weſen ein Seyendes machen, was

an ein Colatorium erinnert, haben ſie ſeine Natur erforſcht, und glauben, wenn ſie eine Nulle Zero tauſen, laſſe ſich mehr daraus kneten als aus einem einfachen hausbackenem Nichts, aus welchem doch Gott ſeiner Zeit die Welt erſchuf, was etwas mehr iſt als ein philoſophiſches Syſtem. — Am Bequemſten macht ſichs von jeher die Moral. Sie hat den zauberiſch geſchmückten Thron, von welchem verdrängt der Offenbarungsglaube ſich in die Mährchenwelt flüchtete, zu einem ſchmuckloſen Katheder abgehobelt, von welchem herab ſie der Gottheit eine Vorleſung hält, und, den kategoriſchen Imperativ umkehrend, den praktiſchen Satz: „Du kannſt, denn Du ſollſt“ dem Herrn der Welt ins Gewiſſen ſchiebt, und ihm zu verſtehen gibt, ein ſo braver vornehmer Herr werde doch billig ſeyn, und die Wechſel, welche die Anmaßlichkeit des Menſchen (Ahnung genannt) auf ihn zog, pünktlich ſaldiren. Den jüngſten Tag hält ſie für einen umgekehrten böhmiſchen Landtag, an welchem die Poſtulate, weniger der Vernunft, als des menſchlichen Egoismus, der einen ſehr hohen Begriff von ſeiner Wichtigkeit hat, vom Herrn genehmigt werden müſſen, und droht mit einer Klage auf Täuſchung, wenn nicht gehalten werde, was ſie vom Katheder, ſonſt aber weiters Niemand verſprochen hat. Aber ſie fragt nicht, ob es auch möglich ſey; während doch ſelbſt die Allmacht aus zweimal zwei nicht drei machen kann, ungeachtet man ihr mit andern Zahlen Aehnliches anſinnt.“

„Und dann der Menſch — dieſes Bild der Unvollkommenheit, dieſes unkorrigirte Brouillon, dieſes unvollendete Kunſtwerk gleich dem Kölner Münſter, dieſes Thier mit der Engelsanlage, das ſich, wenn es zum alten Wurm eingeſchrumpft, ſonſt nichts mehr thun kann, nur immer als Egel feſter ſaugt an dem Erdenblut, bis der Tod Salz auf ihn ſtreut; dieſe Palette, auf welcher der Schöpfer die Farben aller Tugenden und aller Laſter abgewiſcht hat, wie auf den Federn des Stieglitz; dieſes unvollkommene Segment einer vollkommenen Form ſollte für vollendet gelten? Der Wurm iſt vollkommen in ſeiner Art, der Froſch bildet ſich um, bis er's wird — und höheren Organiſationen, dem Pferde, dem Elephanten gibt der Menſch durch Dreſſur die Vollkommenheit, die er ſelbſt nicht erreichte. Wenn der Schöpfer nichts weiter zu Stande bringt, wahrhaftig er muß ſich von einem Recenſenten ein „currente rota, cur urceus exit?“ gefallen laſſen. Alſo, nicht, um unſer vermeintliches Guthaben einzukaſſiren, und für das behagliche Selbſtgefühl der Ehrlichkeit, deſſen Genuß wir uns vielleicht vernünftiger Weiſe verſchafft haben, noch eine Prämie zu verlangen, ſprechen wir ein ferneres Leben an, ſondern weil wir es unzweckmäßig finden, als halbgebacken wieder umgeknetet zu werden; weil wir nicht vom Platz wollen, ohne auch, ſo gut wie andere ehrliche Geſchöpfe, unſern Gipfel erreicht zu haben; einzig deßwegen ſträuben wir uns, wie ein ſcheues Pferd, vor dem ſchwarzen Thor der Vernichtung. Wie jenen Capellmeiſter, der aus dem Bett aufſtehen mußte, um einen fehlenden Schlußaccord nachzuſpielen, drängt es uns, aus dem Grab aufzuſtehen, um die Auflöſung der ſchreienden Diſſonanz, welche wir im Schöpfungsconcert bilden, im Himmel nachzuſpielen. — „Iſt alles Recht!“ ſagt der Verſtand, aber was denn nun anfangen mit einem ewigen Leben? Buchſtabirt Euch doch einmal deutlich vor: Ewig leben. Sind nicht ſchon die Worte: „ewige Fortdauer“ eine contradictio in adjecto; da das Wort: „fort“ eine Bewegung in Zeit und Raum bezeichnet, während das Ewige unveränderlich iſt?“

„Iſt die Vorſtellung von einem ewigen gleichförmigen, genußvollen Nichtsthun kindiſch, ſo iſt die entgegengeſetzte unvernünftig: die Reformer nämlich ſtatuiren ein ewiges Fortſchreiten zur Vollkommenheit, und die liberalſten darunter laſſen nach ein paar Millionen Jahren auch die, inzwiſchen ausgeglühten Verdammten en Reserve dem Marſch der Seligen folgen. Nun iſt aber klar, daß die Vollkommenheit ein Ziel iſt, und daß das ewige Streben nach einem ewig unerreichten Ziel eine neue Verdammniß iſt, nämlich die des Siſyphus.“

Aus dieſen Stellen wird man den witzigen Styl des Verfaſſers und den Ideengang ſeiner Satire genau zu erkennen vermögen. Am Schluß erklärt er ſich, wie Dr. Miſes, für die Verhimmelung der Planetarier in der Sonne.

Romane.

72) Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropiſcher Roman, von Juſtus Ironius Kosmopolita. Glogau, Flemming, 1835.

Eine nicht ſehr witzige Verſpottung jeder bürgerlichen Freiheit, Conſtitution und Emancipation, ungefähr wie Goethe's Bürgergeneral und die Aufgeregten. Es war wohl ſehr klein gedacht vom großen Goethe, den ungeheuern Kampf der Zeit aus dieſem Standpunkt zu betrachten. Wenn man eine franzöſiſche Revolution vor Augen hat, muß man einen etwas weiten welthiſtoriſchen Maßſtab anlegen und nicht den eines Polizeidirektors von Krähwinkel. Gleichwohl hat es unſerm Verfaſſer ungemein witzig geſchienen, das Ringen des Jahrhunderts, den ernſten und großartigen Kampf auch unſerer Tage aus dieſem ſervilen Winkel heraus zu belächeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 122. Freitag, 2. December **1836.**

Romane.

73) Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim von Arnim. Berlin und Königsberg in der Neumark, Vereinsbuchhandlung, 1835.

Bei Arnim herrſchte die Phantaſie vor. Er ließ ſich oft von ihr bis über das Verſtändige hinausreißen, aber dieſer Fehler des Reichthums hat etwas Anziehendes, wenn man ſich ſo lange und immer wieder von armen Sündern der Poeſie umlagert ſieht, die gar keine Phantaſie haben und doch um Gotteswillen Dichter ſeyn wollen.

Gleich die erſte Erzählung iſt wunderlich genug. Eine franzöſiſche Dame veranlaßt durch ihre Andacht vor dem Bilde des Königs einen Intriguanten, ſie in den Verdacht zu bringen, als ſey ſie verrückt. Sie wird wirklich verhaftet, eingeſperrt und ſogar der Kur der Tretmühle unterworfen. Der Intriguant läßt ihr nur einen Rettungsweg offen, die Heirath mit ihm. Sie entſchließt ſich dazu, entkommt ihm aber in Avignon. Ein früherer Liebhaber findet ſich ein, und durch Liſt wird der Intriguant in ein Kloſter gelockt, wo er in einer Oelmühle ſo lange das Rad treten muß, bis er ſich allem, was man ihm zur Ehrenrettung der Dame vorſchreibt, gefügt hat.

In Nr. 2 kommt ein alter Oberſt bei einem jungen Pfarrer ins Quartier, entdeckt in der Gattin deſſelben ſeine eigene außereheliche Tochter und findet auch die Mutter noch auf dem Sterbebett wieder.

Nr. 3 läßt den Sohn des alten bekannten Siegfried von Lindenberg auftreten, deſſen Naivetät gleich der ſeines Vaters mit dem Genie der Neuzeit zuſammenſtößt. Doch fehlt der luſtige Humor, der Spott iſt nicht unſchuldig genug, es liegt immer ein kleiner Zug von Beleidigung darin, wie überhaupt in aller neuern Satire.

In Nr. 4 glaubt man den Studenten Anſelmus von Callot-Hoffmann wieder zu erkennen, doch wird man unangenehm überraſcht durch die Entdeckung, daß die ganze phantaſtiſche Erzählung auf eine Allegorie hinausläuft; der Jüngling, den wir zwiſchen einer gelehrten Dame und einem lieblichen Dienſtmädchen finden, wird auf einmal zur Perſonifikation der Jugend, die zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt ſchwankt.

Meiſterhaft iſt die 5te Erzählung: Fürſt Ganzgott und Sänger Halbgott. Ein langweiliger und gelangweilter Fürſt trifft mit einem ihm ſehr ähnlichen Sänger

Digitized by Google

zuſammen, den er eine Zeitlang ſeine Stelle vertreten und durch den er auch auf das Herz ſeiner von ihm getrennten fürſtlichen Gemahlin operiren läßt. Der geiſtvolle Künſtler erreicht, was er will. Die Fürſtin, die ihn der großen Aehnlichkeit wegen für ihren Gemahl hält, wird ganz bezaubert von den neuen Eigenſchaften, die ſie an ihm wahrnimmt und iſt überaus geneigt, ihm wieder die Hand zu bieten und das eheliche Glück herzuſtellen. Nun darf aber der Sänger aus ſchuldiger Diſcretion nicht den kleinſten Schritt weiter thun. Zum Unglück iſt der Fürſt ſelber nicht da. Die Fürſtin wird immer zärtlicher, gibt dem Pſeudogemahl immer liebevoller zu verſtehen, daß ſie verſöhnt ſey, läßt ihm einen Blumenſtrauß ans Bett ſtecken, ſchickt ihm ein Gedicht, das ſehr verſchämt und doch noch ſehnſuchtsvoller als verſchämt iſt und weiß ſich das hölzerne Weſen nicht zu erklären, das der glücklich-unglückliche Sänger in ſeiner tödtlichſten Verlegenheit angenommen hat. Endlich rettet ihn der Fürſt durch ſeine Ankunft und ſtatt des ſtarken Siegfrit tritt Gunthachar in Brunhildens Kammer.

Die lezte Erzählung handelt von einem wahnſinnigen Invaliden, der eine kleine Feſtung ganz allein vertheidigt und auf die beſten Freunde herunter ſchießt, bis ſeine Frau ſich vor die Kanonen ſtellt und er endlich zur Beſinnung kommt.

74) Dichter und ihre Geſellen. Novelle von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Ein eigenthümliches und beinahe wehmüthiges Gefühl ergreift uns, wenn wir mitten unter den breit ſentimentalen und frivol-gräßlichen, angliſirten und franzöſirten Romanen unſerer Tage noch auf einen altromantiſchen ſtoßen, wie der vorliegende, in den ein ſanfter Wind die Blüthen aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren, aus Sternbalds Wanderungen und aus der Gräfin Dolores herübergeweht. Es iſt noch ganz die kriſtallklare Luft, in der wir hier wieder die Schlöſſer kunſtliebender Fürſten und Grafen aus dem deutſchen Walddunkel tauchen ſehen, und edle Frauen auf den Altanen und in den Gärten, und ſchmachtende junge Künſtler und altmodiſche Rathgeber, deutſche Hofräthe, dazu eine Schauſpielerbande, komiſche Perſonen, und Humor die Fülle, obgleich etwas weinerlicher Art, und katholiſches Kirchenfenſterfarben-Dämmerlicht und einen Wald, dahinten ein Waldbruder, und dann eine lange ſonnenhelle Straße gebahnt hinüber nach Italien, und italieniſche Villen und fremdartige, bis zum Wahnſinn entzückende Schönheit. Das alles, was vor zwanzig bis dreißig Jahren dem ſinnenden Auge eines zartfühlenden Publikums vorüber ging und der damaligen Stimmung und Neigung zuſagte, kann dem jezt härter gewordenen Geſchlecht nicht mehr behagen, man findet es doch gar zu ausgedüftelt ſein, gläſern zerbrechlich und wie Schmetterlingsflügel zu wenig angreifbar. Man verlangt derbere Koſt jezt, man will nicht bloß ſehen, man will zugreifen. Man will nicht zart um die Blume ſchweben wie die Biene, ſondern in Alles hineinfahren wie der Miſtkäfer. Der Frechſte und Schmutzigſte muß gewinnen, deßwegen wird wohl auch der große Emerentius Scävola im neunzehnten Jahrhundert die Palme davontragen. Möchte es geſchehen! Die Poeſie wird nicht eher gereinigt werden, bis ſie ganz zum Augiasſtall geworden iſt.

Wir können uns nicht enthalten, einige Bilder des Dichters mitzutheilen, um den geneigten Leſer an die feineren poetiſchen Genüſſe früherer Zeiten zu erinnern. Nur zu erinnern, denn daß das altmodiſch iſt und uns nur wie verwitterte goldene Rahmen in leerſtehenden alten Jagdſchlöſſern mahnt, verſteht ſich von ſelbſt:

„Der ſchönſte Frühlingsmorgen funkelte vor dem Palaſt über den Garten, da grünte und ſang ſchon alles in der reizenden Verwilderung, in den ausgetrockneten Becken der Waſſerkünſte jagten ſich jubelnd bunte Vögel, üppig blühende Ranken umſchlangen muthwillig die Marmorſtatüen, als wollte der Frühling ſie mit Küſſen erſticken. Arglos zwiſchen den nackten Götterbildern ſtand F i a m e t t a, die vierzehnjährige Tochter des Marcheſe, mit ihrer Kammerjungfer Leonore plaudernd, die ihr die ſchönen, dunklen Haarflechten aufſteckte. Sie war ihr heute ungeduldig entſprungen, beide waren neugierig, ihren Gaſt, den geſtern angekommenen Engländer, zu ſehen, wofür ſie jeden reiſenden Fremden hielten. Mir träumte heut von ihm, ſagte Fiametta er, ſah aus wie die jungen deutſchen Maler mit den langen blonden Locken, und ſtand in einer unbekannten, prächtigen Gegend, die ſchimmerte und blizte, daß ich vor Blendung gar nicht hinſehen konnte. Ich wußt' es wohl, es war der Morgen, der ſchon durch die rothen Gardinen ſchimmerte, aber ich drückte die Augen feſt zu — hier hielt ſie ein und lachte in ſich. — Lenore ſah ſie fragend an. — Nein, nein, meinte Fiametta leicht erröthend, was er mir da in's Ohr ſagte, ſag' ich nicht wieder — ob er noch jung ſeyn mag? — Lenore erzählte, daß ſie geſtern Abends noch im Garten geweſen, da habe ſie ſeinen Schatten im Zimmer auf und nieder ſchwanken geſehen, lang und dünn wie der Perpendickel einer Thurmuhr. — Oder einer Spieluhr, denn ich hört' es wohl herüberklingen, fiel ihr Fiametta in's Wort, während ſie ihr Füßchen auf den Nacken eines umgeſtürzten Apollos ſtellte und ſich die zierlichen Schuhe feſtband. Jezt ſahen ſie auf

Digitized by Google

einmal zwiſchen den Zweigen hindurch den beſprochenen Gaſt ſelbſt, ſich ſtreckend und dehnend, aus der Schloßthür treten und verſchlüpften, wie Lacerten, ſchnell zwiſchen Blumen und Unkraut hinter ein halbverfallenes Gemäuer, wo er vorüber mußte, und durch deſſen Ritze ſie ihn ungeſehen betrachten konnten. Lenore fand ihn ſehr ſchön. Fiametta dagegen kritiſirte, heimlich flüſternd, ſein ſchlichtes braunes Haar, ſeinen dreiſten Gang und ſeltſamen Anzug. — Als er an die Mauer kam, ſagte ſie leis: ich ſchreck' ihn. Lenore fuhr abwehrend nach ihrer Hand, aber die kleine Marcheſin hatte ſchon den, über die Mauer herüberlangenden Aſt eines blühenden Apfelbaumes gefaßt und ſchüttelte kurz und raſch, daß Fortunat von den Blütenflocken ganz verſchneit war; dann liefen ſie beide ſchnell davon.“

Nun auch ein komiſches Bild: „Aber in Spanien ging's uns kurios. Das iſt ein verteufelt hitziges Land, kaum hat man dort das Saamenkorn der Weisheit in den Boden gelegt, ſo ſchießt's einem auch ſchon gleich unter den Beinen empor, Diſteln und Unkraut, da iſt kein Halten mehr, und eh' man ſich's verſieht, iſt einem in dem verrückten Klima die ganze Vegetation über den Kopf gewachſen wie eine ungeheure Pelzmütze. Das haben wir dazumal wohl erfahren. Wir hatten uns durch Prozeſſionen, an Klöſtern und Feudalſitzen vorüber, ſchon ziemlich tief in's Land hineingeärgert, und ritten eines Abends ſo eben dem Gebirge zu, als ſich ein Paar wackere Burſchen zu uns geſellten. Wem's Ernſt iſt, der feiert nicht gern. Wir knüpften ſogleich ein Geſpräch aus dem Gebiet der praktiſchen Philoſophie mit ihnen an, bald holten wir noch ein Paar Wanderer ein, und wieder ein Paar, bis wir zuletzt am Fuße des Berges auf einen großen, hellen Haufen ſtießen. Ich beſinne mich nicht lange und haranguire das Volk. Ich ſprach vom Aberglauben, von der Freiheit des Willens et cetera, ich kam immer mehr in's Feuer mit donnernder Stimme und zuckenden Gedankenblitzen, das zündet gleich rechts und links, die Kerls jauchzen, ſchreien Bravi und wieder Bravi, und eh' man die Hand umdreht, mitten in der Rede heben ſie mit Piken und Stangen ein altes abgebrochenes Zelt hoch über ihre Köpfe, ſchwingen vor Entzücken mich und den Lord auf den Baldachin hinauf, und tragen uns ſo im Triumph auf ein altes adeliges Schloß zu. Da war's doch nicht anders, als wollten ſie mit unſeren Köpfen die Mauern einrennen, denn in der Begeiſterung fragten ſie den Teufel darnach, daß das Schloßthor viel zu niedrig war für unſern Baldachin. Zum Glück erblick' ich nebſt dem Lord noch zu rechter Zeit einen Balkon gerade vor uns über dem Thore, wir erfaßten ſchnell das Geländer, die Kerls ſchritten wie toll unter uns weg, und ſo blieben wir draußen am Balkon hängen mit den Beinen in der Luft. Jetzt aber entſtand unter uns ein Spektakel, ein Gedränge und Gewürge — denn die Kerls waren Guerillas — die vom Schloß fielen aus, die Guerillas ein — zwiſchen unſeren Beinen hindurch flogen die Kugeln immerfort hin und her, der Lord verwünſchte unſere Philoſophie, worüber wir noch heftig an einander geriethen. Wie wir nun ſo bedenklich hängen und ſtreiten, ſtürzt plötzlich oben im prächtigen Mondſchein zwiſchen blühenden Pomeranzenbäumen das Schloßfräulein auf den Balkon heraus, dunkle Locken, Alabaſterhals und Buſen, und eine Laute im Schwanenarm. Die ſieht mich penetrant an, und bleibt wie verzaubert ſtehen, ſie ſieht mich noch einmal — und: „o mein Traum!“ ruft ſie, und läßt die Laute fallen. Darauf, ſchnell wieder gefaßt, erwiſcht ſie mich hinten beim Kragen, und hilft erſt mir, dann dem Lord raſch über's Geländer auf den Balkon, in das Pomeranzengemach hinein. Jetzt aber war guter Rath theuer; ich unbewaffnet, kein Schwert in der Nähe, und von unten heult das Gedroſſel, wie ein verſeſſener Sturmwind, durch das alte Haus immer höher und näher herauf. Der Lord wirft ſich noch geſchwind zu den Sekretair des Fräuleins hin, ſchreibt ſein Teſtament, und ſetzt mich zu ſeinem Univerſalerben ein. Unterdeß aber — ihr kennt die ſüdliche Glut — verliebt ſich die Prinzeſſin — Prinzeſſin? rief Fortunat, du nannteſt ſie ja eben noch ſchlechtweg vorhin Fräulein! — Verliebt ſich die Prinzeſſin, fuhr Grundling immer ſchneller redend und trinkend fort, immer heftiger in mich, und erzählt mir, wie ſie mich ſchon früher einmal im Traume geſehen, mit Uniform und dreieckigem Hut durch's Morgenroth auf Wolken ſchwebend, et cetera.“

Kenner unſerer romantiſchen Literatur werden unſchwer die Bemerkung machen, daß Herr von Eichendorff die meiſte Aehnlichkeit mit Arnim hat, ſowohl in der Lebendigkeit und in dem raſchen Wechſel, als auch in der etwas zu freien Willkühr, man möchte ſagen in dem traumhaften Sichgehenlaſſen ſeiner Phantaſie.

75) Boa Conſtrictor. Von C. Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger, 1836.

Wir erkennen Freund Spindler in dieſem neuen Roman nicht wieder.

Der Inhalt iſt folgender: Georg, ein junger Handelsmann, liebt eine junge reiche Engländerin, Eugenie, und wird wieder geliebt. Sie ſchwören einander ewige Treue, ſie wird ſogar von ihm guter Hoffnung. Er kann ſie aber wegen Armuth nicht heirathen, geht, um reich zu werden, in die neue Welt, meuchelmordet einen reichen Mann, beraubt ihn und kommt nach Europa zurück. Es iſt fünfzehn Jahre her. Eugenie hat einen

Digitized by Google

Andern geheirathet, Leopold, Georgs Jugendfreund, der nichts von ihrer geheimen Liebſchaft gemerkt und auch Eugeniens Erſtgeborne, die kleine Cäcilie, die eigentlich Georgs Tochter iſt, für die ſeinige genommen hat. Obgleich nun Georg ſich fünfzehn Jahre lang nicht hat ſehen laſſen, und während dieſer Zeit mit einer Mulattin gelebt hat, die er ſogar als ſeine Maitreſſe nach Europa mitbringt, prätendirt er dennoch, Eugenie hätte ihm treu bleiben ſollen, und will ſich an ihr — rächen. Dies geſchieht dadurch, daß er ſie mit ihrem Mann entzweit, daß er Leopold mit ſeiner Mulattin zuſammenkuppelt, dann zu Laſtern aller Art, zur Bigamie, ſelbſt zum gemeinen Diebſtahl verführt ꝛc. Es geſchieht ferner dadurch, daß er ſeiner eignen Tochter Cäcilie nachſtellt, ihren Bräutigam, einen hoffnungsvollen jungen Mann, durch einen brutalen Helfershelfer erſchießen läßt, und ſich ſelbſt ihr zum Bräutigam aufdringt, ja ſie wirklich in ſich verliebt macht und zwar ſo, daß ſie auch dann noch, nachdem ſie erfährt, er ſey ihr Vater, ſich nicht von dem Gedanken losreißen kann, er ſolle lieber ihr Mann ſeyn. Es geſchieht endlich noch dadurch, daß Leopolds unſchuldiger Sohn Ralph eines Diebſtahls beſchuldigt und ehrlos gemacht wird. Nachdem er ſo die ganze Familie ruinirt, bleibt er allein übrig auf dem Schauplatz. Das iſt nun die Boa Conſtrictor, die das arme Wild rings umſtrickende und erſtickende Schlange. Ein Roman voll lauter Gemeinheiten und Schurkerei, nach den ſchlechteſten franzöſiſchen Muſtern. Es wäre wahrhaftig Schade, wenn Spindlers Phantaſie, ein buntfarbiger tropiſcher Vogel, in den giftigen Rachen dieſer Schlange ſtürzte, in dieſem franzöſiſchen Laſterpfuhl unterginge und nicht bei Zeiten ſich von dem Irrweg wieder entfernte. In ſeinen frühern Romanen ſtand den ſchwarzen Schattenpartien des Verbrechens und der Rohheit jederzeit eine Lichtpartie, Charaktere voll Unſchuld und Kraft gegenüber. Hier aber iſt nichts als Verworfenheit.

76) Mairoſen. Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Friedrich von Arth. Stuttgart, Weiſe, 1835.

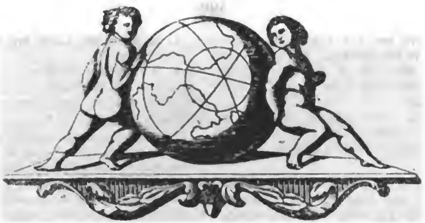
Neufranzöſiſche Erzählungen, noch von der anſtändigern Art und doch auch voll Verbrechen. Cölina, von Soulié, die Tochter eines abgefeimten Schurken. Rog, von Gozlan, Geſchichte eines Hundes, der eine durch einen unnatürlichen Vater ins Elend geſchickte Tochter wiederentdeckt. Eine kleine Ehebruchs- und Mordgeſchichte von Karr. Die Geſchichte eines von ihrem Vater mißhandelten, aus Gram der Liebe ſterbenden Milchmädchens von Niſard. Der Sohn des Millionärs, von Thierry, die erſte heitere Geſchichte in dieſer Sammlung. Suſanna, von Guinot, eine ſchamloſe Erzählung ganz ſo pikant, wie ſie der franzöſiſche Geſchmack jezt haben will, nämlich die Geſchichte eines ſtummen Frauenzimmers, die ſich freiwillig entehren läßt und dabei ihre Sprache wieder bekommt. Die Schilderung, wie ſie alle weibliche Scham bei Seite wirft und dann mitten in den niedrigſten Scenen auf einmal hinkniet und Gott für die neue Sprache dankt, iſt empörend. Der Provinzbewohner zum erſten Mal in Paris, von Vermont, iſt wieder heiter. Das Vermächtniß, von Guinot, wieder tragiſch, der Opfertod eines Bruders für den andern. Endlich Cavalcada, von Roger de Beauvoir, ein Tableaux zum Schluß, auf welchem ein ſchönes Mädchen, mit der das Pferd durchgeht, zu Tode geſchleift und bis zur Unkenntlichkeit entſtellt wird.

77) Novellen und Phantaſieblüthen von Ludwig Bechſtein. Zwei Bände. Leipzig, Leo, 1835.

Der phantaſiereiche Verfaſſer fährt fort, mit erſtaunlicher Fruchtbarkeit, bald in Verſen, bald in Proſa ſeine Bilder auszuſtreuen. Die beſten unter den vorliegenden ſind die, in denen ſich ſeine beſondere Vorliebe für deutſche Volksſagen oder ſeine Jugenderfahrungen ausſprechen. So die Erzählung: „der Herr Gevatter,“ eine Sage vom Harz, das Bündniß eines Köhlers mit dem Böſen, und „der Gehülfe zum König Salomo,“ Scenen aus dem Leben eines Apothekergehülfen (was der Verfaſſer ſelbſt einmal geweſen iſt), worin die Vorkommniſſe in Apotheken, theils lächerliche, theils ängſtigende, die hülfeſuchenden Leiden, die große Verantwortlichkeit bei Austheilung der Arzneien, der Leichtſinn der Aerzte, die Dummheit der Kranken, die Nachläſſigkeit ihrer Pfleger ꝛc., mit einer kleinen phantaſtiſch-humoriſtiſchen Zugabe doch außerordentlich wahr und darum doppelt anſprechend geſchildert werden. In den übrigen Erzählungen herrſcht wohl zu viele Neigung zum Düſtern und Gräßlichen, da dem Verfaſſer das Heitere und Heimliche wohl beſſer anſteht. Gleich in der erſten Erzählung: „der Aſtralgeiſt“ wird ein unſchuldiges Mädchen auf gewaltſame Weiſe und überdies von Mehreren entehrt, eine peinigend widrige Darſtellung. Der durch einen „Raben“ veranlaßte Juſtizmord iſt auch ſchauerlich genug. Deßgleichen „der Verſöhner,“ wo das Unglück, von einem Pferde geſchleift zu werden, die Verſöhnung alter Feinde veranlaßt. So auch „Fanny,“ die ſich aus Liebesgram aus einem Thurmfenſter herabſtürzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123. Montag, 5. December 1836.

Kriegswiſſenſchaft.

Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre, et de leurs rapports avec la politique des états. Par le Baron de Jomini, Général en chef, aide-de-camp général de sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. 4e édition, considérablement augmentée. A Saint Petersbourg, chez Belliard et Comp. gr. 8. 456 Seiten.

Das Werk des Barons von Jomini, in Deutſchland theils im Original, theils in der Ueberſetzung des königl. preuß. Obriſten von Wagner vielfach verbreitet, hat in der vierten Auflage eine vollſtändige Umarbeitung erfahren. Der Verfaſſer, als einer der erſten jezt lebenden Strategen dem wiſſenſchaftlichen militäriſchen Publikum rühmlichſt bekannt, beſtimmte daſſelbe anfangs als Leitfaden bei dem Unterrichte eines erlauchten Prinzen; ſpäter, nachdem er das Werk durch den Druck bekannt gemacht hatte, achtete er auf die Stimmen der Kritik, welche ſich in Deutſchland und Frankreich darüber hören ließen, und bereicherte daſſelbe, ſtets den anfänglich aufgeſtellten Grundſätzen treu bleibend, mit Zuſätzen aller Art, ſo daß es jezt die Einleitung zu des Verfaſſers größerm Werke: „Traité des grandes opérations“ bildet, und eines das andere gewiſſermaßen ergänzt und erläutert.

Wenn gleich manchem unſerer Leſer das Tableau analytique aus einer der früheren Auflagen bekannt ſeyn dürfte, ſo halten wir es dennoch für Pflicht, auf dieſe neue Bearbeitung aufmerkſam zu machen, und den Gang kurz anzudeuten, welchen der berühmte Verfaſſer in derſelben genommen hat.

Als Einleitung dient eine (neuhinzugekommene) Notiz über die gegenwärtige Theorie des Krieges und ihren Nutzen (Seite I—XXII), in welcher der Verfaſſer eine überraſchende Vertrautheit mit der neuern und neueſten Militär-Literatur Deutſchlands und Frankreichs beurkundet. Dieſe Einleitung iſt eine kritiſche Würdigung der vorzüglichſten Werke über Kriegskunſt, wie ſie ſeit Feuquières, Follard und Puiſégur bis auf den heutigen Tag einander folgten. Zugleich gibt der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit merkwürdigen Aufſchluß über ſeine eigenen Studien, und die Art, wie er zu ſeinen ſtrategiſchen Wahrheiten gelangte. Die einzige Ausſtellung, welche wir uns im Intereſſe der Wiſſenſchaft gegen dieſe Einleitung erlauben, iſt, daß es uns ſcheint, der Verfaſſer habe die Werke des General Clauſewitz nicht gehörig gewürdigt, dagegen das Werk Fernays: „Traité de

tactique, herausgegeben von dem franzöſiſchen Obriſt-Lieutenant Koch viel zu ſehr überſchätzt. Der Beweis für beide Behauptungen wäre leicht zu führen, unterſagte uns nicht der beſchränkte Raum dieſer Blätter jede weitere Auseinanderſetzung.

Die Ueberzeugung, welche 20jährige Erfahrung in zwölf Feldzügen in dem Verfaſſer feſtgeſtellt hat, kleidet er in folgende Grundſätze, welche ſeinem Werke zur unterſten Baſis dienen:

1) Es gibt nur eine kleine Anzahl von Hauptgrundſätzen für den Krieg, von denen man ſich nicht ohne Gefahr entfernen darf, und deren Anwendung beinahe immer zu einem glücklichen Reſultate geführt hat.

Aus dieſen Hauptgrundſätzen laſſen ſich gleichfalls nur wenige Anwendungsregeln ableiten, welche, nach den Umſtänden modificirt, einem Feldherrn mitten in dem Lärm der Gefechte und Schlachten zur Richtſchnur dienen können.

2) Das geborene Genie iſt allerdings im Stande, dieſe Hauptgrundſätze durch glückliche Eingebungen zu erweitern, und zwar in einem höhern Grade, als es die durchdachteſte Theorie zu thun im Stande iſt. Gleichwohl wird eine einfache, von aller Pedanterie entfernte Theorie, welche zu den Urſachen hinaufſteigt, ohne abſolute Syſteme aufſtellen zu wollen, auch ſelbſt dem Genie in vielen Fällen zur Stütze dienen, und deſſen Vertrauen in die eigenen Eingebungen vermehren.

3) Von allen Theorien über die Kriegskunſt iſt nur diejenige vernunftgemäß und von Werth, welche, geſtützt auf das Studium der Kriegsgeſchichte, zwar eine gewiſſe Anzahl von leitenden Grundſätzen zugibt, zugleich aber dem Genie den größten Spielraum in der oberſten Leitung des Krieges läßt, ohne es durch ausſchließende Regeln in Feſſeln zu ſchlagen.

4) Dagegen iſt nichts geeigneter, das angeborene Genie zu tödten und den Irrthum aufleben zu machen, als jene pedantiſchen Theorien, welche auf die falſche Idee baſirt ſind, der Krieg ſey eine poſitive Wiſſenſchaft, und alle Operationen deſſelben ließen ſich auf unſichtbare Berechnungen zurückführen.

Gegen dieſe einfachen, naturgemäßen Grundſätze, hervorgegangen aus tiefem Nachdenken über die Natur des Krieges, vermag auch die ſtrengſte Kritik nichts einzuwenden, ſie muß vielmehr zugeben, der Verfaſſer habe ſein Werk auf einer ſichern und unumſtößlichen Baſis erbaut.

Der Verfaſſer ſcheidet ſofort die Kriegskunſt in fünf weſentlich verſchiedene Theile:

1) in die Politik des Krieges;

2) in die Strategie, oder die Kunſt, die Maſſen auf dem Kriegsſchauplatze zu bewegen;

3) in die höhere Taktik der Schlachten und Gefechte;

4) in die Ingenieurkunſt;

5) in die niedere Taktik;

von denen er jedoch nur die drei erſten in den Bereich ſeiner Unterſuchungen zieht.

In dem erſten Kapitel von der Politik des Krieges handelt der Verfaſſer (Seite 4—41) von denjenigen Combinationen, nach welchen ein Staatsmann beurtheilen ſoll, wann ein Krieg angemeſſen, zeitgemäß, oder ſelbſt unvermeidlich iſt, und welche verſchiedene Operationen er nothwendig machen wird, um ſeine Abſicht zu erreichen. Zu dieſem Zwecke theilt er die Kriege auf folgende Weiſe ab.

1) Angriffs-Kriege, um gewiſſe Rechte zu behaupten.
2) Politiſch-defenſive und militäriſch-offenſive Kriege.
3) Gelegenheits-Kriege.
4) Kriege mit oder ohne Verbündete.
5) Interventions-Kriege.
6) Invaſions-Kriege aus Eroberungsſucht.
7) Kriege wegen politiſcher Meinungen.
8) National-Kriege.
9) Bürgerliche und Religions-Kriege.
10) Doppelte Kriege und Gefahr, zwei Kriege zugleich zu unternehmen.

Jedem dieſer Kriege wird ein beſonderer Artikel geweiht. — Derjenige, von den Meinungskriegen iſt als ein in den frühern Auflagen nicht enthaltener Zuſatz zu betrachten. Im Uebrigen hat der Verfaſſer an dieſem Kapitel nichts verändert.

Zweites Kapitel. Von der militäriſchen Politik, oder der Philoſophie des Krieges. S. 42. Unter dieſer Benennung verſteht der Verfaſſer alle militäriſchen Combinationen, die ſich an die Operationen der Armee anknüpfen. Hierher gehören: die Leidenſchaften der Völker, gegen die man zu kämpfen hat, ihr moraliſches Syſtem, ihre kriegeriſchen Mittel der erſten Linie und der Reſerve, die Hülfsquellen ihrer Finanzen; die Anhänglichkeit für ihre Regierung oder Einrichtungen. Der Charakter des Staatsoberhauptes, der Heerführer und ihre militäriſchen Talente; der Einfluß, den das Kabinet oder der Kriegsrath von der Hauptſtadt aus auf die Operationen üben. Das im feindlichen Generalſtab angenommene Kriegsſyſtem; die Militär-Geographie und Statiſtik des Landes, gegen das man Krieg führt; endlich die Hülfsquellen und Hinderniſſe aller Art, welche man daſelbſt antreffen kann — lauter Punkte, deren Kenntniß wichtig iſt, und die doch weder der Diplomatik noch der Strategie angehören.

Zwölf weſentliche Bedingungen ſtellt der Verfaſſer auf, die zur Vollkommenheit einer Armee erforderlich

Digitized by Google

ſind: 1) ein gutes Rekrutirungsſyſtem; 2) eine gute Formation; 3) ein gut organiſirtes Syſtem von National-Reſerven; 4) Truppen und Officiere, welche in den Manövern, im innern und im Felddienſte wohlunterrichtet ſind; 5) eine kräftige, aber nicht demüthigende Disciplin; 6) ein wohlcombinirtes Syſtem der Belohnungen zur Erweckung des Wetteifers; 7) die ſpeciellen Waffen (Genie und Artillerie) von befriedigender Ausbildung; 8) eine wohldurchdachteſte, und wenn es möglich iſt, an Vollkommenheit der des Feindes überlegene Bewaffnung; 9) Ein Generalſtab, der fähig iſt, alle dieſe Elemente möglichſt zu benützen, und deſſen Organiſation der klaſſiſchen Ausbildung ſeiner Officiere entſpricht; 10) ein gutes Verpflegungsſyſtem; 11) ein gutes Syſtem bei Organiſirung des Heerbefehles und der oberſten Leitung der Operationen; 12) zweckmäßige Mittel zur Aufregung des militäriſchen Geiſtes.

Die drei lezten Punkte hat der Verfaſſer bei dieſer Auflage neu hinzugefügt. Auf den zehnten Punkt machte ihn ſein Ueberſetzer, Herr von Wagner, in einer Note aufmerkſam.

Bei Gelegenheit der Fortſchritte in der Bewaffnung macht der Verfaſſer folgende neue Bemerkung: „die Zerſtörungsmittel vervollkommnen ſich in einer Schrecken erregenden Progreſſion: die Congreve'ſchen Rakreten, in welchen es die Oeſterreicher weit gebracht haben ſollen; Schropnells Haubitzen, welche ganze Wolken von Kartätſchkugeln ſchleudern; Perkins Dampfgewehre, von denen eines ſo viele Kugeln ſpeit, als ein ganzes Bataillon, verhundertfachen heutiges Tages die Wahrſcheinlichkeit des Getroffenwerdens, als ob Hekatomben, wie ſie bei Eylau, Borodino, Leipzig und Waterloo dargebracht wurden, nicht hinreichend wären, die europäiſchen Völker zu decimiren! — Wenn die Souveraine nicht auf einem gemeinſchaftlichen Congreſſe dieſe neuen Erfindungen des Todes und der Zerſtörung proſcribiren, ſo wird nichts übrig bleiben, als die Hälfte der Heere in bepanzerte Reiterei zu verwandeln, um alle jene Maſchinen mit größerer Schnelligkeit wegzunehmen, und ſelbſt die Infanterien zu den Eiſen-Rüſtungen des Mittelalters greifen müſſen, wenn nicht ganze Bataillone niedergeſtreckt werden ſollen, ehe ſie den Feind erreichen.“

Einen neuen Artikel hat der Verfaſſer dem Kapitel, über das Commando der Heere und die Leitung der Operationen hinzugefügt, das ſehr richtige Anſichten enthält, und insbeſondere auch das Verhältniß des Chefs vom Generalſtab zum commandirenden General ſehr ſcharf ins Auge faßt. Auch der Artikel über den militäriſchen Geiſt der Nationen und über das moraliſche Princip der Heere iſt neu.

Im dritten Kapitel (Seite 90 — 313) entwickelt der Verfaſſer den Begriff der Strategie und den der höhern Taktik, ohne an ſeinen frühern Anſichten etwas zu ändern. Als Hauptgrundſatz des Krieges, der bei allen Combinationen oben anſtehen muß, ſtellt er auf: 1) den größern Theil der disponibeln Macht einer Armee auf den entſcheidenden Punkt, ſey es des Kriegsſchauplatzes oder des Schlachtfeldes, zu bringen; 2) dergeſtalt zu operiren, daß dieſe Maſſe von Kräften auf dem entſcheidenden Punkte nicht nur gegenwärtig ſey, ſondern auch daſelbſt auf eine geſchickte Weiſe in Thätigkeit komme. — In der Lehre von den ſtrategiſchen Operationen iſt der Artikel über die Operations-Zonen neu. Eben ſo die Betrachtungen über die Operations-Linie im franzöſiſchen Revolutions-Kriege, wodurch der Verfaſſer ſeine Ideen ungleich klarer macht; ferner ein Artikel: Grundſätze über die Operations-Linien, welche der Verfaſſer aus der neueſten Kriegsgeſchichte mit Umſicht ausgewählt hat. Als eine Bereicherung dieſer neueſten Auflage ſind endlich folgende Artikel zu betrachten: über die Mittel zur Sicherung der Operationslinien; über die ſtrategiſchen Reſerven; eine Vergleichung des ehemaligen Syſtems der Poſitionskriege mit dem heutigen Syſteme der Märſche; über Diverſionen und große Truppenentſendungen; lezterer Artikel iſt eigentlich nur eine Umarbeitung des Verfaſſers nach den Ideen des Oberſten von Wagner. Der Artikel über die Rückzüge hat einen wichtigen Zuſatz über die Verfolgung erhalten. Ganz neu und höchſt belehrend ſind die Abhandlungen über die ſtrategiſchen Operationen in Gebirgsländern, und über die Recognoscirungen und die andern Mittel, die Bewegungen des Feindes kennen zu lernen, mit welchen die Lehre von der Strategie ſchließt.

Das vierte Kapitel handelt von der höhern Taktik und den Schlachten (S. 314—357). Auch hier hat der Verfaſſer manches Belehrende eingeſchaltet, doch iſt im Allgemeinen die frühere Ordnung von ihm beibehalten worden. Neu iſt der Artikel von dem Angriffe verſchanzter Lager und Linien.

Das fünfte Kapitel: Von der Formation der Truppen zum Gefechte (S. 358—410) iſt ganz unverändert geblieben.

Seite 411 finden wir einen Zuſatz zu der Lehre von den Schlachten; ferner Seite 415 eine Erläuterung über die Formation zum Gefechte.

Den Schluß des ganzen Werkes macht eine auch ſchon in der dritten Auflage befindliche Ueberſicht der vorzüglichſten überſeeiſchen Unternehmungen.

Daß das Werk des Generals Jomini durch die neueſte Bearbeitung um vieles gehaltvoller und brauchbarer

Digitized by Google

geworden iſt, dürfte aus unſerer kurzen Darſtellung hervorgehen. Eine deutſche Bearbeitung deſſelben würde um ſo willkommener ſeyn, als die franzöſiſche Ausgabe, in St. Petersburg erſchienen, in Deutſchland nicht ſehr verbreitet werden wird.

K.

Reiſen.

Portfolio eines deutſchen Journaliſten. Erſter Theil. Darmſtadt, Leske, 1836.

Offenbar das Werk eines ſehr jungen Mannes, der viel herumgereiſt iſt und viele Blätter geleſen hat, der über alles etwas zu ſagen weiß, aber nirgends tief eindringt. Er reiſt durch ganz Deutſchland, hält ſich längere Zeit im Elſaß und der Schweiz auf und ſpricht nun über Dinge und Perſonen, die gerade in der neueſten Zeit auf irgend eine Weiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben, überall in flüchtigen Skizzen.

Es gereicht ihm dabei zur Ehre, daß er im Allgemeinen discret iſt. Wenn das Publikum es noch nicht gemerkt haben ſollte, ſo diene ihm hiermit zur Nachricht, daß ſeit zwei bis drei Jahren eine ziemlich bedeutende Menge literariſcher Spekulanten, meiſt verdorbene Jünglinge, die ſich auf keine ehrliche Art ihr Brod zu verdienen wiſſen, herumreiſen, namhaften Leuten in die Häuſer laufen, ſie dann in Reiſebildern, Reiſeſkizzen, Reiſenovellen ꝛc. oder in Correſpondenzartikeln auf eine malitiöſe Weiſe portraitiren und ſich mit dieſem edeln Handwerk bezahlt und wohl gar einen Namen machen. Nicht ſelten nehmen ſie die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch oder betteln um Unterſtützung, um eine Empfehlung und dergleichen, und zum Dank dafür höhnen ſie den Geber aus und ſtreichen vom Publikum die Bezahlung ein. So hat unlängſt einer dieſer edeln Jünglinge dem Dichterveteranen Tieck auf eine beiſpiellos impudente Weiſe mitgeſpielt, ſich bei ihm eingedrängt, ihm die innigſten Rührungen vorgeheuchelt und ihn dann öffentlich in ſeinem Reiſebericht bis zur Karrikatur lächerlich gemacht. Und iſt es uns nicht eben ſo, ja noch ſchlimmer ergangen? Wir haben ſogar erlebt, daß das, was ein ſolch edler Jüngling von uns gelogen, von einem zweiten, der uns ganz unbekannt blieb, und ſogar von einem dritten nachgeſchrieben und in Form von Biographien und literar-hiſtoriſchen Skizzen (durch die Herren Laube und Marbach) gleichſam zur Evidenz erhoben und auf die Nachwelt gebracht wurde. Noch vor wenig Wochen kam ein ſolcher Edler, ein ſogenannter Flüchtling, den aber Niemand verfolgt, zu mehreren namhaften Perſonen, empfahl ſich und ſein neueſtes Werk aufs höflichſte, blieb bei jedem nur ein paar Minuten und reiste wieder ab und portraitirte darauf die gedachten Perſonen ſämmtlich in der Abendzeitung auf eine Weiſe, die ſeinem Scharfſinn weniger Ehre macht, als ſeiner Unverſchämtheit.

Man kommt mit dieſen jungen Reiſenden und mit den Porträten, die ſie von uns entwerfen, in einige Verlegenheit. Wer nicht im Kampf mit der Gemeinheit ſchon abgehärtet iſt, den ärgert natürlich eine ſo unerwartete und unverdiente Bosheit, und man darf ſich nicht einmal vertheidigen, denn die literariſche Straßenjugend genießt, wie die bürgerliche, das Vorrecht, Ehrenmänner, die ſich etwa erzürnt nach ihnen umwenden, doppelt auszulachen. Sodann wenn die Fälle ſich wiederholen, wird wohl der Eine oder Andere mißtrauiſch, und iſt gegen die jungen Leute nicht mehr ſo gefällig, wie ſonſt.

Dieſe tugendhafte Generation von jungen Schriftſtellern, deren geiſtiger Vater Heine iſt, wird hoffentlich ſchnell dahinwelken. Ihr Treiben iſt doch gar zu ſehr aller Ehre und Scham und aller Wahrheit baar.

Taſchenbücher auf 1837.

Almanach, den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus.

(Stuttgart, Hoffmann). Mit Lithographien und Landkarten verſehen. Zwar von einem bekanntlich ſehr wiſſenſchaftlichen Manne herausgegeben, doch nicht bloß einem wiſſenſchaftlichen Zweck, ſondern hauptſächlich der angenehmen Unterhaltung gewidmet, enthält dieſer Almanach theils Nachrichten über die neueſten Entdeckungen in den andern Welttheilen, theils Abhandlungen über geographiſche, hydrographiſche, meteorologiſche ꝛc. Erſcheinungen von allgemeinerem Intereſſe. Z. B. über vulkaniſche Erſcheinungen und Erdbeben im Allgemeinen, dann insbeſondere über die des Jahrs 1835, über die Hydrographie der größern Oceane, Meerſtrömungen, Längenbeſtimmungen, Nautiſches aller Art, endlich über die Jungfrau-Inſel und ihre Beſchaffenheit. Die erſten und letzten Abhandlungen werden alle Leſer, auch Dilettanten anziehen; nur die mittlern hydrographiſchen enthalten zu viel Tabellariſches, zu viele Meſſungen, die nur Leute von Fach angehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 124. Freitag, 9. December 1836.

Aeſthetik.

1) Die Kalologie oder die Lehre vom Schönen, aus Einem Principe vollſtändig entwickelt. Von Dr. Ludwig Steckling. Leipzig, Göſchen, 1835.

Gleich in der Einleitung gibt der Verfaſſer eine gedrängte Ueberſicht der vorzüglichſten bisherigen Verſuche, das Schöne zu definiren. Aus der Vergleichung derſelben erhellt am beſten, wie vergeblich ſie alle geweſen ſind.

Plato ſtellt eine negative und eine poſitive Anſicht vom Schönen auf, und lehrt

1) negativ (im Hippias mojor): das Schöne iſt nicht das Angenehme, nicht das Nützliche, nicht das Anſtändige, nicht das Gute;
2) poſitiv (im Parmenides, Phaedrus, Symposium):
   a) in Gott ſind die Ideen aller Dinge vorhanden, folglich auch die Ideen des Wahren, Guten und Schönen;
   b) die Seele des Menſchen hat die göttlichen Ideen in einem frühern Zuſtande angeſchaut, und erinnert ſich dieſer Anſchauungen wieder bei Erblickung gewiſſer Gegenſtände in ihrem jetzigen Daſeyn; ſo auch der Anſchauungen des Schönen;
   c) es gibt eine dreifache Schönheit: eine intellectuelle, eine ſittliche (welche beide die geiſtige Schönheit ausmachen) und eine ſinnliche; die geiſtige Schönheit iſt abſolut ſchön; die ſinnliche iſt relativ ſchön, d. h. ſchön, inſofern ſie an der Schönheit der erſten Theil nimmt.

Ariſtoteles Werk über das Schöne iſt verloren gegangen. In ſeiner Poëtik aber (Kap. 1.) lehrt er: die ſchönen Künſte (namentlich die epiſche, tragiſche, komiſche und dithyrambiſche Poeſie, wie auch das Lauten- und Flötenſpiel) ſind nichts Anderes als Nachahmung.

Unter den Neuern lehren die Ausländer:

1) Auguſtinus der Kirchenvater (Ep. 18.): Einheit die iſt allgemeine Form der Schönheit.
2) Malespina (Delle leggi del bello): die Schönheit beſteht in Einheit, Mannichfaltigkeit und Schicklichkeit.
3) de Crouſaz (Traité du beau): die Schönheit beſteht in Mannichfaltigkeit, Einheit, Regelmäßigkeit, Ordnung und Verhältniß, und es gibt demnach eine Schönheit der Wiſſenſchaft, der Tugend und der Religion. Ungefähr eben ſo lehrt
4) Diderot (Traité du beau): ſchön iſt das, was in uns die Idee von Verhältniß und Beziehung erregt, und es gibt daher eine wiſſenſchaftliche, moraliſche, natürliche und muſikaliſche Schönheit.

Digitized by Google

5) Batteux (Les beaux arts, réduits à un même principe; — Cour des belles lettres ou Principes de la littérature) lehrte genau wie Ariſtoteles: alles Schöne (nämlich der Kunſt) entſpringt aus Nachahmung der Natur.

6) Hume (Elements of Criticism) lehrt: es gibt eine ſinnliche Schönheit und eine Schönheit des Verhältniſſes, welche aus unſerer Erkenntniß von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit eines Dinges entſpringt. Das Schöne iſt daher bloß relativ und ſubjectiv.

7) Hutcheſon (Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue) lehrt: das Schöne beſteht in der Einförmigkeit des Mannichfaltigen oder in der mit Mannichfaltigkeit verbundenen Einförmigkeit.

8) Burke (Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and the beautiful) lehrt: das Schöne iſt diejenige Beſchaffenheit eines Dinges, durch welche es Liebe (d. h. Vergnügen ohne Begierde) oder eine dieſer ähnliche Leidenſchaft erregt.

Unter den Deutſchen haben gelehrt:

1) Baumgarten (Aesthetica. Francf. ad. V. 1750 bis 58. 2 Theile.): Schönheit iſt ſinnlich erkannte Vollkommenheit, oder: vollkommene, ſinnliche Erkenntniß. Er begründete mit jenem Werke eine Wiſſenſchaft des Schönen, und ihm folgten Mayer, Moſes Mendelſohn, Eberhard und Andere mehr oder minder getreu.

2) Moritz (Verſuch einer Vereinigung aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften) lehrt: das Schöne iſt das Inſich-Vollendete.

3) Winckelmann (Geſchichte der Kunſt des Alterthums) lehrt: Schönheit beſteht in Einheit und Mannichfaltigkeit, verbunden mit Unbezeichnung.

4) Sulzer (Allgemeine Theorie der Wiſſenſchaften und Künſte) lehrt:

a) die Eigenſchaften des Schönen laſſen ſich auf drei Hauptpunkte bringen, auf Anſchaulichkeit oder Faßlichkeit, Mannichfaltigkeit und Einheit;

b) eine höhere Gattung des Schönen entſteht aus enger Vereinigung des Vollkommenen, des Schönen und des Guten.

5) Wieland (Ariſtipp) lehrt: Schönheit iſt die Einheit eines angenehmen Mannichfaltigen.

6) Platner (Anthropologie) lehrt: die objective Schönheit beſteht in der Allmähligkeit und Lebhaftigkeit, wodurch eine Verwandtſchaft mit dem geſchlechtmäßig Liebenswürdigen entſteht.

7) Kant (Kritik der Urtheilskraft) lehrt: das Schöne gefällt ohne Begriff, ohne Vorſtellung von Zweck, ohne Intereſſe lediglich durch Beziehung eines Gegenſtandes auf unſer Gefühlvermögen. Ihm folgten mehr oder minder getreu: Schiller, Heuſinger, Zſchokke und Andere bis auf Grohmann herab (Aeſthetik als Wiſſenſchaft 1830).

8) Heydenreich (Syſtem der Aeſthetik) lehrt: es gibt vier Arten des Schönen: das Schöne der Sinne, der Phantaſie, der Empfindung und des Geiſtes. Die drei erſten werden durch Beziehung gewiſſer Dinge auf Sinneneindruck Phantaſiebilder und menſchliche Zuſtände, die vierte wird durch Beziehung gewiſſer Dinge auf Geſetze des Verſtandes und der Vernunft hervorgebracht.

9) Schelling (Rede über das Verhältniß der bildenden Kunſt zu der Natur. München, 1807) äußert ſich über die Schönheit folgendermaßen: Seite 17: Das, wodurch eigentlich das Werk oder das Ganze ſchön iſt, kann nicht die Form ſeyn. Es iſt über die Form, iſt Weſen, Allgemeines, iſt Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeiſtes. — S. 18: Was iſt Schönheit, wenn ſie nicht das volle, mangelloſe Seyn iſt? — S. 29: Die äußere Seite oder Baſis aller Schönheit iſt die Schönheit der Form. Da aber Form ohne Weſen nicht ſeyn kann, ſo iſt in jeder Form auch Charakter. Charakteriſtiſche Schönheit iſt daher die Schönheit in ihrer Wurzel.

10) Bouterweck (Aeſthetik. 1815) lehrt: Die Elemente des Schönen ſind: innere Harmonie (äſthetiſche Einheit und Mannichfaltigkeit), Ausdruck (Ideengehalt), Grazie (Verſchmelzung des Sinnlichen und Sittlichen zu einem bewegten Leben von hoher Liebenswürdigkeit) und das Unendliche (ſprechender Ausdruck des Ueberirdiſchen.)

11) Chr. Hermann Weiße (Syſtem der Aeſthetik als Wiſſenſchaft von der Schönheit. 1830) lehrt: Die Idee der Schönheit iſt die unter der Geſtalt der Ewigkeit und Nothwendigkeit erkannte Form alles wahrhaft Seyenden.

12) von Quandt (Briefe aus Italien über das Geheimniß der Schönheit und die Kunſt. 1830) lehrt: Die Schönheit iſt die ſinnliche Offenbarung der Vernunft.

13) Braun von Braunthal (Die äſthetiſch gebildete Dame. 1830) lehrt: Schönheit iſt die in endlicher Form angeſchaute Befriedigung unſerer unendlichen Sehnſucht nach Seligkeit.

14) A. Hirt (Kunſtbl. des Morgenblattes. 1831. Nr. 18) lehrt: Das allgemeine Grundgeſetz oder Prüfungsgeſetz des Schönen (wonach das Schöne als ſolches zu beurtheilen) liegt in der Charakteriſtik oder der individuellen Bedeutſamkeit.

15) Hegels Aeſthetik iſt noch nicht erſchienen, und ſeine Anſicht vom Schönen überhaupt iſt daher nur ſeinen Zuhörern bekannt. Von der Kunſt aber lehrt er (Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im

Digitized by Google

Grundriſſe. 1830): Die Geſtalt dieſes Wiſſens iſt *als unmittelbar* — (— das Moment der Endlichkeit der Kunſt) einerſeits ein Zerfallen in ein Werk von äußerlichem, gemeinem Daſeyn, in daſſelbe producirende und in das anſchauende und verehrende Subjekt, andrerſeits iſt ſie die concrete Anſchauung und Vorſtellung des *an ſich* abſoluten Geiſtes als des *Ideales*, — der aus dem ſubjectiven Geiſte gebornen concreten Geſtalt, in welcher die natürliche Unmittelbarkeit nur *Zeichen* der Idee, zu deren Ausdruck ſo durch den einbildenden Geiſt erklärt iſt, daß die Geſtalt ſonſt nichts Anderes an ihr zeigt; — die Geſtalt der *Schönheit*.

Solger, *Schlegel*, *Seidel* ſind dem Verfaſſer nur wieder Platoniker, nicht zu gedenken der völlig unphiloſophiſchen Eklektiker.

Und er ſelbſt? Trotz allen vergeblichen Verſuchen vor ihm, will auch er nichts anders, als eine Abſtraktion, einen todten Begriff des Schönen, aus einem philoſophiſchen Syſtem hergeleitet, abgeſehen von aller Wirklichkeit des Schönen. Der Stolz dieſer Abſtrahenten iſt, daß ſie, wenn gleich blind geboren und taub und ohne die geringſte Kenntniß irgend eines wirklich ſchönen Dinges in der Welt, dennoch durch bloßes Denken den allein richtigen Begriff des Schönen erhalten würden.

Er identificirt die Schönheit mit der Freiheit und zwar alſo: Freiheit kann erklärt werden:

1) *poſitiv*: als das Ineinanderſeyn (die Verinnigung) von Einheit und Nichteinheit;
2) *negativ*: als das Aufgehen (die Indifferenz) von Einheit und Nichteinheit ineinander.

Einheit und Nichteinheit, und folglich Geſetzmäßigkeit und Geſetzloſigkeit, Regelmäßigkeit und Regelloſigkeit, Gleichheit und Ungleichheit, Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit u. ſ. w. ſind demnach in der Freiheit zu *Einem* verſchmolzen, und dieſe kann daher auch *freie Einheit* genannt werden. Es gibt nun:

1) Formen (Geſtaltungen, Bildungen), welche dem Begriffe der Einheit vollkommen entſprechen und durchaus auf ihn bezogen werden müſſen (z. B. gewiſſe Kryſtalliſationen, mathematiſche Figuren u. ſ. w.); wir nennen dieſe *regelrechte Formen oder Bildungen*;
2) Formen, welche dem Begriffe der Nichteinheit vollkommen entſprechen und durchaus nicht auf den Begriff der Einheit bezogen werden können (z. B. durcheinander geworfene Trümmer, Felſen und dergl.); wir nennen dieſe *regelloſe Formen oder Bildungen*;
3) Formen, welche dem Begriffe der Freiheit vollkommen entſprechen und auf ihn bezogen werden können (z. B. Eichenblätter, Roſen, Waſſerfälle und dergl.); wir nennen dieſe *ſchöne Formen oder Bildungen*. — Dieſemnach wäre ſchön ein Gegenſtand der Sinnenwelt, welcher in ſeiner Form (Bildung, Geſtaltung) dem Begriff der freien Einheit oder der Freiheit vollgemäß (adäquat) iſt, indem er denſelben anſchaulich darſtellet.

Mit dieſer objektiven Definition begnügt ſich aber der Verfaſſer nicht; er fügt auch eine ſubjektive hinzu: Das Schöne iſt:

1) etwas *Urgefälliges*, indem es den einzelnen Vermögen ebenſo unmittelbar, wie das Angenehme, Wahre und Gute gefällt oder gefallen kann;
2) etwas *Allgefälliges*, indem es nicht einzelnen Vermögen allein, ſondern allen zuſammen, und ebendarum allen, an Leib und Seele wohlorganiſirten Menſchen gefällt oder gefallen kann;
3) etwas *Eigengefälliges*, indem es bei alledem nicht *als* das Angenehme, Wahre und Gute, ſondern als etwas Eigenes, nämlich als das *Schöne* gefällt, weil die Begriffe der Zufälligkeit und Nothwendigkeit darin auf eigenthümliche Art durch einander beſtimmt und in dem Begriffe der Freiheit modificirt werden. (Die widerſprechenden Beziehungen auf Cauſalität nämlich, welche in jenen liegen, heben ſich im Schönen gegenſeitig auf, und die ſodann übrigbleibenden Begriffe der Einheit und Nichteinheit fallen in dem Begriffe der Freiheit zuſammen.)

Wenn wir nicht gänzlich im Irrthum begriffen ſind, ſo gehören auch wieder dieſe Definitionen wie alle frühern zu den unfruchtbaren. Welcher Dichter vermöchte dadurch inſpirirt, welcher Liebhaber über irgend einen *beſtimmten* Kunſtgegenſtand belehrt zu werden? Was hat des Aeſchylos Prometheus und Shakeſpeares Romeo, der Kölner Dom und das Pantheon, Raphaels Transfiguration und die mediceiſche Venus durch dieſe Erklärungsweiſe gewonnen?

2) Die Aeſthetik aus dem Geſichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorleſungen gehalten zu Bremen, von Prof. Dr. W. E. Weber. Zwei Abtheilungen. Leipzig und Darmſtadt, Leske, 1834, 1835.

Der Beiſatz „aus dem Geſichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen“ iſt wohl überflüſſig, denn welcher vernünftige Menſch würde w hl die Aeſthetik aus einem andern Geſichtspunkt betrachten wollen? Das Werk ſelbſt iſt, was wir nicht genug hochſchätzen können, von einer religiöſen Grundidee durchdrungen und damit von vorn herein jeder Mißbrauch des Schönen, als Lockungsmittel zum Böſen, jede frivole Anwendung der Aeſthetik abgewieſen. Indeß miſcht der Verfaſſer das religiöſe und äſthetiſche Gebiet doch ein wenig zu ſehr durcheinander,

Digitized by Google

wenn er ſagt: „Das Schöne iſt das an ſich Eine und untheilbare göttliche Leben, in ſo fern es ſich in der Erſcheinung, in und an individuellen Gegenſtänden, kund gibt; wo es denn ſich durch eine in ſich ſelbſt beſtehende freie Genüge, Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und wohlgefälliges Daſeyn offenbart.“ Aus einer ſolchen Vermengung kann leicht folgen, daß man alles ſchön nennt, was bloß religiös, oder alles göttlich, was bloß ſchön iſt, daß man gleich den Herrnhutern in religiöſer Schwärmerei befangen, die Vorſtellungen vom Lamm, von der Wunde ꝛc. für ſchön, oder aber gleich den Göthomanen jede Hetäre für göttlich hält. Mit einem Wort, das göttliche Leben iſt nicht das Schöne, das Schöne iſt nicht das göttliche Leben. Zum Schönen gehören tauſenderlei Dinge, die wir uns außerhalb des göttlichen Lebens denken müſſen. Es wäre wenigſtens höchſt genirend, bei Gegenſtänden des ſinnlich Schönen oder des heitern geſelligen Lebens, bei rein menſchlichen Dingen gleich an Gott denken zu müſſen.

Indeß iſt die Definition des Schönen bekanntlich die böſe Paſſage am Eingang jeder Aeſthetik, und es kommt weniger darauf, als auf den Geſchmack und richtigen Takt in der Beurtheilung der einzelnen Kunſtgebiete und beſtimmter Gegenſtände an. Hierin nun hat ſich der Verfaſſer vielfach ausgezeichnet. Er unterſcheidet oft ſehr fein das wahre Schöne von dem, was fälſchlich dafür gehalten wird. Er bewahrt in ſeinem Urtheil Ruhe und Mäßigung und eine Toleranz, die nirgend beſſer angebracht iſt, als auf dieſem Gebiete. * Er zieht ſehr glücklich gegen die Extreme der Kritik zu Felde, die hier jede heitere Sinnlichkeit verbannen und eiskalte Prudecie einführen, dort umgekehrt keinen ſittlichen Adel mehr gelten laſſen und alles in Frivolität auflöſen wollen.

3) Freie Vorträge über Aeſthetik, gehalten zu Zürich, von Dr. Ed. Bobrik, Prof. der Philoſophie daſelbſt. Zürich, Ziegler und Söhne, 1834.

Wieder einmal eine philoſophiſche Aeſthetik, hergeleitet nicht aus einer unmittelbaren Betrachtung des Schönen, ſondern aus einem philoſophiſchen Syſtem. Der Verfaſſer iſt ein Schüler des Königsberger Philoſophen Herbart. Er definirt aber das Schöne alſo: „Schönheit iſt ein ſolcher Kontraſt, daß entweder der Gegenſatz der kontraſtirenden Elemente gerade das an ihnen vorhandene Gleiche überwiegt, oder das Leztere gerade das an ihnen Entgegengeſezte unmerkbar macht, ohne ſie deßhalb als Eins erſcheinen zu machen.“ Wahrſcheinlich hat Raphael das Geheimniß dieſer Definition gekannt, ſonſt würde es ihm nimmermehr haben gelingen können, ſeine Madonnen ſo ſchön zu malen. Und hat er es nicht gekannt, wie noch wahrſcheinlicher iſt, wozu in aller Welt ſollen dann ſolche Definitionen den Künſtlern oder den Kunſtliebhabern nutzen?

4) Aeſthetiſches Lexikon. Ein alphabetiſches Handbuch zur Theorie der Philoſophie des Schönen und der ſchönen Künſte. Nebſt Erklärung der Kunſtausdrücke aller äſthetiſchen Zweige. Von Ig. Jeitteles. Erſter Band, A—K. Wien, Gerold, 1835.

Seit Sulzers großem Werk, alſo ſeit 60 bis 70 Jahren, iſt kein ähnliches erſchienen und doch haben die Künſte, hat der Geſchmack ſeit dieſer Zeit erſtaunlich zugenommen. Ein neues äſthetiſches Lexikon mit Hinweglaſſung altmodiſcher Dinge und Hinzufügung alles nöthigen Neuen war alſo zweckmäßig. Der beſcheidene Verfaſſer hat damit nur ein Hülfsmittel zum Nachſchlagen darbieten, nicht aber eigentlich die unerſchöpfliche Kunſt erſchöpfen wollen. Mit Recht hat er ſehr viele Artikel und jeden derſelben möglichſt kurz gegeben. Sulzer fing mit A, Abdruck an. Zwiſchen A und Abdruck hat nun Jeitteles ſchon nicht weniger als zehn andere Artikel, die Sulzer nicht hatte. Die Kürze war beſonders bei der Definition von äſthetiſchen Begriffen, wie Abenteuerlich, aberwitzig ꝛc., am Platze, denn je weitläufiger man dieſe behandelt, je weniger wird dabei gewonnen. Nur einige Artikel dieſer Art erſcheinen noch in der alten Manier ohne Noth umſtändlich erörtert, z. B.: „Angenehm nennt man dasjenige, was durch ſanften, dem Organism der Nerven entſprechenden Reiz oder Eindruck wohlthuende Gefühle weckt, was alſo den Sinnen ſchmeichelt, gefällt, und eben darum gerne angenommen wird; ſo z. B. iſt eine Gegend durch die Abwechslung von Vertiefungen und Anhöhen, durch die leichte und freie Zuſammenſetzung von Wieſen, Buſchwerk und Hainen, Blumen, Waſſer und niedrigen Hügeln, angenehm. Bloß die Sinnlichkeit entſcheidet nach Kant über das, was angenehm oder unangenehm iſt, da es ſich nur auf die Form bezieht, nicht auf das Vernunftgeſetz, wie bei der Schönheit; daher auch das oft ſo ſehr abweichende Urtheil darüber, weil es nur auf der objektiven Organiſation einzelner ſinnlicher Naturen beruht.“ Dieſer Artikel iſt in mehrfacher Beziehung fehlerhaft. „Angenehm iſt, was gern angenommen wird, z. B. eine Gegend ꝛc.“ iſt unpaſſend geſagt, weil gerade Gegenden am wenigſten geeignet ſind, angenommen zu werden. Auch hat Kant Unrecht, wenn er dem Angenehmen bloß eine ſinnliche Beziehung gibt. Zu dieſer Willkühr hat er kein Recht, weil der Sprachgebrauch dem Angenehmen eine viel weitere Ausdehnung gibt.

Abgeſehen von dieſen theoretiſirenden Artikeln ſind dagegen die praktiſchen und techniſchen in ihrer Kürze ganz zweckmäßig. Am beſten und zahlreichſten ſind die muſikaliſchen, weil hier am meiſten vorgearbeitet war.

* Die Ungerechtigkeit, die er gegen den Ref. begeht, macht freilich eine Ausnahme, widerlegt ſich aber durch den Thatbeſtand von ſelbſt und ſoll deßhalb nicht ſtrenger genommen werden, als es hier geſchieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125. Montag, 12. December 1836.

Aeſthetik.

5) Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, insbeſondere als Decorationsmalerei, von Architekt R. Wiegmann. Nebſt einer Vorrede von Hofrath K. O. Müller in Göttingen. Hannover, Hahn, 1836.

So viel auch ſchon über die Malerei der Alten geſchrieben iſt, haben Verfaſſer und Vorredner dieſer Schrift wohl recht, daß gleichwohl die Nachleſe keineswegs unergiebig iſt. Wir laſſen deßfalls den Leiſtungen des in Italiens alten Denkmalen bewanderten Herrn Wiegmann volle Gerechtigkeit widerfahren. Nur das möchten wir ihm nicht glauben, daß „die Wiederherſtellung der antiken Technik,“ und zwar nicht etwa in Griechenland und Italien, ſondern auch in „Deutſchland und dem ganzen civiliſirten Europa“ leicht ausführbar und daher wünſchenswerth ſey. Der wärmere Süden nämlich bildet mit unſerm kältern Norden einen Gegenſatz, der ſich nicht überwinden läßt. Dem Süden gehört das Nackte und Halbnackte an, dem Norden das ganz bedeckende Kleid und der Pelz. Dem Süden gehört die kalte nackte Steinwand an, dem Norden die warme Holzwand oder wenigſtens die Tapete über der Steinwand. Der Süden verlangt dunkle ſchattige Zimmer, der Kühle wegen, dunkelfarbige Wände nach außen, damit die Sonnenſtrahlen nicht zu ſehr blenden. Daher alle Gebäude der Alten übermalt waren. Im Norden liebt man umgekehrt helle Zimmer und hellgemalte Häuſer. Bekanntlich halten ſich auch Wandbilder in der trocknen und wärmern Luft des Südens beſſer, als in der feuchten und froſtigen des Nordens, und auch das Innere der Säle und Zimmer wird im Süden, wo man meiſt außerhalb des Hauſes lebt, nur ſelten und nur in Caminen einheizt ꝛc., bei weitem nicht ſo abgenuzt, als im Norden.

Damit ſoll aber nicht geſagt ſeyn, daß wir nicht dennoch in Bezug auf Dekorationen noch unendlich viel von den Alten lernen könnten. Wir müſſen ſie nur nicht im Techniſchen und auch nicht in der Compoſition nachahmen, ſondern nur in dem feinen Geſchmack, mit welchem ſie die Kunſt den Bedingungen der Natur und des Lebens anzupaſſen wußten. Hätten ſie den rauhen Norden bewohnt und ganz denſelben Geſchmack beſeſſen, ſo würden ſie doch keine antike Kunſt, ſondern eine andere, dem Norden mehr angemeſſene, namentlich mittelalterliche erfunden haben. Sie würden dem gothiſchen Geſchmack ſicher am nächſten gekommen ſeyn, weil keiner dem Norden beſſer zuſagt.

Digitized by Google

6) Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonarotis, von Dr. Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1834. S. 30.

Einige bisher ungedruckte Briefe des großen Michel Angelo, aus denen ſein Feuergeiſt lebendig ſpricht. Wie ſchön ſagt der Herausgeber: „Was haben nicht Haß und Mißgunſt, Zufall und Unverſtand gethan, Michel Angelo's Leben zu verbittern! Torregiano verunſtaltete dem Jüngling das Geſicht; ſein David mußte durch Wachen beſchützt werden, um ihn vor den Steinwürfen des Pöbels zu ſichern; ſeine Bildſäule Julius II. wurde vom Bologneſer Volke in Stücke geſchlagen; Bandinell, weder gewitzigt durch Tizians Laocoons-Affen, noch geſchreckt durch Cellini's Ernſt, zerriß den Karton des Piſanerkrieges; die Geſchichte des Grabmals Julius II. ward für ihn zu einer Tragödie, welche den beſten Theil ſeines Lebens vergiftete; nach dem Falle ſeiner Vaterſtadt mußte er ſich verborgen halten, da es den Palleſken wenigſtens nicht an gutem Willen fehlte, es mit ihm zu machen wie mit Franceſco Carducci, hätte es in ihrer Macht geſtanden; unter der Regierung des Herzogs Alexander ſtand er auf der Proſcriptionsliſte und wurde nur durch die Päbſte gehalten, die ſeiner bedurften; mehrere ſeiner ſchönſten Arbeiten blieben ohne ſeine Schuld unvollendet — ſelbſt nach ſeinem Tode verſchlang das Meer den unerſetzlichen Schatz, die Zeichnungen zur göttlichen Komödie, und der Zufall zerſtreute durch Italien und Frankreich, was vereint ein großes Ganze bilden ſollte. Bei ſolchen und andern Unbilden während eines langen, der Kunſt und allem Schönen und Edeln geweihten Lebens, iſt es tröſtlich zu ſehen, daß ihm dafür mit der Liebe und Verehrung, ja Anbetung ſo Mancher vergolten wurde, die ihn näher kannten und zu würdigen wußten, und daß die Nachwelt ſtaunend zu ſeiner Rieſengröße hinaufblickt."

7) Andrea del Sarto. Von Demſelben. Leipzig, Brockhaus, 1835. S. 231.

Ein ſehr erſchöpfendes Werk über Andrea del Sarto, einen Maler, der immer geſchätzt war, es aber in neuerer Zeit noch mehr wird, wie man ſich in Florenz ſelbſt durch die Anſtalten überzeugt, die gemacht worden ſind, ſeine Fresken vor dem zerſtörenden Einfluß der Witterung zu ſchützen. Das Werk iſt in ſeiner Art muſterhaft in biographiſcher, kunſthiſtoriſcher und kritiſcher Beziehung. Eigner Fleiß und der Beiſtand vieler Freunde der Kunſt haben den Verfaſſer in den Stand geſezt, unzählige Notizen über einzelne Werke und über das Leben des Künſtlers zu ſammeln. Nicht jeder große Maler hat einen ſo vortrefflichen Biographen gefunden.

8) Anleitung zur Kunſtkennerſchaft, oder Kunſt, in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Verſuch von Adv. Detmold in Hannover. Hannover, Hahn, 1834.

Dieſes kleine, geiſtvoll und witzig geſchriebene Buch perſifflirt die hohlköpfige Kunſtkennerſchaft auf's trefflichſte, und gibt zugleich wirklich ſehr gute und brauchbare Winke für das Kunſturtheil: „Ich habe, ſagt er, einmal geleſen, der berühmte Vaucanſon habe, außer ſeiner Ente, welche bekanntlich gegeſſen, verdauet und geſchnattert wie eine natürliche Ente, auch einen *Kunſtkenner* angefertigt, der ebenfalls wie jene Ente, zwar nicht verdauet, aber doch geſchnattert, gerade wie ein natürlicher Kunſtkenner. Derſelbe war auf ſieben Kunſturtheile geſezt, und ſoll ſo täuſchend gemacht geweſen ſeyn, daß ihn viele Leute nicht bloß für einen wirklichen, ſondern auch für einen lebendigen Kunſtkenner gehalten. Späterhin nach Vaucanſons Tode ſoll ſich derſelbe emancipirt, ſogar den Titel Kommerzrath und einen Orden erhalten, in bedeutendem Anſehen als Kenner geſtanden haben, und von Niemandem für ein Automat erkannt worden ſeyn." Nun theilt er eine große Menge von Phraſen mit, wie ſie ſich in allen möglichen Fällen anwenden laſſen, jede mit dem gehörigen Commentar.

9) Beiträge zur neuern Kunſtgeſchichte, von Ernſt Förſter. Mit 4 Kupfern. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Geſchichtliche und techniſche Studien über namentlich ältere Plaſtik und Malerei in Italien, über den alten Bildhauer Nichola Piſano, den Altarſchmuck in S. Jacopo in Piſtoja, ältere Gemälde in Piſa und Lucca, Cimabue, die alten Wandgemälde im Piſaner Campo Santo, Giotto di Bondone und Symon di Martino, Ambruogio Lorenzetti, Niccolo Petri und über das techniſche Verfahren bei den Mauergemälden des 14ten Jahrhunderts. Die Reſultate der Forſchung ſind zum Theil recht überraſchend, ſo der aus alten Rechnungen eines Archivs geführte Beweis, daß ein Bild im Dom zu Piſa, das Vaſari einem Griechen zuſchreibt, bitter tadelt und wogegen er Cimabues Pinſel preist, von eben dieſem Cimabue ſelber ſey. Wir wollen nur die Kunſtfreunde auf dieſes Buch aufmerkſam machen und überlaſſen ihnen, ſelber ins Einzelne einzugehen. Von beſonderem Intereſſe dürften die Unterſuchungen über das Alter der al secco und al fresco Malerei ſeyn.

10) Briefe über Landſchaftsmalerei, von C. G. Carus. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, G. Fleiſcher, 1835.

Wenig Stoff und zum Erſtaunen viele Worte. „Das

Digitized by Google

Werk, worin die Uridee der Schönheit rein erfaßt iſt, wo nicht dieſe oder jene Individualität allein, ſondern der Menſch, wie er von Anbeginn war und ewig ſeyn wird, ſich ausſpricht, das iſt das für alle Zeiten Wahre und Klaſſiſche. — Es iſt kein wahrer Menſch denkbar, den die echten Werke griechiſcher Bildhauer nicht erfreuen, nicht erheben ſollten; und auf eben dieſe Weiſe. wenn auch vielleicht bei weitem noch nicht in dem Grade, ſind die Bilder eines Claude wahr und herrlich für alle Zeiten und für alle Menſchen, welche überhaupt zur Beachtung der Schönheit landſchaftlicher Natur und insbeſondere der, welche dem Künſtler vorlag, ſich ausgebildet haben. — Du wirſt mich hierbei nicht falſch verſtehen und meinen: daß ich nun alle Landſchaften wie die von Claude gemalt haben wollte; keineswegs! — (aber eben dieſe Richtung auf das Urwahre der Natur ſelbſt, alles Zurückſtellen mitgebrachter Anſichten, vielmehr das reine, unſchuldige Wiedergeben der Natur, ganz in dem Geiſte, wie ſie als göttliche Offenbarung vor uns liegt (mag ſich nun übrigens der Künſtler dabei noch etwas Beſonderes, z. B. eine beſtimmte Idee oder den Charakter eines gewiſſen Erdſtrichs gedacht haben, welches nur dem ihm Gleichgeſinnten, dem mit jener Gegend Bekannten klar werden kann, oder mag er ganz frei und rein die Klarheit des Gemüths im Spiegel der Natur abbilden), das iſt es, was wir von der klaſſiſchen vollendeten Landſchaft ſicher fordern dürfen und ſollen.“ Was ſoll doch der Landſchaftsmaler mit ſolchen leeren Redensarten anfangen? Nur in den Beilagen geht der Verfaſſer ins Einzelne ein, in die Phyſiognomie der Gebirge z. B., in die Wirkungen des Mondſcheins, in die Betrachtung einzelner Bilder von Ewerdingen ꝛc.

11) Die Kupferſtecherkunſt und der Stahlſtich. Für Männer von Fach und Kunſtfreunde. Von Moritz Henrici. Leipzig, Hinrichs, 1834.

Eine kurze Geſchichte der Kupferſtecherkunſt, namentlich ihrer allmählichen techniſchen Verbeſſerungen und der abweichenden Manieren, weniger eine Geſchichte der Künſtler und ihres Geſchmacks, obgleich auch davon das Hauptſächlichſte mitgetheilt wird.

12) Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten. Von Dr. Eduard Müller. Erſter Band. Breslau, J. Max und Comp., 1834.

Eine eigenthümliche Idee, aus den Ueberreſten der griechiſchen Denker und Dichter eine ſyſtematiſche Entwicklung deſſen zu geben, was die Alten von der Kunſt verlangt haben. So gab unlängſt Herr von Raumer eine Geſchichte deſſen heraus, was die antiken Denker von der Politik verlangt haben, und wenn wir Herrn von Raumer damals entgegneten, es käme wohl mehr darauf an, welcher Politik die Alten wirklich gefolgt ſind, als was für zum Theil abnorme Meinungen die Philoſophen deßfalls aufgeſtellt haben, ſo ſind wir im Falle, dieſelbe Einwendung auch in Bezug auf die Kunſt dem Herrn Dr. Müller zu machen. Denn das, was die einzelnen Denker und Dichter von der Kunſt gemeint haben, iſt nicht die wahre Theorie der Kunſt, dieſe muß vielmehr aus der Praxis der Kunſt, allen jenen Meinungen zum Trotz, abſtrahirt werden.

Doch bleibt der gelehrte Verfaſſer keineswegs im Gebiet der Meinungen ſchwanken, ſondern er geht recht tief in die lebendige Wirklichkeit der Kunſt ein und die Lektüre ſeines Buchs iſt in gar vieler Beziehung belehrend. So wird namentlich in unſerer Zeit, wo ſich Aehnliches wiederholt, Niemand ohne großes Intereſſe die geiſtreiche Abhandlung über den Ariſtophanes leſen, worin bewieſen wird, wie dieſer große Dichter alles das Unfläthige, was das chriſtliche Zeitalter an ihm mißbilligt hat, in ſeine Dichtungen aufnehmen mußte, nur um ein Publikum zu finden, und daß ihm das Publikum ſeiner Zeit dennoch vorwarf, er ſey noch viel zu verſchämt und blöde, er packe nicht genug, und er habe den Gott der damaligen Poeſie und der Gärten zu ſehr des Scepters beraubt. Hört man nicht auch jezt wieder ganz ähnliche Klagen? Verlangt der Markt nicht das Gräßlichſte und Unzüchtigſte von Poeſie? Nennt man nicht die beſten Dichter ſchon langweilig, weil ſie nichts von Hinrichtungen, Peſt, Inceſt enthalten? und glauben nicht manche Dichter bereits, wie erſt neuerlich Spindler, ſie müßten, um ſich dem Publikum nicht zu entfremden, das Widrige mitmachen?

13) Der Kirchengeſang unſerer Zeit, beleuchtet von C. H. Sämann. Königsberg, Unger, 1834.

Eine kräftige Stimme zu Gunſten des verbeſſerten Kirchengeſangs und des der Kirchenmuſik neben der Predigt zu gönnenden Einfluſſes. Den Singvereinen wird das ihnen gebührende Lob ertheilt, aber für den Geſangunterricht der Jugend noch manches gewünſcht.

Es iſt erfreulich, daß ſolche Stimmen in neuerer Zeit immer häufiger werden, und daß in mehreren Theilen des deutſchen Vaterlandes der Kirchengeſang wie der Volksgeſang überhaupt ſich ſchon bedeutend gehoben hat. Das vorliegende Werk läßt ſich ſo ziemlich auf alle Punkte ein, in denen die gute Sache des Volksgeſangs noch Widerſtand findet, und ſpricht ſich gegen die Indolenz, wie gegen die Eiferſüchtelei gleich entſchieden aus, gegen die Indolenz nämlich, die ſo oft Volk und Behörden theilen, und gegen die Eiferſüchtelei, zu welcher ſich ſogar der geiſtliche Stand zuweilen erniedrigt, ſofern er

Digitized by Google

ſo viel als möglich Predigt, ſo wenig als möglich Muſik, nur Verſtandes- und keine Gemüthsanregung haben will.

Taſchenbücher auf 1837.

Urania.

Titelkupfer: Alexander von Humboldt. Mehrere recht ſchöne Stahlſtiche und vier Novellen, zwei kürzere von Leopold Schefer (die Prinzeninſeln, eine byzantiniſche Entſagungsgeſchichte) und Joſeph Freiherrn von Eichendorff (das Schloß Dürande, eine düſtere Rachegeſchichte), und zwei längere von Emerentius Scävola und Tieck. Herr Emerentius Scävola, der große Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, kann ſich nirgends verläugnen. Hier führt er uns vor eine Thür, hinter welcher ein Vater ſeine trotzige Tochter mit Schimpfworten überhäuft. Wovon handelt es ſich? Das Mädchen hat etwas Weißes am Kleide. Was iſt es? Abgefärbt vom weißen Lederzeug eines Soldaten, mit dem ſie in der Dämmerung kareſſirt hat. Und das Mädchen iſt die gebildete Tochter eines gebildeten und reichen Mannes. Anders thuts nun einmal der große Emerentius Scävola nicht. Was nicht nach der Küche oder dem Stalle riecht, iſt für dieſen großen Dichter nicht Poeſie. Dieſer Introduktion entſpricht auch der ganze Inhalt ſeiner Novelle. Ein alter Narr verliebt ſich in jenes Mädchen und heirathet ſie; ſie iſt ihm natürlich untreu; der alte Hahnrei kommt aber keineswegs in Zorn, ſondern ſegnet die Ehebrecherin mit ihrem Buhlen förmlich ein, wie ein ſentimentaler Iffland'ſcher Vater. Was die Novelle von Tieck, Wunderlichkeiten, anlangt, ſo haben wir ſie wirklich wunderlich gefunden. Es iſt die Geſchichte eines vornehmen Diebſtahls mit manchem komiſchen Zuge nach Tiecks Weiſe, doch gehört dieſe Novelle ſicher zu ſeinen minder bedeutenden.

Bilderwerk.

Hiſtoriſche und maleriſche Wanderungen in Griechenland. Kriegs- und Reiſeſcenen aus dem 19ten Jahrhundert. Herausgegeben von Prof. Braun. Mit 12 Stahlſtichen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Größtentheils überſezt nach den Schilderungen von Blaquiere, Caſtellan, Chandler, Clarke, Pouqueville, Quin, Raffenel, Squire, Voutier, anderes von Thierſch, Iken, Klüber, Müller, Tietz ꝛc. compilirt, das Ganze ein gut gewählter Text zu den ausgezeichnet ſchönen Stahlſtichen.

Italieniſche Literatur.

Le mie prigioni. Mes prisons. Meine Gefängniſſe. Denkwürdigkeiten von Silvio Pellico von Saluzzo. Ausgabe in drei Sprachen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Le mie prigioni. Meine Gefängniſſe. Daſſelbe ital. und deutſch. Daſelbſt.

Le mie prigioni. Mes prisons. Daſſelbe ital. und franzöſiſch. Daſelbſt.

Meine Gefängniſſe. Daſſelbe bloß deutſch. Daſelbſt.

Wir haben uns früher ſchon mehrmals gebührend über den ſeelenvollen und liebenswürdigen Silvio Pellico ausgeſprochen, der unter den jezt lebenden italieniſchen Dichtern nach Schickſal und Talent den erſten Rang einnimmt, und es freut uns, daß er ſo viele Anerkennung in Deutſchland findet. Die hier vorliegenden anſtändigen und korrekten Ausgaben in verſchiedenen Sprachen ſind für den Gebrauch derer beſtimmt, die ſich im Italieniſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen an einer eben ſo intereſſanten als edeln Lektüre üben wollen.

Kalender.

Nationalkalender für die deutſchen Bundesſtaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Proteſtanten, Griechen, Ruſſen, Israeliten, zum Unterricht und Vergnügen für Geiſtliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute, begründet von K. André, fortgeſezt von J. H. Meyer. 13ter Jahrgang. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

A. Oekonomiſches Tagebuch für die Einnahmen und Ausgaben. B. Gedächtnißtafel für das Sittliche, Berichte, Selbſterinnerungen ꝛc. C. Gedächtnißtafel für Geſchäfte und Familienangelegenheiten. D. Correſpondenz-Journal, Verzeichniß und Ueberſicht der wichtigſten Briefe des Jahrs. E. Beſondere Erinnerungen. F. Addreſſenverzeichniß. G. Verzeichniß intereſſanter oder anzuſchaffender Bücher. Hinter dieſen leergelaſſenen Tabellen, die jeder Leſer nach Bedarf ausfüllen mag, folgen Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen, aſtronomiſche, phyſikaliſche, technologiſche, ökonomiſche Neuigkeiten, belehrende und erhebende Geſchichten und Anekdoten, einige wenige Gedichte. Vieles darin iſt von Auerbacher in München, der den Volkston ohne Affektation zu treffen weiß. Gewiß hat dieſer Kalender eine praktiſche Einrichtung und hilft einem ſo allgemein gefühlten Bedürfniß auf die einfachſte Weiſe ab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126. Freitag, 16. December 1836.

Zur Zeitgeſchichte.

Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände. Von Eduard Gans. Berlin, Veit und Comp., 1836.

Herr Profeſſor Gans iſt ein geiſtreicher Mann nicht nur, ſondern auch ein ausgezeichneter Gelehrter. Wir würden ihm Unrecht thun, wenn wir ihn nicht zu den Celebritäten rechneten, nach denen einſt die Nachwelt den Geiſt unſerer Societät und Literatur beurtheilen wird. Gleichwohl finden wir in ſeinen redſeligen Mittheilungen, ſofern ſie ſich weſentlich um Pariſer Perſönlichkeiten drehen, keine groſe Bedeutung, weil wir gewohnt ſind, daß dieſe Perſönlichkeiten ſich am beſten ſelbſt ſchildern, und noch weniger Accent können wir auf die zu ſehr bemeſſenen Mittheilungen aus Berlin legen, die leider gar nichts Wichtiges enthalten und durch das, was ſie wichtig nehmen, ohne daß es wichtig iſt, dem Geiſt des Verfaſſers nicht wohl anſtehen.

Beſcheiden wir uns aber, in Herrn Profeſſor Gans einen würdigen Repräſentanten jener glänzenden Ariſtokratie „vornehmer Geiſter“ anzuerkennen, wie ſie Berlin in neuerer Zeit dargeboten hat, ſo müſſen wir uns nur über etwas wundern. Takt iſt gewiß das, was man in Berlin in weit höherem Grade, als an irgend einem anderen Ort, wenigſtens in Deutſchland, zu beſitzen ſich anmaßen darf. Und gerade Takt wird in den beredten Aeußerungen des Herrn Profeſſor Gans vermißt. Oder ſollte ſich der Herr Profeſſor, obgleich er einer der hervorragendſten Geiſter Berlins iſt, noch nicht auf die Höhe geſchwungen haben, auf welcher er ſich als einen Repräſententen ſeines Volks anſehen muß, ſo wie jeder geiſtreiche Franzoſe überall Franzoſe, jeder Britte Britte iſt, und nichts ſchreibt, das er nicht als im Namen ſeiner Nation geſchrieben anſähe?

Herr Profeſſor Gans ſchreibt: „Deutſchthümler von 1814 und 1815, Männer, die gern Franſchen ſtatt Franzoſen ſagen, hätten der eben nicht abgeläugneten Deutſchheit des Elſaſſes wegen gern denſelben „und was daran hängt“ unſerem Vaterlande vindicirt. Solche Rückeinverleibungsverſuche gehören aber zu den politiſchen Unmöglichkeiten. Die Verſchiedenheit der Völker iſt auch jezt kein ſo abſolutes Hinderniß mehr, daß unendlich viel darauf ankommen ſollte, was dem einen, oder dem andern gehört. Heut zu Tage geht aus der Deutſchheit des Elſaſſes ein anderer Vortheil hervor, als der, daß Deutſchland um einen Strich Landes reicher wäre. Es liegt hier wie in der Schweiz eine Möglichkeit der Verſchmelzung, und des Ueberganges zweier groſer Nationen in einander, die von dem Standpunkte europäiſcher Civiliſation aus zu begünſtigen iſt.“

Wir erlauben uns, dieſe merkwürdige Stelle zu

Digitized by Google

commentiren. Daß der Herr Profeſſor die Deutſchheit des Elſaſſes „eben nicht“ abläugnet, iſt eine Großmuth, wofür ihm die Muſe der Geſchichte ein recht artiges Compliment ſchuldig iſt, denn es kam gewiß ſehr viel darauf an, ob er eben oder nicht eben abläugnen wollte, was ſeit anderthalbtauſend Jahren bekannt iſt. Wenn nun das Elſaß deutſch iſt, ſollte man meinen, es gehöre unbedingt zu Deutſchland und könne nur gewaltſam und unnatürlich davon losgeriſſen ſeyn. Wer übte dieſe Gewalt? Die Geſchichte hat gelehrt, daß darüber, ob etwas „darauf ankommt, was dem Einen oder Andern gehöre,“ Andere anders geurtheilt haben, als der Herr Profeſſor. Die Franzoſen zum Beiſpiel, die ſehr großes Gewicht darauf legten, uns das Elſaß wegzunehmen, und die deutſchen Diplomaten alten Styls nicht weniger, denn wenn der Herr Profeſſor es über ſich gewinnen möchte, die Folianten der weſtphäliſchen Friedens-Unterhandlungen durchzuleſen, würde er unter andern merkwürdigen Stellen auch die finden, in welcher die k. k. Geſandtſchaft nicht bloß auf das natürliche Recht, ſondern auch auf die Staatsklugheit hinwies und das nicht unvernünftige Bedenken äußerte, wie es künftig mit dem lieben Deutſchland ſtehen werde, wenn Frankreich am Rhein Feſtungen habe und tanquam cornua mitten ins Reich hineinſtrecke. Jedermann begriff damals, Frankreich wollte ſich des linken Rheinufers gleichſam als unſeres linken Arms bedienen, um damit unſern rechten Arm feſtzuhalten und zu lähmen und Jedermann fand dieſe unſere Situation lächerlich. Man wich nur einer traurigen Nothwendigkeit. Wie Frankreich jene cornua gegen uns gebrauchte, wie die Prophezeihungen des Grafen von Trautmannsdorf in Erfüllung gingen, das hat die rheiniſche und nachher die bayeriſche Allianz unter Ludwig XIV., das hat noch mehr der Rheinbund unter Napoleon ziemlich deutlich dargethan, und wir ſind bereit, dem Herrn Profeſſor wenigſtens fünfzig Schriften aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert (alſo vor der Zeit der ſogenannten Deutſchthümler) namhaft zu machen, worin die franzöſiſche Occupation des Oberrheins aus politiſchen und militäriſchen Gründen bitter beklagt wurde. Die Wiedereinverleibung war mithin nach den großen Siegen von 1813 und 1815 ein ſehr natürlicher Gedanke, oder es müßte überhaupt unnatürlich ſeyn, etwas Geraubtes, das man wiederfindet, in einem Zeitpunkt, wo der alte status quo aufgelöst war, zurückzunehmen. Der Gedanke war um ſo natürlicher, als vorauszuſehen war, daß die Feſtung Straßburg nicht nur militäriſch, ſondern auch politiſch die ſchwache linke Flanke des deutſchen Bundes fortwährend bedrohen würde. Dies äußerten Staatsmänner und Militärs, die keine ſogenannten Deutſchthümler waren. Und wer, wenn Sie ſich erinnern wollen, Herr Profeſſor, wer waren denn die überklugen Leute, die Franſchen ſtatt Franzoſen ſagten? Waren es die Schwaben, die Rheinländer, war es Görres? Nicht doch. Es waren nur Berliner.

Das Schickſal wollte, daß das Elſaß noch bei Frankreich geblieben iſt. Unter den gegebenen Umſtänden war es der Arrondirungspolitik der einzelnen Mächte angemeſſen. Welcher Dritte hätte ſich herausnehmen wollen, noch mitzuſprechen? Welcher vernünftige Menſch hätte nach geſchehener Sache nicht lieber geſchwiegen? Die vom Herrn Profeſſor ſo bitter verhöhnten Patrioten haben geſchwiegen. Er, dem man auch nicht das ſchwächſte Mitgefühl für deutſche Ehre zum Verbrechen machen kann, er hätte wohl auch ſchweigen können. Ließ man nicht den Thatbeſtand in jeder Weiſe gelten? Es iſt Niemandem eingefallen, „Rückeinverleibungsverſuche“ zu machen oder nur davon zu reden. Man hatte Takt genug, keine Thorheit zu begehen, und ſich durch demüthigende Erinnerungen nicht ſelbſt zu beſchämen. Auch wir würden dieſen Punkt nicht berühren, wenn ihn Herr Profeſſor Gans nicht zuerſt berührt hätte. Allein die Ehre des deutſchen Volkes iſt etwas, das nie nicht vorhanden ſeyn kann, und wer ſie beleidigt, der wird hoffentlich immer ſeine Antwort finden.

Wir können ſie nicht glimpflicher geben, als indem wir ſagen, es verräth keinen Takt, die Frage zu berühren, und noch weniger Takt, ſie durch eine Schmeichelei gegen Frankreich und durch eine Beleidigung gegen Deutſchland entſcheiden zu wollen.

Man kann ſich einen Verluſt gefallen laſſen, wenn man muß, aber es iſt taktlos, es iſt Wegwerfung, wenn man ſich in der Seele deſſen, der ihn uns zugefügt, darüber freut. Der Verluſt iſt immer zugleich ein Verluſt an der Ehre, denn ſeit die Weltgeſchichte dauert, hat man die Nationalehre darein geſezt, ſich nicht überwinden und Provinzen wegnehmen zu laſſen. Es iſt daher taktlos, es iſt vielleicht noch mehr als taktlos, wenn man ſelbſt zur verlierenden Nation gehört, ſich mit der gewinnenden über den Verluſt luſtig zu machen.

Indeß — der Verluſt liegt ja hinter uns und vor uns liegen die großen Vortheile, die Herr Profeſſor Gans in Ausſicht ſtellt, ſofern die beiden großen Nationen, Deutſche und Franzoſen, „verſchmolzen“ würden. Leider vergißt er, uns zu ſagen, wie die Verſchmelzung vor ſich gehen ſolle und welches der verſchmolzenen Elemente das vorherrſchende werden ſolle? ob z. B. künftig alles franzöſiſch oder alles deutſch reden ſolle, oder etwa gemiſcht à la belle Bernoise: bon jour ma cousine, wo ſint Ir au gſi ſi, voulez vous a ehli zu'u üs cho?

Wenn der Herr Profeſſor Gans ſich irgend etwas Ausführbares bei ſeiner „Verſchmelzung“ gedacht hat, ſo kann es nur ein völliges Aufgehen des deutſchen Weſens in das franzöſiſche ſeyn, denn die Franzoſen ſind im

Digitized by Google

Vortheil, ſie haben bereits deutſche Provinzen, wir keine franzöſiſche. Sie ſind nationalſtolz, wir ſind es nicht, wenigſtens Herr Gans im geringſten nicht. Sie ſind gewohnt, uns für ſo dumm zu halten, daß wir jeden Augenblick bereit ſeyen, ihrem Vortheil und ihrer Ehre die unſrige aufzuopfern, wie ihnen neulich wieder Herr Profeſſor Gans aufs entgegenkommendſte dargethan hat. Sie würden ſich alſo die „Verſchmelzung“ recht gern gefallen laſſen unter Bedingungen, deren ſich Niemand zu ſchämen haben würde, als wir.

Was Herr Profeſſor Gans vom Einfluß der Elſäſſer auf die Franzoſen phantaſirt, (um doch auch, nachdem er den Franzoſen das ſüße Fleiſch ſeiner Complimente zu genießen gegeben hat, den Deutſchen gnädig die Schaalen an den Kopf zu werfen), findet ſeinen beſten Commentar in dem Antheil, den lothringiſche und elſäſſiſche Generale und Marſchälle, z. B. Ney, Rapp, Kellermann, an der Zerreißung und Schändung unſeres großen deutſchen Vaterlandes zum Vortheil der Franzoſen genommen haben. Muß man, nach Goethe, Hammer oder Ambos ſeyn, ſo waren die Deutſchen wohl immer nur der Ambos, und waren die mit Frankreich vereinigten Deutſchen auch leider oft genug der Hammer, ſo waren ſie es doch nur in der Hand der Franzoſen. Es iſt ziemlich entſcheidend gegen die Anſicht des Herrn Profeſſor Gans, daß die Elſäſſer zwar jederzeit der franzöſiſchen Politik geſchickt und ſogar fanatiſch als Werkzeuge gedient, aber noch nie in der Rückwirkung auch nur den mindeſten Einfluß auf die franzöſiſche Geſittung und Literatur geübt haben. Wir tadeln ſie darum nicht. Wir rechnen es ihnen vielmehr zu ihrem Verdienſt an, daß ſie beide große Nationen in ſcharfer Sonderung haben beſtehen laſſen, und daß ſie es niemals verſuchten, einen Miſchmaſch zwiſchen Franzoſen- und Deutſchthum zu Stande zu bringen, wie ihn der geiſtreiche Berliner Profeſſor im Intereſſe der europäiſchen Civiliſation begünſtigenswerth gefunden hat. Eine ſolche Zwitterſchöpfung widerſtrebt, Gott und der Natur ſey es gedankt, dem Geiſt beider Nationen.

Die „Verſchmelzung“ mit dem franzöſiſchen Geiſte und ſodann auch mit dem franzöſiſchen Körper iſt uns ſchon öfter angeſonnen worden. Ehrgeizige Franzoſen und deutſche Zuträger haben in Compagnie an dieſem heilſamen Werke ſchon lange gearbeitet, ehe Herr Profeſſor Gans die feine Manchette zurückſtreifte, um mit Hand anzulegen.

Die edle Compagnie hatte es zuerſt auf die deutſchen Fürſten und den deutſchen Adel abgeſehen. Es gelang, dieſelben mit jeder Art von franzöſiſchem Laſter anzuſtecken und es bedurfte bekanntlich bedeutend viel deutſcher Tugend, um das durch jene Laſter eingeniſtete Franzoſenthum wieder auszutreiben. Was die europäiſche Civiliſation von jenem siècle de Louis XIV., als dem erſten großen Verſchmelzungsverſuch, für Vortheile gezogen hat, erwarten wir von Herrn Profeſſor Gans zu vernehmen; daß ihm Deutſchland ſeine tiefſte Erniedrigung zuerſt verdankt, iſt uns ſehr wohl bekannt.

Ueber ein Jahrhundert hatte die edle Compagnie bereits unſere Fürſten und unſern Adel ausgebeutet, Frankreich hatte durch die rheiniſche und durch die bayeriſche Allianz ſich in Deutſchland eingeniſtet, uns eine Provinz nach der andern geſtohlen und die übrigen ausgeplündert, ſo daß der Marſchall Villars öffentlich bei einem Feſte in Wien wagen durfte ſich zu wundern, daß in Deutſchland noch ſo viele Diamanten übrig geblieben ſeyen. Ueber den weſentlichen Antheil der Franzoſen an der Unterdrückung ſtändiſcher und ſtädtiſcher Freiheiten in Deutſchland haben uns die Geſchichtſchreiber noch nicht Bericht erſtattet, doch nicht immer bleibt alles vergeſſen.

Das Franzoſenthum in der monarchiſch-ariſtokratiſchen Façon hatte ſich abgenuzt, es gebar ſich wieder in der republikaniſchen Form, und die edle Compagnie ließ ſofort auch die deutſche Fürſten und den Adel fahren und addreſſirte ſich an die Völker. Krieg den Palläſten, hieß es, Friede den Hütten. Aber die Hütten wurden geplündert, wie die Palläſte. Wir bringen euch die Freiheit, hieß es; aber man verkaufte uns zu Baſel und zu Raſtadt. Das ganze Poſſenſpiel hatte wieder nur den Zweck, uns neue Provinzen zu ſtehlen und die übrigen abermals auszuplündern.

Auch dieſe Form ſagte dem Franzoſenthum nicht lange zu. Es liebt den Wechſel und bekanntlich hält franzöſiſcher Leichtſinn bei einer edlen Liebe am wenigſten aus, und ſo bei der Freiheit kürzer als bei der Tyrannei. Die Franzoſen konnten nichts Eiligeres thun, als ihre Republik zu ſtürzen, damit Napoleon ſeinen Fuß auf ihren ſchönen Nacken ſetze und ſich den Stiefel an ihr abputze, wenn er heimkam aus der Schlacht. Auch dieſer Wendung der Dinge folgte wieder die edle Compagnie und addreſſirte ſich neuerdings wieder an die Fürſten. Da wurde alles nach der Diktatur Napoleons gemodelt, wie früher nach der Serailwirthſchaft des 14ten und 15ten Ludwig. Welchen Segen uns die Niederlagen, Plünderungen, Felonien und Erniedrigungen aller Art in der Napoleoniſchen Periode gebracht haben, erwarten wir von Herrn Profeſſor Gans zu vernehmen, denn ein ſtärkerer Verſuch, die beiden großen Nationen zu verſchmelzen, iſt wohl nie gemacht worden. Wir aber können in dieſe ſchwere Zeit der Prüfung nicht zurückblicken, ohne zu wünſchen, daß ſie uns wenigſtens eine Frucht möge getragen haben, die der Warnung.

Nun kam die Julirevolution. Das Franzoſenthum goß ſich abermals in eine neue Form, welche diesmal

Digitized by Google

etwas harlekinartig aus den alten Formen zuſammengeflickt war, eine Quaſirepublik, ein Quaſikönigthum, ein Quaſikaiſerthum. Die edle Compagnie iſt nun in nicht geringer Verlegenheit, wie ſie es machen ſoll. Da inzwiſchen die Fürſten jene neue Form mißtrauiſcher begrüßten, als die Völker, ſo wedelt die edle Compagnie ſeit einigen Jahren mit dem neumodiſchen Wachtelhündchenſchweif vor dem deutſchen Liberalismus, und ſucht ihm begreiflich zu machen, der Patriotismus ſey eine ganz natürliche Sache bei den Franzoſen, aber bei den Deutſchen offenbar lächerlich, auch habe Frankreich ganz allein das Monopol der Freiheit, und die Deutſchen würden verhungern müſſen, wenn ſie ſich nicht aus der großen Suppenanſtalt des Centraleuropa in Paris ihr beſcheiden Theil abzulangen kämen.

Doch wir müſſen gerecht ſeyn. Die Franzoſen ſelbſt denken wohl noch hin und wieder an die gute alte Zeit, wo wir uns ſo bequem von ihnen ausbeuten ließen, aber ein Gefühl von Scham und Mißtrauen hält ſie zurück, uns ihre Hülfsleiſtungen in gleicher Weiſe nochmals anzubieten. Es ſind leider faſt nur Deutſche, die ſich den Franzoſen unter dem Vorwand, die Freiheit bei ihnen zu lernen, mit ekelhaftem Servilismus aufdrängen, und dann gegen ihre eigene Landsleute die alten Franzoſen ſpielen möchten.

Es ſind nun ſchon Verſuche genug zu der von Herrn Gans vorgeſchlagenen „Verſchmelzung“ gemacht worden, und man hat geſehen, was dabei herauskam. Das Fraterniſiren mit dem Volk iſt ſo wenig mehr neu, als das Verführen der Fürſten. Wir ſind daher mit Recht begierig, in welchem neuen Sinne Herr Profeſſor Gans die „Verſchmelzung“ für die europäiſche Civiliſation überhaupt und für die Betheiligten insbeſondere ergiebig machen will.

Und wer ſind die Leute, die abermals und immer wieder fraterniſiren wollen? In der That es verräth den feinſten Takt und gehört zu den ausgedüfteltſten Speculationen einiger deutſchen Liberalen, die Beſorgniſſe vor der Macht des Liberalismus durch unpatriotiſche Verirrungen und ſich ſelbſt entehrenden Verrath an fremde Intereſſen zu beſchwichtigen und dagegen die im Patriotismus liegende Macht den unverſtändigen Ultras zu überlaſſen; denn es iſt in unſerm verwickelten Zeitalter vor allen Dingen nöthig, den Verſtand auf ſeiner Seite zu haben.

Auch ſchmeichelt es ſicher dem richtigen Takt des geiſtreichen Berliner Profeſſors, bei dieſem Anlaß gewiſſe Sympathien durchblicken zu laſſen. Wir haben eine zu unvollſtändige Kenntniß der dahin einſchlagenden Literatur, um deßfalls allen Wahlverwandtſchaften nachgegangen zu ſeyn; doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir vermuthen, daß es zuerſt Herr Saul Aſcher war, der ſich gegen die „Germanomanie“ erklärte und den Deutſchen verwehren wollte, deutſch zu ſeyn, daß es ſodann Herr Börne war, der die deutſche Vaterlandsliebe für eine Narrheit erklärte (aber nicht die franzöſiſche, denn er ſchrieb in Paris); daß es ſodann Herr Heine war, der im Angeſicht der Franzoſen mit ihm wetteiferte, über unſer Volk (aber nicht über unſere Leute) zu ſpotten.

Bekanntlich ſagte Napoleon, als er nach Berlin kam, und ſo viele Zuträger fand, er müſſe ſich ſchämen, ſo große Vortheile ſo mühelos zu erringen. Wahrſcheinlich hat eine ähnliche Erfahrung den Herrn Lerminier, der, wenn wir uns nicht abermals täuſchen, ein Freund des Herrn Profeſſor Gans iſt und mit ihm mehrfachen Umgang gepflogen, zu dem im Munde eines Franzoſen wahrhaft beſcheidenen Ausſpruch veranlaßt: der Rhein werde den Würdigſten gehören. Daß er Deutſche fand, die ihm das linke Rheinufer zum Behuf einer vorbereitenden Verſchmelzung an den Hals werfen wollten, mußte ihn überraſchen, wie einſt Napoleon überraſcht war, als man ihm freiwillig alle Vorräthe anzeigte. Und ſo vieler Wegwerfung gegenüber iſt des Herrn Lerminiers Ausſpruch würdevoll, wie es der Napoleons war.

Wir wollen uns überhaupt bei dieſem neuen Anlaß dagegen verwahrt haben, als predigten wir einen unzeitigen Franzoſenhaß. * Wir ſind jederzeit geneigt geweſen, alles Gute und Treffliche der franzöſiſchen Nation anzuerkennen, und wir haben insbeſondere ihren Nationalſtolz, ihr Ehrgefühl immer bewundert, und nur gewünſcht, die Deutſchen möchten dieſe guten Eigenſchaften auch ihrerſeits haben. Wir ſind ferner innig durchdrungen von dem Werth eines friedlichen Verſtändniſſes unter gebildeten Völkern und wiſſen inſofern die Theilnahme, die einige Franzoſen in jüngerer Zeit, obwohl nur vorübergehend als Modeſache, uns Deutſchen und unſerer geiſtigen Erudition zugewendet haben, gebührend zu ſchätzen. Wir verlangen nur, der Deutſche ſolle ſich nicht wegwerfen an die Franzoſen, ſie nicht, wie ein geiſtreicher Preuße 1805 einmal ſagte, „um Verachtung anbetteln.“

* Auch ſind wir deßhalb unbeſorgt. Wir werden keinen europäiſchen Krieg veranlaſſen und Ludwig Philipp ſizt unſertwegen wohl auf ſeinem beneidenswürdigen Thron. Höchſtens wird die junge Corruption ihren kleinen Krieg gegen uns fortſetzen, und es iſt von jeher unſer Wunſch geweſen, daß alles Schlechte recht zu Tage kommen möge, weil es dann leichter ſich abnuzt, als im Verborgenen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 127. Montag, 19. December 1836.

Aeſthetik.

14) Umriſſe einer Theorie der bildenden Künſte, von Ludwig Schorn. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1835. S. 44.

Gar manches Schöne ſteht in dieſem kleinen Büchlein. Des Verfaſſers Grundanſicht iſt wohl in folgendem enthalten: „Die griechiſche Götterwelt, welche die Phantaſie des Dichters geſchaffen, hat ſich in ihr zu einem ſichtbaren Kreis von Geſtalten voll mannichfaltiger und edler Schönheit verkörpert. Dieſe Götter ſind menſchliche Individuen, aber eine über allen Kampf erhabene Unſchuld durchdringt ihr Weſen und Handeln. Ihr ungetrübtes Daſeyn prägt ſich in einer, faſt alles Zufälligen überhobenen, ewig jugendlichen Körperlichkeit aus, und die Erhabenheit ihrer Seele wird zur Majeſtät in der Erſcheinung. Und wie die Götter dem Griechen Vorbilder ſeines eigenen Lebens waren, ſo ſuchte er ihren Seelenadel auch auf die Darſtellung alles Menſchlichen zu übertragen, und ſah in der Schönheit des Körpers und ſeiner Bewegungen den Ausdruck reiner Tugend und edler Sitten. Seine Helden und Kämpfer geben im wildeſten Gefecht keine niedrige Wuth, keine thieriſchen Leidenſchaften kund; die jungen atheniſchen Bürger, die im Zuge der Panathenäen reiten, zeigen in ihrer freien, aber ruhigen und edlen Haltung einen feinen und ſittlich gebildeten Sinn; alles Gemeine iſt an die halbthieriſchen Naturen, an Panisken, Satyrn, Centauren und Bacchanten verwieſen. So wurde die ſinnliche Schönheit, die uns an den Werken der griechiſchen Kunſt entzückt, wenn gleich ein Geſchenk der vorbildenden Natur, welche dem Künſtler die ſchönſten Formen vor Augen ſtellte, doch erſt Eigenthum der Kunſt durch die Schönheit des Gedankens, durch die edle Auffaſſung des Geiſtigen, das ſich im Sinnlichen ausprägen ſollte. Die Kunſt der Griechen war nicht ſo ſehr auf das körperliche Schöne, als auf das geiſtig Schöne und Erhabene gerichtet; ihre Geſtalten waren Andeutungen höherer Begriffe, und wo der völlige Ausdruck derſelben gelang, Ideale. In den Geſtalten des Zeus, des Appollo, der Juno und Minerva hat ſich die Schönheit der Idee ganz in ſinnliche Schönheit verwandelt, und ihr Anblick ergreift uns mit lyriſcher Gewalt. Der Eindruck, den ſie auf uns machen, iſt der Wirkung einer Ode, eines Hymnus zu vergleichen. Auch ſolche Begriffe, welche nicht urſprünglich mit dem menſchlichen Leben verwandt ſind, Berg und Thal, Flüſſe und Quellen, die Wogen des Meers und die rollenden Geſtirne, ſtellen ſich uns in menſchlicher Bildung vor Augen, und die anmuthige Kette dieſer Naturweſen ſchlingt ſich, wie ein reizendes Mährchen, durch das Leben und Weben des griechiſchen Volks. — Nicht immer läßt ſich die Idee

Digitized by Google

völlig im Sinnlichen ausdrücken; deßhalb bedient ſich die Bildnerei öfters der Allegorie, indem ſie den Begriff, nur ſo weit es möglich iſt, in der Geſtalt andeutet, alles Speciellere durch Attribute bezeichnet. So tritt uns die Hoffnung mit der Granatblüthe, der Todesgenius mit der geſenkten Fackel entgegen. Dieſe Vorſtellungen ſprechen zwar weniger an das Gemüth, als an den Verſtand, aber doch behält die Geſtalt eine geheimnißvolle Bedeutſamkeit; auch da, wo die Allegorie in der Geberde liegt, wie bei der Nemeſis, welche Gewiſſen und Vergeltung bedeutet, indem ſie in den eigenen Buſen blickt, oder bei Harpokrates, der mit auf den Mund gelegtem Finger die Stille der ſchaffenden Natur anzeigt."

Dies alles iſt ſehr wahr. Doch wäre, wie es uns ſcheint, neben dem Geiſt hier auch dem Fleiſch ſein Recht zu gönnen geweſen. Die Alten ſelbſt dachten ſo beſcheiden von ſich, daß ſie nur die Natur nachahmten, aber freilich „wie die plaſtiſche Natur das Bild ſich dachte." Der größte Ruhm ihres Marmors und ihrer Bronce bleibt immer der, daß ſie Natur, daß ſie warmes Leben, daß ſie Fleiſch ſind. Geiſt und Seelenadel allein ohne dieſes Fleiſch würden den Ruhm der Antiken nicht begründen. Auch dachten die alten Künſtler wohl ſchwerlich ſo viel an den Geiſt, als es unſere nordiſche Kritik thut, und viel mehr an das Fleiſch, und wenn ihnen die Grazien die Hand führten, ſo waren es die Grazien, die ſich im Gefolge der Venus finden. Mit einem Wort, ein ſchöner und wahrer Contour galt den alten Plaſtikern mehr, als ein ganzes Syſtem ſittlich-äſthetiſcher Ideen des Nordens. Es iſt uns wahrſcheinlich, daß die Erſchöpfung aller möglichen im menſchlichen Körper liegenden Schönheiten ihr Hauptzweck war, und nicht die Erſchöpfung ſittlich-erhabener Ideen ihrer Religion und Politik. Es iſt uns wahrſcheinlich, daß ſich eben dadurch die griechiſche Plaſtik von der orientaliſchen unterſchied, und wir glauben deßhalb auch vermuthen zu dürfen, daß die Pferde auf dem Monte cavallo durchaus nichts anderes ſeyn ſollten, als eben ſchöne Pferde, und daß auch die Gruppe des farneſiſchen Stiers hauptſächlich um des ſchönen Stiers willen verfertigt wurde, und daß das mythiſche Motiv dabei nur Nebenſache iſt.

Uebrigens ſind wir ſchon gewohnt, alle Dinge in der Welt kunſtreich umzukehren, im Frieden Krieg zu führen und im Kriege zu diplomatiſiren, Nationen im Namen der Freiheit zu unterdrücken und andere durch deſpotiſche Mittel zu civiliſiren, den Männern die Ruthe zu geben und dagegen Weiber und Kinder zu emancipiren, das Antike romantiſch und das Romantiſche antik zu behandeln. Da nun unlängſt die Philoſophie das Fleiſch zu ihrem Princip erhoben hat, ſo iſt es ziemlich natürlich, daß die Plaſtik vom Fleiſch nichts mehr wiſſen will und ganz Geiſt wird.

15) Die Wiſſenſchaft der Metrik. Für Gymnaſien, Studirende und zum Gebrauch für Vorleſungen von K. J. Hoffmann. Leipzig, Hinrichs, 1835.

Zum Schulgebrauch iſt dieſes Werk offenbar zu gelehrt, zu ausführlich. Gymnaſiaſten haben, zumal bei der jetzigen Ueberfüllung mit Lehrgegenſtänden, Wichtigeres zu thun, als einen Gegenſtand wie dieſen, der immer nur Nebenſache bleiben kann, ſo gründlich zu ſtudiren. Dagegen iſt das Werk allen Erwachſenen, die ſich entweder mit der Muſik und Dichtkunſt überhaupt, oder insbeſondere mit der Kunſt der Alten beſchäftigen, ſehr zu empfehlen. Es iſt ſehr genau, ſehr auf die Quellen geſtüzt und dabei überſichtlich klar. Außer der vortrefflichen Entwicklung der metriſchen Formen iſt beſonders die Darſtellung der antiken Muſik dankenswerth, weil der Verfaſſer zuerſt auf das aufmerkſam macht, was uns an derſelben, aus Mangel an Quellen, immer dunkel bleiben wird, und uns dann aus dem, was auf uns gekommen iſt, ein möglichſt klares Bild gibt:

„Es iſt ein großer Fehler, die Muſik eines für die Kunſt ſo enthuſiaſtiſch eingenommenen, eines ganz in ihr lebenden Volkes mit dem barbariſchen Geſang wilder, oder mit dem rohen Geſange unmuſikaliſcher Völker zu vergleichen. Es war ein griechiſch ſchöner Geſang, und der Geiſt der Kunſt war in den Griechen ein unendlich mehr vollkommener, als in Hebräern, Aegyptern, Indern, Chineſen, ohne darum ſo vorgeſchritten zu ſeyn, wie der Geiſt der neuern Zeit. Schon die Nothwendigkeit der neueren Bezeichnung der Noten und des Taktes konnte nur bei einem Fortſchritte in der Muſik, bei größerem Reichthume fühlbar werden. Es iſt ſicher, daß die Griechen keinen vielſtimmigen Geſang hatten, es iſt ziemlich ausgemacht, daß die griechiſche Inſtrumentalmuſik in Vergleich mit der unſrigen, ſich auf einem ſehr untergeordneten Standpunkte befand, und ſie das nicht kannten, was wir Harmonie nennen; wahrſcheinlich iſt es, daß ſie eine Fortſchreitung in Quarten oder Quinten gehabt haben, aber unzweifelhaft iſt es, und ſtreng nachweisbar, daß die Griechen im Geſange, in der Inſtrumentalbegleitung, und noch weit mehr in der reinen Inſtrumentalmuſik eine Art von figurirter Muſik hatten, die im Weſentlichen auf den Grundſätzen unſerer Harmonie baſirte, indeſſen, noch ſehr der Willkür überlaſſen und unausgebildet, eine Theorie um ſo weniger veranlaſſen konnte, da die Alten überhaupt nur den Geſang zu beachten und zu ſchätzen gewohnt waren. Im Ganzen aber war die alte Muſik das Reich der Melodie, die neue, germaniſche chriſtliche iſt das Reich der Harmonie. Sicher waren die Alten in der Melodie ſo vollendet und ausgebildet, wie wir, ja

Digitized by Google

vielleicht ſtanden ſie hier noch weit höher, indem ſie Feinheiten beachteten und übten, die wir, reicher geworden, und durch ein neu zugekommenes Feld unſere Arbeit zu theilen gezwungen, ganz und gar verabſäumen. Der einfache Menſch hält das Kleinſte zu Rathe, und fühlt ſich durch ein Einfaches hoch beglückt, während der Reiche, und in gewiſſer Beziehung auch Verwöhnte, um einen tiefen Eindruck zu gewinnen, des Complizirten bedarf, und das, was dem Einfachen ein Schatz iſt, vielleicht ſogar mit Füßen tritt. — Den Vortrag der Griechiſchen Chöre haben wir uns ſo zu denken, wie einen (freilich in unisono) trefflich eingeübten Choralgeſang, alſo mit einem zwar beſtimmten, aber dennoch nicht ſehr ſtrengen Rhythmus, indem man je nach Bedürfniß und Ausdruck bald die eine Länge etwas länger anhielt, wie eine Länge, obwohl man ſtets die wirkliche Länge immer länger hielt, als die wirkliche Kürze, alles jedoch mit ſtrengem Maaß, mit Sorgfalt, Ueberlegung und bedachter Kunſt. — Dieſer Geſang läßt ſich alſo gar nicht durch unſern Takt darſtellen, wie denn auch eigentlich unſer Choral-Geſang nicht einmal darſtellbar iſt, weil auch in ihm mehr auf den Ausdruck geſehen wird, obwohl die Theorie ihn in Takte bringt. Allein wenn ein gefühlvoller Kunſtkenner, der einfache Choralmuſik zu würdigen und zu behandeln weiß, nach genauer Ueberlegung einem Chore von 50, oder auch nur 15 ausgewählten Stimmen, einen, auch poetiſch bedeutſamen Geſang ein Jahr lang einübte, und dann unisono zu einfacher Orgelbegleitung, mit Berückſichtigung einer richtigen Deklamation, des Ausdrucks, des Werthes der Gedanken und Empfindungen, vor einer Verſammlung einfacher, unverwöhnter Menſchen, etwa Landleute, an einem feſtlichen Tage vortragen ließe, ſo möchte ein ſolcher Geſang leicht eben ſolche Wirkung hervorbringen, wie im Alterthume, während unſere trefflichſte Oper eben jene Verſammlung wohl zum Erſtaunen, oder zur Bewunderung hinreißen, ſchwerlich aber ſie zur Rührung bringen, und ſicher nicht ſo ſtark der Tiefen ihrer Seele ſich bemeiſtern würde. Jede nach unſerem Takte angewendete Bezeichnung der alten vorhandenen muſikaliſchen Fragmente beraubt ſie daher ihrer eigenthümlichen Schönheit, und gibt ihnen eine abſtracte Ordnung, eine kalte Norm, auf Koſten der dem gebildeten menſchlichen Gemüthe einwohnenden tieferen Regelmäßigkeit und Schönheit, die von dem fortgeſchrittenen Begriffe gar nicht ſo ſtrenge geſchieden iſt, als die Theorie ſie gern ſcheiden möchte.“ Dieſe und verwandte Aeßerungen ſcheinen uns ſehr wahr zu ſeyn.

16) Für Kalobiotik, Kunſt, das Leben zu verſchönern, als neu ausgeſtecktes Feld menſchlichen Strebens. Winke zur Erhöhung und Veredlung des Lebensgenuſſes. Von Wilhelm Braun. Wien, in Commiſſion bei Gerold, 1835.

Schön zu leben iſt freilich die Hauptſache und gewiß fehlerhaft iſt unſer Verſinken in eine geſpenſtiſch vom Leben getrennte Kunſt, während alles außerhalb derſelben höchſt proſaiſch iſt. Aber ſo herzlich gut es der Verfaſſer mit ſeinen Vorſchlägen, das Leben zu verſchönern, meint, ſo wird er doch wenig damit ausrichten. Er iſt nämlich ſo beſcheiden, nur das vorzuſchlagen, was ohnehin geſchieht. Er erlaubt denen, die daran Vergnügen finden, ſich an ſchönen Ausſichten zu ergötzen; Anderen es ſich wohl ſeyn zu laſſen an der vollen Tafel, verſteht ſich mit Maaß; die Liebe zu Kleinigkeiten zu pflegen, als die wohlfeilſte Quelle des Genuſſes, was ſich weder an- noch abgewöhnen läßt, je nachdem eben die Menſchen ſind ꝛc. An eine großartige Umgeſtaltung des Volkslebens, an einen äſthetiſchen St. Simonismus, oder an eine Herſtellung nationeller Kunſt, wie ſie bei den Alten und in der Blüthe des Mittelalters herrſchte, wagt er nicht zu denken, und würde der bloße Vorſchlag auch nichts helfen.

Romane.

78) Godolphin oder der Schwur. Nach der 2ten Auflage des Engliſchen überſetzt von Louis Lax. Aachen und Leipzig, Mayer, 1834.

Das iſt ein Roman, der in England viel Aufſehen erregt und den man verſchiedenen Notabilitäten zugeſchrieben hat, Herrn d'Israeli, Bulwer, Caradri, der Miſtreß Norton, endlich auch der Lady Caroline Lamb, deren ſcharfem und beißenden Geiſt er aber am wenigſten gleich ſieht. In der Vorrede gibt ſich der Verfaſſer das Anſehen, als ſey er ſehr alt und hoffe nächſtens zu ſterben. Das ſcheint uns aber nicht ſo und wir halten das Werk eher für die Arbeit eines ſehr jungen Mannes. Doch mögen auch hie und da weibliche Hände eingegriffen haben. —

Der Roman iſt einer jener faſhionablen, zu denen Herbert Milton und vor allen Pelham das Zeichen gegeben haben. Der Inhalt ſoll ſich ereignet haben und theilweiſe mag das ſeine Richtigkeit haben. Das Beſte am Buch iſt unſtreitig das erſte Capitel, das uns einen ſonderbaren Blick in die Privatverhältniſſe engliſcher politiſcher Vorkämpfer oder vielmehr in die Möglichkeit ihrer Geſtaltung thun läßt.

„Tritt näher, ſprach er, denn meine Stimme erliſcht, und ich will, daß Du dieſe Worte deutlich vernehmeſt. Ich ſehe die Zeit kommen, wo die Ariſtokratie dieſes Landes fallen muß. Das Volk drängt nach dieſem Ziele. Er wird einſt keine Grafenkronen, keine Hermelinmäntel,

Digitized by Google

keine klingenden Titel, kein Erbfolgegeſetz, kein Erſtgeburtsrecht mehr geben. Ich bin überzeugt von dem, was ich ſage, ſo gewiß je ein Mann von der Wahrheit des Buches überzeugt iſt, das ich hier halte. Aber Du, Konſtanze, biſt Du auch nur ein Kind, ein Mädchen — ſollſt Dich verpflichten, meinen Wunſch, meinen Fluch im Auge zu behalten, ihn zu erfüllen. Lege deine Hand auf die meinige: ſchwöre, daß das ganze Leben durch, bis zum Tode — ſchwöre! Du ſprichſt nicht! Wiederhole meine Worte! — Konſtanze gehorchte. — Schwöre, daß Du das ganze Leben bis zum Tode, durch Glück und Unglück, durch Schwäche und Macht, Dich dazu weihen willſt, den Stand zu erniedrigen, zu demüthigen, von dem Dein Vater Undankbarkeit, Kränkung und den Tod empfangen hat! Schwöre, daß Du keinen armen, machtloſen Mann heirathen willſt, der Dir nicht die Mittel zu der feierlichen Vergeltung ſchaffen kann, die ich verlange! Schwöre, daß Du Dich mit einem der Großen zu verbinden ſuchen willſt — nicht aus Liebe, nicht aus Ehrgeiz, ſondern aus Haß, aus Rache!"

Dieſe Schilderung iſt ergreifend im höchſten Grade, und leider nicht weil ſie ergreifend gedichtet, ſondern weil ſie ergreifend wahr iſt. Ein ungeheurer Jammer weht um das Sterbebett, an das wir geführt werden; ein elend und doppelt elend, weil äußerlich glänzend verbrauchtes Leben haucht im letzten Seufzer Fluch aus über die Menſchen und weiht das einzige Liebe auf der Welt, ſeine Tochter, ein Weib, der Rache. — Wer Tag für Tag ſeine engliſchen Parlamentsverhandlungen lieſt, leſe auch dieſe Scene, und ſchaue nachher mit andern Augen auf dieſes im Bericht ſo glatt und eben erſcheinende Treiben, lerne, wie viel menſchliches Elend und wie viel zerriſſene Herzen auch hier ſich hinter einem glänzenden Vorhang verſtecken. — Man erwartet nach dieſem Anfang ein vortreffliches Buch, aber mit Bedauern müſſen wir ſagen, daß wenigſtens die übrigen Capitel dem erſten keineswegs entſprechen. — Die Tochter, welche ſo gräßlich der Rache geweiht iſt, erfüllt dieſe in keiner Weiſe. Sie heirathet zwar, dem Verſprechen gemäß, das ſie ihrem Vater leiſten mußte, einen Lord, indem ſie Godolphin, ihren Geliebten, mit ſchwerem Herzen abweiſt, aber Mediſancen ausgenommen und einige Intriguen, iſt keine Spur von Rache zu finden. Der Lord ſtirbt bald und nun heirathet ſie ihren Godolphin. Hier iſt alſo in keiner Weiſe die durch das erſte Capitel nothwendig gewordene Folge gegeben. Die Mithauptperſon iſt eben dieſer Godolphin, einer von den engliſchen Idealen, wie ſie, einander ſehr ähnlich, in den engliſchen Romanen immer wiederkehren. Er hat viele Aehnlichkeit mit dem Sir Reginald Grenville Bulwers. Er iſt auch Philoſoph, Poët, alles Mögliche; nur will er, zu was ihn ſeine Frau gern machen möchte, kein Politiker ſeyn; doch zuletzt bekehrt er ſich dahin, wird jedoch im erſten Anlauf ſchon vom grauſamen Verfaſſer umgebracht. Eine Liebesgeſchichte mit einer Italienerin fällt in die Zeit der erſten Ehe ſeiner nachherigen Frau. Deren Vater, ein Deutſcher, iſt Magier und Gott weiß noch was; da fallen ſonderbare Scenen vor, und als er ſeine italieniſche Geliebte verlaſſen hat oder vielmehr ſie ihn, zieht dieſe in der Welt als Wahrſagerin umher, bringt ganz London in Aufruhr und wird am Ende Schuld an Godolphins Tod. Kurz Alles iſt gewöhnlich romanhaft in dieſem anfangs ſo vielverſprechenden Buche. Die vornehme Welt iſt gut darin geſchildert und vortrefflich ein Lebemann, Namens Sakville, kalt, egoiſtiſch, in den Kreis der noblen Geſellſchaft gebannt und nur in ihr vegetirend, ein halber Abentheurer dabei, gewandter Spieler, ohne falſch zu ſpielen ꝛc. Die Lady ſelbſt, Godolphins Frau, iſt als hohen Sinnes, aber als Intriguantin geſchildert; alle hohen Cirkel hängen von ihr ab, ſie leitet die Diplomaten am Gängelbande, iſt die intime Freundin des Königs Georg, verachtet dabei den hohen Adel ſtill für ſich, und ärgert die Ladies manchmal recht herzlich gerne; ſo läuft die Rache ab, die der grimmig Sterbende auf das Haupt der Tochter gebunden hat. — Viele Unterredungen über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände ſind dabei im Buch anzutreffen, worunter viel Salbaderei. In der Art eingewobener Reflexionen ſind die Engländer überhaupt nicht ſtark und Bulwer ſelbſt der Schwächſten Einer. Kommt namentlich das Geſpräch auf Philoſophie und gar auf ſpeculative, ſo wiſſen ſie ſich gar nicht zu geberden und machen Geſichter wie Braun, der Bär, wenn er tanzen ſoll. — Eine Schauſpielerin haben wir zu erwähnen vergeſſen, die auch durch das ganze Buch geführt wird und gleicherweiſe Copie einer Wirklichkeit ſeyn ſoll. Die Umriſſe ſind nicht ohne Intereſſe, aber ſchwach und hie und da verworren. Am Ende, wo ſie mit allen Helden des Buchs alt wird, wird ſie ſogar unangenehm. Am Beſten unter dem Uebrigen des Buchs iſt noch der Tod Sakvilles, der als kalter Gentleman ſtirbt, wie er als kalter Gentleman gelebt hat und ſein Vermögen nur eben den Reichen hinterläßt, wie er Zeit ſeines Lebens nur ein Freund der Reichen geweſen war. — Jedenfalls iſt der Roman mehr werth, als ſelbſt die beſſeren unſerer neuen deutſchen, wie denn überhaupt ein ſchauerliches „und es war wüſt und leer" über unſere belletriſtiſche Literatur ausgeſprochen werden muß. Und daher kommt es denn auch wohl, daß Herr Mayer in Aachen und Leipzig ſeine gute Rechnung in dem Ueberſetzen laſſen ſo vieler engliſchen Romane findet. Warum geht es den franzöſiſchen nicht eben ſo, die doch pikanter ſind? Findet der Buchhändler keinen Gewinn dabei? Vielleicht weil ſich der geſunde Sinn des deutſchen Volkes mehr zu den geſunden Erzeugniſſen ſeines Stammgenoſſen, Englands, wendet als zu den gewaltſamen und blutigen oder kitzelnden der leichten Franzoſen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128. Mittwoch, 21. December 1836.

Adelige Literatur.

1) Anſichten aus der Cavalier-Perſpektive im Jahr 1835. Aus den Papieren eines Verſtorbenen. Leipzig, Frohberger, 1836.

2) Cavalier-Perſpektive. Handbuch für angehende Verſchwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Die erſte dieſer beiden Schriften iſt von der Art, daß kaum je ein Buch geſchrieben worden iſt, was dem Adel mehr zum Nachtheil gereichen könnte. Unter der Maske, den Adel und deſſen Rechte zu vertheidigen, ſagt der Verfaſſer demſelben die bitterſten und kränkendſten Dinge, und die Ironie iſt um ſo beſſer durchgeführt, als gerade die ſchwächſten Eigenſchaften des Adels, nämlich die Zufälligkeit der Geburt im Gegenſatz gegen jedes Verdienſt, und die Frivolität der Sitten im Gegenſatz gegen alle ritterliche Tugend hier als das angenommen werden, was allein und vorzugsweiſe den Werth und das Recht des Adels ausmachen. Es ſollen dem Adel alle Geburtsprivilegien und alle die Lizenzen wiederhergeſtellt werden, die er in Paris durch die Revolution, in Preußen durch die Kataſtrophe von Jena verlor. Der dumme und ſchlechte Edelmann ſoll bloß um ſeiner Geburt willen wieder dem unterrichtetſten und edelſten Bürgerlichen vorgezogen werden, und es ſollen ihm als ſyſtematiſchem Ehebrecher und Mädchenverführer, Verſchwender und Schuldenmacher wieder dieſelben Vorrechte blühen, wie ehedem. Das iſt der weſentliche Sinn dieſer Satire, die um ſo beißender iſt, als der Styl ſehr gehalten und ſogar angenehm phlegmatiſch iſt, ſo daß man nicht ſelten durch die Illuſion überraſcht wird: meint es der Verfaſſer nicht am Ende ganz ernſtlich?

Die Reſtauration des Adels ſoll durch den Untergang des „Mittelſtandes“ bewirkt werden, nämlich jenes Standes, der ſich zwiſchen den Adel und die Bürger eingeſchoben hat, der nicht adelig iſt und doch über dem Handwerker ſtehen will. Der Verfaſſer bemerkt deßfalls: „Vor der Reformation gehörte der ſogenannte Gelehrtenſtand dem geiſtlichen Stande an und ſo war er keinem andern im Wege. Damals gab es keinen ſolchen Mittelſtand, nur Geiſtliche und Weltliche; dieſe waren Bauer, Bürger, Adel und Fürſten. Alle Beamten gehörten entweder dem geiſtlichen oder Adelſtande an und waren weit entfernt, einen eigenen Stand bilden zu wollen. Doch mit den Beamten könnte man jezt noch am leichteſten fertig werden, dieſe ſind eigentlich keine Staatsbürger, ſondern nur Staatsdiener. Aber die Menge anderer Leute, welche, wie in der Grafſchaft Mark und im Bergiſchen, auf dem Lande unabhängig leben, zu wirklichen

Digitized by Google

Bauern zu machen und die Aerzte und Kapitaliſten in den Städten zu wirklichen Handwerkern, das wird noch viele Anſtrengungen gegen den Zeitgeiſt erfordern.“

In dieſem ironiſchen Ton iſt das ganze Buch gehalten, das ſich auch namentlich über den Zuſtand des Adels in den verſchiedenen europäiſchen und deutſchen Ländern mit ziemlich viel Sachkenntniß, der nur die Mediſance zuweilen Eintrag thut, ausbreitet. England wird hier keineswegs als die Stütze der Ariſtokratie angeſehen, weil das Vorrecht der Erſtgeburt das der Geburt überhaupt wieder vernichtet und die nachgebornen Söhne in die Plebs zurückkehren läßt, zwiſchen welcher und dem Adel die Scheidewand niemals fallen ſollte; und auch ſchon des Reichthums wegen nicht, denn zu großer Reichthum ſtellt das eigentliche Princip des Adels, die Geburt, in Schatten. Eben ſo wird jedes Verdienſt, das der Adel etwa mit Bürgerlichen theilen könnte, mißliebig angeſehen, und immer von Neuem das hervorgehoben, was kein anderer Stand mit dem Adel theilt, die Geburt.

So viel auch ſchon über den Adel geſchrieben iſt, verdient doch dieſes Werk ſeines originellen Standpunkts wegen Auszeichnung.

Wenn der Adel nicht in der Abſonderung und Entgegenſetzung ſein Heil ſuchte, ſo könnte er auch in Zeiten, die ihm minder günſtig ſind, den ihm einmal gewordenen Boden fruchtbarer machen, als es geſchieht. Nicht getrennt vom Volk, ſondern an der Spitze des Reichthums und der Intelligenz im Volk, als Förderer und Anführer bei allen materiellen und geiſtigen Fortſchritten würde der Adel bleiben, was er urſprünglich war, die Elite des Volks. Das Princip der Legitimität war zu allen Zeiten den Fürſtenfamilien günſtig, ſeine Anwendung auf die Adelsfamilien iſt aber ſehr unpolitiſch. Der Adel muß ſtets mit ſeiner Thätigkeit ſich herablaſſen zu der des Bürgers, indem er ihr eben voranleuchten ſoll, und eben ſo das Verdienſt des Bürgers zu ſich erheben; nach dem Princip Englands, wo allein noch eine wahre Ariſtokratie exiſtirt. Allein der Adel iſt eine klimatiſche Pflanze, die hier ſo, dort anders gedeiht, und da helfen alle Adelsketten und Cavalier-Perſpektiven nichts. —

Das Werk des Chevalier von Lelly iſt dem erſtgenannten nicht ähnlich. Es macht nur das Vorrecht eines Epicuräers geltend, der nicht ganz beſchränkte Mittel auf die möglichſt angenehme und geſchmackvolle Weiſe rein zum eignen Genuß verwendet. Gleichwohl iſt ſein Werk nicht, wie es die des Herrn von Rumohr ſind, poſitiv, ſondern es beſchäftigt ſich mehr negativ mit dem, was ein Mann, der das Leben mitnehmen will, vermeiden ſolle, und es verſteigt ſich, trotz ſeines Epicuräismus, nicht ſelten bis zur juvenaliſchen Satire.

So dürften folgende Stellen aus einer ausführlichen Schilderung der Philiſter ſehr wohl gerathen ſeyn: „Der Philiſter hat, wie alle barbariſchen Völkerſtämme, eine beſtimmte und ſehr frappante Familienphyſiognomie. Bei geringer Intelligenz kann der Ausdruck nur unbedeutend variiren. Wie in Holland jede Stadt ihr ausſchließendes Gewerbe treibt, und Amſterdam vorzugsweiſe nach Pfeffer riecht, der Haag nach Orangen, Harlem nach Blumenzwiebeln; wie Gouda nur die bekannten holländiſchen Pfeifen brennt, Schiedam nur den Genever, Delft Töpfe: ſo ſcheinen alle Philiſterſeelen nur über eine Allerwelts-Seelen-Chablone geſtrichen — wahre Fabrikſeelen! Kennſt Du Eine, ſo kennſt Du die ganze philiſteriſche Armee: einerlei Montur, gleiches Kommißgut, ſich ähnlich wie Koſaken, Kalmuken, Baſchkiren und Artiſchocken! Ihr Anſtand iſt immer Steifigkeit; ihre Höflichkeit Kriecherei; ihr Talent Pedanterei. Sie ſind offenbar unter den Menſchen das, was Drehorgel und Leierkaſten unter den Inſtrumenten ſind. — Ohne eigentlich häßlich zu ſeyn, erſcheint der Philiſter roh, wenigſtens abſtoßend; vielleicht ſüß, gewiß widerlich. Seine Phyſiognomie iſt ein offener Steckbrief für Jedermann, der leſen kann. Röthlich pommeranzene Geſichtsfarbe, kurze Stirn, Augen von gar keiner Farbe, lange aber breite Naſe (Leute mit geſtutzter Naſe können beim redlichſten Willen keine Philiſter ſeyn), breiter Mund, ſpitze Lippen, lange Backen mit weithin ausgreifenden, ſcharf markirten Backenknochen. *Hier iſt* die bedeutendſte Gegend des ſo anſpruchsloſen Terrains; ſie hat etwas Wildes, Kannibaliſches! Die Kinnbacken ziehen ſich — ein nothwendiges, alſo untrügliches Erkennungszeichen an einem Vollblutphiliſter! — in Uebereinſtimmung mit dem Kinne und der ganzen Unterhälfte des Kopfes ſtark nach unten; daher denn der Kopf wenig Schädel und ein unbedeutendes Obertheil des Geſichtes hat. Die Haare ſind trocken, als ob ſie, nach überſtandener Näſſe, der Sonne lange exponirt geweſen wären: ſie erinnern an die Federn eines Krammetsvogels, der beiläufig vierzehn Tage bei Regenwetter in den Dohnen gehangen hat; ſie haben keine prononcirte Farbe, fallen aber ins Graue. Das Geſicht iſt lang — nothwendige Folge von Langerweile — iſt aber dann gewiß aufgedunſen; gewöhnlich iſt es dürr. Der Philiſter gehört auch ſeinem Aeußern nach zu den Knorpelthieren, alſo zu den Amphibien; weßhalb man mit Recht von ihm zu ſagen pflegt: er ſey weder Fiſch noch Vogel, weder kalt noch warm. — In Geſellſchaften erkennt man den Philiſter leicht. Er iſt ein Kerl in einer ſteifen und zu hohen Cravatte; ſie iſt gezwungen, zu feſt und alſo galgenſtrickartig umgelegt; die Augen treten hervor, das Geſicht ſpielt zwiſchen gelb und röthlich. Er iſt ſehr ernſthaft, durchaus geſezt, ſpricht ſelten, immer mit Salbung, erzählt auch wohl eine Anekdote, die weder neu noch witzig

Digitized by Google

iſt, aber beides ſeyn ſoll. — Die Wuth des Erwerbens iſt eine allgemeine Krankheit; der edle Gebrauch davon die ſeltenſte Gabe. Deßhalb weiß ein Philiſter auch nicht zu geben. Von ihm abhängig ſeyn, iſt ein entſezliches Loos. Nicht, daß er kränken will, wenn er gibt; aber er kränkt dabei gewiß: er gibt nicht mit fröhlichem Muth; er kennt wenig zarte Rückſichten, keine Schonung. Der Empfänger fühlt ſich, wenn nicht verlezt, doch beſchämt; niemals gerührt oder freudig bewegt. — Ich komme zur Wohnung des Philiſters, die durchaus wohlgeordnet iſt; denn dieſer Gute kennt keine höhere Ordnung, die auch Unordnung bis zu einem gewiſſen Grade zuläßt: er kennt nicht jene Träume, worin er ſich und die Welt vergißt. Er iſt immer zu Hauſe, am liebſten im Großvaterſtuhle — die lange baumwollene Schlafmütze über die lebendige, weit bis über die Ohren gezogen, wo möglich unter dem Kinne zugebunden —; ellenlanges Gähnen iſt ſein Vergnügen, ſeine geiſtige Kurzweil. Er hat ſich gern in einen großen Schlafrock drei- oder viermal verwickelt, in Pantoffeln geſteckt, die aber nicht reizend klappern, wie Philinens, ſondern feierlich gemeſſen hinter ihm drein ſchlurren. Hierbei bemerke ich beiläufig, daß ein Philiſter kein Vagabund ſeyn kann, denn dieſer kann eben ſo wenig einen Schlafrock beſitzen, als er jenem unerläßliches Attribut iſt, und wäre er noch ſo arm. — Iſt der Philiſter ein Stutzer, ſo trägt er ſich gern recht bunt; er ſieht geleckt und geſchniegelt aus, meiſt einer Karrikatur ähnlich, immer lächerlich. Er wechſelt viermal ſeine Toilette: des Morgens ſieht er aus wie ein Schneider aus Pollwitz, des Mittags wie ein Schneider aus Lüben, Nachmittags ſcheint er aus Guhrau, Abends von Kieferſtädtel; aber immer wie ein Schneider, der ſeinen Anzug aus diverſen Reſten eroberte. Seine neueſten Kleider fängt er an für gewöhnlich zu tragen, wenn ſie gerade anfangen aus der Mode zu kommen; wie er auch ſeine Schinken nicht gern ißt, wenn ſie, wie er ſich ausdrückt, noch zu friſch ſind. — Der Philiſter engt ſich gutmüthig ein und wohnt am liebſten in einer kleinen Stadt: in einem ſolchen Winkel läßt ſich am leichteſten glänzen. Sein höchſtes Ziel iſt nunmehr die reichſte Krämertochter im Neſte, die unbedingt zugleich die hochmüthigſte iſt. Geht ſein Glück mit ihren Groſchen Hand in Hand, ſo wird er meiſt ein ſanfter Hausvater unter ſtrengem Pantoffelregiment; er war eben ſo gut ein zuſchnürender Sklav, als er nun ein zugeſchnürter wird. Er gedeiht bei Stallfütterung, wie das Haſengeſchlecht den Ort liebt, wo es geheckt und gehegt wird: er iſt ein gutes Hausthier; trägt ſein Hauskreuz mit Geduld und ſchweift in kühnſten Phantaſien bis zum Bürgermeiſterpoſten im Landſtädtchen. — Er hat keine ſocialen Eigenſchaften, keine Manieren; aber gelegentlichen Stolz — keine Idee von den wichtigſten Dingen; er weiß nicht, wie's draußen in der Welt zugeht; aber er hat Capricen für allerlei Kleinigkeiten, viel Sonderbares, und iſt ein Freund des Barocken. — Iſt er gelehrt, ſo weiß er am beſten Beſcheid in jener Gegend der Literatur, wo die Motten anfangen, und verdummt ſehr leicht durch allzugroße Gier an Büchern, wobei er ſich an das Seltſamſte mit aller Leidenſchaftlichkeit hängt, deren er fähig iſt. Dagegen ſind ihm alle neuern Erfindungen, beſonders die ins praktiſche Leben führen, durchaus unbekannt. Mir, ich geſtehe, iſt die Erfindung der Dampfſchiffe wichtiger, als die geſammte alte Literatur: und ſie greift auch mehr ins Leben. Philiſter lieben aber keine neuen Erfindungen und Entdeckungen: ſie ziehen zu viel Veränderungen nach ſich. Pythagoras opferte nach Auflöſung ſeines bekannten Lehrſatzes den Göttern eine Hekatombe: ſeit dieſer Zeit zittern alle Ochſen bei Entdeckung einer neuen Wahrheit. Ein Philoſoph auf der Inſel Zeju ſtellte die Frage auf: ob es als Selbſtmord zu betrachten ſey, wenn ſich ein Menſch in einen Ochſen verwandeln könne — eine Metamorphoſe, wie ſie jedenfalls nur in einer kleinen Stadt möglich iſt."

(Der Schluß folgt.)

Aeſthetik.

17) Beiträge zur Geſchichte der Ausbildung der Baukunſt. Von Dr. C. L. Stieglitz dem ältern. Zwei Theile. Leipzig, Schaarſchmidt, 1834.

Die Geſchichte der Baukunſt deſſelben Verfaſſers (Leipzig, 1827) fand in dieſen Blättern ehrenvolle Erwähnung. Das vorliegende Werk iſt als eine bedeutende Erweiterung und Ergänzung deſſelben zu betrachten, hervorgegangen aus fortgeſezten Studien, bereichert durch gar vieles, was unterdeß wieder von älterer Baukunſt entdeckt worden iſt.

Der Verfaſſer erklärt ſich gegen das vegetabiliſche Syſtem, welches das Holz zur Grundlage der Baukunſt macht. Er iſt vielmehr überzeugt, alle Baukunſt gehe vom Stein aus, und ſey in der älteſten Zeit Höhlenbau geweſen; daher die Felſentempel in Indien, ganze Felſenſtädte im Kaukaſus und auch in der freiern Baukunſt der ſpätern Indier und Aegypter noch das Höhlenartige, Maſſive, Gedrückte. Bei den Perſern tritt ſchon die Säule freier hervor. Bei Etruskern und Griechen bildet ſich vollends der Geſchmack aus, in welchem die Maſſe vom Geiſt völlig überwunden iſt. Ueberall iſt hier ein Uebergang vom allzu Dicken und Schweren zum Natürlichen und Schönen bemerklich; während, wenn die Baukunſt vom Holzbau ausgegangen wäre, im Gegentheil

der Uebergang aus dem Dünnen und Leichten hätte geſchehen müſſen, wie in China, wo wirklich Holzbau beſtändig vorgeherrſcht hat und noch herrſcht, deſſen Baukunſt daher auch einen ſo auffallenden Kontraſt bildet gegen die Steinbauten der weſtlichen Welt. Die geſammte altaſiatiſche Baukunſt iſt in dieſem Kontraſt befangen. Das zu Schwere hier, das zu Leichte dort, erſcheint erſt in vollendeter Harmonie bei den Griechen.

Mit derſelben klaren Anſchaulichkeit, mit welcher der Verfaſſer im Raum dieſe Gegenſätze auseinandergelegt hat, kontraſtirt er nun auch in der Zeitfolge die Perioden der griechiſch-römiſchen Baukunſt, wie ſie vom Maſſiven und Einfachen zum Schönen aufſteigen und dann durchs Zierliche ins bloß Prächtige und Abenteuerliche herabſinken.

Mit dem gewölbten Bogen beginnt er die neuere Baukunſt, die eben durch den Bogen und die dadurch bedingte vertikale Tendenz charakteriſirt wird, während die ältere Baukunſt immer ins Horizontale tendirte. Den Uebergang aus der älteren Kunſt bildet der byzantiniſche oder Rundbogenſtyl, eigenthümlich modificirt in der zierlichen mauriſchen Baukunſt; die Vollendung der neuen Kunſt aber iſt erſt mit dem gothiſchen oder Spitzbogenſtyl erreicht. Der gelehrte Verfaſſer iſt nicht der Anſicht, daß die gothiſche Baukunſt aus dem germaniſchen Waldleben zu erklären ſey. Wie viele Aehnlichkeit auch die gothiſche Halle, die ſchlanken, oben ſich vieläſtig ausbreitenden Säulen mit dem Walde haben, ſo hat doch ſicher die abſolute Schönheit geometriſcher Verhältniſſe und die myſtiſche Bedeutung gewiſſer Formen des Kirchenbauſtyls einen weit größern Antheil an jener gothiſchen Kunſt, als die Analogie des Waldlebens. Auch dieſer Styl endete übrigens im Zierlichen und erſt in der Zierlichkeit trat das Pflanzenhafte mehr hervor.

Zu etwas Neuem brachte es die ſpätere Kunſt nicht mehr, ſie kehrt nur zur antiken zurück, ohne die Reinheit derſelben je wieder zu erreichen, obgleich Bramante, Michel Angelo ꝛc. Großes leiſteten. Die geſammte neuere Kunſt hat nichts aufzuweiſen, was hinſichtlich des Geſchmacks ſich mit der griechiſchen oder gothiſchen Baukunſt meſſen könnte, wenn es nicht eben Nachahmung derſelben war.

Wir folgen dem vortrefflichen Verfaſſer mit großem Vergnügen bis zum Ende ſeiner umfaſſenden und lichtvollen Geſchichte, und wenn er gleich am Schluß in einiger Verlegenheit iſt, welchen Styl er der Gegenwart empfehlen ſoll, ſo liefert er doch gerade durch dieſe Verlegenheit unbewußt den Beweis, daß in Bezug auf Baukunſt, wie in gar mancher andern Beziehung, die großen Zeiten hinter uns liegen, und wahrſcheinlich andere große vor uns, während wir in der Mitte, ohne ſelbſt etwas Großes neues ſchaffen zu können, eklektiſch von den Ueberreſten des Alten zehren, bis die Zukunft wieder originell wird.

18) Die Elemente des Schönen in der Baukunſt. St. Petersburg, Brieff, 1836.

Echt ruſſiſch, imperatoriſch, ſummariſch. Wir erobern das ganze Gebiet der Kunſt und nehmen uns zu unſerer Verherrlichung und zu unſerm Privatvergnügen das Größte und Schönſte heraus, oder was wir dafür halten; italieniſche Villen an dem Nordpol, neben einander eingeſperrt hinter Gittern gleich eine Menagerie, wie ſchon Mickiewicz trefflich ſagt; Statuen und Obelisken in Stroh eingepackt, damit ſie nicht erfrieren; gothiſche Kirchen im Lande der Knute, wie gefangene Nonnen im Harem. Der Verfaſſer muſtert alle ältere und neuere Style durch und findet jeden paſſend, im ruſſiſchen Syſtem auf irgend eine Weiſe benuzt zu werden und ſey es auch nur zur Abwechslung als Gartenhäuschen.

19) Beiträge zur Aeſthetik der Baukunſt, oder die Grundgeſetze der plaſtiſchen Form, nachgewieſen an den Haupttheilen der griechiſchen Architektur. Von Prof. J. H. Wolff. Mit 28 Kupfern. Leipzig und Darmſtadt, Leske, 1834.

Eine leidenſchaftliche Vergötterung der griechiſchen Baukunſt. Der Verfaſſer ſucht zu beweiſen, daß in derſelben alle Willkühr ausgeſchloſſen iſt, und daß die Alten nur die nothwendigen, in der Sache ſelbſt liegenden Schönheitsgeſetze einhielten. Aber dieſe Erklärung ſelbſt iſt willkührlich und die griechiſche Baukunſt paßte nur für ihren Himmelsſtrich, und die gothiſche, die für einen andern Himmelsſtrich paßt, iſt ihr in reiner Schönheit der Formen nicht nur nebengeordnet, ſondern in mancher Beziehung ſogar übergeordnet, und das ſollten Nordländer, bei denen die altgriechiſche Kunſt ſich nie vollkommen regeneriren kann, niemals vergeſſen.

20) Wolfram, J. F., vollſtändiges Lehrbuch der geſammten Baukunſt. Erſter Band. Stuttgart, Hoffmann; Wien, Gerold. In Quart.

Ein überaus gründliches Werk zuerſt über das Materiale, über die beſte Qualität und das Vorkommen des Baumaterials in allen Ländern, ſowohl natürliches, Stein und Holz ꝛc., als künſtliches, Kalk, Ziegel ꝛc., Glas, Metalle ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129. Freitag, 23. December 1836.

Adelige Literatur.

2) Cavalier-Perſpektive. Handbuch für angehende Verſchwender, von Chevalier de Lelly. Leipzig, Brockhaus, 1836.

(Schluß.)

„Philiſter haſſen den Witz, wie die Caſtraten die Liebe; glauben aber doch, vielen Witz zu haben, weil — ſie keinen ausgeben. Witz und Verſtand ſind Geſchwiſterkinder. Das Philiſterpack hat einen heiligen Reſpekt vor beiden. Wären alle Steuern, direkte und indirekte, auf beide gelegt: es ginge ſteuerfrei aus. Eine Art Witz jedoch, den hausbacknen, handhaben ſie gern gegen Untergebene, wie jener General, der zu einem Fähnrich, der Complimente beim Setzen machte, ſagte: ſetz' Er ſich nur; wo Er ſitzt, iſt es immer unten.“

Von dem Philiſterthum geht der Verfaſſer zu dem über, was man im ſchlimmen Sinne die Gemeinheit nennt. Seine Charakteriſtik derſelben iſt, wenn keineswegs vollſtändig, doch ſehr reichhaltig und treu.

Wie viele Gemeinheiten der verderblichſten Art werden ungeſtraft und mit lachendem Muthe im gewerblichen Verkehr begangen. Sofern die Speculation dabei über die argloſe Einfalt triumphirt, hat unſer Verfaſſer ſogar Gefallen daran, denn nur das kann er nicht leiden, wenn die Dummheit durch ihre Geduld auch den ſchärfſten Verſtand ermüdet. Allein wenn man den Maaßſtab des Witzes anlegen wollte, würde kein Betrug mehr verabſcheuungswürdig ſeyn. „Es iſt eine nicht ungewöhnliche und oft wiederkehrende Spekulation der Engländer, daß ſie die ganze Produktion eines Handelsartikels aufkaufen und ſo den Handel monopoliſiren. Dies nannte man im Jahre 1825 bei uns Betrug; ich kann damit nicht einverſtanden ſeyn. Eine engliſche Compagnie kaufte im genannten Jahre allen Zink, der ihr angetragen wurde, um jeden Preis auf. Da in Hamburg, Berlin und Breslau viele Spekulanten den von fünf bis ſechs auf acht und neun Thaler geſtiegenen Preis des Zinks für zu hoch hielten: ſo verkauften ſie auf die Spekulation hin, erſt in einigen Monaten liefern zu dürfen — in der irrigen Meinung, daß alsdann die Preiſe gewichen ſeyn würden. Allein die Engländer hatten den Belauf der Produktion während jener Zeit berechnet und eine halbe Million Centner — mehr als das Doppelte eines jährlichen Ertrages — aufgekauft. Die Verkäufer vermochten natürlich nicht zu liefern und bezahlten fünf und ſechs Thaler Reukauf für den Centner. Der Producent wurde allen Vorrath los; der Spekulant wagte, da ihm eine Menge auf dem Halſe

Digitized by Google

blieb und im folgenden Jahre der neu producirte Zink den Preis der Vorräthe herunterdrückte. Ich kann dabei keinen Betrug ſehen. In Riga und Petersburg geſchieht im Herbſt Aehnliches ſehr oft mit ruſſiſchen Produkten, als: mit Flachs, Talg u. ſ. w., ohne daß ſich Jemand beſchwert. Niemand hat es dem Banquier Stieglitz in Petersburg verdacht, der im Jahre 1814 den Courier mit der Friedensnachricht einige Stunden früher als die Regierung bekam, daß er ähnlich verfuhr. Er benuzte dieſen Zufall, um einem alten treuen Comptoirbedienten ein Vermögen zu verſchaffen, indem er demſelben den Auftrag gab: alle in Petersburg zu habenden Glaslampen aufzukaufen. In wenigen Stunden war der Ankauf geſchehen. Als die Stadt zu den Vorbereitungen der Illumination des Abends nach Glaslampen ſchickte, war keine einzige mehr zu haben. Stieglitz' Bedienter ſtellte den Preis ſo, daß er 25000 Rubel an dieſer Spekulation gewann.“ Und die Telegraphen? und Monſieur Thiers?

Neben der Geldgier, die unbedenklich den Nebenmenſchen, der ihr im Wege ſteht, in den Abgrund ſtürzt und die ſchönſten und heiligſten Pflichten in herzloſer Pfiffigkeit verlacht, iſt vorzüglich auch die Klatſcherei eine Hauptquelle der Gemeinheit unſerer Tage. „Wie ſchön und verſtändig es aber auch ſeyn mag, der Zeit unſere Rechtfertigung anheimzuſtellen —: ſo iſt doch dieſe langſame Procedur den feurigſten Seelen am peinigendſten. Der macedoniſche Alexander verlor alle Beſonnenheit, wenn er ſich übler Nachrede ausgeſezt ſah; ihm galt ſein Ruhm höher als ſein Leben. Dieſe allzufeurige Miſchung ſeiner Säfte und Kräfte war aber auch der Born ſeiner unſterblichen Thaten. Lord Byron erlag ſogar der Verläumdung. Nichts iſt von ihm tiefer gefühlt, poetiſcher ausgedrückt, als die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er das Geſindel der Verläumder, im vierten Geſang des „Childe Harold“, geißelt; ſelbſt ſeine Verzeihung wird ihm unter den Händen zum Fluche. Denn: „Schande iſt wahrlich eine geiſtige Hölle, ohne Erlöſung, worin der Verdammte nichts werden kann als höchſtens ein Teufel.“

Verläumdung iſt die Seele der Geſellſchaft freilich ſchon längſt geweſen, doch war ſie es noch nie in dieſem Grade auch in der Literatur. Der Verfaſſer gedenkt „eines unſerer zügelloſeſten Schriftſteller, den er vor einiger Zeit in einem ſehr leidenſchaftlichen Momente ſah. Er war bitter, wie es ſchien — ungerecht in einem literariſchen Streite angegriffen und wollte ſich, wie er im erſten Zorne ſagte, damit rächen, dem Gegner aufzubürden: er habe ſilberne Löffel eingeſteckt. Er wollte — wie er drohte — das ſo natürlich, mit ſo allerliebſten, hübſchen Nebenumſtänden ausſtaffiren, daß man es glauben müſſe, und dadurch würde ſein Gegner — wie er, die Hände vor Wonne reibend, hinzuſezte — für immer ſo gut als todtgeſchlagen ſeyn. Ich fragte: ob er ſich nicht fürchte, zu ernſtlicher Rechenſchaft gezogen zu werden? Er erwiederte: Jener ſey ſehr fern, und wenn er überhaupt für jeden in die Welt geſchickten Witz zur Verantwortung gezogen werden ſolle, ſo möchte er lieber gar nicht Schriftſteller ſeyn. — Darin hatte er wenigſtens Recht: von jeder Verläumdung bleibt etwas hängen; aber eben deßhalb iſt ſie ſo ſchändlich als gefährlich. Die wohlfeile Art der Ehrenſchänderei, die ohne Beweis und ohne Muth dem Gerüchte — ſeiner ſelbſt wegen — mindeſtens zum Theil, Glauben ſchenkt, unbewieſene Fabeln für Wahrheit nimmt, iſt eben ſo gehäſſig als gefährlich. Leute, die ſich grundlos bald für, bald wider erklären, ſich's bequem machen durch leichtes Aburtheilen; Anekdotenjäger und Erfinder kläglicher Abgeſchmacktheiten ſind zahlreich, unvertilgbar und ſchädlich wie Ungeziefer. Alcibiades ſagte ganz praktiſch, als ſeine Freunde in ihn drangen, nach Athen zu gehen, um ſich wegen der ihm zur Laſt gelegten Verbrechen zu vertheidigen, da ſie und ihr Anhang zu mächtig ſeyen, als daß er etwas zu befürchten habe: wenn auch meine Mutter allein über Leben und Tod zu ballotiren hätte, ſo würde ich doch nicht kommen; denn — ſie kann in der Angſt eine ſchwarze Kugel ergreifen, ſtatt einer weißen. Wer daher beſchuldigt wird, den Strasburger Münſter eingeſteckt zu haben, der rette ſich vornweg und rede nachher aus angenehmer Perſpektive. Wohin er aber auch fliehe: dem Leumund wird er nicht aus dem Wege gehen. Es gibt zwar Länder ohne reißende Thiere, wie England ſeit Ausrottung der Wölfe; aber nur unbewohnte Inſeln ohne Verläumder.“

Was hier im Scherz von einer reſp. mit Unrecht verfolgten Literatur geſagt iſt, das ungefähr hat die ſehr mit Recht wegen ihrer ruchloſen Tendenz verfolgte junge Heine'ſche Schule ganz im Ernſt ausgeführt und von den Verläumdungen, womit dieſelbe ihre pflichtmäßigen Ankläger zu überſchütten ſich erfrecht hat, iſt nur noch ein kleiner Schritt bis dahin, wo, wenn das ſo fort geht, die Diebe, die man ins Zuchthaus ſezt, anfangen werden, ſich in öffentlichen Blättern an ihren Richtern durch Verläumdungen zu rächen. Denn dürfen ſich die Gottesläſterer und Verbrecher gegen die öffentliche Moral dergleichen zur Ergötzung des Publikums erlauben, ſo iſt die Zeit nicht mehr fern, in welcher ſich die Verbrecher gegen das Eigenthum ebenfalls ſolche Freiheiten herausnehmen werden. Wie weit wir in dieſer Beziehung ſchon gekommen ſind, erhellt unter andern aus der Thatſache, daß unlängſt in einem Provinzialblatt ein ungezogener Gymnaſiaſt polemiſch gegen ſeinen Lehrer aufgetreten iſt, und zwar ganz keck mit Nennung ſeines Namens und

Digitized by Google

unter Berufung auf ſein Recht, von der Preßfreiheit Gebrauch zu machen.

Die Aufdeckung dieſer und ähnlicher Gemeinheiten, wovon es in unſerm lieben Deutſchland leider wimmelt, verleiht dem Werk des Chevalier von Lelly einen eigenthümlichen Werth und macht es zu einem intereſſanten Beitrag unſerer Sittengeſchichte.

Romane.

79) Eine unter Tauſend. Aus den Tagen Heinrich des IV., von Georg Payne Rainsford James, Verfaſſer der Romane: der Zigeuner, Maidſtonhall, Darnley ꝛc., überſezt von Wilhelm Adolf Lindau. Leipzig, Kollmann, 1836.

Hier iſt eine wunderbare Copie unſeres großen Tromlitz; allerdings mit einiger engliſchen Manier; namentlich iſt die Sentimentalität nicht ſtark genug aufgetragen. Sonſt aber die Zeichnung und Färbung gleich, ganz und gar. Solche hiſtoriſche Umhüllungen um moderne Phraſen und Leidenſchaften werden ſo bald nicht aufhören, Lieblinge der Maſſe zu ſeyn. Man ſieht da ſo ſchön ſeiner Eitelkeit geſchmeichelt, indem man ſich und ſein liebes Sehnen getreulich, wenn auch etwas idealiſirt, in den Helden und Heldinnen antrifft, und hat doch zugleich den Vortheil, in einer alten merkwürdigen Zeit zu ſeyn, allenfalls hiſtoriſche Notizen zu lernen und jedenfalls Kleider, Rüſtung und Waffenkunde zu ſammeln. Wir fürchten, daß Scott durch ſeinen Anfang ein größeres Unrecht begangen hat, als man bis heute geahnt hat. Und am Ende ſind doch wahrhaftig auch die Romane Scotts die beſten, welche ſich der neuern Zeit anſchließen, wie Waverley und Redgauntlet. Wenn wir ſo fortfahren, im Alterthum ſeicht und marklos herumzuſchwimmen, ſo wird all das bischen Menſchenkenntniß bald genug davon gegangen ſeyn, das ſich von den achtziger Jahren her, wo man nur ſeine eigene Zeitgeſchichte poetiſch verarbeitete, in der Literatur erhalten hat. Denn dazu gehört ein eminentes Talent, den Geſtaltungen der Vorzeit pſychologiſchen Werth zu geben und alle mittelmäßigen, ja ſelbſt die beſſeren müſſen ſich darin an die Mitwelt halten. Am beſten mag es noch ſeyn, wenn man denn doch hiſtoriſche Romane ſchreiben will, ſich ſtreng an die Chroniken zu halten, ſollte es auch etwas derb und roh herauskommen, wie es Duller nicht unintereſſant in ſeinem Roman „Kronen und Ketten“ gemacht hat. —

Heinrich der Dritte und Heinrich der Vierte ſind in dieſem Roman geſchildert, deſſen Liebesintrigue zu romantiſch alltäglich iſt, als daß wir ſie wiederholen dürften. Die Geſchicklichkeit, welche Tromlitz bewährt, findet ſich auch hier. Namentlich iſt die Hofhaltung Heinrich III., des gekrönten Gecken, mit guten Farben vorgeführt. Die ränkevolle Königin Margaretha erſcheint hier ziemlich nobel; die Aufſchrift aber bezieht ſich darauf, daß unter den Hofdamen der Königin eine war, welche ihre Tugend bewahrte, ein Wunder ſchon der Aufſchrift zufolge, und deßhalb muß die Schonung gegen die Königin von Seite des Verfaſſers als eine ganz beſondere Galanterie betrachtet werden.

Dieſer Roman iſt eine Ausnahme von allen den engliſchen, welche wir neuerdings in die Hand bekommen haben. Hier iſt ein Zurückkehren in die Walter Scottiſche Manier, indeß faſt alle andern die ruhmvolle Bahn Fieldings und Smollets, obwohl allerdings mit viel geringerem Glück, betreten haben. — Es iſt ſonderbar, daß man in dieſer Beziehung nicht auch in Deutſchland umgekehrt iſt. Es könnte uns wenig ſchaden, wieder Romane nach der Art des ſel. Hermes oder Müllers von Itzehoe zu erleben; denn wir ſagen es dreiſt, daß in dieſen Dichtungen, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, wie wir es allerdings, ſtreng genommen, kaum dürfen, mehr Geiſt und vor allen Dingen mehr echtes Wiſſen von der Art, wie es einem Romanſchreiber nothwendig iſt, nämlich Lebensweisheit und Menſchenkunde, zu finden iſt, als in allen unſern vornehmen Novellen zuſammengenommen. Wie wir in dieſer Beziehung zurückgekommen ſind und auch wie wenig die junge Literatur (d. h. die ausübende) mit jenen ältern Koryphäen (die allerdings Perrücken trugen, zwiſchen deren Perrücken und deren Glatze aber mehr zu finden war, als innerhalb der Stirne vieler unſerer Weltverbeſſerer) bekannt iſt, iſt daraus erſichtlich, daß man in dieſen Alten eine beträchtliche Menge von den Fragen, welche man neuerdings zu etwas gewaltig Neuem erhoben hat, bedächtig abgekanzelt findet. — Doch wie ſollte man eine Kenntniß der Herren Hermes und Müller erwerben, da ſchon die älteren Schriften von Tieck ungekannt ſind und namentlich jener bedeutende William Lovell, der, wenn er heute edirt werden würde, kein geringes Geſchrei verurſachen und für das Zeitgemäßeſte erklärt werden würde, was man aufzuweiſen hat, indeß der alte Tieck ſeit 40 Jahren ſchon über dieſe Zweifel und Weltſtürmereien hinaus iſt. — Wir haben vor Kurzem ſchon in dieſer Beziehung angeſpielt, wiederholen es aber, weil Mancher, der den neuern literariſchen Ereigniſſen mit Intereſſe gefolgt iſt, aus helleren Augen ſehen wird, wenn er unſern Rath befolgt und lieſt, was nicht geleſen

Digitized by Google

und beherzigt zu haben ſogar für die oberflächlichen Literaturkenner Unwiſſenheit und Leichtſinn iſt.

80) Das Alleinſtehen. Ein Stillleben, gezeichnet von Dr. Wilhelm Richter. Dresden, Grimmer, 1835.

Ein Seitenſtück zu den Tanten und Ehelosen der Frauen Huber und Schopenhauer, nur daß das überzarte Weſen, das für die proſaiſche Ehe zu fein organiſirt und zu ideal iſt, diesmal keine alte Jungfer, ſondern ein alter Junggeſell iſt. Dem Mann, der frei wählen kann, ſteht dieſe Pimpelei noch weit übler an, und wir können den Roman um ſo weniger billigen, als der vom Dichter mit ungemeiner Vorliebe behandelte Held durch ſein Zartthun, durch das Vorleſen von Dichtern ꝛc. ſich in die Herzen einſchleicht, die Mädchen verbildet und das feinſte Gift der Leidenſchaft in ihre Bruſt gießt, um ſie nachher mit allen möglichen pruden Delikateſſen unter dem Vorwand, es ſey alles bloß geiſtig und platoniſch gemeint geweſen, ſitzen zu laſſen. Männer wie dieſer Hermann ſind wie im Leben ſo im Roman die widerlichſten, weil ihre Eitelkeit mit den ſchwachen weiblichen Herzen Mißbrauch treibt, und weil ſie gerade das Gegentheil von dem ſind, was Männer ſeyn ſollen.

81) Wege zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle von J. C. Biernatzki. Altona, Hammerich, 1835.

Dieſer Roman hält nicht, was der Titel zu verſprechen ſcheint. Es iſt darin keineswegs die Tiefe des modernen Unglaubens oder Glaubens irgend erſchöpft. Es handelt ſich bloß von einem flatterhaften jungen Mann, der ein junges Mädchen hinhält, dem dann eine ramaſſirte Frau Paſtorin, die Haar auf den Zähnen hat, den Kopf gehörig zurecht ſetzt und der auf einmal ſich bekehrt und heirathet.

82) Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus intereſſanten Thatſachen der neuern Zeit gezogen. Von Andreas Reed, Pfarrer in London. Eſſen, Bädecker, 1834.

Dieſer Roman ſpricht ſich gegen die wachſende Immoralität im Bildungsgange junger Männer aus, ermahnt zur Frömmigkeit, warnt vor dem Leſen ſchlechter und überhaupt vieler Bücher, vermehrt aber ſelbſt die Literatur mit einem Buch, das nicht ſcharf und ſchlagend genug iſt, um tiefen Eindruck zu machen, das ſich zu ſehr in frommen Gemeinplätzen bewegt.

82) Nordiſche Blüthen. Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler, 1835.

Sehr gemiſchte Beiträge verſchiedener Verfaſſer: eine Damen-Novelle, deren Gegenſtand unglückliche Liebe und Entſagung iſt, von Hedwig Hülle; Bilder aus Italien von v. Halem und v. Rennekampf; Griechiſches von Ilen und Dr. Meyer; eine moderne Liebesgeſchichte mit einer artigen Ueberraſchung von Gittermann und ein Charaktergemälde aus Hamburg, Napoleon Hannibal Scipio Meyer vom Herausgeber, nebſt einigen Gedichten.

Literatur der Eiſenbahnen.

Kurzer Bericht über die Eiſenbahnen von Brüſſel nach Mecheln, nebſt allgemeinen Bemerkungen über die Eiſenbahn-Anlagen überhaupt und eine geordnete Zuſammenſtellung der bisherigen Literatur über Eiſenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaſchinen, von Prof. Dr. Th. Plieninger. Mit 1 Steintafel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Eine eben ſo kurze als klare Ueberſicht alles deſſen, was in Betreff der Eiſenbahnen und Dampfwagen zu wiſſen iſt. Zuerſt zeigt der Verfaſſer *hiſtoriſch*, wie man auf die Erfindung kam und ſie allmählich verbeſſerte, *nach Bedingungen, die unabänderlich in der Natur* ſelbſt liegen, und die hinwiederum geeignet ſind, allzukühne Hoffnungen niederzuſchlagen; denn *die Nothwendigkeit, von der horizontalen und vertikalen Gradlinigkeit ſo wenig als möglich abzuweichen*, bedingt Schwierigkeiten in der Nivellirung, deren Koſten nur auf den frequenteſten Handelswegen gedeckt werden können. Ferner wird das *Mechaniſche* kurz, aber genau erörtert, die beſte Einrichtung der Eiſenſchienen ꝛc. Den Schluß macht eine *literar-hiſtoriſche* Ueberſicht alles deſſen, was ſchon über Eiſenbahnen, Dampfwagen und Dampfſchiffe geſchrieben iſt. Dazu gehören zwiſchen 50 und 60 engliſche und amerikaniſche Schriften und Abhandlungen, zwiſchen 80 und 90 franzöſiſche und zwiſchen 160 und 170 deutſche. So ſteht denn auch hier wieder, wie immer, Handeln und Schreiben im umgekehrten Verhältniß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130. Montag, 26. December 1836.

Werke des Verſtorbenen.

Jugendwanderungen. Stuttgart, Hallberger, 1835.

Semilaſſos vorlezter Weltgang. In Europa. Dritte Abtheilung. Daſelbſt, 1835.

Semilaſſo in Afrika. Erſter und zweiter Theil. Daſelbſt, 1836.

Der Zorn der engliſchen Blätter gegen unſern Verſtorbenen iſt ungerecht. Geben wir der Wahrheit, wie immer, die Ehre, ſo müſſen wir zwar ſagen, der Fürſt iſt dem Fatum anheimgefallen, dem vortreffliche Schriftſteller nur ſelten entgehen, erſt ſchön zu ſchreiben, dann gern zu ſchreiben, dann viel zu ſchreiben, dann etwas zu viel zu ſchreiben. Wir würden ſtatt mit neun Bänden binnen Jahresfriſt auch wohl mit dreien, von dieſer feinen Hand geſchrieben, zufrieden geweſen ſeyn. Wir würden einige, namentlich biographiſche und romanartige Epiſoden, wovon die neun Bände anſchwellen, wenn ſie weggeblieben wären, nicht vermißt haben. Dies alles hindert aber nicht, daß die Werke des Verſtorbenen gleichwohl ſehr angenehm zu leſen, und voll jenes Geiſtes ſind, der einmal vorhanden, ſich nie verläugnet. Wie edle Früchte gern den Schatten vieles Laubes ſuchen, und Schiffe, die das feinſte und leichteſte Gewürz bringen, daneben am meiſten Ballaſt faſſen, ſo hat auch, ſcheint es, der Verſtorbene die anziehendſten Stellen ſeiner lezten Schriften noch anziehender zu machen geſucht durch minder anziehende, und da er überdies in Afrika von Oaſe zu Oaſe durch Wüſten gereist iſt, ſo hat er uns Leſer recht lebendig an ſeiner Seite mitreiſen laſſen.

Unſer Verſtorbener iſt ein in jeder Beziehung poetiſcher Reiſender, der zwar nicht wie Jean Pauls Markgraf umherreist, um Andere zu beglücken, aber der ſich ſelbſt dabei beglückt, der zwar nicht wie Tiecks Prinz Zerbino umherreist, um das Schöne zu ſuchen, aber der es überall findet. Gleich ſehr begabt durch Zufall und Genie, durch Geburt über die gemeinen Reiſeplackereien erhoben, überall willkommen, reich, im Alter, wo die Lebensweisheit und der Genuß noch wie Pomeranzenfrucht und Blüthen an einem Baume hängen, und mit einem Sinn für das Schöne ausgeſtattet, der durch die Richtung auf das Neue noch verſchärft wird, der ihn nicht ruhen und raſten läßt, der wie die Biene an jede fremde Blume fliegt, und durch die echte Dichterlaune, die alles nur ſpielend nimmt, wirklich etwas von der arabiſchen Mährchenhaftigkeit erhält, — ein ſolcher poetiſcher deutſcher Reiſender kann von den Engländern gar nicht verſtanden werden, und es macht in der That eine komiſche Wirkung, wenn man lieſt, wie ſie ihn ſo hart anlaſſen, daß er in Afrika Schmetterlinge und Käfer gefangen, hübſche

Digitized by Google

Judenmädchen beſucht, Küchenzettel gemacht, arabiſche Hengſte geritten, in altrömiſchen Ruinen ein déjeuner à la fourchette eingenommen, aber nichts über die Koloniſirung, und beinahe nichts über die Alterthümer geſagt, nichts Geographiſches, Statiſtiſches, Induſtrielles, Merkantiliſches mitgetheilt habe. So ſchilt Neſtor in Tiecks liebenswürdigem Zerbino die alten Dichter aus, daß ſie über ihren poetiſchen Schnurrpfeifereien die Nützlichkeit ganz außer Acht gelaſſen hätte. Der Verfaſſer hat aber im Voraus erklärt, er reiſe nicht zum Nutzen, ſondern zum Vergnügen, wie in Semilaſſo in Afrika Theil I. Seite 252 zu leſen iſt.

Die „Jugendwanderungen“ enthalten Erinnerungen der verſchiedenſten Art, meiſt ſehr leicht gehalten. Einige Anekdoten ſind gar anmuthig, z. B. von der ſeligen Friederike Brun: „Madame Brun leidet an Taubheit, und bedient ſich eines kleinen Horns in der Converſation, iſt aber ſo unterrichtet über Rom, wie über Alles, was in das Fach der Kunſt einſchlägt und zugleich ſo mittheilend, daß man in ihrer Begleitung den Vaſi entbehren kann. Sie iſt dabei äußerſt gefällig und gütig, aber für ihr Alter doch beinah zu ſentimental. Als ich ſie das erſte Mal ſah, ſagte ſie mit trübem Blick nach dem Fenſter ſehend: „Ach! der Himmel weint wieder über die Sünden der Erde!“ Es ſollte dies nichts anders heißen, als daß es regne.“ Referent vernahm von einem ſehr glaubwürdigen Zeugen in Rom, dieſelbe ſentimentale Dame habe bei ihrer erſten Anweſenheit in Italien von nichts als Banditen und Mordthaten geträumt, und einſt, als ein Eſel unter ihrem Fenſter geſchrieen, ihrem Mädchen zugerufen: ach, ſich doch nach, ſie ermorden ſchon wieder einen Unglücklichen!

Sehr wahr iſt, was der Verfaſſer über die Peterskirche ſagt, und es freut uns, daß dieſe Anſicht in neuerer Zeit durchzudringen ſcheint: „Wenn Bramante (oder Michel Angelo) wirklich geſagt hat: „Ihr bewundert die Kuppel des Pantheons auf der Erde, ich will ſie in die Luft ſetzen“ ſo hat er, wie das nicht ſelten geſchieht, blendende Worte geſprochen, die im Anfang frappiren, bei näherer Beleuchtung aber doch nicht Stich halten, denn Manches kann auf der Erde ſehr bewundert werden, was in der Luft ſehr unvortheilhaft placirt wäre. Wenn z. B. ein, mit noch weit größeren Mitteln Ausgerüſteter zu uns ſagte: „Ihr bewundert die Pyramiden auf der Erde, ich will ſie in die Wolken ſetzen,“ und dann auch wirklich die Pyramiden auf die Spitze des Cimboraſſo oder Montblanc wieder hinbaute, wo die ungeheuren Maſſen nur noch wie Schilderhäuſer erſcheinen würden, — müßten wir da nicht zwar über das ſchwierige Unternehmen erſtaunen, aber doch geſtehen, daß die Pyramiden auf der Erde einen weit impoſantern Anblick gewährten, als die unſerm Augenmaaß Entrückten in den Wolken? Die für die Architektur ſo unglückliche Kreuzesform, die endloſe Menge von Pfeilern, Gewölben, Kuppeln, abgeſonderten Kapellen, zurücktretenden Niſchen, hervorſtehenden Altären und Grabmälern, größtentheils mit unzähligen, höchſt ſchlecht gearbeiteten Zierathen, dicht bedeckt, die bald in Arabesken, Schnörkeln, Symbolen und Wappen beſtehen, bald in Basreliefs, Tauben, Engeln und Päbſten, oder in kleinen und großen Figuren der Heiligen und Kirchenväter — dies Alles zuſammen genommen macht) ein ſo getheiltes und verworrenes Ganze, daß man hier nie einen an Einheit und Größe *dem* ähnlichen Eindruck erhalten kann, mit dem der erſte Anblick des Pantheons ſo unwillkührlich als mächtig überraſcht. Dieſe Ueberladung an Ausſchmückungen und das daraus entſtehende moderne Anſehen der Kirche, verbunden mit ihrer Größe, bewegen oft ihre Bewunderer, mit Enthuſiasmus auszurufen: ſie ſeyen eben ſo erhaben als elegant! Wenn man indeß überlegt, was eine elegante Erhabenheit oder eine erhabene Eleganz iſt, ſo geräth man in Verſuchung, dieſe Lobeserhebung für ein Epigramm zu halten.“

Anziehend iſt die Schilderung von Neapel aus der Zeit, da es von den Engländern blokirt war. Bei dieſem Anlaß erzählt der Verfaſſer die Geſchichte eines Schweizers, der in franzöſiſchem Dienſt von einem Hannoveraner in engliſchem Dienſt ſchwer verwundet wurde, und er fügt hinzu: „Wie ſonderbar, dachte ich, hier am Ende Europas, wo Franzoſen und Engländer Krieg führen, ſind es doch nur *Deutſche* verſchiedener Länder, die für Jene gegen einander kämpfen! Armes Vaterland!“

Der lezte Band der Wanderungen Semilaſſos in Europa fährt in der Erzählung der Reiſe von Paris nach Toulon fort. Von der anmuthigen Weiſe des Verſtorbenen hier nur eine Probe: „Ich hatte mich (zu Savarny), um zu ſchreiben, in meine Mäntel gehüllt, und etwas sans façon, es iſt wahr, ein Kopfkiſſen aus dem einen Bett entnommen, um meine Füße darauf zu ſtellen. Kurz darauf kam die zum Schweigen ſchöne und zum Verdruß ſtolze Tochter der Wirthin, die es bemerkte, mit einer Art groben Leinwandteppich herauf, und zog ſtillſchweigend das Kopfkiſſen unter meinen Füßen weg, um es in dieſen Teppich zu wickeln, worauf ſie mir es wieder hinlegte. „Monsieur, sagte sie jezt, „il y a des gens aussi propres que vous, qui viennent ici, et qui n'aimeraient pas poser leur tête où vous avez mis vos pieds. Nous ferons tout pour vous contenter, Monsieur, mais il faut être raisonable.“ — Ich wollte im erſten Augenblick auf's hohe Pferd ſteigen, und, wie der Engländer die umgerannte ſchwangere Frau, auch das Kopfkiſſen auf meine Rechnung ſetzen laſſen — das Wort raisonable aber traf mir das Gewiſſen. „Vous avez raison, ma bonne.“ erwiederte ich, je vous demande

pardon, et je vous remercie de votre attention.“ — Soweit hatte ich mich alſo verſtändig ſelbſt bezwungen, als ich aber nachher, um mich beſſer zu wärmen, in die Küche ging, wo die Mutter meiner ſchnippiſchen Antagoniſtin eben meinen Kaffee kochte, konnte ich mich doch nicht enthalten, eine ſanfte Rache zu nehmen, indem ich das Mädchen, die ihrer Mutter außerordentlich glich, frug: ob ſie beide Schweſtern wären? Die Eitelkeit iſt den Naturkindern wie den Weltkindern eigen, und ſie antwortete ſogleich ſehr ärgerlich: ich müßte wohl ſehr ſchwache Augen haben, um nicht zu ſehen, daß dies ihre Mutter wäre und keineswegs ihre Schweſter ſeyn könne. „Eh bien, ma chère,“ ſagte ich, „c'est une erreur, j'en conviens, mais ne vous fachez pas — il faut être raisonable!“

Auch die Schilderungen aus den Pyrenäen ſind ſehr anziehend. Wir übergeben ſie hier, um ein charakteriſtiſches Sittengemälde aus Südfrankreich mitzutheilen: „Man iſt in Frankreich auf dem Lande ſehr freigebig mit dem Namen: Schloß. Faſt jedes Landhäuschen wird ein château, und jede Bauernhütte la maison d'un particulier getauft. Die Schlöſſer jedoch, welche ich heute beſah, konnten hinſichtlich ihres Umfangs zur Noth dafür paſſiren, aber von ihrem Innern und der äußern Erſcheinung ihrer Herrſchaften würden ſich meine Landsleute ſchwerlich eine Vorſtellung machen können. Deutſch geſagt: es waren vollkommene Schweinſtälle, und die Bewohner, von Schmutz ſtrotzend, im gräßlichſten Negligé, dem Ausſehen ihrer Paläſte ganz analog. — Auf den Dielen der Stuben wäre, mit einiger Cultur, gewiß Grasſamen beſſer aufgegangen als auf einem Potsdamer Boulingrin; kein Plafond war zu finden, der etwas mehr als mit Spinnengeweben verſehene, ſchwarz geräucherte Balken gezeigt hätte; Meubles, wie ſie nur ein Bettler duldet; Hühner, Tauben, ja Schweine und Ferkel, welche die Zimmer in friedlicher Eintracht mit der Familie benutzten; neben der Hausthür der allgemeine . . . . . unter freiem Himmel — nein, es ging wirklich über alle Beſchreibung! — Dabei war auch nicht eine entfernte Spur von Comfort zu entdecken, keine Anſtalt, das Paradies rund umher bequemer zu genießen, keine Laube, kein Baum mit einer Bank, und, den Gemüſegarten nebſt dem verger ausgenommen, auch nicht das kleinſte Plätzchen, das nur ahnen ließe, den Beſitzern ſey je ein Gedanke von verfeinertem Lebensgenuß durch den Kopf gegangen. Und das ſind nicht etwa Bauern oder Verarmte. O nein, ſehr reputirliche und gebildete Leute, mit allen Formen guter Geſellſchaft, Leute mit oft mehr als hunderttauſend Franken Vermögen, die, wenn Du ſie in Paris, oder bei einer soirée des Herrn Sous-Präfekten anträfſt, Dir vielleicht ſelbſt an Eleganz nicht nachſtehen würden — aber in ihr taudis zurückgekehrt, leben ſie ſo, werden ſie Cyniker und Dünger ihrer Felder dans toute la force du terme, kurz Menſchen, die nicht nur in äſthetiſcher Hinſicht, ſondern ſelbſt in dem, was wir als unumgänglich anſtändig, ja rechtlich anſehen, weit unter unſern nur irgend ihr ſpärliches Auskommen habenden Bauern ſtehen. Welcher Unterſchied zeigt ſich aber vollends hier zwiſchen Engländern und Franzoſen! Tag und Nacht ſtehen ſich nicht ferner. Was würde aus dieſem Thale von Argeles gemacht werden, wenn es in England läge! Es würde die Träume der kühnſten Dichter überflügeln, as far as improvement goes. — Nichts konnte poſſirlicher ſeyn, als die Art, wie dieſe Herren, mich in ihren Schlöſſern herumführend, ſelbſt die Beſchreibung und Apologie davon übernahmen. „Voilà, Monsieur, ſagte der Eine, une belle enfilade de pièces au premier, mais prenez garde de ne pas avancer jusqu'à la fenêtre . . . . ces planshes là ne sont pas tout à fait solides.“ In der That war das halbe Appartement nur mit ungehobelten Brettern belegt, die loſe auf den Balken balancirten, und überall die Ausſicht in das darunter befindliche rez de chaussée eröffneten. „Ceci, Monsieur, fuhr er fort, serverait à une salle de bal.“ Der Rauch hatte die kahlen Wände ſchwarz gefärbt, und in der Mitte lag ein Haufen Maisſtroh, auf dem ſich, en attendant le bal, drei Ferkel mit ihrer Frau Mutter umherſühlten. „Remarquez, Monsieur, hieß es ferner, la commodité de cette salle à manger. Vous voyez la cave et le gardemanger sont tout à côté!“ Das verſchoſſene Papier hing wie Lappen von den Wänden, und auf dem Eßtiſche ſtand ein Waſchfaß mit ſchmutzigem Waſſer gefüllt, in dem einige nichts weniger als appetitliche Tücher ſchwammen; im gardemanger aber niſteten einige Hühner, und nach dem Geruch zu urtheilen, hatte ich keineswegs Luſt den Keller zu unterſuchen. „N'est ce pas, Monsieur, frug der Hausherr, c'est un bel établissement?“

Dieſer lezte Theil des europäiſchen Semilaſſo enthält ſchon mannichfache Hinweiſung auf Afrika. Dem Pferdeliebhaber wird beſonders das Verzeichniß alles die Pferde betreffenden muhamedaniſchen Aberglaubens von Intereſſe ſeyn.

Wir begleiten Semilaſſo auf dem Dampfſchiff und landen in Algier. Lieſt man freilich die lange Geſchichte Juſſufs, eines afrikaniſchen Abenteurers, der jezt den Franzoſen dient, ſo wünſcht man, ſtatt deſſen etwas Intereſſanteres zu leſen. Wir vermiſſen hier ſogar den ſonſt ſo feinen Geſchmack des Autors, denn wenn Juſſuf wirklich alle die Dinge begangen hat, die von ihm erzählt werden, z. B. den feigen Meuchelmord und das

Digitized by Google

ekelhafte Zerſtückeln der Leiche (Theil I. Seite 57), ſo war er einer Auszeichnung, wie es die Zuneigung des Verſtorbenen iſt, wohl nicht in ſo hohem Grade werth.

Iſt über Algiers Zukunſt nicht ſo viel geſagt, als die Engländer zu erfahren wünſchen, ſo ſteht doch hier Folgendes: „Ich kann über Alles dies nicht urtheilen, aber jeden Unparteiiſchen muß es in Verwunderung ſetzen, daß die Franzoſen nach vieljährigem Beſitzthum, mit 15,000 Mann Truppen und ſo vielen angewandten Millionen es noch nicht einmal dahin gebracht haben, daß man vier Stunden von der Stadt ſich ohne Escorte hinauswagen darf, zwei- bis dreitauſend Mann dazu gehören, um eine Excurſion nach dem acht Stunden entfernten Belida zu unternehmen, der Atlas in gleicher Entfernung gänzlich unzugänglich geblieben iſt, und die fruchtbare Ebene von Metidſchia, obgleich bereits faſt gänzlich verkauft, dennoch wüſt liegen bleibt, weil die Coloniſten darauf weder ihres Eigenthums noch ihres Lebens ſicher ſind. Und dies iſt um ſo auffallender, wenn man bedenkt, daß das türkiſche Gouvernement früher mit 7000 Türken das ganze weite Reich, von den Grenzen Marokko's bis denen von Tunis, in Gehorſam hielt. Es ſcheint in der That, daß die Franzoſen, bei allen ihren übrigen glänzenden Eigenſchaften, die Kunſt des Coloniſirens entweder nur ſchlecht verſtehen, oder das Gouvernement gar nicht die Abſicht hat, Algier für immer zu behalten, ſich aber dem ſo enthuſiaſtiſch ausgeſprochenen Willen der Nation nicht offen entgegen zu ſetzen wagt. Iſt dies Leztere der Fall, ſo glaube ich für mein Theil, daß es vollkommen Recht hat, und daß vielleicht ein Etabliſſement, dem der alten Ritterorden von Malta und Jeruſalem ähnlich, nach dem Zeitgeiſte motivirt, und unter den allgemeinen Schutz der europäiſchen Mächte geſtellt, dem Zwecke beſſer entſprechen würde.“

Das einzige Produkt der Vermiſchung zwiſchen Franzoſen und Afrikanern ſind bis jezt die Suaven geblieben. „Die Suaven ſind eine orientaliſch gekleidete Infanterie, worunter jedoch nur ein kleiner Theil Eingeborner des Landes von dem Stamme ſich befindet, der eigentlich den Namen Suaven führt. Ihre Tracht erſcheint mir als ein Muſter von Eleganz und Zweckmäßigkeit. Sie beſteht aus einem rothen Fez mit einem turbanartigen grünen Bund darum gewunden, einer blauen türkiſchen Jacke mit rothen Bandſchnüren, blauer Weſte mit gleicher rother Beſetzung, einen blauen türkiſchen Bund um den Leib, ſehr weite kurze Hoſen, die unter dem Knie feſtgehakt ſind, vom Knie bis auf den Knöchel lederne feſtanſchließende Stiefletten, kurze weißleinwandene Kamaſchen und ſtarke Schuhe. Jacke und Weſte ſind nach orientaliſcher Manier ohne Kragen oben rund geſchnitten, und der Hals bloß. Iſt es kalt, ſo tragen ſie beliebig ein Tuch loſe darum geſchlagen. Ihre Waffen ſind ein Gewehr mit Bayonett, ein kurzes breites Schwert, wie die Römer führten, und die Patrontaſche tragen ſie ſehr zweckmäßig vorn, über den Bund um den Leib geſchnallt. Ihr kleiner Torniſter, nur mit den allernöthigſten Dingen gefüllt, wiegt höchſtens fünfzehn bis zwanzig Pfund, und wird, nicht wie bei uns, mit dem unbequemen Bruſtriemen, ſondern an zwei ſchmaleren Riemen über die Schultern gehangen. In dieſer Kleidung wird jede Bewegung des Körpers leicht und ungehindert ausgeführt, und ſie iſt warm und luftig zugleich. Bei einem kälteren Klima würde es nur nöthig ſeyn, noch den Mantel hinzuzufügen. Hätte ich ein Freicorps in Europa zu errichten, ich würde mir keine allen militäriſchen Zwecken entſprechendere Tracht auszudenken wiſſen, denn ich habe nie recht begreifen können, was man bei uns militäriſche Kleidung par excellence zu nennen beliebt. Ein Soldat, der in ſeine Uniform, die nie eng genug ſeyn kann, wie eine Weſpe zuſammengeſchnürt iſt, der einen ſchweren und harten, Augenkrankheit und Schmerz verurſachenden Czako auf dem Kopfe trägt; außerdem Gewehr und einen zu nichts ordentlich dienenden Säbel, der ihn beim Marſchiren auf die Waden ſchlägt, an Mantel und Torniſter (welcher leztere ihm die Bruſt durch die Art ſeiner Befeſtigung noch einklemmt) 42 Pfund zu ſchleppen hat — ein ſo gemarterter Soldat, ſage ich, ſcheint mir höchſt unmilitäriſch ausgeſtattet zu ſeyn. Auch erwies ſich dies mehrmals ſchon im Frieden, unter andern bei dem Marſch des 37ſten preußiſchen Infanterie-Regiments von Wittenberg nach Coblenz, wo unterwegs an einem ſehr heißen Tage bloß vom 2ten Bataillon dieſes Regiments ſieben Leute an den Folgen ihres militäriſchen Coſtüms den Geiſt aufgaben. Einige von dieſen ſtürzten während des Marſchirens auf der Stelle todt nieder.“ Sehr wahr!

Der Beſuch des Verfaſſers bei allerlei afrikaniſchen Schönheiten und die Schilderung eines höchſt obſcönen Schauſpiels gehören zur Charakteriſtik des Ganzen, und man entdeckt darin eine ſeltſame Miſchung von altgriechiſcher Komik und muhamedaniſcher Phantaſie, die wirklich originell iſt. Die Damen ſind am Eingang gewarnt, die betreffenden Blätter zu leſen. Wir unſererſeits hätten gerne eine ähnliche Warnung auch vor die langen Biographien einiger in Algier lebenden Flüchtlinge geſezt geſehen, die uns am wenigſten unterhalten haben.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 131. Mittwoch, 28. December **1836.**

Werke des Verſtorbenen.

(Schluß.)

Nachdem uns Semilaſſo deſto lebendiger ſeine Ausflüge ins Atlasgebirge, ſeine erſten Unterhaltungen mit den Arabern ꝛc. geſchildert hat, führt er uns endlich ganz von Algier fort, und wir begleiten ihn von nun an mit um ſo größerm Vergnügen, als wir wahrnehmen, daß er, je weiter aus dem Bereich franzöſiſcher Anſprüche entfernt, um ſo liebenswürdiger, wir möchten ſagen, wieder deutſcher wird. Nur laſſen uns auch auf dieſem Wege die Biographien keine Ruhe, dieſe leidigen Biographien, die uns die künftige Selbſtbiographie, deren ſehr zweckmäßige Folie ſie zu ſeyn ſcheinen, eben deßhalb doppelt vermiſſen laſſen.

Der Weg führt uns über Biſerta nach Tunis. Wir erblicken abwechſelnd reizende Pflanzungen, öde Strecken, ſehr zahlreiche Ruinen aus der Römerwelt. Hier die Schilderung von Utika: „Die mit Diſteln und Neſſeln dicht bewachſenen furchtbar über einander geſtürzten Ruinen von Utika übertrafen an ſchöner Wirkung unſere Erwartung. Kaum hatten wir ſie indeß nur flüchtig unterſucht, und unter einem thurmartig hervorragenden Pfeiler, an den ſich eine Palme gelehnt hatte — die gern mit den Trümmern des Alterthums ſich zu vereinen ſcheint — das Unkraut ein wenig weggeräumt, unſere Teppiche gebreitet und die Victualienkörbe auszupacken angefangen, als das bisherige, lange Zeit nur ſchwache Geſtöber in den heftigſten Platzregen überging, der während zwei Stunden ununterbrochen andauerte. Wir mußten, ſo gut wie möglich in unſere Mäntel und Bernus gewickelt, das durchweichte Mahl unter unſern Regenſchirmen zu uns nehmen; denn leider war kein Thorweg und kein Gewölbe ganz genug geblieben, um uns hülfreich zu ſchützen. Doch begeiſterte uns des heldenmüthigen Römers Andenken zu ſehr, um wegen ſo kleinen Ungemachs unſere gute Laune zu verlieren. „Ich bin mein Herr!“ rief ich, wie Cato, als er auf ſein Schwert blickte, und ergriff kühn, ſtatt deſſen, einen Hühnerflügel. Kaum erinnere ich mich, je luſtiger getafelt zu haben, als unter dieſen Trümmern, in der area cativa am Sumpf, wo wir den Wein gen Himmel hielten, um ihn mit friſchem Waſſer zu miſchen, was wir uns ohne dies ſchwer würden verſchafft haben. Viel Gelächter erregte beſonders einer unſerer Eſel, der von Diſteln ſatt, ſich bis an den Bauch in Brenneſſeln poſtirt hatte, und mit hängenden Ohren, von denen der Regen, wie aus zwei Rinnen herabtriefte, ſo tiefſinnig, nachdenkend und unbeweglich daſtand, daß er in Cruikſhank’s Karrikaturen das beſte Conterfei eines Stoikers

Digitized by Google

abgegeben haben würde.“ Genrebilder dieſer Art enthält die Reiſebeſchreibung in großer Anzahl.

Tunis fand der Verfaſſer noch ſo ziemlich in der alten Barbarei, denn die neutürkiſche Aufklärung hat hier noch nicht überhand genommen, obgleich damit ein Anfang gemacht iſt. Man ſieht neben einer ſeltſamen und äußerſt häßlichen neuen Tracht doch hier noch mehr von der alten Tracht der Janitſcharen, Mamelucken ꝛc., als anderswo. Der ſcharfſinnige Reiſende verfehlt nicht, auf manchen Kontraſt jener nun ſinkenden Barbarei mit der immer ſchöner ſich entfaltenden Civiliſation aufmerkſam zu machen. Z. B. in Betreff der Juſtiz. Wie ſchnell, wohlfeil, faſt immer gerecht und, worauf es eigentlich ankommt, wirkſam iſt jene alttürkiſche Juſtiz! Dagegen die modern europäiſche? „Es wäre wohl der tieferen Forſchung eines Philoſophen würdig, zu unterſuchen, wodurch das hieſige Strafſyſtem, im Vergleich mit dem unſrigen, ein offenbar günſtigeres Reſultat, hinſichtlich der Verbrechen, im Volke liefert, und dieſe einfache, aber wirkſame Maſchinerie, alle die gewundenen Wege, vielfachen Fictionen und Suppoſitionen unſeres Geſetzapparats mit allem ſeinen complicirten, tauſendfachen Räderwerk, in der Praxis dennoch zu übertreffen ſcheint. Vielleicht würde man auch in ſehr vielen Fällen Nachſicht und Strenge gleich ungeſchickt angewandt finden, und namentlich den Nachtheil unſerer Feſtungen, Zucht-Armenhäuſer u. ſ. w. deutlicher erkennen. Es iſt ſchon oft geſagt worden, daß dieſe wahre Pflanzſchulen und Univerſitäten des Laſters ſind. Das Abſcheulichſte aber iſt, daß ſie zugleich an vielen Orten Gegenſtände der Speculation geworden, und die Dirigirenden und Aufſeher der Verbrecher Staat und Verbrecher zugleich beſtehlen. — Das Empörendſte bei unſerm Juſtizverfahren ſcheint mir aber beſonders die Unbeſtimmtheit deſſelben, welche im Jahre 1835 noch ſolche Urtheilsſprüche nicht nur möglich, ſondern ſogar häufig machen, als z. B. folgende, die ich im Auszug hier citire.

„Leipziger Zeitung, 20. April.

1) Der Landmann S.... zu Wendiſch Luppe war in Verdacht gekommen, ſelbſt ſeine Scheune in Brand geſteckt zu haben. In Folge der Unterſuchung hat das Gericht zu Mutſchen den Angeklagten verurtheilt, im Zuchthauſe ſo lange eingeſperrt zu werden, bis er ſeine Unſchuld bewieſen hat, jedoch mit der Reſerve, daß dieſe Recluſion nicht über zehn Jahre dauern ſolle. — 2) Der Schneider D.... in Bröckwitz war im Verdacht, das Feuer angelegt zu haben, welches am 26. März zwei Häuſer des genannten Orts in Aſche legte. Die Sache wurde von dem Gericht zu Taubenheim unterſucht, und der Angeklagte verurtheilt (wie der Vorige), ins Zuchthaus geſperrt zu werden, bis er ſich von jedem Verdacht befreit. Doch ſolle ſeine Recluſion nicht länger als fünf Jahre dauern.“ So widerſinnig barbariſch ſind in der That die Araber nicht.“

Der Fürſt ſtattete dem Bey von Tunis einen Staatsbeſuch ab, und blieb noch ſo lange in ſeiner Reſidenz, um deſſen Tod und die Thronbeſteigung ſeines Bruders abzuwarten. Unterdeß beſchäftigten ihn Ausflüge in die Umgegend, hauptſächlich in den Ruinen von Carthago. „Als wir die Runde der einzelnen Ruinen machten, ſtießen wir bei den größten Haufen derſelben, nahe dem Schloß Burdſch-Dſchedid, auf mehrere Neger und Mauren, die ſeit einigen Monaten hier Nachgrabungen für den Gouverneur der Goletta begonnen haben. Sie waren ſeit Kurzem, ungefähr 12 bis 14 Fuß tief, auf den glatten Steinboden eines Gebäudes gekommen, wo zwei gigantiſche Pfeiler ſchon ganz frei ſtanden. Man hatte in dieſem kleinen Raum bereits die zerbrochenen Stücke von acht koſtbaren Marmorſäulen, nebſt einigen Grabſteinen und andern minder erheblichen Alterthümern aufgefunden. Zwei dieſer Säulenſtücke, ſo wie die Grabſteine, wurden erſt in voriger Woche von einem engliſchen Schiff mitgenommen — denn man legt hier ſo wenig Werth auf dergleichen, daß, wer ſich gerade da befindet, für ein Trinkgeld Alles nimmt, was ihm beliebt und er fortzubringen im Stande iſt. Doch zeigte ſich der Aufſeher diesmal ſehr entrüſtet, weil, wie er behauptete, man ihm für die ſchönen Sachen nicht mehr als ſechs Bouteillen engliſches Bier zur Erfriſchung zurückgelaſſen habe. Während unſeres Daſeyns, wo ich fleißig arbeiten ließ, fand man ein paar faſt verkalkte, buntſchillernde, leider ſchon zerbrochene Glasvaſen, einige noch ganze Gefäße aus gebranntem Thon, und zwei von der Zeit dunkelgelb gewordene Saufänge, nebſt mehreren Stücken ſchwarzer und weißer Moſaik, wie auch andere ſchönfarbige Marmorreſte, was ich Alles für drei Piaſter an mich brachte. Außerdem kaufte ich noch mehrere altpuniſche Kupfermünzen und geſchnittene Steine, doch nicht mit ſo großem Glück, als Herr Joſeph Peraſſo, welcher vor einigen Jahren für vierzehn Piaſter (etwas über einen Ducaten an Werth) den berühmten Neptun auf ſeinem Wagen, eine der ſchönſten Antiken, die es gibt, hier erſtand, für welchen Stein man ihm ſeitdem bis an 10,000 Piaſter vergeblich geboten hat.“ Auch ſehr viele andere Ruinen beſuchte der Fürſt, z. B. die von Zama. Am beſten erhalten fand er die Duſetula, das er mit Pompeji vergleicht, und das Schaw ſchon früher, doch nach des Fürſten Bemerkung, nicht durchaus richtig beſchrieben hat. Beinahe eben ſo reich ſind die Ruinen von Caſſarin; am ſchönſten die von Tunga. „Die Gegend ward immer großartiger, je weiter wir kamen, und immer unabſehbarer dehnten ſich die grünen Waldungen nach allen Seiten aus. In einem dieſer wilden Bergbezirke trauern, ganz einſam und verlaſſen, die mehr als irgendwo

Digitized by Google

chaotiſch zuſammengeſtürzten Trümmern von Tunga, ſonſt Thigiba colonia. Hinſichtlich des Wildromantiſchen werden dieſe Ruinen von keinen übertroffen, und paſſen vortrefflich zu ihrer Umgebung. Außer einem Circus und vielen minder bedeutenden Gegenſtänden, beſtehen ſie hauptſächlich aus einem feſten Schloß mit Thürmen, dem in Hydra ähnlich, weniger groß zwar, aber dafür weit beſſer erhalten, ja Einiges davon wohl gar ſpäterer Bauart angehörig — und einem ſehr prachtvollen Tempel, der mit wilden Oelbäumen durchwachſen, jezt eine ungeheure Maſſe danieder liegender Säulenſtücke, Capitäler, Simsgebälke und granidioſer Verzierungen jeder Art darbietet. Alles vereinigte ſich, die Erhabenheit dieſer Scene zu erhöhen, denn ſchon war die Dämmerung eingetreten, nur die Spitzen der Berge vergoldete noch die Sonne, ein ſcharfer Abendwind rauſchte in den niedern Wipfeln, Raubvögel von außerordentlicher Größe flogen langſam umher, und aus dem fernen Walde glaubten wir, wie einen ſchwachen Donner, das Gebrüll der Löwen zu vernehmen.“

Auf antiquariſche Studien hat ſich der Verfaſſer nicht eingelaſſen, doch das Maleriſche der Alterthümer und der Gegenden Nordafrikas überhaupt ſo ſchön aufzufaſſen gewußt, als es von der Meiſterhand zu erwarten war, die uns Warwick Caſtle und des grünen Irin ſchaumbedecktes ſchwarz Gellipp ſo ſchön gezeichnet hat. Die ſchauerlichen Gebirgspartien, die Gruppen von Arabern unter altrömiſchen Trümmern, die muhamedaniſchen Städte, Moſcheen, Märkte, Gärten, endlich die Wüſte mit ihrer Mirage, das Alles wechſelt hier in den lebendigſten Bildern.

Es gelang dem Verfaſſer, auch die heilige Stadt Keruan zu betreten, wo ſelten Europäer zugelaſſen werden. Als eine der größten und blühendſten Städte Nordafrikas ſchildert er Sfar.

Da wir unmöglich in alle die zahlreichen Details eingehen können, welche die fünf afrikaniſchen Bände enthalten, theilen wir nur noch einige Genrebilder aus dem Volksleben mit: „Als der Caïd uns feierlich entgegenkam, wurden wir Alle in hohem Grade durch das Aeußere dieſes Mannes überraſcht. Hier war eine der ſchönſten Geſtalten Rafaels, und mehr als das, wirklich ins Leben getreten. Keiner von uns hatte je einen ſolchen Mann geſehen! Von koloſſalen Formen, ragte er einen Kopf über uns Alle hervor, und nicht möglich war es, auch nur den kleinſten Zug, noch irgend einen Theil ſeines Körpers zu entdecken, der nicht allen Regeln einer idealen Schönheit und des vollendetſten Ebenmaaßes entſprochen hätte. Selbſt ſeine Farbe war wie gemalt, ohne irgend einen unterbrechenden Fleck, die Stirn hoch und ernſt, die Naſe griechiſch und dieſelbe Linie mit der Stirn verfolgend, der Mund klein mit rothen Lippen und den herrlichſten Zähnen. Der volle und dichte Bart, die breite gewölbte Bruſt, Hals, Nacken, Arm und Hände, Bein und Fuß, Alles war wie einer antiken Statüe nachgeformt. Dazu das impoſante Coſtüm, die hohe Ruhe, Milde und Würde und Freundlichkeit des Antlitzes, die Grazie jeder Bewegung — Alles umſchimmerte, gleich einem Heiligenſchein, dieſe Apoſtelfigur. Es war für mich das erſtemal, daß ich mein Ideal eines Chriſtus vollſtändig erreicht ſah. Kein italieniſcher Maler, deſſen Bilder ich kenne, iſt nach meinem Gefühl dem gleich gekommen, was die Natur hier unbeachtet in der Wüſte verwirklicht hat. — Ich bemerkte ſogleich unter den Umſtehenden einen eben ſo bildſchönen Knaben von ungefähr dreizehn Jahren, den ich mit leichter Mühe als den Sohn des Caïd erkannte, da er dem Vater wie aus den Augen geſchnitten war. Als ich mich beim Lezteren darnach erkundigte, rief er ihn zu ſich, worauf der Knabe, der einem kleinen Johannes glich, ſich mit der innigſten Zärtlichkeit, ſeine großen Augen nach ihm aufſchlagend, an den Vater ſchmiegte, während mehrere andere Araber, ebenfalls mit den ausdrucksvollſten Geſichtern, die füglich als die Jünger hätten figuriren können, ſich rund um uns her gruppirten. Der Maler, der dies Bild treu zu copiren und mit Genie auf der Leinwand wieder zu ſchaffen verſtanden hätte, würde mit einem Wurf zu den größten ſeiner Kunſt gezählt worden ſeyn.“

„Weiterhin bemerkten wir einige Weiber, welche Wäſche mit den Füßen ſtampften, die allgemeine hieſige Manier zu waſchen; denn das Meiſte ſteht hier im geraden Gegenſatz mit unſern Sitten, ſo wie z. B. die Araber von der rechten Seite zu Pferde ſteigen, von der Rechten zur Linken ſchreiben, den krummen Säbel mit der concaven Seite nach vorn tragen, den Bart ſtehen laſſen und das Haupthaar ſcheeren, auf ihren eignen Beinen ſtatt der Stühle ſitzen, das Brod warm und das Fleiſch kalt eſſen, die Suppe nicht wie wir zum Anfang, ſondern am Ende der Mahlzeit zu ſich nehmen, beim Eintritt in ein Zimmer, ſtatt wie wir die Kopfbedeckung, die der Füße abnehmen, und ſo vieles Andere mehr. Eigneten ſich übrigens unſere Wäſcherinnen die hieſige Manier an, ſo könnten ſie doppelten Verdienſt haben, nämlich unten waſchen und oben dazu noch ſtricken. Sie ſehen, ich reiſe immer mit Nutzen.“

Ob folgende Myſtifikation dem orientaliſchen bon sens nicht zu nahe tritt, wollen wir nicht unterſuchen: „Man iſt hier überzeugt, daß ein Kind keineswegs ſchon nach neun Monaten zur Welt zu kommen braucht, ſondern, daß es viele Jahre im Mutterleibe ſchlafen könne, ſo wie es aber aufwacht, dann die Geburt ſogleich vor ſich gehe. Es iſt leicht einzuſehen, wie bequem dies für

die Weiber iſt, deren Männer auf ihren weiten Handelsreiſen oft Jahre lang abweſend ſind, und denen ſie dann dennoch mit einem Kinde entgegen kommen können, das unterdeſſen — geſchlafen hat. Es iſt aber noch ein anderer Grund vorhanden, der den Glauben ſelbſt nicht einſchlafen läßt. Wenn ein Unterthan kinderlos ſtirbt, iſt der Bey ſein Erbe. Gewöhnlich behauptet nun die Wittwe, ein ſchlummerndes Kind zu tragen; nach einiger Zeit heirathet ſie wieder, oder auch nicht, kommt aber nieder, und das Kind paſſirt nach ihrer Erklärung in jedem Falle für den rechtmäßigen Erben des verſtorbenen Mannes.“

Die eben bekannt gewordene Niederlage der Franzoſen durch den Bey von Conſtantine veranlaßt uns, hier noch das Porträt deſſelben aus dem 2ten Theile Semilaſſos einzuſchalten. „Man führte ſie durch einige Vorzimmer, in denen verſchiedene Caïden und andere Chefs ehrerbietig auf eine Audienz warteten, und zum Theil etwas mißvergnügt ſchienen, daß die Fremden zuerſt vorgelaſſen wurden. Dieſe fanden Abdel-Kader, einen ſchönen, etwas blaſſen Jüngling, ohne Bart, ganz in eine violette feine Bernus gehüllt, (die er, als ein halber Heiliger und Sultan, zu einer ihn von allen Andern auszeichnenden Tracht gewählt hat) auf einen koſtbaren Teppich gekauert, am Boden ſitzend. Er begrüßte, ohne eine andere Bewegung zu machen, die Fremden nur mit einem freundlichen Kopfnicken, und deutete ihnen an, ſich auf ein europäiſches Sopha zu ſetzen, welches in ſeiner Nähe ſtand. Man begann damit, ihm die üblichen Geſchenke zu übergeben, die er ſelbſt in Empfang nahm und neben ſich legte. Die Unterhaltung ward hierauf ſehr lebhaft, und ohne die geringſte gène fortgeſetzt, wobei Alle die Promptheit, Amönität und Feinheit der Antworten des Sultans bewundern mußten. Herr Klimerath ſagte, daß Abdel-Kader auf ihn vielmehr den Effekt eines ſchlauen und gewandten europäiſchen Diplomaten, als den eines gefürchteten arabiſchen Kriegers gemacht habe. Ich übergehe ſeine politiſchen Aeußerungen und das Handelsgeſpräch. Dagegen frappirte mich Folgendes: vor wenig Tagen erſt, ſagte der Sultan, habe ihn ein Thaleb verlaſſen, der ſich erboten, wenn bei ſeiner Wiederkunft ein Franzoſe ſich fände, der in jene Gegenden zu reiſen wünſchte, er ihn gern mitnehmen, und mit ſeinem Kopfe für ſeine völlige Sicherheit ſtehen wolle. Herr Klimerath bedauerte um ſo mehr die bereits erfolgte Abreiſe dieſes Mannes, da er überdies geäußert, daß, da die Europäer ſo begierig nach Alterthümern wären, er ihnen nicht weit vom Wege nach ſeiner Heimath, eine uralte Stadt zeigen könne, von einem unbekannten Volke aufgeführt, die mit Tempeln voll Säulen und andern anſehnlichen Gebäuden ſich faſt ganz erhalten habe. — Ich laſſe es dahingeſtellt ſeyn, in wiefern dieſe Ausſage Glauben verdient, unbegreiflich bleibt es aber immer, daß die Franzoſen ihren hieſigen Aufenthalt nicht beſſer benutzen, um dergleichen Notizen gründlich aufzuklären, oder überhaupt nur irgend etwas für die Wiſſenſchaft zu thun. Man macht alle Augenblicke militäriſche Expeditionen mit mehreren Tauſenden um einer befreundeten Tribu einige geſtohlene Ochſen mit den Intereſſen wiederzuholen; wäre es nicht unſerer Civiliſation angemeſſener, auch etwas weniger materielle Gegenſtände dabei ins Auge zu faſſen? So iſt man neulich nahe an dem von mir erwähnten, höchſt merkwürdigen, noch ganz unbekannten Monument, dem Cobur-er-Runnia ruhig vorbeimarſchirt, und hat nicht einmal daran gedacht, es näher unterſuchen zu laſſen. Wie intereſſant und erfolgreich würde eine Expedition nach dem nur 20 Stunden entfernten Dſchordſchora, dem höchſten Berge des kleinen Atlas, ſeyn, die jeden Augenblick mit 1000 Mann und einigem Berggeſchütz ohne alle Gefahr zu unternehmen wäre; und nach dem, wovon ich mich bei meinem Privatzuge nach dem Hammal überzeugt, müßte man dort ohne Zweifel endlich etwas Gewiſſes über die Lage des großen Atlas zu beſtimmen im Stande ſeyn, den noch immer die Geographen wie ein Phantaſieſtück, als anmuthige Arabeske, auf ihren Karten verzeichnen, und ihm mitten in der Wüſte ſeinen langen Lauf anweiſen, was doch gegen die Analogie aller andern Gebirgsketten ſtreitet. Eben ſo bedauernswürdig iſt es, daß die Provinz Conſtantine, die in der römiſchen Zeit ſo blühend war, daß ſie allein zu der Kirchenverſammlung in Hippone 400 Biſchöfe ſandte, und die notoriſch voll der wohlerhaltenſten und merkwürdigſten Alterthümer iſt, den Franzoſen noch immer eine terra incognita bleibt, obgleich ihre Eroberung ſehr leicht (?) geweſen wäre, einzelnen Reiſenden aber der grauſame Charakter Achmet-Bey's jetzt ihre Exploration ganz unmöglich macht.“ Schade nur, daß alle Reiſende ſich den gleichen Vorwurf zuſchieben, die Engländer dem Verſtorbenen, der Verſtorbene den Franzoſen, und daß die letztern, die wirklich mehr leiſten könnten für Bekanntmachung der nordafrikaniſchen Alterthümer, gerade in dem Augenblick geſchlagen wurden, in welchem ſie vielleicht mehr leiſten wollten.

Wir brechen hier ab, in der Hoffnung, daß es uns gelungen ſeyn möchte, aus den neuen reichhaltigen Werken des Verſtorbenen ſolche Parthieen hervorgehoben zu haben, die ſie hinlänglich charakteriſiren, theils um den Leſern von der Lektüre des Ganzen ein neues Vergnügen zu verſprechen, theils um die diesmal allzu ungerechten Urtheile der Engländer zu entkräften.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 132. Freitag, 30. December 1836.

Neueſtes Werk über Paris.

Paris im Jahr 1836. Stnttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, 1836.

Von demſelben Verfaſſer, der „Rom im Jahr 1833“ geſchrieben hat. Das Rühmliche, was wir von jenem Werke ſagten, können wir in Betreff dieſes neuen nur wiederholen. Der Verfaſſer gehört zu den nicht eben ſehr häufigen Beobachtern, die das Neue ſo anzuſehn wiſſen, als ob es ſchon alt wäre, die ein Auge für die Gegenwart mitbringen, wie es nur Griechen und Römer und etwa noch Machiavelli hatte. Die meiſten Schilderungen unſerer Tage ſind Spiegel der Eitelkeit für Nationen oder Individuen. Der Engländer ſieht Paris überall ſchief an aus Nationaleiferſucht. Der Deutſche bewundert es im Gegentheil bis zur Unanſtändigkeit und glaubt ſelbſt im Pariſer Unrath Gold finden zu müſſen. Der Eine affektirt Theilnahmloſigkeit, denkt mitten in dem Lärm der Julirevolution nur an allerhöchſte Geburtstage daheim und findet, wie der Doge von Genua noch jezt in ganz Paris nichts merkwürdiger, als daß e r da ſey. Der Andere affektirt im Gegentheil, ganz Franzoſe geworden zu ſeyn und macht der phlegmatiſchen Heimath freudetrunken bekannt, daß die oder jene politiſche, literariſche oder merkantiliſche Illuſtration, die wie Eintagsfliegen entſtehen und vergehen, ihn in ihren Salons zugelaſſen habe. Alle, oder beinah Alle haben nur die nächſte Gegenwart abgeſpiegelt und im Spiegel zunächſt und am größten immer ſich ſelbſt geſehn. Daher iſt ein ſo objektives Buch, wie das vorliegende, in dem die Perſönlichkeit des Autors verſchwindet, und das in der Gegenwart von Paris zugleich nicht bloß die Vergangenheit, ſondern auch etwas Zukunſt ſieht, ſchon ſeiner Seltenheit wegen zu ſchätzen. Es kam dem Verfaſſer zu Statten, daß er Paris ſchon mehrmals früher und zu den verſchiedenſten Zeiten ſah.

Die äußere Eintheilung des Buchs iſt wie die „Roms im Jahr 1833“, nämlich es beſteht in lauter einzelnen Tableaur, z. B. Geſchichtliches, Geſtaltung der Stadt, Einwohner, Handel, Landbau, Gewerbe, Mittelſtand, Advokaten und Notare, Aerztliches, Hallen und Märkte, Häuſer, Leſekabinette, Kaffeehäuſer, Verſteigerungen, Cludbs, Freimaurerei, Hoſpitäler, Bettler, Gaſſenthum, Akademien, Volkswitz, Dienerſchaft, Kneipen, Polizei, Wagen und Pferde, Spaziergänge, Muſik, Theater, Geld, geheime Induſtrie, Gaſthöfe, Erziehung, das Pariſer Jahr, Tageseintheilung, Bibliotheken, Univerſität, Speiſe und Trank, Bazars, Gefängniſſe, Zeitungen, Salon, Nationalgarde, Börſe, Poſt ꝛc. ꝛc. ungerechnet die beſondern Schilderungen des Hofs, des

Digitized by Google

Palais-Royal, Verſailles, Fontainebleau, St. Denis, Vincennes und anderer Umgebungen von Paris.

Als beſonders charakteriſtiſch heben wir folgendes Kapitel hervor:

Verlondonung.

Man verzeihe dem Verfaſſer die Ueberſchrift. Haben doch die Nordamerikaner den werthen Namen der Miß Trollope in ein Verbum verwandelt. — Durch die Verbeſſerung der Wege und Poſten und die Dampfboote iſt London nun Paris etwas näher, als Rouen es vor dreißig Jahren war; denn man reiſ't in weniger Zeit, um weniger Geld und mit weniger Mühe nun nach London, als man ſonſt nach Rouen reiſ'te. Zu dieſem der beſtändige Aufenthalt vieler zum Theil reicher Engländer, der zeitweiſe der unzähligen, welche jährlich nach Baden, Interlaken oder Päſtum pilgern, die Einführung engliſcher Induſtriezweige durch Engländer in Frankreich, und die höchſt merkwürdige Erſcheinung, daß das männliche Geſchlecht in Mode, und ich möchte ſagen *bis in die Grundlagen des Lebens*, England zum Vorbilde wählt, und die verführeriſch muſterhafte Zweckmäßigkeit aller engliſchen Hervorbringungen, welche ſich auf das tägliche Leben beziehen — wen kann es bei dem Zuſammentreffen dieſer Bedingungen wundern, wenn beide Städte ſich ſo lange in einander ergießen, bis ſie ihre Ungleichheiten ausgeglichen haben werden. — So iſt jezt von der totalité de la rue im Gegenſatze gegen die Fußpfade nicht mehr die Rede, und dieſer werden von Jahr zu Jahr mehrere. In Kurzem wird man auch auf den Brücken Seite halten, wie in London. In die tägliche Sprache ſind unzählige Wörter zurückgekehrt, welche, altfranzöſiſchen Urſprungs, im Engliſchen beſtimmte Bezeichnung erhalten hatten. Pferderennen, steeple chases, Clubbs, Wagen und Pferde ohnehin, kurz das ganze Leben der höhern Stände, zu welchen hier jedermann gehören will, iſt möglichſt nach engliſchem Vorbilde gemodelt. — Die Küche iſt ebenſo der engliſchen möglichſt genähert, und während früher nur Eine Theebude in Paris war, ſind deren jezt ſo viele, daß die Zahl der Engländer und Nordamerikaner, ſo groß ſie auch immer ſeyn mag, ſie nicht erhalten könnte. Es iſt wirklich das Theetrinken in franzöſiſchen Häuſern allgemein Mode geworden. — Die franzöſiſchen Modehändlerinnen haben den knöchernen engliſchen Miſſes zu gefallen die kläglich garſtigen gepauſchten Aermel in Mode gebracht, und für die ganz abſcheuliche Entſtellung wirklich ſchöner Formen unglaublich lange Zeit erhalten. — Stillſchweigend wie auch in der Politik wird im Leben die Autorität Londons anerkannt, und wenn die politiſchen Zerwürfniſſe nicht wären, Paris hätte längſt ſeine Almacks. Bereits ſind die Dames patronesses überall eingeführt — Es ſcheint, daß wenn man die höchſt bedeutende Richtung der Franzoſen aus höherem Standpunkte betrachten will, man in demſelben eine Reconſtruktion des im franzöſiſchen Adel untergegangenen germaniſchen Princips finden könne, wie das normänniſche in England dem ſächſiſchen ſichtlich weicht. Beide Völker nähern ſich in vielfacher Beziehung in entgegengeſezter Richtung; und wenn die Politik nicht außer dem Bereiche dieſer Blätter läge, ſo könnte dieſe Richtung bis in die Periode vor der Revolution verfolgt werden, wo Manche nachdenklich über die einreißende Anglomanie die Köpfe geſchüttelt haben. — Die engliſche Sprache wird in allen Penſionen ſorgfältig gelehrt, und iſt bereits ſehr verbreitet. Eine engliſche Zeitſchrift, das Edinburgh Review, wird in Paris nachgedruckt, jedes nur etwas bedeutende Buch ohnehin in unglaublich kurzer Zeit, und ziemlich correct. — Die langen Schornſteine der Dampfmaſchinen geben bereits den Kohlendampf in Menge, welcher ſonſt für London allein bezeichnend war, und auch im Kamin des rechten Elegants darf nur Steinkohle brennen. Sogar die Carliſten thun alles dieſes nach. — Wenn vollends London mit Dover, Paris mit Calais oder Boulogne, durch Eiſenbahnen verbunden ſeyn wird, ſo mag wohl ein menſchlicher Verſtand berechnen, wie weit die Wechſelwirkung gehen kann. Nur das kann vorausgeſehen werden, daß *die* Stadt, welche unter beiden die minder bevölkerte, minder reiche, minder ins Große handelnde iſt, daß *die* Stadt, welche ſich minder ſelbſtſtändig wegen des überwiegenden Einfluſſes ihres alten Hofes ausbilden konnte, von der größern, reichern und gebietenderen Schweſter mehr empfangen werde, als ſie geben kann.

Ein gleichfalls ſehr intereſſantes Kapitel iſt das über das

Streben nach Gleichheit.

Man hat oft geſagt, die franzöſiſche Revolution ſey weit mehr wegen der Gleichheit gemacht worden, als wegen der Freiheit, und ich glaube, man hat Recht gehabt. Es findet ſich dieſe Richtung bei allen Völkern, wo eine erobernde und ein eroberte Nation in eine neue zuſammengewachſen ſind. Nun iſt aber in Frankreich die Zuſammenſetzung dreifach: galliſch, römiſch und fränkiſch, und ein geiſtvoller Franzoſe ſagt, ſeine Landsleute ſeyen Franken am Hofe, Römer im Heere, ſonſt aber noch die Gallier Cäſars. Man könnte am Ende die Richtung der Revolution ein Beſtreben nennen, ſich des fränkiſchen Princips zu entledigen. Gewiß iſt, daß in allen romaniſchen Ländern der Grad der Vermiſchung auch den des politiſchen Zerwürfniſſes bezeichnet, und daß die Spuren weit tiefer gehen, als man gewöhnlich glaubt. — Der Pariſer hat dieſes Streben nach Gleichheit, dieſe Nichtanerkennung einer ſocialen Ueberordnung immer in hohem Grade gezeigt, und der wärmſte Republikaner trägt ſeine

Digitized by Google

Ehrenlegion- oder Julius-Dekoration gewiß an Rock und Ueberrock, ſey es auch nur als Theil der Toilette. Der gemeinſte Mann fordert gewiſſe Formen auch vom Vornehmſten, und die Nationalgarde trägt zu völliger Ausbildung dieſer Tendenz ſehr viel bei. Vielleicht ſehen wir aus ihr ein Marsfeld des *römiſchen Princips* der Bevölkerung hervorgehen, wie das alte eines des *fränkiſchen* war — eine bewaffnete Landsgemeine. — Während der Vornehmere und Reichere in geſuchter Einfachheit einhergeht, durchkreuzt der Luxus der niederen Stände dieſe Linie, und die Herzogin ſchmückt ſich nicht mehr mit Brillanten, wohl aber die Seifenſiederin. Die gemeinſte Frau muß Madame genannt werden, und nennt ſich ſelbſt ſo. Eine ſonderbare Mode iſt es, ſich nach dem Geburtsort zu nennen, um dadurch ſeinem Namen den Klang eines Feudalherrn zu geben. Ueberhaupt wird mit Adelstiteln noch mehr Unfug in Paris getrieben, als man im Auslande glaubt. — Einer meiner Freunde, ein glaubwürdiger Augenzeuge, befand ſich auf dem Zuge gegen Rambouillet während der großen Woche. Ein Wagen mit Wappen auf dem Schlage kam des Weges, eine bleiche oder vor Furcht blaſſe Dame ſaß darin, und wurde ſogleich erſucht auszuſteigen und ihren Wagen zur Verfügung der Truppe zu ſtellen. Sie bat um Verſchonung wegen Krankheit. Ein Mann der unterſten Volksklaſſe befreite ſie durch ſeine Beredſamkeit, wies den Kutſcher in einen Seitenweg, und als die Dame ihm gerührt dankte und um ſeinen Namen fragte, antwortete er lächelnd: Madame, je ne suis pas un chevalier français, mais je suis Français. In dieſen Worten ſcheint mir der Inhalt eines Buches zu liegen. — Jeder, welcher die Geſchichte kennt, und billig genug iſt, die Wahrheit zu erkennen, und ehrlich genug, ſie zu bekennen, wird eingeſtehen müſſen, daß die Mehrzahl des Adels, beſonders der Hofadel in Frankreich, ſo wie überall in Europa ſein Grab ſich ſelbſt gegraben habe. Die Revolution fand alte Feudalanſprüche ohne moraliſchen Einfluß auf die Maſſen, und einen ſolchen Mangel an ſolider Bildung, daß der Adel ſich von zwei Neugeadelten in der Nationalverſammlung mußte vertheidigen laſſen, und der Talentvollſte unter den alten Edelleuten, Mirabeau, wie ein zweiter Simſon die Säulen der Halle umfaßte und das Haus einſtürzte. Es ſtellte niemand ſich auf ſeinen hiſtoriſch gegebenen Standpunkt; Parlament, Geiſtlichkeit, Hof, Heer, alle ſuchten jenen außer ihrer natürlichen Stellung, was Wunders, daß der im Stillen mündig gewordene Bürgerſtand ſich, als mit allen überwiegenden Kräften ausgeſtattet, berechtigt glaubte, die Hände nach allem auszuſtrecken. — Dieſe Richtung wird jedes Jahr durch die wachſende Induſtrie, durch die materielle und maſſenhafte Zeit, und die Theilung der Verlaſſenſchaften in gleiche Theile verſtärkt. Auch eine erbliche Pairie, bei einem erblichen Königthume doch ſo natürlich, ja nach meiner Ueberzeugung unumgänglich nothwendig, konnte nicht durchgeſetzt werden. Alle Geſetze, alle Inſtitutionen, die ganze Geſtaltung des Pariſer Lebens geht auf Gleichheit, und es ſind ſchon Fälle vorgekommen, daß entlaſſene Diener ihre ehemaligen Herren, falſchblaſende Waldhorniſten den Kapellmeiſter (Roſſini) herausgefordert haben, weil er ihnen ſagte, ſie hätten falſch geblaſen. — Ob in dieſer Richtung Paris auf London eben ſo reagiren werde, wie London in ſo vielen andern Beziehungen auf Paris gewirkt hat, möchte ich vor der Hand bezweifeln. Der Engländer ſteht vor dem Pair mit dem Hute in der Hand, damit der Pächter auch vor ihm ſo daſtehe, und dieſer thut es, um ſich von ſeinem Knecht deſſelben gewärtig ſeyn zu dürfen. In derſelben Richtung ſcheinen ſich die Verhältniſſe in Deutſchland zu geſtalten, wo eigentlich nur die Juden die gründlichen Revolutionäre ſind, und das aus dem ganz natürlichen Grunde, weil ſie ſeit Jahrhunderten die Mißhandelten waren. Wer den geſellſchaftlichen Zuſtand Frankreichs und die Urſachen kennt, warum er ſo iſt und ſo ſeyn muß, wie er hier geſchildert wurde, wird gewiß verſucht ſeyn, mit lauter Stimme ins Vaterland zu rufen: Discite justitiam moniti!“

Zu der Ausgleichung der Stände in Frankreich wirkt auch vorzugsweiſe die Nationalgarde mit: „Gegen die Linie erſcheint die Nationalgarde wie ein ausgeſuchtes Corps. Schon daß ſie aus gemachten Männern beſteht, gibt ihr Anſehen, aber dieſe ſind in der Regel auch höher gewachſen als die Linieninfanterie, und ihre Uniform iſt glänzender, beſonders Sommers die weißen Pantalons. Auch an Decorirten fehlt es ihr gar nicht. — Auf das innerſte Weſen des franzöſiſchen Volks hat die Nationalgarde bereits einen bedeutenden Einfluß geübt. Einmal iſt durch die Entwickelung einer ungeheuern und vertheidigenden Kraft ein Gefühl der Sicherheit und Unangreifbarkeit nach oben, unten und außen in die Franzoſen gekommen, welches ihnen zur Zeit der ungeheuern, aber offenſiven Heere des Kaiſerreichs mangelte. Dann aber iſt die Nationalgarde die Schule der Gleichheit und erleichtert alſo auch von ihrer Seite den Sieg der Induſtriellen über die rein Verzehrenden, der Perſönlichkeit über hiſtoriſche Anſprüche. Zeigt doch ſchon die preußiſche Heerverfaſſung, obgleich nach deutſchem Weſen modificirt, ähnliche Folgen.“

Vergleichen wir damit das klaſſiſche Kapitel über:

Der Adel.

Je ſchreiender die Mißbräuche waren, welche in den romaniſchen Landen das *Nebeneinanderbeſtehen eines erobernden und eines unterworfenen* Volkes erzeugt hatten, deſto furchtbarer war die Bewegung, durch welche die Maſſen ſich von dem Drucke zu befreien

Digitized by Google

ſuchten, welcher auf ihnen laſtete. Der Unſchuldige ward mit dem Schuldigen, der liberale Edelmann mit der Du Barry und ihrem Anhang in Einen Schlund des Verderbens geſchleudert. Man kann Mirabeau und Beaumarchais als die zwei Vertreter der Richtungen anſehen, in welche der Pariſer Adel ſich im Anfange der Revolution theilte, welche bekanntlich der Adel in den Parlamenten eröffnete. Mirabeau ſtellte das Streben von oben nach unten, Beaumarchais das von unten nach oben dar. Die wenigen Uebergebliebenen, welche nicht in der Provinz ſich verbargen, oder der entthronten Familie gefolgt waren, ſammelten ſich um den Conſul und noch mehr um den Kaiſer; die Reſtauration dauerte zu kurz, und beſaß zu wenig Kraft und Einheit des Strebens, als daß ſie eine neue Generation gleichartigen und ergebenen Adels um ſich hätte verſammeln können. Daher der gänzliche Mangel an Zuſammenhalten des franzöſiſchen Adels, und eine nur negative Einheit, d. h. ein Haß gegen die jetzige Regierung, ohne klare Anſicht deſſen, was man wünſchte, an ihre Stelle ſetzen zu können. Hiezu kommt noch ein durch die Revolution tief erſchüttertes, durch fortwährende Theilungen noch mehr geſchwächtes Vermögen, eine zwiſchen der modernſten Modernität und dem urſprünglichen Jeſuitismus ſchwankende Erziehung, während der Reſtauration das Bedürfniß, in der Hauptſtadt zu leben, ſo widerwärtig Manches dort iſt, und die Macht des Augenblicks, welcher zu widerſtehen kein Pariſer vermag. — Wenn demnach der antediluvianiſche Adel in Paris ſich nichts weniger als behaglich befindet, ſo iſt er dagegen in der Provinz noch weniger an ſeinem Platze. Herbe Erinnerungen aus der Revolutionszeit, die Anmaßung der Beamten, welche ihm bei jeder Gelegenheit mit einer Art Schadenfreude ſeine untergeordnete Stellung fühlen laſſen, der Mangel an guter und gleichgeſinnter Geſellſchaft, die Abweſenheit alles Einfluſſes, welchen Ernennungen, Zehnt-, Jagd- und Fiſchrechte geben, die Anſprüche der Pächter, welche mit dem Grundherrn auf dem Fuße der Gleichheit handeln — alles dieſes muß einem mit den alten Ideen aufgewachſenen Edelmann, und mehr noch ſeiner gleichgeſinnten Gemahlin, den Aufenthalt auf dem Lande zur wahren Hölle machen. — Der Adel der Kaiſerzeit hat ſich in die neuen Quartiere jenſeits der Rue St. Lazare zurückgezogen. Er enthält, ſchon ſeinem Urſprunge nach, mehr Talente als der alte Hofadel. Aber auch ihm fehlt es an Gleichartigkeit, und während die Alten die Folgen ihrer jugendlichen Anſtrengungen in Abnahme ihrer Kräfte bemerken, iſt unter den Söhnen wenig hervorſtechendes Talent, welches überhaupt aus Conventionsehen — wie Napoleon ſie für ſeine Schützlinge zu verfügen liebte — nur ſehr ſelten hervorgeht. Zudem ſind wenige in der Kaiſerzeit reich gewordene auch reich geblieben; mehrere haben dem neuen Hofe ſich angeſchloſſen. — Der neue, d. h. der Geldadel, ſtammt aus dem Ausland, und zum Theil vom Jordan her. Er vorzüglich ſucht durch Luxus und Livreen zu imponiren, er baut neue Hotels, hält Parforcepferde, und lädt die gute Geſellſchaft zu den glänzendſten Feſten. Daß auch diejenigen ſich um Einladungen bemühen, welche immer des Spottes über die neuen Reichen voll ſind, darf keineswegs befremden. Solche Verſammlungen ſind wegen ihrer Koſtſpieligkeit ſelten. Man will doch nicht ganz der Welt fremd werden, man will Töchter ein- und vorführen, und für eine Woche Stoff zum Klatſchen faſſen. — Das wilde Waſſer der neuern Zeit bringt übrigens von allen Seiten ein. Junge Familien des Faubourg St. Germain entſagen den Livreen und den Wappen auf dem Wagenſchlag; alte Edelleute ſpielen auf der Börſe mit ſpaniſchen Ardoins; fromme Damen ſuchen für den Sohn eine reiche ketzeriſche Heirath, und ein Montmorency geht auf den Ball zu Rothſchild, aber nicht umgekehrt. — Es iſt nicht nur durch die Revolution, es iſt auch durch das innere Zerwürfniß des früheren Adels unmöglich geworden, jezt ein neues privilegirtes und in ſich gegründetes Ganzes aus den Ueberreſten zu ſchaffen. Früher litt der franzöſiſche Adel, wie überall wo Deutſche als Eroberer ſich feſtgeſezt hatten, an der beſtändigen Vermiſchung mit Bürgerlichen. Hieraus entſtanden falſche Lagen und ungehörige Verwandtſchaften. Später ging die Oppoſition der öffentlichen Meinung, als deren Vertreter wir noch Lafayette ſahen, von ihm aus. Nach den Stürmen der Revolution konnte eine Pairskammer nur ein Flötzgebirge, nie aber ein Urgebirge bilden. Auch ſie hat durch ihre Zögerung vor, durch ihre Nachgiebigkeit nach den Juliustagen ihre Entlaſſung gegeben, und beherrſcht die öffentliche Meinung keineswegs mehr, und dies muß eine Adelskammer vermögen, wenn ſie ihrem Zweck entſprechen ſoll. An der Spitze der öffentlichen Meinung vermag ſie alles, gegen dieſe nichts. Sie muß alle Notabilitäten in ſich aufnehmen können. ohne ſich etwas zu vergeben. Nun haben ſich alle Kräfte des Volkes außerhalb der privilegirten Stände entwickelt, daher wir nicht zu viel zu ſagen glauben, wenn wir behaupten, daß Paris nie wieder die Hauptſtadt des europäiſchen Adels im alten Sinne werden könne.“

Abgeſehen von dieſen politiſchen Bemerkungen iſt auch alles, was der Verfaſſer über das Geſellſchaftliche, Materielle, Oekonomiſche ſagt, höchſt treffend und um ſo intereſſanter, als dabei ſehr vieles berückſichtigt wird, das andere Darſteller, obgleich es vor Augen lag, überſehen haben. Davon werden ſich beſonders ſolche Reiſende dankbar überzeugen, die zum erſten Mal nach Paris kommen, und denen wir hiermit das gediegene Werk zugleich als einen der praktiſcheſten Rathgeber empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

32101 064054818

This Book is Due

AUG 2 1963	
JAN [illegible]	FEB [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google